

Wieslaw Kielar

Anus Mundi

Fünf Jahre Auschwitz



Wieslaw Kielar Anus Mundi

»Wer dieses Buch liest, das den Blick auf ein schauerliches Panorama von Situationen, Erlebnissen und Begegnungen bis in die düstersten Winkel der von irr-sinnigen Machthabern geschaffenen Infernos freigibt, der begreift, was sich hinter dem Begriff ›Auschwitz‹ verbirgt – der ahnt auch, was Auschwitz für all die Unglücklichen bedeutete, die zum Vegetieren, Dahinsiechen und Sterben an diesem trostlosen Ort verdammt waren...«

W. Schickling, in: ›Das Parlament‹

»Kielars Stärke: Er verschafft wie kein Autor vor ihm Einblick in den Terror- und Herrschaftsmechanismus eines deutschen Vernichtungslagers und macht verständlich, wie sich selbst in der Hölle Auschwitz einzelne Häftlinge Freiräume schaffen konnten, die eine Überlebenschance boten.«

aus der Einleitung zum Vorabdruck im ›Spiegel‹

Umschlaggestaltung: Buchholz/Hinsch/Hensinger

www.fischerverlage.de

ISBN 978-3-596-23469-1

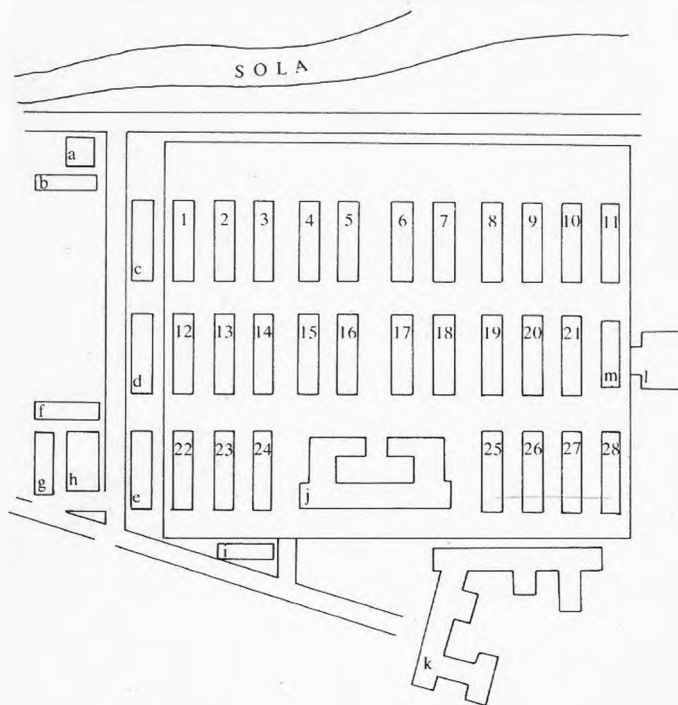


€ (D) 11,95

€ (A) 12,30

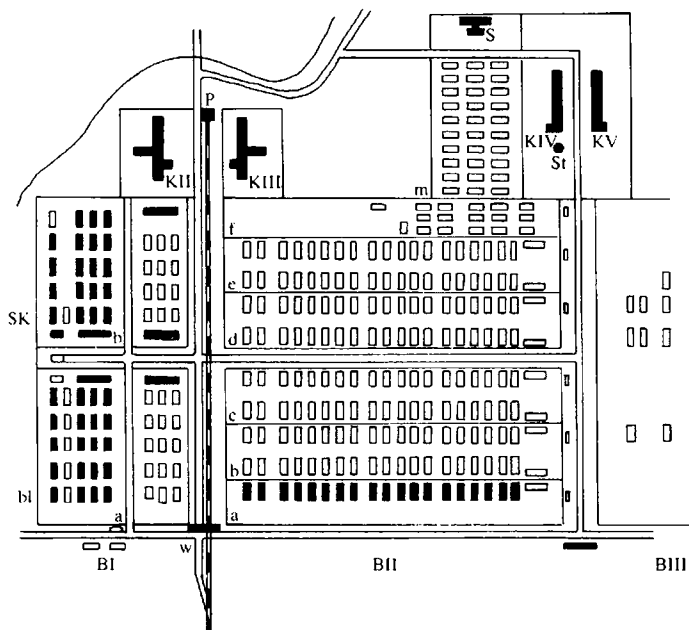
Fischer 

PLAN DES KONZENTRATIONSLAGERS AUSCHWITZ



Block 1		h	Gaskammer und Krematorium I
bis 28	Wohnblocks	i	Wache beim Eingangstor zum Lager
a	Wohnhaus des Lagerkommandanten	j	Lagerküche
b	Hauptwache	k	Aufnahmegebäude
c	Lager-Kommandantur	l	Warenlager geraubter Sachen der Ermordeten
d	Verwaltungsgebäude	m	neue Wäscherei
e	SS-Lazarett (SS-Revier)		
f, g	Politische Abteilung		

PLAN DES KONZENTRATIONSLAGERS BIRKENAU



- w Hauptwache - »Todestor«
- Bla, b Frauenlager
- bl Block 25 (Todesblock)
- SK Strafkompanie
- BIIa Quarantäne
- BIIb Familienlager (»Theresienstadt«)
- BIIc Ungarisches Lager
- BIIe Männerlager
- BIIe Zigeunerlager
- BIIIf Lagerkrankenbau für Häftlinge
- BIII Weiterer Teil des Lagers im Bau (»Mexico«)
- K-II Gaskammer und Krematorium II
- K-III Gaskammer und Krematorium III
- K-IV Gaskammer und Krematorium IV
- K-V Gaskammer und Krematorium V
- P Denkmal - Urne mit Asche
- m Warenlager geraubter Sachen der Ermordeten
- S »Sauna« - Bad
- St Teich, in den die Asche aus den Krematorien IV und V geschüttet wurde



Der polnische Schriftsteller Wieslaw Kielar hat eine von Menschen erdachte und organisierte Hölle erlebt – das Konzentrationslager Auschwitz, das grösste nationalsozialistische Vernichtungslager im Zweiten Weltkrieg. In Auschwitz haben die Folter- und Mordknechte des Dritten Reiches etwa 1-1,5 Millionen Menschen systematisch ermordet. Auschwitz, das ist der äusserste, brutalste Ausdruck deutschen Rassenhochmuts und Grössenwahns, das sind Vernichtungsmethoden, wie sie sich nur von Menschenverachtung erfüllte Gehirne ausdenken können; Auschwitz, das ist ein Meer von Schmerzen, Qualen, Demütigungen, Todesängsten; Auschwitz, das ist ein Menschheitstrauma, das nicht wieder ausgelöscht werden kann. Wer an Auschwitz denkt, kann der noch unbefangen daran glauben, dass die Menschheit sich zu immer höherer Humanität entwickelt? Hat Auschwitz wenigstens neue Kriege, Vernichtungslager, Foltergreuel verhindert?

Wieslaw Kielar hat Jahre nach dem Zweiten Weltkrieg, aus zeitlicher und innerer Distanz, ein Buch über seine Erlebnisse in der Hölle von Auschwitz geschrieben, ein Buch, das alle landläufigen literarischen Kriterien sprengt. Es hat zwar alle Merkmale eines grossen Romans: kraftvolle Sprache, packende Schilderung menschlicher Charaktere und – Spannung, so zynisch der Begriff in diesem Zusammenhang auch klingen mag. Doch es ist weit mehr als ein Roman, es ist ein Dokument menschlicher Leidensfähigkeit, ein Dokument menschlicher Grösse inmitten menschlicher Niedertracht.

Wieslaw Kielar, 1919 in Przeworsk in Polen geboren, wurde im Mai 1940 von der Gestapo verhaftet und mit dem ersten Transport politischer Häftlinge in das Konzentrationslager Auschwitz eingeliefert. Bei seiner Befreiung rund fünf Jahre später wog er noch 39 Kilogramm. Nach einem Jahr ärztlicher Behandlung in Deutschland kehrte er in seine Heimat zurück. Für sein Buch ‚Anus Mundi‘ hat er zwei polnische Literaturpreise erhalten. Wieslaw Kielar starb 1990.

Mieczyslaw Kieta (1920-1984), der Verfasser des Vorworts, war von 1941 bis 1945 in Auschwitz. Er lebte zuletzt als Journalist in Krakau.

Wieslaw Kielar
Anus Mundi

Fünf Jahre Auschwitz

Aus dem Polnischen
von Wera Kapkajew

Fischer Taschenbuch Verlag



13. Auflage: März 2011

Ungekürzte Ausgabe
Veröffentlicht im Fischer Taschenbuch Verlag,
einem Unternehmen der S. Fischer Verlag GmbH,
Frankfurt am Main, Februar 1982

© 1979 S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main
Die polnische Originalausgabe erschien
1972 unter dem Titel ‚Anus Mundi‘ im
Verlag Wydawnictwo Literackie, Krakow
© 1972 Wieslaw Kielar

Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck
Printed in Germany
ISBN 978-3-596-23469-1

Eingelesen mit ABBYY Fine Reader

Vorwort

Dieses Buch ist kein Roman, obwohl es wie ein spannender Roman gelesen werden kann. Es ist ein Dokument. Alle darin vorkommenden Personen sind authentisch, genauso authentisch wie die Erlebnisse des Verfassers: die Situationen, in denen er sich befand, und die Vorfälle, an denen er teilnahm. Er war knapp einundzwanzig Jahre alt, als er am 14. Juni 1940 aus dem Gestapo-Gefängnis in Tarnow mit dem ersten Transport der politischen Häftlinge in das KZ-Lager Auschwitz kam. Es waren insgesamt 728 Häftlinge. Hier wurden ihre Namen in Nummern geändert. Von nun an sollten sie nur noch Sachen sein, Eigentum der SS, eingetragen in die Lagerkartei mit den Nummern 31 bis 759. Wieslaw Kielar erhielt die Nummer 290, und so begann ein Lebensabschnitt, der fast fünf Jahre dauern sollte und der mit dem Namen KZ-Lager Auschwitz und mit der Geschichte dieses Lagers untrennbar verbunden war.

Das Datum, an dem diese Gruppe politischer Häftlinge aus Polen eingeliefert wurde, wird von der Geschichte als die Inbetriebnahme, als der Beginn des Lagers Auschwitz bezeichnet. Damit fängt das erste Blatt seiner tragischen Kapitel an. Drei Wochen vorher hatte man bereits 30 deutsche Kriminelle aus dem KZ Sachsenhausen dorthin gebracht, die von dem späteren sogenannten «Henker von Auschwitz», dem Rapportführer Gerhard Palitzsch persönlich ausgewählt worden waren. Sie erhielten die Nummern 1 bis 30 und bildeten zusammen mit einer damals noch kleinen, kaum mehr als hundert Mann zählenden SS-Besatzung im Wesentlichen das System der organisatorischen Struktur des Lagers, seines Terrors und seiner Gewalt. Diese Kriminellen wurden eifrige Helfer der SS-Männer, und zwar in den Funktionen als Blockälteste und Aufseher. Das Leben der 728 Häftlinge aus dem ersten Transport war nicht nur von der SS, sondern auch von den kriminellen Häftlingen abhängig. «Von diesem Augenblick an waren wir zu lebenslänglichem Aufenthalt im KZ Auschwitz verurteilte Nummern geworden», schreibt der Autor Wieslaw Kielar einige Jahre nach dem Kriege, «und was ein Konzentrationslager bedeutete, das sollten wir bald erfahren.»

Als mir der Verlag den Vorschlag machte, das Manuskript der Erinnerungen von Wieslaw Kielar zu lesen und das Vorwort zu einer Buchausgabe zu schreiben, dachte ich lange über den Sinn und die Notwendigkeit dieser Verlagsidee nach.

Über das KZ Auschwitz gibt es bereits eine umfangreiche Literatur. Nicht nur streng authentische Erinnerungen und Tagebücher, sondern auch literarische Werke von grossem künstlerischem Wert. Es gibt auch historische Werke und Monographien, Ergebnisse wissenschaftlicher Forschung. Hinzu kommen die

Gerichtsakten der Prozesse vor dem Höchsten Nationaltribunal gegen den Kommandanten des KZ Auschwitz Rudolf Höss (Warschau 1946) und gegen 40 Angehörige der SS-Besatzung, die von diesem Tribunal in Krakau (1947) verurteilt wurden, sowie das Material der drei Auschwitz-Prozesse in Frankfurt am Main in den Jahren 1963 bis 1968.

Es ist in Anbetracht dessen nicht verwunderlich, dass ich mir beim Lesen des Manuskripts von Kielar zuerst überlegte, ob denn überhaupt noch ein Interesse an weiterer Literatur über das Lager Auschwitz vorliege. Die sogenannte Kriegsliteratur ist reichhaltig, und hinzu kommt, dass uns immer mehr Jahre von der damaligen Zeit trennen, Jahre, die reich an Erlebnissen sind und den Graben zwischen Vergangenheit und Gegenwart noch mehr verbreitern.

Ich selbst habe ebenfalls das Drama Auschwitz miterlebt, wie der Verfasser. Ich überlegte mir, für wen er dieses Buch wohl geschrieben hat: Für die Generation, für die der Krieg zu einem wichtigen Teil ihrer eigenen Biographie geworden ist oder ganz besonders für die ehemaligen Häftlinge von Auschwitz, die auf den Blättern dieses Buches viele bekannte Namen finden werden von solchen, die heute noch leben oder inzwischen gestorben sind.

Oder ist dieses Buch für die Jungen geschrieben, deren Vorstellungen von Auschwitz vor einer Barriere halten, die nicht zu überwinden ist?

Vielleicht aber war das Schreiben des Manuskripts auch nur eine ganz natürliche menschliche Reaktion, um die Last jener Jahre von sich abzuschütteln. Niemand wird später in der Lage sein, die vollständige Wahrheit über Auschwitz zu sagen, wenn die letzten Zeugen abgetreten sein werden. Diese Wahrheit ist nicht vorstellbar, sie sprengt die Vorstellungskraft jedes Menschen, der dieses nicht selbst erlebt hat.

Für Menschen, die das Glück hatten, erst nach dem Kriege geboren zu werden, und für solche, die später leben werden, wird das Konzentrationslager Auschwitz mit der Zeit immer mehr ein fernes Symbol sein, tragisch, aber ohne menschliche Nähe, tot wie eine Grabplatte, die die erschreckenden, gigantischen Ausmasse dieses Friedhofs zudeckt.

Jene vier Millionen Menschen*, die dort ermordet wurden, die man in Rauch und Asche verwandelte, sind für die Mehrheit der heute lebenden Menschen nur eine tote Zahl, ein relativ leerer Begriff.

Die Phantasie wird weder dadurch geweckt, dass es sich um vier Millionen Individuen handelte, die zum Teil bereits geformt waren, und um andere, deren Leben sich erst zu formen begann, noch dass diese Zahl vier Millionen menschliche Einzelschicksale enthielt, mit ganz individuellen Freuden und Tragödien,

* Nach neueren Forschungsergebnissen (vgl. z.B. Franciszek Piper, «Die Zahl der Opfer von Auschwitz», Oswiecim 1993) wurden in Auschwitz 1-1,5 Millionen Menschen ermordet.

Lebensplänen und Hoffnungen, Gefühlen und Konflikten, die alle der physischen Vernichtung preisgegeben waren.

Und das ist eine der grundlegenden, der grausamsten Wahrheiten über Auschwitz. Das Zeugnis Kielars ruft uns jetzt nach mehr als dreissig Jahren diese Wahrheiten zurück, und es erscheint mir deshalb als ein Ereignis von besonderem Gewicht.

Der Verfasser war unmittelbarer Zeuge des Verbrechens von Auschwitz, und zwar von Anfang an, von dessen erstem Akt an bis zum Schluss – alle Etappen hindurch. Da er diesen autobiographischen Roman in der Breite eines Panoramas anlegt, füllt er die heute leeren Baracken und Strassen der Lager Auschwitz und Birkenau mit jenen Menschen, die in diesen Löchern lebten und wussten, dass sie unausweichlich zum Tode verurteilt waren, den sie früher oder später erleiden mussten. Am häufigsten gab es einen schlimmen Tod, und je schlimmer er war, in desto gemeinerer Form trat er auf. Überall gab es diesen Tod, jeden Tag und jede Nacht, fast zu jeder Stunde. Er wurde so sehr zu einer allgemeinen und gewöhnlichen Erscheinung, dass man sich an ihn gewöhnen konnte. Bereits am Anfang seines Buches schreibt Kielar: «Zum erstenmal in meinem Leben sah ich das Sterben, ich habe mir niemals vorgestellt, dass man so lange sterben kann.»

Der Tod eines Mithäftlings, den er am dritten Tage seines Aufenthalts im Lager gesehen hatte, der Tod eines misshandelten und von den Aufsehern – auch Häftlinge – ermordeten Menschen war für den Verfasser eine grosse Erschütterung. Dieses Sterben blieb fest in seiner Erinnerung haften. Er hat es mit einem ungewöhnlichen Realismus beschrieben. Als der Körper des misshandelten alten Mannes unbeweglich geworden ist, sagt der Verfasser, der genau wie jener andere gemartert worden war: «Ich bin aber unverletzt und lebe. Und ich will leben.»

Ich glaube, dass diese Erfahrung von Kielar, die bei ihm ein solches Bekenntnis provoziert hat, ihre eigene Sprache spricht. Ich sehe darin eine Art Schlüssel zu seiner Auschwitzer Biographie. Niemals später, auf den weiteren Seiten seiner Erinnerungen, kommt es zu einer solchen Konfrontation mit dem Tode, obwohl es ihn, diesen Tod, mit jedem Monat, mit jedem Jahr, immer wieder und in einem immer grösseren Ausmasse gab: bei den anfangs seltenen Exekutionen in der Sandgrube hinter der Küche bis zur Massenabschlachtung auf dem Hof des Blocks 11, über die Phenolspritzen ins Herz bis zu der Gaskammer in Birkenau, die innerhalb eines Tages Tausende von Menschen auslöschte. Ausserdem gab es zu jeder Stunde ein langsames Sterben an Hunger, körperlicher Auszehrung oder an fehlender psychischer Widerstandskraft. Kielar aber will überleben, allem, was ihn umgibt und was ihn bedroht zum Trotz. Er beobachtet den sich immer mehr verdichtenden Alptraum aus einer gewissen Entfernung. Das Grauenvolle wird zu einer alltäglichen Wirklichkeit, zu etwas so Einfachem und All-

gemeinem, dass alle kleinen Erlebnisse und Begebenheiten des Tages im Vergleich dazu viel wichtiger sind. Also ist der immerwährende Kampf um das bedrohte Leben, um das Essen oder den Schutz vor der Kälte, auch ein Abwenden der Gedanken von der Wirklichkeit. Wie charakteristisch ist diese Szene, die sich im Keller, in der Leichenhalle abspielt, wo die Leichen der Erschossenen und Toten vor dem Abtransport in das Krematorium gelagert waren! Hierher pflegte Kielar zu einem «gemütlichen Plausch» zu kommen, wie er es selbst bezeichnete.

«Gienek Obojski hatte von irgendwo her Rohkartoffeln organisiert. Im Keller stand ein Koksöfchen (ein ‚Kokser‘). Auf dem Ofen brieten wir Kartoffelpuffer. Wir sassen damals auf den ‚Särge‘ um das glühende Öfchen herum, die Kartoffelpuffer brutzelten, ihr angenehmer Geruch reizte verlockend die Nase und tötete den widerlichen Gestank des Chlors, mit dem die dort gelagerten Leichen bestreut wurden. Wir waren mit den Leichen bereits so vertraut, dass sie auf uns gar keinen Eindruck machten. Ich spielte oft Mundharmonika, und Ali sang. Es herrschte eine nette Stimmung wie bei einem Pfadfinderfeuer ...»

Es ist sicher eine schockierende Szene, dafür aber echt, weil genau so die Wahrheit in Auschwitz war: hart und streng, ohne hochfahrendes Pathos. Am Ende dieses Vorgangs sagte einer der in der Leichenhalle feiernden Totengräber: «Wir ernähren uns wie die Hyänen von Kadaver ... Bevor wir aber mit dem Rauch fortgehen, fressen wir uns wenigstens satt...» Nur in dieser völlig entarteten, schrecklichen Welt waren solche Kontraste möglich. Noch erschütternder sind sie in den Teilen des Kielar-Buches, die das Lager in Birkenau betreffen, wo sich das Leben unter dem von den Feuerflammen aus den Krematorien rot brennenden Himmel und zwischen den Stößen von Menschen, die im Nu zu Asche wurden, abspielte. «Das Leben verlief normal», sagt Kielar. «Normal, das heisst wie immer: die Mehrheit arbeitete schwer und war ständig den Schikanen, Schlägen, Selektionen, der Vergasung, Erschiessung und Vernehmung der Politischen Abteilung ausgeliefert. Ihr Leben hing von einem Teller Suppe aus Steckrüben oder Brennesse ab und von der guten Laune der SS-Männer, die hier Herr über Leben und Tod waren. Niemand war seines nächsten Tages sicher. Sogar die Prominenten, zu denen ich nach einem fast vierjährigen Aufenthalt im Lager gehörte ... Die Politischen schnüffelten immerfort im Lager herum. Man musste sich vor den Spitzeln und vor zu eifrigen Funktionshäftlingen in Acht nehmen und vor den Transporten, die man immer häufiger angeblich in das Innere des Reiches verschickte. Es war nie bekannt, ob so ein Transport nicht irgendwo in einer Gaskammer landete».

Das Lagersystem, das von der SS geschaffen wurde, sollte die Häftlinge physisch vernichten und das geschah in der Tat. Vorher musste man sie aber mora-

lisch zu Krüppeln machen, ihre Psyche töten, die Menschlichkeit, die menschliche Würde in ihnen vernichten. Das war auch ein Verbrechen.

Jedoch nicht alle wurden Opfer dieses Systems. Der Mensch verteidigt sich mit einem empfindlichen Gewissen, mit der Zartheit seiner Gefühle, mit seinen Träumen, mit seinem Gefühl für Solidarität und Brüderlichkeit.

Wie bezeichnend ist dafür der Kontrast zwischen der Lagerhölle und der Liebe zu einem Mädchen. Kielar schreibt darüber: «Fast jede freie Minute verbrachte ich mit ihr in Gesprächen, in Gesprächen, die vielleicht naiv waren, zu naiv für die Häftlinge eines Konzentrationslagers: die rosige Kindheit, das Zuhause, die Ausflüge, Sport, Kino, die ersten Rendezvous ... Mit einem Wort, wir sprachen über all das, woraus unsere glücklichen Jugendjahre bestanden. Wir hielten uns an den Händen, schauten uns in die Augen und vergassen die Welt um uns, vergassen Not, Hunger, Kälte, Schmutz und Insekten, Gewalt, Abspritzen und Vergasung, Selektionen und Massenmorde und ... unsere Vernichtung. Wir waren so voneinander erfüllt, so trunken von Glück, das uns diese reine, platonische Liebe gab, eine platonische Liebe, weil wir die andere, körperliche Liebe noch nicht kannten.»

Das verliebte Paar, vor dem Hintergrund der Apokalypse von Auschwitz, ist nur scheinbar ein unverständliches Bild. Der Verfasser selbst sagt, dass es wunderbar mit der Umgebung kontrastierte, und beruft sich dabei wie zur Entschuldigung auf die Meinung eines Häftlings: «Sie lieben sich, es steht ihnen doch etwas von diesem verfluchten Leben zu.» Das ist natürlich eine Vereinfachung, ein Kommentar, der die Angelegenheit unter dem Druck der sie umgebenden Wirklichkeit trivialisiert.

In Wirklichkeit war diese Liebe eine Hoffnung, eine Flucht aus der Grausamkeit in eine andere Welt, gleichsam eine Sehnsucht nach dieser anderen Welt. Eine ähnliche Flucht vor der täglichen Wirklichkeit war das ferne Zuhause, die Erinnerungen an die Angehörigen, die Träume von der Rückkehr zu ihnen. «Ich habe von zu Hause ein Päckchen bekommen, ein ganz bescheidenes, es scheint meinen Eltern schwergefallen zu sein ...» schreibt Kielar, «jedesmal, wenn ich von zu Hause einen Brief oder ein Päckchen bekam, lebten die Erinnerungen wieder auf, desto greller sah ich die Hoffnungslosigkeit des armseligen Vegetierens hinter den Drahtzäunen des Lagers ... Ich dachte an zu Hause, an den Krieg, an das Lager, an die Gaskammern und an das Phenol, an die Selektionen, an das Abknallen und an die Kameraden, die bereits umgekommen waren, an unser widerwärtiges Schicksal, in dem ich persönlich trotz allem sehr viel Glück hatte, ich dachte schliesslich daran, was der morgige Tag und der darauffolgende bringen würde, die ich mir konkret nicht mehr vorstellen konnte.»

Der Wert dieses Berichtes von Kielar liegt unter anderem darin, dass er nicht nur Tatsachen beschreibt, sondern vor ihrem Hintergrund eine ganze Vielfalt der menschlichen Impulse darlegt: der schlechten und guten, der edlen und niederträchtigen. Das ist ein Ergebnis nicht nur seiner Beobachtungsgabe, sondern auch seiner Empfindsamkeit und der Feinheit seiner Natur. Seine Erinnerungen sind also reicher im Vergleich zu vielen anderer Verfasser, sie sind mehrdimensional und vielschichtig, auch im geographischen Sinne des Wortes.

Während seines einige Jahre dauernden Aufenthaltes im Lager befand er sich in verschiedenen Abschnitten des Auschwitz Komplexes: im sogenannten KL Auschwitz I, in den Nebenlagern Harmensee und Buna-Monowitz und schliesslich in Birkenau. In jedem dieser Lager hatte er ein breites Beobachtungsfeld, und zwar in verschiedenartigen Situationen, unter verschiedenartigen Umständen und von verschiedenen Stellungen aus. In seiner Auschwitzer «Karriere» hatte er verschiedene Funktionen ausgeübt: er war u.a. Pfleger im Krankenbau, Leichenträger, Schreiber in einem Arbeitskommando, Häftling der Bunker, Installateur, Leiter eines Arbeitskommandos, ein sogenannter Vorarbeiter, und sogar Blockältester. Als alter Häftling wurde er zum Funktionshäftling, und zwar auf einem Posten, der in den ersten Jahren des Bestehens von Auschwitz den schlechtesten Ruf hatte. Damals, als er zum Blockältesten wurde und sozusagen die Spitze in der Lagerhierarchie erklommen hatte, wurden die Blockältesten in der Mehrzahl von politischen Häftlingen und nicht mehr von Kriminellen gestellt.

Der gesamte Weg des Verfassers an die Spitze der Häftlingshierarchie ist insofern für ihn charakteristisch, als er immer solche Stellungen mied, welche ihm Macht über die anderen gegeben hätten, oder solche, von denen das Schicksal der anderen abhängig gewesen wäre. Wenn ihm infolge der Umstände solche Stellungen anvertraut wurden, versuchte er, sie so schnell wie möglich loszuwerden. Er wollte unter diesen schrecklichen Umständen frei und in gewissem Sinne unabhängig bleiben. Er wusste sehr gut, wie leicht sich diese Macht gegen die Kameraden des Lagerleidens wenden könnte. Auf einem Blatt dieser Erinnerungen notiert er, dass «die Macht Menschen, besonders junge und unerfahrene, verdirbt.»

Die verschiedenen Positionen, die der Autor im Laufe seines Lageraufenthaltes innehatte, ermöglichten es ihm, Erfahrungen und Beobachtungen zu sammeln, die sich nicht nur auf die Häftlinge, sondern auch auf die Angehörigen der SS-Besatzung bezogen. Da er im Laufe der Zeit zu der sogenannten Prominenz gehörte, hatte er einen unmittelbaren Kontakt zu vielen SS-Männern und nicht immer ausschliesslich dienstlicher Art. Daher geben seine Erinnerungen ein Bild des Lagers wieder, das nicht mit den Augen eines grauen Durchschnitts-

häftlings gesehen wurde, eines der zigtausende von Häftlingen, der, sei es auf eigene Faust, sei es mit Unterstützung von Freunden, Bekannten oder der Gruppe, in der er sich befand, mit seinem Schicksal fertig zu werden versuchte. Kielar gehörte im letzten Zeitabschnitt seines Aufenthaltes im KL Auschwitz zu der kleinen Gruppe der «Lageraristokratie», er lebte in ihrer kleinen Welt, die nur ein Teil der Wirklichkeit war, die den zigtausenden von grauen gewöhnlichen Häftlingen zum Schicksal wurde. Jedoch schwebte auch über dieser kleinen prominenten Welt, genau wie über der hungrigen, gehetzten und verlausten Menge der Häftlinge, die gleiche apokalyptische Drohung, die gleiche Gefahr des Todes.

Ich glaube, der Vorzug dieser Erinnerungen liegt nicht nur darin, dass sie die Realitäten des Lagerlebens zeigen, sondern vor allem darin, dass sie ohne jegliche Beschönigung ehrlich und brutal die Vielschichtigkeit dieses Lebens und der menschlichen Einstellungen enthüllen und unterstreichen. Wir fügen hinzu, der Einstellungen nicht nur der Häftlinge, sondern auch der SS-Männer. Sie sind in diesem Buch Menschen und nicht die aus schwarzem Papier herausgeschnittenen Silhouetten, Menschen mit stark betonten Charakterzügen, die nicht immer von den gleichen Handlungsmotiven geleitet werden. Man kann unter ihnen unversöhnliche Menschen finden, die mit Vorbedacht ihr verbrecherisches Werk vollenden, und solche, die ihren Opfern helfen und mit ihnen zusammenarbeiten. Sei es aus Gewinnsucht, sei es aus Leidenschaft zu Alkohol und Gold, sei es aus versteckten Reflexen des Mitleids oder des Mitgefühls, oder sogar aus dem Unglauben an eine Idee, eine Idee, die sie in die Uniformen mit dem Totenschädel gesteckt und sie Mord und Hass zu anderen Menschen gelehrt hatte. Die Vertreter der SS sind in diesem Buch keine blinden Automaten, die ausschliesslich zum Töten geschaffen sind, sondern Menschen, die «den Menschen dieses Schicksal bereitet haben», die nach der Niederlage bei Stalingrad, als sich das Ende ihrer Herrschaft immer deutlicher abzeichnete, menschlich reagierten und von der Angst vor der Verantwortung oder von der Angst vor dem Verlust ihrer Einkaufsquelle beherrscht waren. In solchen Teilen der Erinnerungen von Kielar fehlt es nicht an grossartigen Bemerkungen, Beobachtungen und Szenen. So deckt zum Beispiel der Chef des Hauptmagazins mit Lebensmitteln, ein SS-Mann mit dem Spitznamen Schweik, das Defizit in dem von den hungrigen Häftlingen bestohlenen Magazin. Er weiss von den Diebstählen, zieht aber keine Konsequenzen daraus. Im Gegenteil, er ergänzt die durch sie verursachten Fehlbestände. «Er machte das nicht wegen seines guten Herzens», schreibt Kielar, «er stahl auch.» Er wollte sein eigenes Verbrechen decken, und deswegen gingen die Häftlinge straflos aus.

Dieses Beispiel kann in gewissem Sinne erklären, warum eine Begebenheit möglich war, die übrigens an die grossartigen Beschreibungen von Tadeusz Bo-

rowski erinnert und das Festessen betrifft, das von einer Gruppe der Prominenz in Birkenau Weihnachten 1943 veranstaltet wurde: «Das Fest war prächtig ausgefallen. Es gab Fleisch, Geflügel, Schinken, Würste, Schnaps. Die Atmosphäre war so, als ob wir in Freiheit wären. Der volle Magen und der Alkohol förderten den Optimismus. Übrigens waren die Nachrichten von draussen tröstlich. Die unbesiegbare Hitler-Armee zog sich auf die ‚im Voraus bestimmten Positionen‘ zurück, die Angriffe der alliierten Flugzeuge desorganisierten das Hinterland. Das berühmte geflügelte Wort im Lager ‚Nur bis zum Frühjahr‘ erhielt endlich eine realistische Grundlage. In diesen Tagen des Überflusses verloren wir wohl das Gefühl für die Wirklichkeit. Die Krematorien hörten nämlich nicht auf zu rauchen, die Feuerstösse brannten weiter, und Dutzende von Menschen kamen täglich mit einem «normalen Tod‘ um, ohne die Erschossenen, Gespritzten, Ausselektierten zu erwähnen.» Die besondere Grausamkeit dieses Festessens liegt darin, dass zu der gleichen Zeit Tausende von abgezehrt und hungrigen Häftlingen in Birkenau neben der Gaskammer und im Schatten der Krematorien vegetierten. Und nicht nur das, es spielte sich doch in der Nähe des sogenannten «Kanada» ab, das heisst in der Nähe von einigen Dutzenden von Baracken, in denen die SS das von den Ermordeten geraubte Hab und Gut lagerte.

«Der süssliche Rauch», schreibt Kielar, «legte sich wie ein Nebel über die ganze Gegend. Und währenddessen arbeitete das ‚Kanada‘ im Schweisse seines Angesichtes auf der Rampe. Sie führten die zweite Selektion auf der Rampe durch ... die Selektion des Vermögens der Vergasteten unter der Aufsicht von einigen SS-Männern. Die Autos, voll von Koffern, Kisten und Bündeln, fuhren eines nach dem anderen zu den Magazinen ab, die sich im Effektenlager befanden, wo dieses ganze Vermögen einer weiteren, diesmal genaueren Selektion unterlag.»

Das ist eines der täglichen Bilder aus den Jahren 1942 bis Ende 1944 in Birkenau, an dem Ort, den der SS-Arzt Hauptsturmführer Thilo den «Arsch der Welt» nannte. Dieselbe Meinung notierte sich auch sein Kollege, ein SS-Arzt, der Universitätsprofessor und Doktor der Medizin und Philosophie Johann Paul Kremer, der am 5. September 1942 wörtlich schrieb: «Heute Mittag bei einer Sonderaktion aus dem Frauenlager: das Schrecklichste der Schrecken. Hauptsturmführer Thilo, der Standortarzt, hat recht, wenn er mir heute sagte, wir befänden uns hier am anus mundi (After der Welt).» Die Notiz von Kremer betraf den Mord an 800 Frauen – Häftlingen, die nach einer Selektion im Frauenlager in der Gaskammer umgebracht wurden. Es war lediglich ein Teil der alptraumartigen Ereignisse, die hier in Birkenau vier Millionen menschliche Existenzen auslöschten. «Anus Mundi, aus dem Munde des SS-Standortarztes Heinz Thilo, war für diesen Ort eine Bezeichnung, die einerseits den Abscheu und das Entsetzen ausdrückte, die dieses KZ-Lager in jedem Beobachter hervorrief»,

schrieb in seinem Werk *Der Lebensrhythmus* der berühmte Psychiater Prof. Dr. Antoni Kepinski – «andererseits aber die Existenz des Lagers mit der Notwendigkeit der Weltreinigung begründete. Im Selbstverständnis des Hitleristischen Vernichtungslagers hatte diese Bezeichnung – neben dem unmittelbaren politisch-ökonomischen Ziel, den Feind am effektivsten und billigsten zu vernichten – einen tieferen Sinn, nämlich die germanische Rasse von all dem zu säubern, was nicht mit dem Ideal vom germanischen Übermenschen übereinstimmte.»

Eine solche Interpretation dieser Bezeichnung scheint mir ungewöhnlich zutreffend zu sein. Wenn jener Ausdruck vom Verlag als Titel der Erinnerungen von Kielar angenommen wurde, so geschah es jedoch nicht nur deswegen, weil sie auf die einfachste kürzeste Art die Funktion des hitleristischen Vernichtungslagers ausdrückt, sondern auch deswegen, weil «Anus Mundi», wie Antoni Kepinski schrieb, der Welt einen Menschen in der ganzen Skala seiner Natur gezeigt hat: neben der erschreckenden Bestialität – Heldentum, Opferbereitschaft und Liebe. Ich glaube, der Titel *Anus Mundi* besagt eigentlich alles. Insbesondere dann, wenn Kielar schreibt: «„Kanada“! Es machte gar nichts, dass die Krematorien rauchten, dass in den mit Vergasten gefüllten Gräben menschliches Fett im Feuer brutzelte. Das Lager hatte genug zu essen! Das Lager atmete auf, weil die mit den Transporten beschäftigten betrunkenen SS-Männer nicht viel Interesse für die im Lager Lebenden zeigten. Sie suchten nach Gold und stopften sich damit die Taschen. Sie sicherten ihre Zukunft. Die Arbeiter und Häftlinge von ‚Kanada‘ taten das gleiche. Sie brauchten diese Schmuckstücke, um sich das Leben im Lager zu erleichtern. Die Angehörigen des Sonderkommandos siebten auf Befehl der SS sogar die Asche der Verbrannten und suchten darin nach den nicht geschmolzenen Brillanten. Das aus den Zähnen herausgezogene Gold wurde in Stäbe geschmolzen und in das Innere des Reiches geschickt, um die Staatskasse des im Zerfall begriffenen Staates zu füllen.»

Das ist eine erschütternde Synthese des Konzentrationslagers Auschwitz, das zu einem Lager der Massenvernichtung wurde. Tod und Raub, menschliche Herden, die in das Gas getrieben wurden, um dort zu ersticken, und die Erleichterung, die das Lager bei jedem neuen Transport spürte. Die Erleichterung, die aus der Hoffnung entsprang, die Habgier der SS-Männer werde den Lagerinsassen eine Atempause schaffen, durch die ihr Leben für einige Tage oder Stunden verlängert werden könnte; eine Erleichterung auch insofern, als die Suppe aus der Lagerküche durch die Abfälle von Lebensmitteln, die die Todgeweihten hierher mitgeschleppt hatten, ein wenig dicker war. Solche Suppen vermochten wenigstens für kurze Zeit den Hunger zu stillen, deshalb bedeuteten sie den Schimmer einer Hoffnung auf die Verlängerung des Lebens.

Das ist auch eine der Wahrheiten über das Konzentrationslager Auschwitz.

Ist diese Wahrheit bereits vollständig? Niemand hatte bisher eine vollständige Wahrheit ausgesprochen, und niemand wird vielleicht jemals eine vollständige Wahrheit mitteilen können. Sie, die vollständige Wahrheit, setzt sich nämlich aus so vielen individuellen Empfindungen, Erlebnissen, Konflikten und Dramen, persönlichen Niederlagen und Tragödien, unerfüllten und erfüllten Hoffnungen zusammen, wie Häftlinge durch dieses Lager gingen. Sowohl jene vier Millionen, die direkt ermordet und gar nicht von der Lagerkartei erfasst wurden, als auch die, die zu Nummern wurden.

Das Buch von Wieslaw Kielar hat nicht nur historischen, sondern auch moralischen und ethischen Wert. Das Buch spricht nicht nur von der Geschichte des Lagers Auschwitz, es ist nicht nur eine Chronik der Fakten und Gegebenheiten, sondern es hat auch einen tiefen menschlichen Sinn, indem es auf unschematische, wahrhaftige, bis zur Brutalität ehrliche Weise die Menschen zeigt, welche in unmenschlichen Zeiten zum Leben oder Tod verurteilt wurden, in Zeiten, in denen das Gute mit dem Bösen, der Glaube und die Hoffnung auf Menschlichkeit mit der Erniedrigung des Menschen gekämpft hat. Es war die Zeit der grossen Bewährungsprobe, in der neben den starken Charakteren schwache und gebrechliche auftraten, und erst vor dem Hintergrund der Letzteren gewinnen die Erstgenannten ihre eigentliche Grösse und ihren Rang. Ich würde sogar sagen, sie werden heldenhaft, zwar nicht denkmalartig und pathetisch, sondern gewöhnlich, einfach, menschlich.

Ich lege dieses Buch in die Hände der Leser und glaube, dass es sie zu tieferen Gedanken und Reflexionen anregt. Es enthüllt nämlich aussergewöhnlich ehrlich die gegenseitigen Abhängigkeiten und Gesetze, die in der schrecklichen Apokalypse des Vernichtungslagers herrschten, und die Vernichtung, die der deutsche Faschismus der Menschlichkeit zugefügt hat. Der Mensch ging als Sieger hervor.

Mieczyslaw Kieta

Kapitel I

Wir versuchten zusammenzubleiben. Bis jetzt war es uns gelungen. Diesmal auch. So wie wir in der Gefängniszelle gegessen hatten: Tadek Szwed, Dziunio Beker, Romek Trojanowski und ich. Wir setzten uns auf eine Bank, jeder mit seinem kleinen Bündel, das wir aus dem Gefängnis Tarnow mitnehmen durften. Ich hatte ein wenig zuviel von diesen Klamotten, und am meisten war mir der Wintermantel im Wege, der mir, ich weiss nicht wozu, von den fürsorglichen Eltern noch vor der Abfahrt aus dem Gefängnis in Jaroslaw zugeschickt worden war. Es war doch Sommer! Was haben sich denn die alten Leutchen gedacht! Vielleicht, dass ich im Gefängnis oder bei den landwirtschaftlichen Saisonarbeiten überwintern werde, wohin man uns – wie wir annahmen – jetzt fuhr. Mit diesem Mantel und bei so einer Hitze habe ich zumindest wie ein Muttersöhnchen ausgesehen.

Die Gendarmen, die uns begleiteten, waren nicht die schlechtesten. Wir durften miteinander sprechen, und man erlaubte uns sogar zu rauchen, wovon Dziunio eifrig Gebrauch machte, da er der einzige Raucher unter uns war. Man hatte uns lediglich verboten, an die Fenster des Waggons zu gehen. Wer hätte denn von uns flüchten wollen! Wir fuhren zwar ins Ungewisse, aber wir glaubten nicht, dass es dort schlimmer sein werde als im Gefängnis. Die Begleiter, die wir mehrmals nach dem Ziel unserer Reise fragten, schwiegen wie verhext.

Schliesslich wurde einer von ihnen weich und teilte uns mit, dass wir zur «Arbeit» fuhren. Wohin, das durfte er nicht sagen. Wir sollten uns übrigens bald selbst davon überzeugen ... Unsere Vermutungen waren also richtig-

Das Wetter war herrlich. Nicht verwunderlich, es war ja Mitte Juni. Hinter den Fenstern des Waggons huschten die noch grünen Kornfelder, schattige Haine, Dörfer und kleine Städte vorbei. Die im Felde arbeitenden Bauern grüssten uns und winkten. Unser Zug sah unschuldig aus. In Krakau kamen wir um die Mittagszeit an. Der ganze Bahnhof war mit Hakenkreuzen dekoriert. Man sah unter den Deutschen eine grosse Bewegung und unverhüllte Freude. Aus den Lautsprechern ertönten Märsche und schreiende Reden. Paris ist gefallen! Sieg!!

Wir fuhren weiter. Die Stimmung unter uns war schlecht. Kein Wunder nach einer solchen Nachricht. Dafür platzten die Deutschen vor lauter Freude. Wir bleiben lange auf einer Station stehen. Es stellt sich heraus, dass es ein Grenzpunkt zwischen dem Generalgouvernement und dem Reich ist. Wir fahren weiter. Wir halten auf einer grossen Bahnstation, was man nach der Zahl der Gleise auf beiden Seiten des Zuges annehmen kann. Auf dem Gebäude des Bahnhofs prangt eine grosse Aufschrift, der Name des Ortes:

Auschwitz. Jemand erklärt, es sei Oswiecim. Irgend so ein kleines Nest. Wir denken nicht länger darüber nach, weil sich unser Zug langsam in Bewegung setzt. Wir fahren wohl ein Nebengleis an, da wir einen grossen Bogen machen, so dass die Räder des Zuges unbarmherzig quietschen. Jetzt dürfen wir uns gar nicht bewegen. Wir dürfen nicht einmal in die Richtung der Fenster schauen. Wir sitzen bewegungslos. Unser Zug scheint einen Schluckauf bekommen zu haben. Mal fährt er ein paar Meter, mal bleibt er stehen. Hinter dem Fenster hört man wilde deutsche Schreie, Laufen, Trampeln. Plötzlich werden die Türen unseres Waggons mit einer Wucht aufgerissen. Irgendjemand draussen schreit entsetzlich: «Alle raus! ... los, verfluchte Banditen.» Unsere Begleiter helfen uns auf ihre Art, aus dem Waggon auszusteigen. Sie schlagen uns mit den Karabinerkolben auf den Rücken, dass es widerhallt. Wie wahnsinnig stürzen wir alle auf einmal zu dem einzigen Ausgang. Einer nach dem anderen springen wir aus dem hohen Waggon, direkt auf die SS-Männer zu, die ein Spalier bilden; das zieht sich in Richtung eines hohen Zaunes hin, der ein grosses Gebäude umgibt. Unter dem entsetzlichen Gebrüll der SS-Männer stürzen wir, geschlagen und gestossen, wie eine Herde verrückt gewordener Schafe in das offene Tor hinein.

Auf dem Platz vor dem Gebäude wurde wieder ein schwer passierbares Spalier gebildet, das sich diesmal nicht aus SS-Männern zusammensetzte, sondern aus finsternen grossen Kerlen, die sonderbarerweise mit etwas angezogen sind, was täuschend an gestreifte Pyjamas erinnert. Jeder von ihnen hält einen grossen Stock in der Hand und winkt damit unermüdlich nach rechts und nach links. Ich kriege etwas an der Hand ab, aber der Mantel, den ich in der Hand hielt, minderte zum Glück ein wenig den Schlag. Ich sprang zur Seite, bekam hier aber wieder einen Tritt von einem grossen und dicken «Gestreiften». Zum Glück dauerte das Schlagen nicht länger, da man begann, uns in Reihen aufzustellen. Einer der «Gestreiften» mit dunkler Gesichtsfarbe und durchdringenden schwarzen Äuglein lief die Reihen entlang, richtete aus, schob jemanden, schrie dabei immerzu. Der Rest der «Gestreiften» stellte sich jedoch in einer Reihe zusammen mit uns auf. Wir bemerkten, dass auf ihren Hosen und auf ihren Jacken schwarze oder grüne Winkel auf genäht waren und darunter die Nummern von 1 bis 30. Die Nummer 1 hatte jener Breitschultrige und Dunkelhäutige mit dem Gesicht eines Räubers. Jetzt zählte er gerade in Eile die Reihen ab und gab dann, nachdem er sich in einer gewissen Entfernung uns gegenüber in Achtungstellung postiert hatte, mit einer scharfen, lauten Stimme den Befehl: «Das Ganze stillgestanden! Mützen ab! Augen rechts!»

Wir verstanden gar nicht, um was es sich handelte, standen aber auf alle Fälle bewegungslos. Plötzlich begab sich der uns befehlende «Gestreifte» mit elastischem Schritt zu der Gruppe von SS-Männern, die etwas abseits stand. In kur-

zer Entfernung vor ihnen nahm er die Achtungstellung an, schlug laut die Absätze zusammen, nahm mit einer blitzartigen Bewegung die Mütze ab und kauderwelschte etwas schnell auf deutsch, was wir natürlich nicht verstanden. Einer der SS-Männer antwortete ihm etwas langsam durch die Zähne, ohne die Pfeife aus dem Mund zu nehmen, wobei er auf ein benachbartes Gebäude zeigte. Sobald er geendet hatte, schlug der «Gestreifte» erneut die Hacken zusammen, setzte seine blaue Mütze, die an eine Matrosenmütze erinnerte, wieder auf, machte vorschriftsmässig eine Kehrtwendung und begab sich an seine vorherige Stelle zurück. Erneut fiel ein Kommando, dann lief der Rest der «Gestreiften» auseinander und stellte uns nach einer Weile in Reihen in der Nähe des Gebäudes auf.

Durch eine schmale Tür liess man uns in Gruppen hinein, indem man uns zu den Treppen, die in die Keller führten, schickte. Dort wurden wir in noch kleinere Grüppchen aufgeteilt. Nachdem wir weitere Stockwerke des Kellers passiert hatten, wurden wir sämtlicher persönlicher Sachen beraubt, einschliesslich der Behaarung, welche man uns vor einem Bad in eisigem Wasser vom Kopf und von allen möglichen Stellen entfernte. Anstelle der abgenommenen Sachen erhielt jeder von uns ein Pappschildchen mit einer Nummer darauf, die von diesem Zeitpunkt an den Namen zu ersetzen hatte. Ich bekam die Nummer 290. Romek Trojanowski, der zufällig in einer anderen Gruppe war, hatte die Nummer 44, und Edek Galinski, der sich wiederum in einer anderen Gruppe befand, erhielt die Nummer 537. So wurden wir auf eine einfache Weise zu Nummern. Nach einiger Zeit gab man uns die Kleidungsstücke zurück und trieb uns auf den Hof, wo wir dann in Fünferreihen aufgestellt wurden. Zwei von uns, die gut Deutsch konnten, wurden zu Dolmetschern gemacht. Der eine von ihnen, dick und gross, hiess Baltazinski, der zweite, als Gegensatz dazu schlank und bebrillt, Graf Baworowski. Ihre erste Aufgabe war es, uns mitzuteilen, indem sie die Worte eines mickrigen SS-Offiziers übersetzten, dass wir von diesem Zeitpunkt an sogenannte Schutzhäftlinge geworden waren, die zum lebenslänglichen Aufenthalt im Konzentrationslager Auschwitz verurteilt waren. Und was das ist, ein Konzentrationslager, sollten wir bald erfahren!

Kapitel II

Mützen ab! Mützen auf! Wir wussten schon, was es bedeutet. Das Kommando musste schnell, gleichzeitig und geschickt ausgeführt werden. Wehe dem, der sich verspätete. Da die Mehrheit unseres Transportes aus jungen Menschen bestand, war es uns leichter, sämtliche Mühsale der Übungen wie Hüpfen, Rollen, Tanzen und ähnliche Schikanen, die immer von Schlägen und Misshandlungen begleitet waren, zu ertragen. Schlimmer war es mit den Menschen im fortgeschrittenen Alter. Die fielen oft auf, also misshandelte man sie desto eifriger. «Opa» Kowalski, ein alter Zakopaner, kam trotz seines fortgeschrittenen Alters irgendwie zurecht. Aber Dr. Pizlo, der aus Nisk stammte und durch den Gefängnisaufenthalt bereits abgezehrt war, machte nur mit den Resten seiner Kraft mit. Dank ihnen bekamen wir, die jungen Menschen, ein wenig Ruhe in den Augenblicken, wenn man sich mit den Alten beschäftigte. Wir wussten bereits, dass jene in der gestreiften Kleidung ebenfalls Häftlinge waren und aus dem Lager Sachsenhausen, wo sie seit 1933 sassen, hierhergekommen waren. Desto schwerer war für uns zu verstehen, warum sie uns so sehr misshandelten, sogar dann, wenn keine SS-Männer in der Nähe waren. Oftmals waren sie schlimmer als die SS-Männer. Auf Schritt und Tritt hatten wir sie im Genick, und ihre Hände, die mit Stöcken bewaffnet waren, teilten tüchtig Schläge aus, wo sie nur treffen konnten. Deswegen hatte mancher von uns ein angeschlagenes Auge oder Platzwunden am Kopf.

Man belehrte uns, dass wir die «Gestreiften» mit den Worten «Herr Kapo» anzusprechen hatten. Wenn man einen Kapo ansprach, musste man die Achtungstellung annehmen, vorschriftsmässig «Mützen ab» machen – obwohl keiner von uns eine Kopfbedeckung besass – und danach eine stereotype Formel vor sich hinleiern: «Nummer (hier musste man seine Lagernummer angeben) meldet sich gehorsam.» Wenn es gelungen war, sich schnell und fehlerlos zu melden, dann ging es ohne Schläge ab. Meist brachte jedoch einer irgendetwas durcheinander und erntete als Ergebnis einen Schlag mit dem Stock oder im besten Fall einen tüchtigen Tritt.

Erst gegen Abend liess man uns ein wenig Luft. Nur vor dem Betreten des Gebäudes bekamen wir noch eine ordentliche Taufe. Auf den Befehl des Kapos Nr. 1 hin mussten wir alle – und wir waren über 700 – in die schmale Tür des Blocks hineingehen, um dann die Räume innerhalb des Gebäudes, die als Schlafstelle vorbereitet waren, zu betreten. Durch die traurige Erfahrung belehrt, wussten wir, dass der Befehl sofort durchzuführen war und warfen uns daher alle zur Tür. Die Langsameren wurden bereits von den Kapos geschlagen, also wollte jeder so schnell wie möglich an der Tür sein, die ein wenig Deckung geben sollte. Dort war aber ein unbeschreibliches Gewühl. Einer drängte den

anderen, einer presste den anderen hinein, würgte, zerquetschte, trampelte nieder... Und von hinten bestürmten uns schon wutentbrannt die Kapos, sie schlugen und traten und droschen uns mit Stangen auf die Köpfe, auf die Rücken, auf die Hände. Geschrei, Röcheln, Flüche. Endlich das rettende Tor. Noch ein furchtbarer Pfropfen direkt im Tor, so dass die Knochen krachen und sich der eingedrückten Brust ein dumpfes Stöhnen entringt. Plötzlich, wie aus der Schleuder geschossen, fliege ich längs durch einen kurzen Korridor, um mit dem Fuss an der Treppe, die man hier gar nicht erwartete, hängenzubleiben. Jeder fällt auf den anderen, und von irgendwo her hageln wieder die Schläge auf uns nieder. Wir springen also hoch, so schnell wie möglich, und laufen die Treppe nach oben. Ich kann nicht mehr atmen, mache aber doch noch einen Sprung und bin auf der letzten Stufe. Ein riesiger Kapo steht quer in der Mitte des Korridors mit weit gespreizten Beinen. Er schlägt mal mit der linken, mal mit der rechten Hand. Die Schläge sind tüchtig gezielt, so dass man ein Summen in den Ohren bekommt. Im Mund spüre ich den Geschmack des Blutes und – was soll ich verheimlichen –, der Tränen. Ich laufe mit letzter Kraft und stürme in den Saal, der sich am Ende des Korridors befindet. Halb von Sinnen falle ich auf den Boden, der mit Stroh belegt ist. Nach einer Weile füllt sich der ganze Raum mit den nebeneinander liegenden, niedergemachten, abgehetzten, geschlagenen und erniedrigten, erschrockenen und bis an die Grenze des Möglichen erschöpften Häftlingen. Roman liegt neben mir. Er atmet schwer und sagt nichts. Nur Dziunio zischt durch die Zähne: «Ihr Hurensöhne.» Damit scheint er sich erleichtern zu wollen. Uns hilft es aber nicht viel. Wir liegen auf dem Stroh, das den ganzen Boden bedeckt, und versuchen, nicht daran zu denken, was weiter kommen wird.

Die Erholung dauert nicht lange. Bald schon hört man zahlreiche Schritte beschlagener Stiefel, die im Korridor dröhnen. Sie gehen von Saal zu Saal. Man hört ein lautes Kommando: Achtung!, worauf die Häftlinge in die Achtungstellung hochspringen. Nach einer Weile erscheinen auch in unserer Tür die uns bereits gut bekannte Gestalt des Kapo Nr. 1 und der SS-Mann mit der Pfeife zwischen den Zähnen. Jemand schreit Achtung, wir springen schnell hoch. Nicht allen gelingt es aber zur gleichen Zeit aufzuspringen.

«Verfluchte Bande! Ihr Drecksäcke!», schreit der Kapo.

Das ruhige «Pfeifchen» nimmt langsam seine Pfeife aus dem Mund, weisse Zähne blitzen in der dünnen Spalte zwischen den dicken Lippen. Flüsternd, mit fast milder Stimme befiehlt er: «Hinlegen.» Wir legen uns langsam, nicht gleichmässig hin. Bevor sich die letzten gelegt haben, ein erneuter Befehl, diesmal aber energischer: «Auf!» Wir springen hoch. Jemand verspätet sich wieder, das «Pfeifchen» scheint es aber nicht zu bemerken. Ruhig klopft er die Asche aus seiner Pfeife aus, wobei er damit rhythmisch an die Türumrahmung schlägt.

Plötzlich schreit er ganz laut: «Hinlegen!» Wir fallen zu Boden. «Auf! Hinlegen! Auf! Hinlegen! Auf! Hinlegen! Auf! ...» Und so in die Unendlichkeit. Das Hemd klebt am Körper, der Schweiß fließt über die Augen. «Hinlegen! Auf!» Schon hat man keine Luft mehr. Wir können nicht mehr atmen. Schon lange gibt es kein Stroh mehr auf dem Boden. Dafür gibt es viel Häcksel, viel Häcksel, überall! In der Nase. Im Hals. In den Augen. Der Kapo und das «Pfeifchen» haben sich buchstäblich in diesem Strohhäcksel aufgelöst. In den Staubschwaden hört man nur die unermüdliche Stimme des SS-Mannes: «Hinlegen! Auf! Hinlegen! Auf!» Wann geht es nur zu Ende? Die Knie sind wie aus Watte, und der Körper wird immer schwerer. Man sieht nichts mehr, man hört aber zum Glück kein Kommando mehr. Sie sind fortgegangen!

Wir fallen nebeneinander auf den Boden, wo noch vor einer Weile das Stroh lag. Irgendjemand läuft zum Fenster, um es zu öffnen. Den Fenstern gegenüber steht, in geringer Entfernung, die kleine Bude des SS-Wachmannes. «Fenster zu!» brüllt der Deutsche. Da derjenige, der das Fenster öffnet, ihn nicht hört, lässt er eine Serie aus seiner Maschinenpistole los, zur Abschreckung. Das hilft. Niemand wagt sich mehr an die Fenster heran. Es wird dunkel. Jeder versucht einen Platz zu finden, wo er nur kann. Wir aus der Tarnower Zelle bleiben zusammen. Aus einer Ecke des Raumes hört man ein laut geflüstertes Gebet. Die anderen fallen ein. Aus dem dunklen Korridor ertönt ein ohrenzerreissender Schrei: «Ruhe da!» Es wird still, so schlafen wir ein. Nur Dziunio Beker wirft sich unruhig hin und her, schlägt machtlos mit der Faust gegen den Boden und würgt, fast erstickend an Tränen, heraus: «Ihr Hurensöhne!»

Kapitel III

Es ist bereits der dritte Tag im Lager. Drei Scheibchen Brot, drei Schüsseln «Avo»-Suppe, drei Stückchen Speck, einige blaue Flecken, Dutzende von Tritten, Tausende von Erniedrigungen. Ich bin aber unverletzt und lebe. Und ich will leben.

Gerade heute habe ich zum erstenmal in meinem Leben das Sterben gesehen. Ich habe mir niemals vorgestellt, dass man so lange sterben kann. Vielleicht war aber der Jude äusserst hart. Obwohl er nicht so aussah, jenes alte, abgemagerte und kurzsichtige Männlein. Er lag, gestützt an die Wand des Blocks, in der Hitze der Junisonne. Die Haut seines nackten Schädels war an einigen Stellen geplatzt. Ganze Schwaden von Fliegen klebten an dem mit Sand vermischten Blut. Tief eingefallene Augen in violett-schwarzen Rändern wurden von den schweren Lidern zugedeckt. Manchmal hob er sie, es war aber anscheinend eine viel zu grosse Anstrengung, weil er sie sofort erneut niederschlug. Schwarze, geplatzte Lippen, vor Durst versengt, bewegten sich krampfartig. «Wasser, Wasser», röchelte er. Die Kapos umstellten ihn in einem engen Kreis. Als sie fortgingen, gab der alte Jude kein Lebenszeichen mehr von sich.

Wir hatten ein äusserst vielseitiges Tagesprogramm. Dafür sorgten schon unsere Kapos und die SS-Männer. Sie Überboten sich gegenseitig im Ausdenken immer neuer Folterungen. Man könnte meinen, ganz harmloser. Die ganzen Tage lang machten wir «Sport»: Hüpfen, Rollen, Tanzen, Kniebeugen.

Wenn es Hüpfen war, so bedeutete es Dutzende von Metern über den Platz und zurück. Wenn Rollen, dann dort, wo der grösste Staub war, Tanzen zur Entspannung, damit es lustiger wird, Kniebeugen auf das Kommando «eins, zwei, drei» bis zum vollständigen Stehen und dann wieder zurück, bis zur Kniebeuge.

Die Beine zitterten vor Ermüdung wie ein Wackelpudding. Der von der Sonne aufgedunsene, geschorene Kopf war schwer wie Blei. Durst versengte die Eingeweide. Wurde jemand ohnmächtig? ... Man brachte ihn ans Gebäude. Dort brachte ihn schon der Kapo wieder zur Besinnung. Das kalte Wasser, ein guter Tritt ... und man stand wieder in der Reihe.

Das «Pfeifchen» begleitete uns die ganze Zeit. Er stand mit gespreizten Beinen im Schatten eines einzigen Baumes und rauchte seine Pfeife oder pffif eine Operarie, wenn er die Pfeife weglegte. Manchmal rief er jemanden mit dem Finger herbei. Dann erfolgte ein Soloauftritt. Nicht zu lange, weil die Junihitze das «Pfeifchen» ermüdete. Er rief den Häftling zu sich. «Komm! ... Komm! ... Na, genug! ... Was bist du von Beruf?» fragte er harmlos. «Oh, Schüler? Prima!»

lobte er. Dann schlug er plötzlich mit der ganzen Wucht auf die Zähne. «Hau ab, du polnischer Dreck.»

Jetzt nahm er mit einer müden Bewegung die Mütze vom Kopf ab, trocknete eingehend mit einem Taschentüchlein das vom Schweiß nass gewordene Futter, setzte dann vorsichtig die Mütze wieder auf und beendete ganz ruhig die vor einer Weile unterbrochene Melodie. Das «Pfeifchen» hatte mehr Phantasie und war, wie es sich für einen SS-Offizier gehörte, vornehmer und intelligenter als der Unteroffizier; zum Glück kam er ziemlich selten. Es war seine Idee, gestern etwas wie eine religiöse Schau zu veranstalten. Mühelos suchte er sich einen Juden aus, befahl ihm, ein riesiges Fass, das mit dem Boden nach oben am Gebäude stand, zu erklettern und Gebete zu sprechen. Der Jude sang laut und verbeugte sich dabei dem Ritus entsprechend, was den SS-Männern und den Kapos eine unheimliche Freude bereitete. Sie brüllten vor Lachen, wir hatten aber dadurch eine Atempause. Damit endete die Schau jedoch nicht. Plagge, das war der mit dem Pfeifchen, erinnerte sich daran, dass einer von uns ein Priester sei.

«Wo ist der Pfarrer?»

Der Priester stellte sich auf das Fass neben den Juden und begann zu beten. Zuerst leise, dann mit einer immer lautereren und sicheren Stimme. Der Spass hörte auf, lächerlich zu sein, daher setzte man den «Sport» fort.

Jetzt übten wir ohne Atempause. Der Jude und der Priester hüpfen in die Richtung des Baumes. Der Kapo Nr. 1, Bruno Brodniewicz, half ihnen, indem er sie immer wieder mit der Stange schlug. Der Lagerführer Mayer («das Püppchen») befahl ihnen, auf den Baum zu klettern, in dessen Schatten Plagge so gerne zu sitzen pflegte. Sie kletterten ungeschickt hinauf: sobald einer ein wenig höher war, zog ihn der Hund von «Püppchen» herunter. Der Spass hätte noch länger gedauert, aber zum Glück hatte der Hund bald genug. Man zog den Juden und den Priester vom Baum fort.

Jetzt befahl man uns, das gleiche zu machen. Durch die Stöcke überzeugt, begannen wir hochzuklettern. Das war vielleicht ein Spass! Einige dutzend Menschen, von den Kapos geschlagen und getreten, von dem Hund gezerrt, versuchten das unglückselige Bäumlein zu erklettern. Schliesslich bemächtigte ich mich auch dieses rettenden Bäumchens. Ich trat auf jemanden, der unter dem Baum lag, hielt mich mit einer Hand am Stamm fest und zog mich mit der anderen hoch an einem vor mir hängenden Fuss. Der um sich schlagende Fuss suchte nach einem Halt, und da er ihn auf meinem Kopf fand, drückte er nach unten. Ich zog stärker. Er fiel herunter. Mit einem Sprung war ich bereits über den Köpfen von anderen hinweg. Nur höher. Jemand von unten zieht schon am Fuss, drückt die Nägel in den nackten Schenkel. Hier, da hast du! Mit dem freien Fuss trete ich so gegen irgendeinen Kopf, dass es nur dumpf widerhallt. Trotzdem bohren sich die unermüdlichen Nägel immer tiefer in den Körper hinein.

Ein Kopf hebt sich immer höher, ich höre bereits das Zischen – «Du Hurensohn!» Das ist Dziunio! Festes Ziehen, die Hände versuchen sich noch an der Baumrinde zu halten, und ich bin bereits unten. Dutzende von Beinen treten mir auf den Kopf, auf den Rücken, auf die Hände. Blindlings krieche ich auf allen vieren, nur weiter weg von dem «rettenden Baum». Die wütenden Beine habe ich hinter mir gelassen, ich versuche also mich aufzurichten, vor mir steht aber die geschlossene, nicht passierbare Mauer von gestreiften Körpern. Erneut hageln die Schläge auf mich nieder. Ich mache kehrt und stürze mich wie eine Furie auf die sich um den Baum Drängenden, ich schlage mit den Fäusten, ich beisse, kratze, dränge mich durch, nur weiter fort von den Schlagstöcken. Ich habe aber keine Kraft mehr, mich zwischen den anderen durchzuzwängen. Ich weiche also zurück, kehre wieder um, drehe mich im Kreise wie ein Wahnsinniger, und von überall hageln Schläge auf mich herab. Krach ...! Der Kopf zerspringt, Dröhnen in den Ohren... Mühsam öffne ich die Augen. Ich liege gestützt an der Wand des Gebäudes. Jemand bückt sich über mich. Ein Kapo, ein grüner Winkel auf der gestreiften Jacke, Nr. 2. Ohne Stock, ein milder Blick, kleines nach oben strebendes Näschen, die Mütze schief aufgesetzt. Aha, das ist dieser gute Kapo – der Arbeitsdienst... Komm, komm – er winkt mir und den anderen, die daneben liegen. Dziunio ist auch dabei! Auch sein zweites Auge ist bereits blau. «Keine Angst! Eine gute Arbeit! Essen holen», sagte Otto gütig.

Kapitel IV

Der heutige Tag verspricht besser zu sein. Vielleicht deswegen, weil ein Teil der Leute für die Arbeit gebraucht wird. Einige Häftlinge sind mit zwei SS-Männern und Kapos zu den ehemaligen Kasernen gegangen. Angeblich sollen wir alle bald dorthin übersiedeln. Otto erfindet ständig neue Arbeiten. Das ist besser als Sport oder das jetzt in Mode gekommene Singen. Das Singen wurde von dem Kapo Leo Wietschorek, Nr. 30, eingeführt. Das ist einer der schlimmsten Banditen, ein breitschultriger Riese mit Händen wie Spaten. Viele konnten nicht Deutsch, daher war es schwer, die Worte zu behalten, deren Bedeutung man nicht verstand. Darum ging nicht immer alles klar mit dem Singen. Von Weitem sah es so aus, als ob alle sängen, jeder öffnete nämlich den Mund und am weitesten sperrten ihn die auf, die die Worte nicht kannten. Leo bemerkte bald diesen Betrug. Er ging also zwischen den Reihen und horchte aus der Nähe, wer sang und wer nur so tat.

«Im Lager Auschwitz war ich zwar», brüllte ich laut, weil ich nur so viel konnte. «Holla rija, holla hoh» – hier wurde der Chor ganz gewaltig und Dziunio liess dann seinem Unmut freien Lauf, indem er den Refrain in «Hurensöhne, Hurensöhne» änderte.

Sobald sich Leo näherte, sang er wieder ordentlich. Er sperrte seinen verschlagenen Mund von einem Ohr zum anderen auf und sang so falsch, dass er dadurch die Aufmerksamkeit auf sich zog. Leo stellte sich ihm gegenüber mit gespreizten Beinen, beugte Dziunio den Rumpf leicht zu, als ob er horchen würde, und schlug ihn dann mit ganzer Kraft mit der Handkante ans Kinn. Dziunio schwankte auf den Beinen, schlug laut die Zähne zusammen, blieb aber stehen. Normal musste man nach so einem Schlag, auch dann, wenn man nicht bewusstlos wurde, zu Boden fallen. Alle wussten das. Es war bekannt, dass in solchem Fall Leo seine Opfer liegen liess und stolz auf die Kraft seines Schlagges zum nächsten Opfer weiterschritt. Dziunio hielt den Schlag aus. Blut stieg Leo ins Gesicht, er schloss fest seine schmalen Lippen und stellte sich in Position zu einem neuen Schlag. «Batsch!» Leo wankte. Dziunio aber blieb stehen. Er schob seinen Unterkiefer nach vorne, aus dem Winkel seines breiten Mundes floss ein schmales Rinnsal Blut. Leo warf den Stock aus der Hand. Er schlug jetzt mal von links, mal von rechts. Batsch! Batsch! Dziunio schwankte, blieb aber stehen. Neue Serie. Die Beine klappten schon unter ihm zusammen, er fiel aber nicht, er kniete nur nieder. Dann ein Schlag mit dem Stiefel in den Bauch. Dziunio brüllte, rollte sich zusammen, vor dem Mund stand roter Schaum. Noch ein Tritt und Dziunio fiel rücklings.

Leo zog seine gestreifte Jacke herunter, trocknete die Hände an der Hose, hob den fortgeworfenen Stock auf und ging zufrieden weiter. Er ging gerade an mir

vorbei, als ich «Holla rija hoh» sang, ich sang aus voller Brust, mit Hingabe. Und schon war er vorbei. Diesmal hatte ich Glück.

Das Glück bleibt mir weiterhin hold. Ich bin jetzt bei dem Kommando, das das Gras um das Gebäude herum herauszupft. Otto ernannte einen der Kameraden, der Deutsch kann, zum Vorarbeiter. Er steht neben uns, schaut herum und treibt uns, sobald sich nur einer der Kapos oder der SS-Männer nähert, zur Arbeit an. Wenn man keinen Feind in der Nähe sieht, ruhen wir uns aus. Es gibt nicht viel Gras, nur in der Junisonne versengte und von den hüpfenden Häftlingen zerdrückte Reste.

Hinter den Drähten steht, nicht weit weg, ein Häuschen. Jemand wohnt dort, weil man ständige Bewegungen um das Haus herum sehen kann. Eine Frau schaut immer in unsere Richtung und gibt uns vorsichtige Zeichen, dass sie mit uns in Verbindung treten möchte. Wir haben aber Angst, ihr irgendein Zeichen zu geben. Einer von den Mutigen sagte das Wort «Tarnow». Die Frau verstand wohl, weil sie unmerklich mit dem Kopf nickte und danach hinter der Tür ihres Häuschens verschwand. Nach einer Weile kam sie wieder heraus und begab sich zum Gärtchen, wo sie etwas mit der Harke grub. «Achtung!» warnte uns der Vorarbeiter. «Arbeiten! Los!» So schnell wie möglich ducken wir uns und kriechen jetzt auf allen vieren. Wir zupfen mit den Nägeln die wenigen Grashalme, dass nur der Staub wirbelt. Der Vorarbeiter schlägt die Absätze zusammen und meldet dem «Pfeifchen»: «Kommando drei bei der Arbeit.»

Ich sehe nur seine Beine. Der grüne Uniformstoff umspannt seine prallen Schenkel. Gelbbraune Stiefel, elegant geputzt, schlagen rhythmisch zum Takt der gepfiffenen Melodie.

Unsere gute Stelle in der Nähe des Häuschens, an das wir bereits gewisse Hoffnungen geknüpft haben, ist vollkommen gereinigt. Wir bewegen uns weiter. Hier gibt es mehr Gras. Plagge ist immer mit uns. Oh ...! Er hört auf zu pfeifen. ... Er ruft nach dem Vorarbeiter. Ein neuer Befehl. Wir sollen jetzt das Gras herauszupfen, aber ... mit den Zähnen.

Im Mund spüre ich den bitteren Geschmack des Grases. In den Zähnen knirscht der Sand, in der Nase habe ich viel Dreck, die Sonne knallt auf den Hinterkopf, das Kreuz schmerzt, der Hals schläft ein. Der «Sport» ist schon besser. Von Weitem hört man Lachen. Eine Gruppe von Kapos, die daneben stehen, geben laut ihrer Bewunderung für die ausgezeichnete Idee des SS-Mannes Ausdruck. Der zufriedene Plagge zündet seine Pfeife an. Komisch muss diese Herde von Menschen aussehen, die zu Füßen des guten Hirten weidet. Niemand hat einen anderen mit dem Finger berührt, niemand hat einem den Tritt gegeben, und doch fällt schon einer bewusstlos um. Zum Glück unterbricht der Gong dieses Spiel. Mittagessen.

Einige von uns haben bereits Läuse. Sie quälen uns unbarmherzig, der Körper

juckt, es ist schwer, beim Appell zu stehen und sich nicht zu kratzen. Dziunio, wie immer ungeduldig, kratzt sich rücksichtslos. Selbstverständlich wird er sofort von Bruno bemerkt.

«Hast du Läuse?» fragt der unheilverkündend.

«Jawohl, Herr Lagerältester!» Ehrlich, mit Angst in der Stimme, antwortete Dziunio.

So! Jetzt macht er ihn bestimmt fertig! Dziunio ist ein Wahnsinniger. Er stellte ihn abseits.

«Wer hat noch?»

Stille. Die Läuse lieben anscheinend Stille. Ich fühle, wie sie auf dem ganzen Körper herumkriechen. Eine juckt mich unter dem Arm. Ich halte es nicht aus! Die zweite kriecht mir jetzt am Genick und juckt unangenehm. Ich habe es nicht ausgehalten. Entgegen meinem Willen und der Vernunft fasse ich mit der Hand zum Hals. Ich habe sie bereits in den Fingern. Sie ist aber fett...! Bruno bemerkt es selbstverständlich.

«Und du auch! Du Drecksack!»

«Jawohl, Herr Lagerältester!» antwortete ich entsetzt.

Mit einer Stange, die er in der Hand hält, zieht er mich aus der Reihe heraus und stellt mich neben Dziunio, der an der Wand steht. Nach einer Weile sind wir schon ein paar. Die Kapos beraten untereinander. Wir stehen wie Todgeweihte in Erwartung des Schlimmsten.

In der Mitte des Korridors im ersten Stock ist ein kleiner schmaler Raum. Dort führte man uns hinein und versperrte die Tür mit dem Schlüssel. Wir bekamen kein Abendessen, dafür aber ging es ohne Schläge ab.

Am Morgen wurden alle wie immer auf den Hof zum Appell hinausgetrieben. Wir nicht. Durch die Scheibe in der Tür schauten Bruno und Plagge herein. Bruno zählte und half sich dabei mit den Fingern.

«Stimmt! Weitermachen!»

Wir setzen uns hin. Wir schlagen die Läuse in unserer Kleidung tot. Wir machen es vorsichtig, damit wir nicht zufällig alle totschiessen.

Liebe Läusechen! Dank ihnen wird unsere Zelle von den Kapos und den SS-Männern gemieden. Wir haben Ruhe und Erholung. Das Fressen geben sie regelmässig, und es scheint sogar, dass es grössere Portionen sind als gewöhnlich. Wir faulenzten die ganzen Tage hindurch, und hinter dem Fenster gibt es Hitze, Sport, Schläge. Das Leben ist schön!

Zdzisiek Michalak zeichnet aus Langeweile. Jeder von uns hat bereits ein getreues Porträt. Uns scheint es aber, dass es sich um Karikaturen handelt, so verändert sind wir. An unserer Tür hängt eine drohende Warnung. Achtung, Läuse! Und hinter der Scheibe eifersüchtige Blicke der durch den Sport und die Arbeit ermüdeten Kameraden. Flehentlich bitten sie uns um wenigstens eine einzige Laus. Beim Austreten in die Latrine gelingt es uns, den nächsten Kameraden

ein paar abzugeben. Bald ist unsere Tarnower Zelle wieder komplett. Wir erfahren, dass bereits viele in das zweite Lager – in die Kasernen – verlegt worden sind. Angeblich ist es dort viel besser als hier. Dort arbeiten sie, und hier ist nur der «Sport».

Heute gab es ausnehmend viele Freiwillige, die «läusekrank» waren. Die werden aber nicht mehr angenommen. Wer jetzt meldet, dass er Läuse hat, bekommt fünf auf den Arsch. Wahrscheinlich haben bereits alle Läuse, seitdem aber gibt das keiner mehr zu.

Kapitel V

Es kam ein neuer Häftlingstransport aus Wisnicz und aus Montelupich in Krakau an. Man empfing sie auf die gleiche Art wie uns vor einer Woche. Am nächsten Tag wurden sie in das Hauptlager gebracht, ebenso der grösste Teil der Häftlinge aus unserem Transport.

Nach zwei Tagen kam der nächste Transport, diesmal aus Schlesien. Sie wurden ebenfalls in die Kaserne geschickt.

Man hat uns, das heisst die «Läuser», zur Arbeit gejagt. Wir reinigten die Umgebung des sogenannten Staatsgebäudes, in dem wir wohnten. Noch vor einigen Tagen gab es hier zwei oder drei Gräber mit Kreuzen und durchlöchernten Helmen polnischer Soldaten. Aus den Kreuzen hatten sicher die Kapos Schlagstöcke gemacht, da keine Spur von ihnen geblieben war. Die Helme lagen herum, abseits, zu nichts zu gebrauchen. Sämtlichen Dreck und Müll warfen wir in die abgetragenen oder auch nicht fertig gewordenen Luftschutzbunker, die sich südlich hinter dem Block befanden. Man trieb uns nicht an, weil die Kapos und die SS-Männer mit den Häftlingen im Hauptlager beschäftigt waren.

Bald kamen auch wir dorthin. Nach der Entlassung und dem Bad sowie nach der Abgabe unserer Zivilkleidung erhielten wir die gestreiften Kleidungsstücke und die Wäsche. Als ehemalige «Läuser» wurden wir nicht auf die Blocks geschickt, wo die Mehrheit der Häftlinge untergebracht war, sondern kamen in die sogenannte Quarantäne. Die Quarantäne bestand aus drei Blocks, die mit Stacheldraht umzäunt waren. Der letzte von ihnen, ein einstöckiger Block, war der Keim des späteren Lagerkrankenhauses. Unser Kapo war Leo Wietschorek, Nr. 30. Das war der Bandit, der mit einem Schlag ans Kinn jeden, der ihm unter die Hand kam, zu Boden warf.

Appell. Wir stehen in den Reihen auf einem grossen Platz hinter dem Krankblock. Die Kapos haben Mühe, uns abzuzählen. Die SS-Männer auch. Der Appell stimmt nicht. Ist vielleicht jemand geflüchtet? Sie zählen und zählen, kommen aber nicht auf die richtige Zahl. Sie sind wütend. Ihre Wut lassen sie an uns aus. Wir stehen in Achtungstellung, einer neben dem anderen, in Abständen auf Armeslänge. Die Hände am Hinterkopf gefaltet. Die Ellbogen soweit wie möglich nach hinten. Wir stehen so eine Stunde, vielleicht länger, vielleicht kürzer, weil die Zeit jetzt unmessbar ist. Jede Sekunde scheint unendlich zu sein. Die Hände sterben ab. Die Ellbogen schieben sich unwillkürlich nach vorne. «Sie» aber sehen alles. Gleich ist einer neben dir und schlägt dir in die Zähne. Zur Strafe Kniebeugen, die Hände müssen aber am Hinterkopf bleiben. Es ist schwer, lange in solcher Position auszuharren. Eine Gruppe von SS-Männern

nähert sich. Unter ihnen ist der Rapportführer Palitzsch. Jung, schlank, in einer schön geschnittenen Uniform, mit einem unangenehmen, von Pickeln übersäten Gesicht.

«Dolmetscher!» skandiert er mit scharfer, durchdringender Stimme.

Auf sein Gebrüll hin springt der Häftling Graf Baworowski vor. Eine ungeschickte, lange, abgezehrte Gestalt hört dem abgehackten Bellen des Scharführers zu.

Baworowski erklärt, bleich vor Angst, mit zitternder Stimme: «Ein Häftling ist geflüchtet... Wiejowski... Es soll sich derjenige melden, der ihm bei der Flucht geholfen hat...»

Stille. Niemand meldet sich.

«Ihr werdet so lange stehen, bis sich derjenige meldet.» Stille. «Verfluchte Bande! Ich werde euch helfen!»

Baworowski, der unerwartet einen Tritt in den Hintern bekommen hatte, taumelte auf unsere Reihe zu und verlor unterwegs seine Brille. Er weicht zurück, schaut sich ratlos um. Er kriecht auf allen vieren, tastet mit den Händen herum. Sie ist da! Die kaputtgegangene Fassung will sich nicht auf der Nase halten.

Die SS-Männer gingen fort. Jetzt übt Leo mit uns. Es dämmt. Infolgedessen gelingt es uns zu «mogeln». Die Kapos, die anscheinend auch bereits müde sind, verduften, einer nach dem anderen, zum Block. Nach einer Weile kehrt Leo zurück und schmatzt laut. Noch hat er die Reste des Essens im Mund, und schon schreit er: «Knie beugen!»

Ich sitze bequem auf den Fersen. Die anderen machen dasselbe. Alle können nicht betrügen.

«Auf!»

Wie schwer fällt es aufzustehen. Denjenigen, die nicht aufstehen können, hilft Leo mit dem Stock. Der Hunger quält uns. Jetzt stehen wir in Achtungstellung mit gehobenen Armen. Es ist bereits Nacht. Vom Fluss her kommt eine klebrige, kalte Nässe auf uns zu. Die Hände spürt man nicht mehr, die Schultern tun entsetzlich weh. Leo verschwindet irgendwo. Wir senken die Arme. Das heranfließende Blut bringt einen entsetzlichen Schmerz, die Minuten ziehen sich ins Unendliche. Es wird immer kälter. Wir zittern wie in einem Malariaanfall. Und dieses Brennen im Magen. Wenn man bloss einen Schluck Kaffee hätte! Jemand bittet, austreten zu dürfen. Er darf nicht. Wir pissen in die Hosen.

Morgengrauen! Jetzt ist die Kälte so quälend, dass wir alle laut mit den Zähnen klappern. Wann wird es zu Ende gehen? Vielleicht werden sie den Flüchtling greifen? Plötzlich zeigt sich die Sonne hinter dem Block. Es wird warm. Zur Abwechslung lassen sie die Hände am Hinterkopf falten. Die herbeigesehnte Sonne quält immer mehr. Gut, dass die gefalteten Hände den kahlen Kopf vor den heißen Strahlen schützen. Trinken!!! Jemand fällt um.

Leo springt hinzu. Er bearbeitet ihn mit dem Stock, das hilft aber nicht mehr viel. Nach einer Weile fällt der zweite, der dritte um. Vom Himmel fliesst bereits ein wahres Feuer. Der Schmerz ist in Händen und Füßen. Es ist unmöglich, länger in dieser Hitze zu stehen. Viele simulieren die Ohnmacht. Bevor Leo dazuspringt, um den Liegenden zu Bewusstsein zu rufen, darf man sich eine Weile ausruhen. Ich beschliesse, das gleiche Kunststück zu versuchen. Ich falle mit dem Gesicht zum Boden. Welche Erleichterung! Leo wird aber jeden Moment kommen. Ich höre bereits, wie der Kies unter den Füßen des Herannahenden knirscht. Eine Hand schiebt mir etwas unter die Nase. Das ist nicht Leo! Das ist der Kapo des Reviers. Kleine, durchdringende Äuglein blinzeln mir verständnisvoll zu. Bevor Leo dazu kommt, tragen sie mich bereits aufs Revier. In der Stube liegt etwa ein Dutzend auf dem Stroh. Es gibt auch Kaffee. Der Kapo des Reviers, Bock, gibt mir irgendwelche Pillen. Ich schlucke sie herunter und schlafe sofort ein. Der «Stehappell» dauerte bis 14 Uhr. Es gelang mir also, vier Stunden davon abzuziehen. Wir hätten noch länger stehen müssen, aber angeblich gestand jemand, bei der Flucht behilflich gewesen zu sein. Am nächsten Tag wurden wir von der Quarantäne in den Block Nummer 2 verlegt. Der Blockälteste war ein Deutscher, ein krimineller Verbrecher mit dem grünen Winkel und der Nummer 6. Er hiess Bonitz. Sein Stellvertreter war ein Schlesier, Jasinski.

Kapitel VI

Wir standen auf dem provisorischen Gerüst, einer neben dem anderen. Jeder hatte eine eiserne Klammer in der Hand, mit der man Balken miteinander befestigt. Die ganzen Tage hindurch schlugen wir die Wände der Blocks ab, um den Verputz zu beseitigen bis der rote Ziegelstein erschien. Dann wechselten wir den Platz und begannen wieder von neuem zu schlagen. Die Arbeit war nicht schwer, aber von den von der Sonne durchwärmten Mauern schlug einem die Hitze wie aus einem Ofen entgegen. Ausserdem war man ständig zu sehen und musste ordentlich arbeiten, um nicht die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Jedenfalls war es besser als der Sport und die Schläge.

Nicht immer gelang es jedoch, sich in dasselbe Kommando zu schmuggeln. Mal trug ich Ziegelsteine zu dem im Bau befindlichen Krematorium, ein anderes Mal fuhr ich mit Handkarren den Schutt, mit dem der grosse Platz aufgeschüttet wurde, der früher Hippodrom war und jetzt als Appellplatz vorbereitet wurde. Hier arbeitete man im Laufschrift. Hier bekam man auch die meisten Schläge von den Kapos und den SS-Männern. Mit neidischen Augen schaute ich auf die Häftlinge, die beim Bau der Wache direkt am Eingang zum Lager beschäftigt waren. Und ich beschloss, zu diesem Kommando zu gelangen.

Am nächsten Morgen, gleich nach dem Appell, als der Befehl: «Arbeitskommando formieren!» ertönte, liefen wir auf die Gruppe von Zimmerleuten und Tischlern zu.

Ein grossgewachsener Kapo kannte bereits seine Männer, wie übrigens jeder, der ein Arbeitskommando leitete. Mit Schreien und Schubsen jagte er uns schnell davon. Wir versuchten dann, in ein anderes Kommando zu kommen, indem wir von einer Gruppe zur anderen liefen. Und doch wurde nichts daraus. Die Kommandos rückten zur Arbeit aus, und der Lagerkapo fing an, solche einzufangen, die ohne Zuteilung herumlungerten. Es waren hauptsächlich die Ungeschickten, Alten, Kranken, Geschlagenen, mit einem Wort, solche, die bereits zu «Muselmännern» wurden. «Muselmänner» bekamen die schlechteste Arbeit, hauptsächlich bei den Handkarren, wo man sie erbarmungslos schlug und antrieb. Wir waren nun unter ihnen. Der Kapo Leo nahm uns gerade unter seine «Obhut», als der Kapo vom Arbeitsdienst, Otto, rechtzeitig erschien.

Otto trat an die dichte Gruppe der «Arbeitslosen» heran, suchte sich einige jüngere und besser Aussehende aus, unter denen auch ich mich befand. Der unglückliche Dziunio wurde von Leo beschlagnahmt. Immer geschlagen, mit zerschundenem Gesicht, zog er ständig die Aufmerksamkeit auf sich. Dziunio hatte Pech!

Glücklich marschierten wir in Begleitung von Otto in Richtung eines einstöckigen Blocks, der sich am Eingangstor des Lagers befand. Dort lief der Kapo Balke herum und beaufsichtigte seine Leute, die die Balken zum Bau der zukünftigen Wache mit Äxten bearbeiteten. Otto führte uns in einen grossen Raum im Erdgeschoss des Blocks, wo sich ein Brettermagazin befand, und befahl uns, diese Bretter zu sortieren. Er blieb eine Weile stehen, klopfte leicht den nächststehenden Häftling mit seinem Stöckchen und wandte sich mit kleinen Schritten dem Ausgang zu. Beim Abschied verkündete er einige sakramentale Worte, die er in polnischer Sprache zu sagen versuchte: «Dallidalli, Robota (Arbeit)!» Weg war er. Ein feiner Kerl ist er doch, dieser Otto! Wir begannen schnell zu arbeiten, besonders weil es draussen zu regnen anfang und uns hier unter den Mauern bereits kühl wurde. Die Bretter hatten wir schnell sortiert. Viel zu schnell, wie sich herausstellte, weil es bald nichts mehr zu tun gab. Um nicht untätig zu stehen, trugen wir das Holz von einer Ecke in die andere, in einem langsamen Tempo selbstverständlich, damit diese Arbeit so lange wie möglich reichte. Schliesslich wurden wir auch davon müde, setzten uns auf die Bretter und es ging das Geplauder los.

So fand uns gerade Palitzsch vor. Er hatte bereits seit einiger Zeit an der Tür gestanden, ohne von uns bemerkt worden zu sein. Hinter seinem Rücken lauerte die schwarze Gestalt des Lagerältesten Bruno. Als erster sah sie Kazio Szumlakowski. Er rief zwar vorschriftsmässig «Achtung», es war aber bereits zu spät für eine Warnung. Wir waren furchtbar hereingefallen, dazu noch bei den Schlimmsten.

Wir waren zu siebt. Wir standen in einer Reihe nebeneinander. Ich war der erste und legte mich daher als erster gehorsam auf den Schemel. Ich streckte mein Gesäss vor. Bruno hielt meinen Kopf zwischen seinen Knien und zog mir fest die Hose an, damit sie gut spannte. Palitzsch holte aus.

«Zähl!» bellte Bruno.

«Eins!» ein kurzer starker Schlag. Ein dumpfer Schmerz, den Striemen entlang, an den sich für einen Augenblick der Stock des Henkers schmiegte. «Zwei!» was für ein höllischer Schmerz! Ich versuchte mich herauszuwinden, Bruno aber, der alte Praktiker, hielt gut.

«Drei!» Mein Gott! Ich halte es nicht aus! Es brennt. Es zerrt. Es schwillt an, ich fühle, wie es dick wird. Noch einmal: Vier! Und noch einmal: Fünf!

Ich springe hoch wie ein Irrer. Bruno stellt mich an das Ende der Schlange neben Romek Trojanowski.

«Der nächste!»

Kazik Szumlakowski legt sich hin.

Eins, zwei, drei, vier, fünf!

Wenn man dem Schlagen nur zusieht, scheint es sogar ganz kurz zu dauern.

«Der nächste!»

Miecio Popkiewicz, dann Tadek Szwed, schliesslich Edek Galinski, und nach ihm Bolek Szumlakowski.

«Der nächste!»

Noch einer ist geblieben. Ich bemerke gar nicht, dass sich Romek Trojanowski hinter mich geschoben hat. Jetzt stehe ich als letzter. Ich schaue ratlos umher.

«Warum schaust du so rum, du blöder Hund. Komm!»

Bruno zieht mich am Kragen, und ich brülle, dass ich doch bereits meine Portion bekommen habe. Ich widersetze mich, ich erkläre, ich gestikuliere, womit ich die Deutschen nur noch in eine grössere Wut versetze. Nach drei Schlägen erst bemerke ich, dass ich vergessen habe, laut zu zählen. Jetzt schreie ich, so laut wie ich nur kann:

«Vier!» Von wegen. Bruno verbessert: «Eins!» Ich schreie: «Fünf!» Und Bruno: «Zwei!»

Ich warf mich hin und her, weil ich die Schläge höher als normal ins Kreuz bekam, und das ist noch schmerzvoller. Wie durch ein Wunder gelang es mir, meinen zwischen den Knieen von Bruno eingepressten Kopf zu befreien, und um den Schlägen des in Wut geratenen Palitzsch zu entgehen, umarmte ich mit den Händen dessen Beine, die in auf Hochglanz geputzten Schaftstiefeln steckten. Palitzsch drosch mit dem Stock wie mit dem Dreschflegel Getreide, wobei er mal den Boden, mal mich traf. Die Schläge wurden allmählich weniger, und sie waren auch nicht mehr so stark, weil er keinen Schwung mehr hatte. Er konnte nicht nach mir treten, da ich mich mit beiden Händen krampfhaft an seinen Stiefeln festhielt. Ich versuchte, den Schlägen zu entgehen, indem ich mich um Palitzsch herumwand. Es fiel noch ein Schlag, und dann brach der Stock in der Mitte.

Ich löste die Hände. Ich bekam jetzt noch einen ordentlichen Tritt, und damit war alles zu Ende. Der ausser Atem geratene Palitzsch begab sich zum Ausgang. Währenddem gelang es Bruno, einen neuen Stock zu bringen, Palitzsch war aber bereits in der Tür. Bruno drohte uns noch mit dem Stock, und weg waren sie.

Zum Mittagsappell konnte ich kaum noch kriechen. Der Regen hörte auf, und die Sonne erschien hinter den Wolken. Es wurde sofort heiss und stickig. Ich spürte, dass ich das Bewusstsein verlieren würde. Trotz des Hungers konnte ich das Mittagessen nicht aufessen. Nachmittags ging ich nicht zur Arbeit. Der Blockälteste, Bonitz, erlaubte mir ausnahmsweise, auf dem Block zu bleiben. Ich lag auf dem Bauch. Die Hinterbacken schwellen an und taten schrecklich weh. Es schien mir, als ob sich das Fleisch von den Knochen löste. Zum Abendbrot trank ich nur noch den Kaffee, das Brot versteckte ich unter dem Kopf. Ich nickte ein, und als ich aufwachte, war das Brot verschwunden. Am nächsten Morgen war ich total zerschlagen. Ich kroch aber doch zum Appell. Ich kam

wiederum zum Abschlagen des Verputzes. Romek, Mietek und Tadzik gingen dagegen als Jugendliche zum Kommando der Tischler. Der Tag verlief verhältnismässig ruhig.

Am nächsten Morgen fühlte ich mich bereits viel besser. Otto teilte mich dem Kommando der Zimmermänner zu. Das war zum Teil das Verdienst von Romek, für den ich gestern so viel abbekommen hatte. Er versuchte, mir irgendwie das Leid wiedergutzumachen, dessen Ursache er unabsichtlich geworden war.

Kapitel VII

Am nächsten Morgen sass ich rittlings auf einem Balken und befreite ihn mit einem besonderen Messer von der Rinde. Neben mir arbeitete eifrig ein anderer Häftling. Die Arbeit ging ihm nur so von der Hand. Ich hielt ihn für einen Berufszimmermann, so gut ging bei ihm die Arbeit voran. Er lachte nur, als ich ihn danach fragte. Im Vertrauen erzählte er mir, er sei Kapuzinermönch und wolle dies aber hier nicht preisgeben. Daraufhin fiel es mir ein, dass am Tage unserer Ankunft ein Mönch mit dem charakteristischen langen Bart dabei war. Nachdem man uns rasiert hatte, konnte man ihn nicht mehr von den anderen Häftlingen unterscheiden.

Wolak war ein junger Mann, etwas älter als ich. Er war ein Favorit des Kapos Balke, weil er sich bemühte, gut zu arbeiten. Nach meinen Erlebnissen mit Palitzsch war ich so geschwächt, dass Wolak, der es bemerkt hatte, nicht nur seine, sondern auch meine Arbeit tat. Daher hielt ich mich an ihn wie an meinen Betreuer. Er war übrigens immer voller Optimismus und Zuversicht. Abends, nach dem Appell, sassen wir zusammen in einer grossen Gruppe von Häftlingen und schauten neidisch auf die Glückspilze vom schlesischen Transport, die in der Kantine – gegen die von zu Hause geschickten Marken – verschiedene Lebensmittel kauften. Wir, aus dem Tarnower Transport, also aus dem Generalgouvernement, hatten überhaupt keine Nachricht von zu Hause, geschweige denn Geld.

Wolak hatte eine Idee.

«Hör mal! Wir können doch auch Geld haben!»

Er zog mich abseits, damit uns niemand belauschen konnte, und erläuterte mir seinen Plan. Unter den Tischlern gab es zwei oder drei Häftlinge, die gut mit Maschinen umzugehen verstanden, und sie gingen mit einem Posten in die Stadt. Dort, in den Werkstätten der Salesianermönche, hobelten sie die Bretter, die für den Bau der Blockführerstube notwendig waren. Er selbst wollte mit dem Kapo sprechen und mich als einen guten Fachmann, einen Tischler, der mit der Holzbearbeitung vertraut sei, vorstellen. Auf diese Weise knüpften wir die Verbindung mit den Salesianermönchen und bekamen Geld.

Wir waren drei «Fachleute». Otto führte uns zum Lagertor, wo uns zwei Begleiter als SS-Bewachung zugeteilt wurden. Die SS-Männer führten uns an der im Bau befindlichen Wache vorbei. Wolak stand in der Schlange vor den Werkzeugen, die von dem Kapo aus einer grossen Holzkiste ausgeteilt wurden. Ich sah, wie er in einem Augenblick eine unmerkliche Handbewegung machte.

Der Morgen war schön. Über unseren Köpfen rauschten leise grosse, weit aus-

ladende Pappeln, von den silbrigen Blättern fielen Tautropfen herunter. In der Nähe der Baustelle des Krematoriums überholten uns vorangetriebene und verängstigte Gruppen von Ziegelsteine schleppenden Häftlingen. Wir bogen nach rechts, wo sich sehr viele SS-Männer aufhielten. Ständig zogen wir vor ihnen die Mützen ab. Nur noch eine Schranke, wo ein Scharführer den Passierschein prüfte, und dann waren wir bereits ausserhalb des Lagergeländes. Wir marschierten auf einem Damm den Fluss entlang. Daneben verlief eine Strasse, die um diese Tageszeit fast leer war. Ein vorbeifahrendes Auto hinterliess eine Wolke von Staub, als es uns und einige Radfahrer, die offensichtlich zur Arbeit fuhren, überholte. Auf einer Wiese in der Nähe der Brücke hütete ein Mädchen weidende Kühe. Mit Staunen schaute sie in unsere Richtung. Als wir die Brücke passiert hatten, kamen wir in das Städtchen. Hier war der Verkehr stärker. Die SS-Männer befahlen uns, in der Mitte der Strasse zu marschieren. Die Blicke der verängstigten Passanten folgten uns.

Als wir den Marktplatz verliessen, kamen wir zu den Klostergebäuden. Der SS-Mann belehrte uns, dass wir während der Arbeit mit niemandem sprechen und uns aus der Werkstatt nicht entfernen dürften. Diese Belehrung bezog sich eigentlich auf mich, weil ich hier zum erstenmal war. Die beiden anderen kamen bereits seit einigen Tagen hierher, wussten also gut, was sie tun durften und was verboten war.

In einem grossen Raum arbeiteten bereits einige Zivilisten, die unsere Ankunft gar nicht zu bemerken schienen. Unsere Begleiter stellten sich in die offene Tür, die auf den Hof führte, lehnten die Karabiner an den Türrahmen und begannen Zigaretten zu drehen. Der Meister erschien, begrüsstete sie mit gehobenem Arm und winkte dann mir mit dem Finger. Ich näherte mich ihm und zog die Mütze vom Kopf.

Er sprach zu mir etwas in deutsch, aber ich konnte nicht gut verstehen, was er von mir wollte. Die Maschinen dröhnten schrecklich, so dass er mich in polnischer Sprache fragte und sich dabei bemühte, den Lärm zu überschreien: «Bist du Tischler?»

«Ja», antwortete ich unsicher.

«Kannst du denn auch an den Maschinen arbeiten?»

«Nicht so gut», antwortete ich bereits etwas mutiger, weil ich sah, dass der Meister freundlich zu mir sprach.

«Du wirst also an dieser Maschine die Bretter mit Fugen versehen.» Ich begann zu arbeiten. Die bereits gehobelten Bretter reichte ich einem jungen Arbeiter, der sie unter die rotierenden Messer legte. Ich hielt die Bretter an und schob sie so, dass Brett für Brett mit der entsprechenden Fuge auf die andere Seite zu liegen kam. Dann lief ich um den Arbeiter herum, griff nach dem bearbeiteten Brett und legte eins auf das andere in die Ecke der Tischlerei. Die Arbeit ging

mir immer leichter von der Hand, niemand schlug mich, niemand trieb mich an, und die Zeit verlief schnell. Ich bemerkte gar nicht, dass es bereits Mittag wurde.

Ein Auto kam aus dem Lager gefahren. Man musste die fertigen Bretter aufladen, und wir taten das blitzschnell, weil das Mittagessen bereits auf uns wartete. Das Lageressen verschlangen wir hastig, ohne damit den Magen zu sättigen. Der Meister begann ein Gespräch mit den SS-Männern und ging danach auf den Hof hinaus. Jetzt bot sich die Gelegenheit, mit den Zivilisten zu reden. Mein Zivilist gab mir ein Stück Brot mit Speck, und ich nahm es mit Dank an, drehte mich aber dabei ängstlich um, ob es ja nicht von den SS-Männern beobachtet wurde.

«Hab keine Angst, iss ruhig!» sagte er. «Der Meister ist absichtlich mit ihnen weggegangen. Der dicke SS-Mann ist Schlesier, und der andere ist auch nicht schlecht. Schlimmer wird es, wenn an seiner Stelle so ein junges hübsches blondes Kerlchen kommt. Bei dem muss man sehr aufpassen.»

Der Zivilist fragte mich nach dem Lager. Er wusste bereits etwas von meinem Vorgänger. Schläge, Hunger – davon hatte er gehört. Seine Frau gab ihm immer die doppelte Portion zum Frühstück mit, die er stets mit meinem Vorgänger teilte. Er zeigte mir die Stelle, wo er es so hinlegte, dass es niemand sah. Ich dankte ihm. Im Gespräch erwähnte ich beiläufig, dass wir im Lager einen Priester, einen Mönch, hatten, der durch mich mit den Salesianermönchen in Verbindung kommen wollte. Ich erklärte ihm, dass es im Lager eine Kantine gab, aber nicht alle davon Gebrauch machen könnten, weil nicht jeder Marken besass.

Er ging auf mich ein und versprach, mit dem Meister zu sprechen und mir am nächsten Tag über die Ergebnisse des Gesprächs zu berichten.

Der Meister kam mit den Posten zurück. Ende der Pause! An die Arbeit! Um drei Uhr gingen die Arbeiter fort, wir trödelten aber bis fünf, und dann befahlen die SS-Männer die Rückkehr. Wir gingen denselben Weg zurück. Es war noch sehr heiss. Gleich hinter der Brücke bogen wir nach links und liefen den Abhang hinunter, um auf die Wiese zu gelangen, die zum Damm am Fluss führte. Einer der Kameraden bat die Posten, einen Augenblick stehenzubleiben, weil er austreten musste.

«Nur schnell», antwortete in Polnisch der Dickere, worauf er mit dem Zigarettenrehen begann.

Der Häftling sprang schnell zu einem kleinen Zaun, der in der Nähe war, suchte dort eine Weile, bückte sich nach einem Päckchen und war gleich zurück.

Jeder bekam eine ziemlich grosse Scheibe Brot mit fettem durchwachsenem Speck.

«Iss schnell auf», sagte der Wohltäter, «noch bevor wir in die Nähe des Lagers kommen! In das Lager darfst du nichts mitbringen! Es kann eine Durchsuchung geben, und dann ist der Reifall perfekt!»

Während ich ass, schaute ich nach dem Mädchen, das ich hier morgens gesehen hatte, als es die Kühe hütete. Es war nirgends zu sehen. Ich war aber sicher, dass dieses heimlich versteckte Brot ihr Werk war.

Ein SS-Mann kam uns auf dem Fahrrad entgegen. Unsere Begleiter grüßten ihn mit gehobenem Arm: «Heil Hitler!»

Sobald er an uns vorbei war, sagte der Dicke: «Na, wie ist es? Habt ihr aufgegessen? Alles? Dass mir keiner etwas ins Lager bringt. Und kein Wort zu anderen! Und jetzt los! Weiter! Links und links!» Wir betraten das Lagergelände.

Kapitel VIII

Die nächsten Tage änderte sich eigentlich nichts. Wir gingen in derselben Gruppe zur Arbeit. Mein Zivilist fütterte mich gründlich. Unterwegs fand sich ebenfalls immer etwas zum Essen. Es gab aber weiterhin kein Geld. Wolak beschloss schliesslich, einen Zettel mit der Bitte um die Marken zu schreiben. Vielleicht würde dies mehr nutzen. Am nächsten Morgen sollte ich diesen Zettel irgendeinem der Salesianermönche durch den Arbeiter zukommen lassen, mit dem ich an der Maschine zusammenarbeitete. Wolak schrieb diesen Kassiber in Latein. Den Zettel rollte ich ein und steckte ihn in die Saumnaht meiner gestreiften Jacke.

Am nächsten Tag bekamen wir neue Posten. So ein Pech!

Die beiden SS-Männer waren jung, hochmütig, selbstsicher und behandelten uns, was das Schlimmste war, völlig rücksichtslos. Unterwegs, als wir in die Werkstatt der Salesianermönche gingen, verboten sie uns sogar, miteinander zu sprechen. Und als wir an einem Getreidefeld vorbeigingen und ich eine Ähre pflückte, musste ich dafür mit Hüpfen bis an die Wiese, wo gewöhnlich die Kühe weideten, büssen.

Das Mädchen darf heute bloss kein Brot hinlegen, dachte ich, sonst kriegt sie auch etwas ab, und wir werden wieder Strafe über uns ergehen lassen müssen. In der Werkstatt arbeiteten wir nervös, die SS-Männer liessen uns nicht aus den Augen, sie trieben uns ständig an und schimpften dabei. Trotzdem suchte ich nach einer Gelegenheit, meinem Zivilisten unbemerkt den Kassiber zu geben, wobei ich ständig den Blick der Deutschen auf mir fühlte. Ich beschloss jedoch, um jeden Preis den Zettel loszuwerden, da ich Angst hatte, dass diese Eiferer uns auf dem Rückweg ins Lager durchsuchen könnten.

Nachmittags, als ich sah, dass die Zivilisten in Kürze ihre Arbeit beenden würden, musste ich es riskieren, obwohl mir das Herz in die Hose gerutscht war. Während ich die Bretter auf der Maschine vorschob, kramte ich blitzartig den Kassiber aus der Jacke hervor und steckte den Zettel unmerklich zwischen die Späne des gefugten Brettes, als ich bereits in der Nähe des Zivilarbeiters war. Der Arbeiter verstand sofort, und als ich mich entfernte, um das nächste Brett zu holen, fegte er die überflüssigen Späne von der Maschine in einen Karton, den er in die Ecke der Tischlerei stellte. Nach einer Weile brachte er diesen Karton in den Nebenraum und füllte ihn unterwegs mit anderem unnützen Abfall.

«Es ist also gelungen...!» atmete ich erleichtert auf.

Durch diesen Erfolg ermutigt, beschloss ich, die Portion Brot mit Speck nicht zu verlieren, die mir der Arbeiter gewöhnlich zurückliess. Das Brot lag auf dem Brett, in Papier eingewickelt, unter verschiedenen Werkzeugen. Man brauchte

nur die Hand danach auszustrecken. Normalerweise, bei den früheren Posten, hätte ich es längst aufgegessen. Die hier aber, die Verfluchten, beobachteten uns aufmerksam. Es schien mir sogar, dass jeder von ihnen nur auf die Gelegenheit wartete, mich bei einer unerlaubten Tat zu erwischen. Vielleicht sah er die für mich vorbereitete Portion und wartete nur, dass ich danach greifen würde?... Obwohl ich hungrig war, wollte ich kein Risiko mehr eingehen. Vielleicht wird es morgen etwas besser?

Feierabend! Los! Bewegt euch!

Beim Fortgehen warf der Posten noch einen Blick auf das Brett. Die Portion lag unberührt dort. Dennoch haben sie uns unterwegs durchsucht, genau auf der Wiese, neben dem Zaun, wo gewöhnlich die für uns deponierten Lebensmittel lagen. Das Mädchen beobachtete uns von Weitem. Während ich marschierte, dachte ich die ganze Zeit an das Brot, das in der Werkstätte zurückgeblieben war. Im Lager wartete auf mich lediglich eine kleine Portion Brot mit einem Stückchen Margarine. In der Kantine aber... Besser gar nicht ans Essen denken, weil sich die Gedärme dabei noch mehr umdrehen.

Links, links und links – wir betraten das Lager.

Nach dem Appell suchte Wolak mich sofort auf.

«Na, wie ist es, hast du?»

Ich zuckte die Achseln. Noch nicht! Vielleicht wird es morgen gelingen.

Der nächste Tag schien gut anzufangen. Die beiden jungen SS-Männer gingen offensichtlich mit den anderen Häftlingen fort, weil man uns die früheren Posten zugeteilt hatte. Der dicke und ältere war guter Laune. Am vergangenen Tag war er in Chorzow bei seiner Familie gewesen. Er bot uns Tabak an. Die Kameraden machten Gebrauch davon, ich nicht, weil ich damals noch nicht rauchte. Auf der Wiese bewachte das Mädchen die Kühe und beobachtete uns, wie immer von Weitem. Im Werk waren die Arbeiter bereits in ihren Werkstätten.

«Heil Hitler!» grüssten die SS-Männer. «Guten Morgen!» antworteten sie im Chor. «Guten Tag!» begrüßte ich meinen Zivilisten.

«Guten Tag!» antwortete er und zeigte auf das Brett, auf dem bereits zwei Päckchen lagen.

«Heute erwartet dich die doppelte Arbeit», fügte er lustig hinzu.

Der Meister sprach nach der alten Sitte die Posten an und zog sie mit auf den Hof hinaus. Jetzt konnte ich ruhig meinen Hunger stillen.

Ich fragte nach dem Zettel. In Ordnung! Er gab ihn dem Meister, und der Meister gab ihn weiter an den Direktor der Salesianermönche. Die Arbeitsstunden gingen schnell vorüber. Vormittags gab einer der Posten dem anderen seinen Karabiner und entfernte sich für ein paar Minuten. Als er zurückkehrte, ging der andere. Sie rochen nach Bier. Wir bekamen gesüssten Kaffee. Man hatte Durst, es war ja heiss, und man war so satt.

Der Meister schaute mich merkwürdig an. Schliesslich näherte er sich mir, zeigte auf die Maschine, die mit einem entsetzlichen Heulen den Rand des Brettes hobelte, und versuchte das lärmende Geräusch zu überschreien.

«Du wirst die Marken für den Priester bekommen, nur pass um Gottes willen auf! Er gibt sie dir.» Er zeigte dabei auf den Arbeiter, der an der Maschine beschäftigt war. Während der Mittagspause sah ich den Direktor. Er ging durch die Tischlerei, gross, ernst, und blieb auf ein kurzes Gespräch bei dem Meister stehen. Die SS-Männer schien er nicht zu sehen. So unerwartet, wie er gekommen war, verschwand er auch wieder.

Also, von diesem Priester werden die ersehnten Marken sein – kam mir plötzlich die Offenbarung. Mein Zivilist gab mir vor dem Weggehen ein deutliches Zeichen. In den Spänen lag eine Rolle Geldscheine. Ich schaute auf die Tür. In Ordnung. Die SS-Männer schienen in ein Gespräch vertieft zu sein und achteten gar nicht darauf, was in der Tischlerei vor sich ging. Ich rollte die Scheine ein und versteckte sie, so dass meine Kameraden nichts merkten, in der Naht der gestreiften Kleidung. Niemand hatte etwas gesehen. Ich platzte buchstäblich vor Glück. Einen guten Tag hatte ich heute! Nichts dagegen zu sagen!!!

Unterwegs blieben wir, wie immer, an dem kleinen Zaun stehen. Das Mädchen, das die Kühe hütete, schaute uns von Weitem zu. Das Päckchen lag an derselben Stelle wie immer.

Ich ass das Brot mit grossen Bissen, und nur ein Gedanke liess mir keine Ruhe. Ich hatte einen Schein erwartet, doch es gab einige davon! Wolak hatte gesagt, er habe um 10 bis 15 Mark gebeten. Soviel dürften übrigens die Angehörigen des Reiches in das Lager geschickt bekommen!

Vielleicht gaben sie aber mehr?... Wenn ja, dann tue ich niemandem ein Leid an, wenn ich 5 Mark für mich behalte! Für das Risiko steht mir doch auch etwas zu! Ich musste nur feststellen, wieviel es war, bevor ich Wolak treffen würde.

In Gedanken versunken, bemerkte ich gar nicht, dass wir das Lager erreichten. Man hörte bereits den Gong, der zum Appell rief. Vielleicht schaffe ich es noch, zur Latrine zwischen dem zweiten und dritten Block hinüberzuspringen. Dort dürfte es jetzt leer sein, weil doch alle zum Appell rennen.

Kapitel IX

In der Latrine war es tatsächlich leer. Gut so. Ich zog die Markscheine heraus, zählte. Es waren vier Fünfmarkscheine. Wunderbar! Einen Schein steckte ich in die Hosentasche, den Rest rollte ich wieder ein.

Plötzlich fühlte ich eine schwere Tatze in meinem Genick.

«Was machst du hier?»

Ich duckte mich. Wenn ich Haare auf dem Kopf gehabt hätte, sie hätten mir zu Berge gestanden. Man weiss ja, ein schlechtes Gewissen steht einem in den Augen.

«Wo hast du das Geld her, du Spitzbube?» brüllte er und schaute auf meine Nummer.

Er erriet sofort, dass ich, da ich zum ersten Transport gehörte, kein Geld von zu Hause haben konnte. Er nahm mir das Geld ab, sogar das, das ich in der Hosentasche hatte verstecken können.

Der Kapo Grönke war selbst ein alter Dieb. Ich dachte also, dass er mich in Ruhe lassen würde, sobald er mir das Geld abgenommen hätte. Doch er führte mich am Kragen über den Appellplatz, bis zu den Reihen, wo mein Block stand. Ich bekam noch einen tüchtigen Tritt, und der Blockälteste Bonitz gab mir noch einen dazu.

Während des Appells drängte sich Wolak an mich heran. Was ist geschehen? Der Kapo von den Schuhmachern hat mir 20 Mark abgenommen. Er behauptete, ich hätte sie gestohlen. Nach dem Appell sollte ich mich bei dem Blockältesten melden ...

Der Schreiber Jasinski brachte mich in das Zimmer des Blockältesten. Sie warteten bereits. Das Geld lag wie ein Corpus delicti in der Mitte des Tisches. Ich blieb an der Schwelle stehen, zitternd und voll der schlimmsten Vorahnungen. Die widerliche Fresse des Kapos verhies mir nichts Gutes. Bonitz lächelte unheimlich und winkte mir mit dem Finger.

«Komm, komm, du alter Spitzbube! Keine Angst, komm!» brüllte er.

Ich näherte mich ängstlich und bekam in diesem Augenblick eine Ohrfeige von dem grossgewachsenen Kapo. Ehe ich zu mir kommen konnte, erhielt ich noch eine von der anderen Seite. Sicher hätte er mich so weitergeschlagen, wenn ihn der Blockälteste nicht grossmütig angehalten hätte.

«Ruhe! Schreiber!» rief er Jasinski heran.

«Dolmetsche!»

«Woher hast du das Geld?» war die erste Frage.

«Ich habe es gefunden.»

«Wo hast du es gefunden?»

«In der Latrine.»

«Du lügst!» Der Blockälteste regte sich auf. Niemand konnte im Lager so viel Geld haben. Höchstens 15 Mark.

«Das ist Quatsch! Du blöder Hund! Fünfundzwanzig Mark!» Er zeigte auf den Tisch.

Tatsächlich! Es lagen dort fünf Fünfmarkscheine. Es war also mehr gewesen, und ich hatte es in der Eile nicht bemerkt.

«Zeig mal deine Jacke! Dieses Versteck für das Geld hast du schon früher vorbereitet.» Triumphierend zeigte der Kapo auf einen langen Riss im Saum der gestreiften Jacke. Wieder schlug er mir ins Gesicht. Bonitz sprang dazu. Sie schlugen mich jetzt beide.

«Sag die Wahrheit. Sag, wie es war!» riet mir Jasinski voll Mitleid.

«Schneller! ... Sie werden dich doch tatsächlich totschiagen!»

«In welchem Kommando arbeitest du?» habe ich noch gehört. «In der Tischlerei?»

Man schickte Jasinski nach dem Kapo Balke.

Balke erschien. Er wusste bereits von Jasinski, um was es ging. Sie berieten alle drei miteinander. Ich verstand nicht viel davon. Ich hoffte noch, dass sie die Beute untereinander teilten und damit alles ein Ende hätte. Aber nein! Jetzt begann erst die Untersuchung. Sie waren bereits auf der Spur, denn der Kapo Tischler hatte erzählt, dass ich ausserhalb des Lagers in den Auschwitzer Werken der Salesianermönche in der Stadt arbeite. Also Kontakt zu der Zivilbevölkerung.

Nach der kurz davor erfolgten Flucht von Wiejowski, an der sich angeblich Arbeiter von ausserhalb des Lagers beteiligt hatten, waren die Deutschen in diesem Punkt besonders empfindlich. Balke versuchte noch die ganze Sache zu bagatellisieren und riet, sie lagerintern zu erledigen. Der Kapo Grönke aber, als Hauptheld der Aufdeckung einer Affäre, schlug vor, eine offizielle Meldung bei der Lagerbehörde zu machen. Schliesslich gab mir der Blockälteste Bonitz noch eine Ohrfeige als Abschluss der Untersuchung und verkündete die Erstattung einer Meldung gleich nach dem Morgenappell.

Vollständig gebrochen und zerschlagen nach so einem vielversprechenden Tage, berichtete ich Wolak den Verlauf der letzten Ereignisse. Ich verschwieg lediglich die Sache mit den 5 Mark, die ich dabei verdienen wollte. Ein Schlauer verliert zweimal, fiel mir zu spät ein. Wenn ich nicht versucht hätte, mir die 5 Mark anzueignen ...

Die Gewissensbisse quälten mich. Wolak tröstete mich, wie er nur konnte; die Hälfte der Schuld schrieb er übrigens sich selbst zu.

Von dem Gedanken allein, dass ich mich morgen früh zum Strafappell bei dem schrecklichen Rapportführer Palitzsch melden musste, bekam ich eine Gänsehaut. Die ganze Nacht machte ich kein Auge zu. Wolak, der neben mir lag, schlief ebenfalls nicht. Ich hörte, wie er betete. Ich betete auch.

Gong. Kaffee. Appell. Ich stehe da mit dem Gefühl eines zum Tode Verurteilten. Wolak greift nach meiner Hand, drückt sie fest und sagt: «Alles in Gottes Hand! Wenn sie dich wieder schlagen sollten, sag die Wahrheit, dass dieses Geld für mich bestimmt war ...»

Der Appell nähert sich dem Ende zu. «Häftling zweihundertneunzig», schreit der Lagerälteste Bruno. Jeder fällt in den Ruf ein, wie es der Lagerbrauch ist. «Zweihundertneunzig», ertönt von Mund zu Mund. Die kraftlosen Beine scheinen in die Erde hineinzuwachsen. Jemand stösst mich aus der Reihe, der Blockälteste springt dazu und zieht mich hinter sich her. Ich stehe vor dem Angesicht des Rapportführers. Mit einer kaum hörbaren, stotternden Stimme melde ich mich bei ihm. Palitzsch wirft mir im Vorbeigehen einen Blick zu und verkündet mit lauter Stimme: «Arbeitskommando formieren!»

Ich stehe einsam neben dem Haupttor. Vor mir rücken die Kommandos zur Arbeit aus.

Links, links ... Ein Lied: Im Lager Auschwitz war ich zwar ...

Die letzten Kommandos verschwinden hinter der Baustelle der Wache.

Ist mein Kommando schon ausgerückt? überlegte ich. Wohl ja. Sie wissen doch noch gar nichts.

Der Lagerälteste klorrte ostentativ mit den kleinen Ketten in der Hand. Mit solchen Ketten wird das Vieh im Stall angebunden. Ein grosser, dürrer Blockführer mit dem Gesicht einer ausgepressten Zitrone, blass und ein wenig gelangweilt, begleitet ihn. Der sieht aus wie ein Schwindsüchtiger.

«Komm also!» wendet er sich an mich in einem guten Polnisch. «Du wirst ein wenig baumeln!»

Wir gingen durch die Lagerhauptstrasse in Richtung des Blocks drei. «Wie war das nun mit diesen Markscheinen?» fragte er mit farbloser Stimme. «Ich hab' das Geld gefunden, Herr Blockführer!»

«Ach, du bist dumm! Mit wem hattest du Kontakte? Zuerst Geld, dann andere Kontakte mit den Zivilisten – und schliesslich die Flucht! Die Politische Abteilung wird schon die ganze Wahrheit aus dir rauspressen, wenn du eine Weile auf dem Pfosten hängen bleibst... Du bist fluchtverdächtig!» fügte er in Deutsch hinzu, damit Bruno ihn verstehen konnte. Ich schaute die beiden entsetzt an. Bruno klorrte wieder unheilverkündend mit den Kettchen.

«Ja, ja, Kerl!» sagte Bruno mit schlecht gespielmtem Mitleid.

Kapitel X

Wir betraten den Dachboden des Blocks drei. Man stellte mich unter einen Balken, von denen es viele auf dem Dachboden gab. Dieser Balken unterschied sich von den anderen lediglich durch einen hoch eingeschlagenen Haken, unter dem ein Hocker stand. Der Lagerälteste umwickelte mir geschickt die nach hinten ausgereckten Arme mit einer kleinen Kette und befahl mir danach, auf den Hocker zu steigen.

Der SS-Mann zündete sich ruhig die Zigarette an. Ein fester Ruck der nach hinten gebogenen Arme, ein Ziehen nach oben, und ich war bereits an dem Haken befestigt. Ich schrie, mehr aus Angst als vor Schmerzen, weil meine Beine immer noch auf dem Hocker standen. Halb gebeugt sah ich, wie der SS-Mann einen Notizblock herausholte.

Bruno stand vorbereitet da, bereit, jeden Augenblick den Hocker mir unter den Beinen fortzustossen.

«Also, sag jetzt die Wahrheit. Wie ist das nun mit dem Geld?» dröhnte die Frage des Blockführers in meinen Ohren.

«Du wirst doch alles singen! Je früher, desto besser für dich. Du wirst noch deine Mutter verfluchen, dass sie dich je geboren hat, wenn du hier ein wenig hängen bleibst. Also, red schon! ...»

Ich überlegte eine Weile, der Schweiß floss mir von der Stirn. Ich wusste schon, dass ich alles sagen würde. Ich versuchte, meine Feigheit irgendwie zu entschuldigen. Wolak sagte doch, ich sollte die Wahrheit sagen, wenn sie zu schlagen anfangen.

«Also schnell», lockte der SS-Mann und beugte sich über mich. Bruno meinte anscheinend, dass sich der SS-Mann ihm zuwandte und schob den Hocker mit einem Ruck weg. Ein entsetzlicher Schmerz in den ausgereckten Schultern, er steigerte sich mit jedem Augenblick. Ich versuchte, mit den Fersen das Herabfallen des Körpers zu bremsen, indem ich sie fest an den Balken drückte, es war aber umsonst. Ich verlor langsam die Kraft.

«Ich werde sagen, ich werde alles sagen!» kam es stossartig aus meinem Hals.

«Ja, du hast dich aber schnell entschlossen! ... Lagerältester!» sagte der SS-Mann im Befehlston und schob den Hocker mit dem Bein in meine Richtung. Bruno stellte mir hilfsbereit den Hocker hin.

Ich massierte die schmerzenden Handgelenke und begann zu sprechen: «Wolak ... der Brief ... der Zivilist ...»

«Ist das alles?» Der SS-Mann klappte das Notizbuch zu.

Wir gingen in das Erdgeschoss hinunter. Der Blockführer sprach eine Weile mit dem Lagerältesten. Ich verstand nur einige Worte. «Politische Abteilung ... Wolak... Leichte Arbeit.» Als sie das Gespräch beendet hatten, entfernte sich

der SS-Mann in Richtung der im Bau befindlichen Baracke der Blockführerstube. Bruno brachte mich zur Küche neben Block zwei. Ich trug Wasser in Eimern aus einem Brunnen, der sich neben Block drei befand. Die Arbeit war nicht schwer, das Schleppen der gefüllten Eimer verursachte mir jedoch Mühe. Die Schultern schmerzten. Niemand trieb mich an, niemand schlug mich, und das hatte auch wieder gute Seiten. Ich dachte an Wolak. Der Gedanke liess mir keine Ruhe. Wahrscheinlich machte er jetzt seine Aussage in der Politischen Abteilung.

Die Nachricht verbreitete sich schnell im ganzen Lager. Die einen wunderten sich, dass ich auf dem Pfosten gehangen und noch die Kraft hatte, Eimer voll Wasser zu tragen, die anderen meinten bösartig, dass man mit mir auf dem Boden ganz schnell fertig geworden sei und dass ich danach sogar eine leichte Arbeit bekommen hätte. Ein älterer Häftling näherte sich mir sogar und sagte mit Empörung:

«Den Priester hast du verraten, du Schwein!»

Er sprach noch weiter in grosser Aufregung, aber schon kam sein Kapo angelaufen, schlug ihm mit dem Stock über die Schultern und trieb ihn zu einer Gruppe von Häftlingen, die mit Handkarren Schutt aus den benachbarten Blocks fuhren.

Wolak sah ich erst abends nach dem Appell. Er war in der Politischen Abteilung verhört worden. Er hatte dort über den abgeschickten Brief und seinen Inhalt ausgesagt. Er habe nur um eine Geldhilfe gebeten. Man unterstellte, vielleicht habe noch etwas anderes den Inhalt seines Briefes ausgemacht – doch er bestand konsequent auf seiner Aussage. Sie konnten das übrigens mit Leichtigkeit nachprüfen.

Wiesiu! Kopf hoch! Es wird alles gut!... Wegen dummer zwanzig Mark wird man uns doch nicht aufhängen ...

Zwanzig Mark, dachte ich. Es waren doch fünfundzwanzig Mark. Was ist denn los mit diesem Geld?! ...

Derselbe Blockführer führte mich am nächsten Tag zum einstöckigen Gebäude ausserhalb der Drahtzäune, in dem sich die Politische Abteilung befand. Wolak blieb im Lager. Sicher schleppte er jetzt Wasser in die Küche. Als ich den langen Korridor im ersten Stock entlangging, schien es mir, als ob ich an dem dicken Posten vorbeiging. Im Zimmer, in das man mich hereinführte, sass ein gut aussehender Offizier am Schreibtisch. Neben ihm, an der Schreibmaschine, hockte ein junger Häftling in sauberer, gestreifter Kleidung. Der Offizier betrachtete mich eine Weile mit Neugierde und stellte dann die erste Frage. Der junge Häftling war ein Dolmetscher. Sowohl die erste Frage als auch die darauffolgende standen in überhaupt keinem Zusammenhang mit der Angelegenheit, deretwegen ich gerufen worden war. Er fragte nach meinem Zuhause, nach

meiner Familie, nach dem Beruf des Vaters und der Mutter, woher ich stamme und so weiter. Wegen meines Namens bekam ich eine längere Lektion zu hören. Er behauptete, der deutsche Klang des Namens deute auf meine germanische Abstammung hin. Ich antwortete, mein Name sei schwedisch. So wurde wenigstens zu Hause behauptet.

«Aber ja, das stimmt!» sagte er. «Die Schweden sind doch auch Germanen... Die Nordgermanen!»

Dann kam er zur Sache. Ich musste ganz genau beschreiben, auf welche Weise ich dem Zivilisten den Zettel von Wolak gegeben, auf welche Weise ich das Geld erhalten, wie ich es in das Lager gebracht und wie ich mich hatte erwischen lassen, während ich das Geld gezählt hatte, um fünf Mark für mich abzugeben. Er wollte nur noch wissen, ob ich nur diesen einen einzigen Brief, der in Latein geschrieben war, hinausgeschleust hatte, oder noch mehr. Ich verneinte natürlich. Schliesslich stellte er fest, dass das, was ich ausgesagt hatte, im Grossen und Ganzen mit dem übereinstimmte, was Wolak und die bereits genommenen Arbeiter aus dem Werk der Salesianermönche gesagt hätten. Für das Einschmuggeln des Geldes in das Lager und für die Anknüpfung der Kontakte mit Menschen ausserhalb des Lagers würde ich eine verdiente Strafe erhalten. Am gleichen Tag, nach der Beendigung des Appells, wurden die Nummern von Wolak und von mir ausgerufen. Der Rapportführer Palitzsch befahl dem Lagerältesten, uns in die Quarantäne abzuführen, die sich in einem Block innerhalb des Krankenbaus befand.

Ich war erstaunt, dass alles ohne Schläge abgelaufen war.

«Siehst du,» sagte Wolak, «die Vorsehung wacht über uns!»

Kapitel XI

Vor einer mit Draht versehenen Pforte am Eingang zur Quarantäne stand ein Junge, vielleicht 15 Jahre alt. Er schlug vor dem Lagerältesten die Absätze zusammen. «Na, wie geht's, Adam?» Bruno gab ihm einen freundschaftlichen Klaps auf die Schulter, der Junge öffnete dienstefrig die Pforte.

Auf den Stufen vor dem Revierblock standen einige gut aussehende Häftlinge. Das war die erste Besatzung des Lager-Krankenbaus, der sich auf diesem Block befand. Eine Weile standen wir neben dem Zaun, es erschien nämlich der Revierkapo, mit dem Bruno ein Gespräch anfang. Währenddessen lief der kleine Adam schnell in Richtung des Platzes hinter dem Block, um den Kapo Leo zu holen, der die sogenannte Strafelf, die der Mithilfe bei der Flucht von Wiewowski verdächtig war, unter seiner Obhut hatte.

«Weswegen seid ihr reingefallen?» fragte einer der gut aussehenden Häftlinge. «Wegen Wiewowski? Nein? Wegen der Markscheine?» Er machte eine zweifelnde Miene. «Leo wird es euch schon zeigen.» Nach dieser Einführung betrachtete ich mit Angst und Schrecken die riesige Gestalt Leos, der sich uns näherte. In der Hand hielt er, wie immer, ein Stück Holz, kleine, gekniffene, wie lachend aussehende Äuglein schätzten unsere abgemagerten Gestalten ab. «Im Laufschrift, marsch!» Wir stürzten so schnell wie möglich davon, weil mir Leos Stock bereits vor den Augen vorbeihuschte.

Wir liefen auf einen Platz, auf dem vor nicht allzu langer Zeit der berühmte «Stehappell» für die Flucht von Wiewowski abgehalten worden war. Elf Häftlinge waren in einer Reihe in der Mitte des Platzes aufgestellt und hockten in der Kniebeuge. Leo schenkte ihnen überhaupt keine Aufmerksamkeit. Desto eifriger beschäftigte er sich jetzt mit uns.

Wir liefen so lange um den Platz herum, bis der neue Befehl ertönte: «Halt! Knie beugen! Hände hoch! Hüpfen!»

Den Platz entlang, hin und zurück. Als die Beine uns nicht mehr gehorchen wollten, änderte er den Befehl in: «Rollen!»

Wir rollten im Staub des Hofes, die schwitzenden Körper waren mit Dreck bedeckt. Nach den anstrengenden Kniebeugen konnte man auf diese Weise wenigstens ein wenig die Muskeln lockern. Als Leo von seinen ständigen Befehlen und immer neuen Übungen ganz heiser wurde, wies er uns den elf Männern zu, die bis jetzt in der Kniebeuge verharrt hatten. Von diesem Augenblick an waren wir dreizehn.

Wir hatten einen Augenblick Ruhe, weil Leo vom Revierkapo gerufen wurde. Wir begriffen damals noch nicht, dass Bock absichtlich rief, um uns auf diese Weise Gelegenheit zu einer kurzen Verschnaufpause geben zu können. Da schlugen auf uns die Fragen der Elfer-Gruppe ein.

«Seid ihr auch hier wegen Wiejowski? Nein? Wegen Markscheinen?» «Bis wann wird es noch dauern?» fragten dagegen wir. «Es ist doch schon längst nach dem Appell!»

Das Gespräch wurde jäh unterbrochen, weil sich Leo wieder zeigte.

«Im Laufschrift, marsch!»

Die Sonne war schon längst untergegangen, und wir übten immer noch weiter. Abwechselnd Hüpfen, Tanzen, Rollen oder Kniebeugen.

«Ein Lied! Im Lager Auschwitz war ich zwar...», begann Leo. Mit dem Lied auf den Lippen kehrten wir zum Block 16 zurück, in dem wir ab heute leben sollten. Ende des Sports ... Wenigstens für heute!

Abendessen. Wolak und ich bekamen kein Abendessen. Völlig erledigt legten wir uns auf das Stroh in dem Raum, der bis dahin die Elfer-Strafgruppe beherbergte. Auf dem Korridor ertönten die Klänge einer Mundharmonika. Es war Leo, der spielte.

Nach einigen Tagen Sport wurde ich so schwach, dass ich mit den anderen nicht mehr Schritt halten konnte. Leo mochte Schwache nicht, vielleicht dachte er auch, dass ich simulierte; also übte er häufig getrennt mit mir, wenn er den anderen erlaubte, sich auszuruhen. Fiel ich dann vollständig entkräftet zu Boden, zog er mich an den Brunnen, übergoss mich mit Wasser und brachte mich mit ein paar Schlägen wieder zu mir. Nach einer solchen Einlage übte ich wieder, und die Geschichte wiederholte sich nach einer kurzen Zeit. Ich sah keinen Ausweg aus dieser Situation und dachte krampfhaft darüber nach, was ich tun sollte, damit man mich auf das Revier brachte, in dem ich für mich die einzige Rettung sah. Während des «Hüpfens» fand ich ein paar kleine Glassplitter. Ich konnte aber das Glas um nichts runterschlucken. Doch ich musste etwas Ähnliches tun, weil ich fühlte, dass ich bis zum Abend nicht durchhalten würde. Mit einem grösseren Stück Glas schnitt ich mir in die Haut auf der Brust. Das war nicht schmerzhaft, doch ich blutete stark. Leo bemerkte schliesslich das mit Blut verschmierte Hemd. Er rief einen der Pfleger, der aus dem Fenster des Blocks herauschaute. Der erschien scharfsinnig mit Jod, um die zerkratzten Stellen abzuwischen. Dann begann Leo sofort und mit verdoppelter Energie «Solo»-Übungen mit mir abzuhalten. Schliesslich überlegte er und sagte dann entschlossen: «Komm mit!»

Ich schleppte mich hinter ihm her. Er führte mich auf den Block 16 ins Bad. Auf dem Korridor stiessen wir auf einen der Pfleger. Er befahl ihm, einen Hocker zu bringen. Mietek D. stellte einen Hocker in die Mitte des Betonbodens und wollte fortgehen. Leo hielt ihn aber mit einer Handbewegung zurück, und mir befahl er, mich auf den Hocker zu legen. Mietek hielt meinen Kopf zwischen seinen Knien, aber nicht sehr fest, so dass ich mich bei dem ersten Schlag losriss. Leo wurde dann vollkommen verrückt. Er schlug, wohin er nur konnte. Ich wälzte mich auf dem nassen Beton und versuchte, den Schlägen auszuwei-

chen, aber ohne Erfolg. Ich verlor das Bewusstsein nicht, konnte aber weder aufstehen noch mich verteidigen. Ich lag auf dem Rücken und schnappte mit dem offenen Mund nach Luft. Leo hörte auf zu schlagen. Er goss jetzt Ströme kalten Wassers über mich. Plötzlich spürte ich, dass ich von dem Wasser, das Leo mir in den geöffneten Mund hineingoss, zu ersticken drohte. Ich sah sein rotes Gesicht über mir. Schliesslich steckte er mir den Stock in den Mund, mit dem er mich geschlagen hatte, drehte ihn einmal in eine und einmal in die andere Richtung, beugte sich noch tiefer über mich, offensichtlich, um festzustellen, ob ich noch lebte, und ging dann davon.

Ich hatte keine Kraft aufzustehen, konnte mich nur auf den Bauch umdrehen, später auf die Seite, und dann erbrach ich mich. Ich verspürte keine Schmerzen mehr, es war mir lediglich entsetzlich kalt. Ich bekam Schüttelfrost. Hände hoben mich hoch, warfen mich über die Schulter, und ich lag nach einer Weile in meiner Stube unter Decken. Der Kapo des Reviers gab mir Pillen. Mietek D. schob mir einen Krug mit heissem Kaffee hin. Kurz danach fühlte ich mich bedeutend besser. Ich schlief ein.

Zahlreiche Stimmen und Stiefelgetrappel auf dem Korridor weckten mich. Das war die Strafdreizehn, die von den Übungen zurückkehrte. Es dämmerte bereits. «Na, du hast heute mal Glück gehabt!» sagte einer mit Neid in der Stimme. Er wusste noch nicht, dass ich mit einem Bein im Jenseits gewesen war und dass Leo mich im Bad fertiggemacht hätte, wäre der Revierkapo Bock nicht rechtzeitig dazugekommen. Leo sass jetzt wie gewöhnlich auf den Stufen, die zum Block führten, und spielte mit Hingabe auf seiner Mundharmonika traurige Melodien. Neben mir lag der ermüdete Wolak und betete. Der Glaube verlieh ihm Kraft. Trotz der Widrigkeiten des Schicksals war er immer fröhlich und vollkommen sicher, dass sich alles zum Guten wenden würde. Beim Einschlafen dachte ich voller Angst an den nächsten Tag.

In dieser Nacht, oder eigentlich gegen Morgen, kam ein grosser Transport aus dem Gefängnis Pawiak an. Das war der sogenannte erste Warschauer Transport. Für die Mehrzahl von ihnen war es die schlimmste und gleichzeitig letzte Etappe ihres Lebens. Für die eineinhalbtausend Häftlinge im Lager war ihre Ankunft ein Aufatmen, weil sich die ganze Aufmerksamkeit der SS und der Besatzung auf die Neuen, auf die sogenannten Zugänge, richtete. Für den Kapo Leo Wietschorek bedeutete das eine Beförderung, denn an dem Tag wurde er aus der Quarantäne in das Lager versetzt, als zweiter Lagerältester zur Unterstützung von Bruno Brodniewicz.

Und was bedeutete es für mich?

Die Ankunft dieses Transportes hat mir das Leben gerettet. Von den dreizehn aus der Strafgruppe sollte ich Leos erstes Opfer werden. Doch er wurde noch rechtzeitig versetzt und kam nicht mehr dazu, mir den Rest zu geben.

Kapitel XII

Wir standen auf dem Korridor von Block 16. Das war mein erster Appell ohne Schläge, ohne Sport, ohne Beschimpfungen und Angst. Neben uns stand die Gruppe von Pflegern, Mietek Debowski kannte ich bereits, an manche erinnerte ich mich noch aus der Isolierstube, als sie «Läusekranke» waren. Bock schaute uns aufmerksam an, er schien abzuwägen, ob wir uns noch zu einer Arbeit eigneten oder nicht. Als er vor mir stand, machte er ein komisches Gesicht und berührte meine «Muskeln». Ich war dürr wie ein Strich. Als er sah, dass mein Hals mit einem gelben Fetzen verbunden war, fragte er, was das bedeutete. Ich antwortete in gebrochenem Deutsch.

«Ich habe Halsschmerzen.»

Ich hatte Schmerzen nach dem gestrigen Bad, und der Stock von Leo hatte auch das Seine dazu beigetragen.

«Du hast Glück, mein lieber Kerl! Mietek, bring mir Halstabletten.» Später führte uns Bock auf den Hof und gab jedem von uns dreizehn eine Arbeit. Unsere Aufgabe war es, die ganze Umgebung des Reviers in Ordnung zu bringen. Ich bekam eine verhältnismässig leichte Arbeit mit der Harke. Ich las verschiedene Abfälle und Unrat auf, der in der Umgebung des Blocks herumlag, und kratzte alles zu kleinen Häufchen zusammen. Wolak kam dann mit dem Handkarren, lud mit einer Schaufel auf und brachte es fort. Die Arbeit war leicht und ruhig, zum Essen gab es häufig zusätzliche Suppe. Wenn der Bauch voll ist, hat man auch ein besseres Selbstwertgefühl. Schnell kam ich zu Kräften. Wolak und ich bekamen einen Arbeitsabschnitt zugeteilt. Wir wurden die Reiniger des Blocks 14. Es gab viel zu tun. Zu unseren Aufgaben gehörte es, die Korridore, den Waschraum, die Latrine und das Gelände um den Block herum sauberzuhalten, auch mussten wir den Kanal reinigen. Wir arbeiteten gut, man sah Ergebnisse. Besonders mit Wolak. Dem brannte die Arbeit direkt in den Händen. Dabei war er immer fröhlich, sogar lustig. Er hatte eine gute Stimme, und so baten ihn Kameraden, abends etwas zu singen. Manche wunderten sich, woher ein Priester so viele Schlager, vor allem Tango, kannte.

Es gelang mir, von einem der Häftlinge eine Mundharmonika zu ergattern. Ich pflegte mich damals auf die Stufen des Blockes zu setzen, auf den früheren Platz von Leo, und hingebungsvoll zu spielen. Eines Tages überraschte mich Leo dabei. Wahrscheinlich kam er, um Bock zu besuchen, da er aber Musik hörte, näherte er sich unauffällig der Stelle, von der die Harmonikaklänge kamen. Ich sprang erschrocken hoch. Leo war aber so lieb wie ein Schäfchen. Leo liebte Musik.

«Spiel weiter, spiel doch!»

Ich spielte, und Leo schlug den Takt mit dem Stöckchen, seinem ständigen Requisit, von dem er sich niemals trennte. Nebenan, im Waschraum, plätscherte das Wasser, das aus einem nicht zugeordneten Wasserhahn tropfte. Wunderbar, nickte er anerkennend mit dem Kopf. Mach weiter. Er befahl mir jetzt, seine Lieblingsmelodie zu spielen, mit der er uns einmal während der Übungen fertig gemacht hatte; er hatte uns befohlen, die Melodie immer und immer wieder zu singen. Ich hasste die Melodie, Leo, ganz Ohr, hatte Tränen in den Augen. Der vibrierende Klang der Mundharmonika schwang im leeren Waschraum nebenan sonderbar nach. Ich spielte und dachte daran, was sich hier vor ein paar Wochen abgespielt hatte. Aber Leo war vollkommen von der Musik gefangen. Wie sollte er sich auch an so eine Kleinigkeit erinnern ... Der Abendgong unterbrach das merkwürdige Konzert.

Eines Tages führte der Lagerarzt Popiersch eine Inspektion durch. Der Revierblock glänzte vor Sauberkeit. Das war natürlich das Verdienst von Wolak und von mir. Wir haben auch eine Belohnung dafür erhalten. Im ersten Augenblick war ich entsetzt, als Mietek D. uns mit einem geheimnisvollen Gesicht auf den Dachboden führte, wo Bock in Begleitung von Czesio Sowul, einem der ersten Pfleger, auf uns wartete. Wir erhielten einen halben Laib Brot, ein Stückchen Wurst und Margarine. Das war für die gute Arbeit. Wenn wir weiter so arbeiten sollten, würden wir zu Hilfspflegern, das heisst Gehilfen der Pfleger, ernannt werden. Die Gaben mussten wir an Ort und Stelle aufessen, damit niemand erfuhr, dass wir ein zusätzliches Essen bekommen hatten. Wir assen so schnell wie möglich alles auf und versprachen natürlich zu schweigen.

Ähnliches wiederholte sich später noch einige Male.

«Siehste wohl,» pflegte Wolak damals zu sagen, «die Vorsehung wacht über uns.»

In der Tat hatten wir Glück im Unglück. Die Lagerbehörden schienen die Strafgruppe der 13 Häftlinge vergessen zu haben. Nach der Ankunft des ersten Warschauer Transportes ging Leo woandershin, und so kamen wir in die Gewalt von Bock. Bock war ein ganz anderer Mensch, obwohl er genau wie Leo oder Bruno einen grünen Winkel trug, also ein gewöhnlicher Krimineller war. Man übertrug ihm die Organisation des Krankenbaus. Sicher war das keine leichte Aufgabe in der damaligen schweren Zeit.

In der Nacht herrschte grosse Bewegung im Lager. Der zweite Transport aus Warschau kam an. Bei der Aufnahme des Transportes und bei der Bedienung des Kleidermagazins halfen die Pfleger mit.

Morgens reinigte ich die provisorische Baracke, dicht hinter dem Revierblock, die eigens für die Aufnahme des Transportes gebaut worden war. In den Haufen von Müll und verschiedenen Abfällen fand ich viel zu essen. Brotscheiben, Ku-

chen, Zwiebeln, Knoblauch, ein wenig Zucker mit Sand vermischt, ein Glas mit Resten von Schmalz. Einfach das, das nicht lohnte, in die Lagerküche gebracht zu werden, mit einem Wort: Abfälle. Für mich war es aber ein Fest. Ich ass heimlich. Die gesättigten Pfleger hätten es mir vielleicht übelgenommen, dass ich solchen Unrat ass. Mein Magen vertrug alles. Bereits nach einer Stunde war ich wieder hungrig, so sehr, dass ich kaum die Mittag- und Abendbrotration abwarten konnte. Um die Mittagszeit spülte ich immer die Suppenkübel. An den Wänden der Kübel blieb viel von der kaltgewordenen Suppe zurück. Ich kratzte sie sorgfältig aus, so dass ich manchmal sogar zwei volle Teller hatte. Das Säubern der Kübel wurde bald meine Spezialität, und ich fuhr gar nicht schlecht dabei.

Schnell kam ich jetzt wieder zu Kräften und nahm sogar etwas an Gewicht zu. Wenn ich jetzt einen Brief nach Hause schickte, musste ich nicht mehr lügen, wenn ich schrieb: «Ich bin gesund und fühle mich gut.»

Im Lager wurde es während dieser Zeit immer schlimmer und schlimmer. Die Herbsdämmerungen begannen. Es war kalt. Aus dem Fenster unserer Stube sah ich einen grossen Bereich des Lagers. Der Appellplatz wurde gewalzt. Einige Dutzend Häftlinge wurden vor eine Walze gespannt. Barfuss und in dünnen Drillichhosen wateten sie in der durchweichten Erde, wobei sie mühsam die Betonwalze zogen. Angeblich waren es nur Priester und Juden. Der dicke Kapo Krankemann dirigierte diese Gruppe, während er auf den eisernen Griffen der Walze stand. Wenn er absprang, gab es einen Ziehenden weniger. Er lag dann sterbend im Dreck, und man brachte ihn nach dem Appell in den Krankenbau, oft bereits tot.

Die Appelle dauerten unendlich lange. Wir, das Krankenbaupersonal, hatten Appelle innerhalb des Blocks; sie dauerten knapp ein paar Minuten. Ich dankte dem Himmel, dass ich in der Strafgruppe der 13 war.

Etwa Mitte Oktober, während des Appells, kam Leo angerannt, ganz ausser Atem, direkt auf unseren Block zu. In der Hand hielt er eine Liste. Wir hatten den Appell bereits beendet.

«Alle dreizehn antreten!» schrie er mit lauter Stimme bereits an der Tür. Wir schnellten hoch wie die Irren. An der Tür prüfte er die Nummern. Wunder über Wunder! Wir zwei, Wolak und ich, bekamen nur je einen Tritt, wonach Leo uns befahl, auf dem Block zu bleiben. Die restlichen elf trieb er auf den Appellplatz. Aus dem Fenster unserer Stube war die Strafaktion zu sehen. Aus Block 11 brachte man einen Bock. Von dort her holte man noch fünf Zivilisten, die in die Flucht von Wiejowski verwickelt waren. Kapo Bock, mit Watte und Jodflasche in den Händen, ging hinter ihnen her. Das ganze Lager sollte der Bestrafung zusehen.

Der jüngste von der Elfergruppe, Wladzio Szczudlik, schrie fürchterlich. Hinter

ihm gingen alle auf den Bock. Die Schläge fielen auf die nackten Gesässe. Bock rieb die zerschlagenen Gesässhälften mit Jod ein. Nach dem Appell brachte man die Geschlagenen auf Block 11, von wo sie kurz danach in das Lager Flossenbrüg zu schweren Arbeiten geschickt werden sollten.

In der Stube blieben nur wir zwei. Noch am selben Tag rief uns Bock zu sich und ernannte uns in Gegenwart aller Pfleger zu Hilfspfleger. Ich war glücklich darüber, eine Unruhe blieb aber weiterhin in der Tiefe des Herzens. Wie wird unsere Sache enden?

Kapitel XIII

Im Zusammenhang mit dem Eintreffen immer zahlreicherer Transporte im Lager und der Vergrößerung des Krankenhaus erfolgte die Reorganisation des Reviers. Die Quarantäne wurde eingestellt. Der Häftlingskrankenbau umfasste bereits drei Blocks: 14, 15 und 16. Der bisherige Kapo des Krankenhaus, Hans Bock, Nr. 5, wurde zum Lagerältesten des Krankenhaus ernannt. Der Blockälteste wurde Peter Welsch, auch ein Deutscher, im Unterschied zu Bock trug er nur einen roten Winkel, war also ein politischer Häftling. Nachdem die Strafgruppe das Lager verlassen hatte, übernahmen die Trachomkranken die Hilfsarbeiten auf dem Revier. Sie gehörten zwar zum Krankenbestand, waren aber nicht bettlägerig; sie sahen physisch ganz passabel aus, daher trieb man sie zur Arbeit. Bald verlegte man sie auf Block 15 zu den Tuberkulosekranken. Das war der Beginn des Infektionsblocks. Saaldienst wurde Staszek Hedorowicz, später kam noch Janusz Mlynarski dazu. Diesen beiden ist es zu verdanken, dass sehr viele Gesunde gerade hier auf der Infektionsabteilung einen Unterschlupf gefunden haben, wobei sie die besondere Atmosphäre der Angst vor der Ansteckung, vor allem bei den SS-Männern, ausnutzten. Hedorowicz nahm kurz danach ein paar Jaroslawer zu sich, die wegen der Zugehörigkeit zu einer Geheimorganisation, der ein Teil der Jugendlichen dieses Städtchens angehört hatte, verhaftet worden waren. Diese Organisation hatte ihre konspirative Tätigkeit zur Jahreswende 1939/1940 unter dem Deckmantel einer Klinik entwickelt, die von Dr. R. und Hedorowicz, seiner rechten Hand, geführt worden war. Ungeschicklichkeiten hatten dazu geführt, dass die Organisation verhältnismässig schnell von der Jaroslawer Gestapo entdeckt worden war. Ein Teil ihrer Mitglieder traf bereits 1940 in Auschwitz ein, unter ihnen Stanislaw Hedorowicz und Kazimierz Szumlakowski. Hedorowicz, der äusserst kollegial und hilfsbereit war, nutzte seine gute Position auf dem Revier als einer der ersten Pfleger und versammelte seine Sorgenkinder um sich, wobei er ihnen auf dem Infektionsblock Fürsorge und Unterschlupf vor den Widrigkeiten des Schicksals, die jeden Häftling im Lager erwarteten, sicherte. Der Infektionsblock hatte sie aber nicht vor der Politischen Abteilung, vor der Lagergestapo, schützen können. Man holte sie oft zu Vernehmungen, vor allem nach der Entlassung des K. Szumlakowski und J. Tajchman, aus dem Lager. Ich selbst gehörte dieser, meiner Meinung nach, Pseudoorganisation nicht an, war sogar ihr Gegner. Von einer anderen militärischen Organisation war ich in Person ihres Vertreters Hauptmann Wilczynski instruiert worden und hatte kurz vor meiner Verhaftung ernste Auseinandersetzungen mit R. gehabt. So war es nicht verwunderlich, dass Staszek mich in den Inhalt der Vernehmungen bei der Politischen Abtei-

lung nicht eingeweiht hatte. Kurz danach sollte ich übrigens die Einzelheiten dieser tragischen Angelegenheit erfahren. Trotzdem blieb Hedorowicz immer ein guter Kamerad und half mir besonders am schwierigen Anfang meines Aufenthaltes auf dem Revier.

Ende November wurden Wolak und ich auf Block 14 verlegt, für eine kurze Zeit übrigens, denn bereits einige Tage später wurden wir zusammen mit der Mehrheit des Krankenbaupersonals auf den neu errichteten Revierblock Nr. 20 verlegt. Blockältester wurde Peter Welsch, sein Stellvertreter ein noch ganz junger Mann, Zbigniew Blök, aus dem schlesischen Transport. Zbyszek, der in Chorzow verhaftet worden war, Sohn eines Apothekers in Lubaczow, war mir noch aus dem Gymnasium in Jaroslaw bekannt, wohin er von Lubaczow aus jeden Tag kam. Zuerst behandelte er mich korrekt, manchmal sogar herzlich, gewöhnlich bei den Erinnerungen an unsere schulischen Eskapaden mit den Kameradinnen aus dem Mädchengymnasium.

Mit der Zeit stellte es sich aber heraus, dass die Macht manche Menschen verdirbt, vor allem solche, die jung, unerfahren, von grossen, falsch verstandenen Ambitionen erfüllt sind. Das war auch mit Zbyszek so. Nach einer Weile wurde er offiziell und liess seine höhere Position spüren, wobei er versuchte, die Distanz, die uns in der Lagerhierarchie trennte, einzuhalten. Das Verhältnis zwischen uns kühlte ab und wurde fast feindlich.

Nach der Verlegung auf Block 20 wurde ich zuerst dem Ambulatorium zugeteilt, wo ich den Kranken Verbände wechselte. Ich hatte vorher niemals damit zu tun, es ging mir also nicht sehr gut von der Hand. Peter erkannte es bald. Ich konnte ihm gar nichts übelnehmen. Ich eignete mich nicht für diese Art Arbeit. Da aber der Blockälteste jemanden brauchte, der den Block sauberhielt, ernannte er mich zum Stubendienst des Pflegeraumes. Ich war mit dieser Wendung recht zufrieden. Im Ambulatorium war die Arbeit schwer, nervenaufreibend, verantwortungsvoll. Als Reiniger hatte ich bereits eine entsprechende Qualifikation durch die lange Erfahrung während der vorhergehenden Monate erworben. Ausser dem Reinigen des Pflegeraumes musste ich noch einen langen Korridor des Blocks und die Latrine sauberhalten und für die Reinlichkeit ausserhalb des Blocks Sorge tragen. Es gab viel zu tun, aber ich wurde damit ziemlich gut fertig.

Morgens, wenn die Pfleger zu ihren Beschäftigungen gingen, begann ich den Saal zu säubern. Ich verbesserte die meistens oberflächlich gemachten Betten, den Augapfel des Blockältesten, heizte den Ofen an, schrubbte den Boden – wenn niemand zusah, wischte ich ihn lediglich mit einem nassen Lappen – reinigte dann den Korridor und die Latrinen ... und war eigentlich mit der Arbeit fertig. Dann musste ich noch das Essen aus der Lagerküche holen. Das aber hatte bereits seine guten Seiten.

Während der Zeit hatten die Pfleger im Ambulatorium eine Menge zu tun.

Beim Verbinden arbeiteten viele Häftlinge: Czesiek Sowul, Felek Walenty-nowicz, Stanislaw Wolak, Jozef Hordynski, Fred Stessel, Nicet Wlodarski, Jozef Walczak und andere. Die Apotheke wurde von Franus Lechowicz und Marian Tolinski aus Krakau bedient. Hinter der Zwischenwand befand sich die Schreibstube, in der Roman Gabryszewski, Zbyszek Rybka, Staszek Mucha beschäftigt waren; gleich daneben war der Arbeitsplatz der Masseure mit Ludwik Bas und Pepo Vacki aus Prag besetzt. Am Schalter der Schreibstube war der Platz des Chefarztes Dr. Wladyslaw Dehring, zu dessen Aufgaben die Einord-nung der Kranken nach ihrem Zustand gehörte. Im Ambulatorium arbeiteten ausser Dr. Dehring noch weitere Ärzte: Leon Wasilewski, Tadeusz Gasiorow-ski, Marian Dupont, Wladyslaw Tondos, Rudolf Diem und andere. Später, als sich der Häftlingskrankenbau vergrösserte, wurden diese Ärzte auf andere Blocks, ihren Fachgebieten entsprechend, überstellt, und ihre Stellung übernah-men neue. Fast täglich war vormittags während der Krankenaufnahme der SS-Lagerarzt Sturmbannführer Popiersch, später Untersturmbannführer Entress, anwesend, immer in Begleitung des Sanitätsdienstgrades SDG Klehr oder Scherpe, die Oberscharführer waren.

Die im Krankenbau aufgenommenen Kranken mussten die Entlausung und das Bad im Waschraum passieren. Der Waschraum wurde von zwei Brüdern, Ma-rian und Jan Kieliszek, sowie von Antoni Kempa und Ryszard Kwoka bedient. Der letztere pendelte ständig hin und her zwischen dem Ambulatorium und dem Waschraum, der sich ungefähr in der Mitte des Korridors befand und zu dem er die Kranken führte; die Schwerkranken trug er auf seinen Schultern dorthin. Nach der Haarschur – dieser Eingriff wurde von zwei Friseuren, Antoni Rul-czynski und «Franus», durchgeführt – und nach einem Bad im kalten Wasser kamen die Pfleger von den einzelnen Blocks, also von dem Infektions- und dem Chirurgischen Block, sowie die Saaldienste aus unserem Block, der für «Innere Kranke» bestimmt war, um die Kranken abzuholen. Die meisten Kranken litten damals an Durchfall oder Dysenterie und an Lungenentzündung. Die Saaldien-ste Kencer, Gutowski, Sobkowiak und Kurylowicz hatten alle Hände voll zu tun.

Am Ende des Korridors, gegenüber dem Pflegersaal, lag das Laboratorium für die analytische Chemie, mit nur einer Besetzung, die aus folgenden Personen bestand: Prof. A. Jakubski, Dr. Roman Zengteller und Laboranten Witold Kosz-towny, Zygmunt Turzanski, Wieslaw Piller und Georg Zemanek, ein Tscheche, der, bevor er zur Arbeit ins Krematorium ging, eine Sonderaufgabe im Prosek-torium bekam.

Genau neben dem Laboratorium gab es einen kleinen Raum, in dem nach kurzer Zeit ein Röntgenkabinett errichtet wurde, das von Dr. Gawarecki und seinem Gehilfen, Stanislaw Zelle, bedient wurde. Zwischen dem Waschraum und dem Röntgenraum befand sich anfänglich der Saal für Durchfälle, den man später in

eine Diätküche und in ein Lebensmittelmagazin umänderte. Die ersten Köche wurden Aleksander Giermanski und Czeslaw Sowul, der aus dem Ambulatorium dorthin versetzt wurde.

Im ersten Stock gab es einen Waschraum mit einer Badewanne und einem Ofen. Das warme Bad und die Badewanne benutzte hauptsächlich die Lagerprominenz. Hier war es vollkommen sauber; dafür sorgten Wladyslaw Bielawski und Nabrdalik. In demselben Korridor, rechts am Ende, befand sich der Saal für Prominente, die von zwei Brüdern, Andrzej und Janusz Millak, bedient wurden. Im Saal gegenüber lagen Lungenkranke, überwiegend mit eitrigem Aussonderungen. Sie wurden von Sobkowiak und später von dem Adam Kuryłowicz betreut.

Das obere Stockwerk wurde hauptsächlich von den Kranken eingenommen, für die es noch einen Hoffnungsschimmer gab; das Erdgeschoss aber gehörte den Durchfallkranken und den vollkommen Abgekehrten, den sogenannten Muselmännern, die meistens innerhalb der nächsten Stunden starben. Mit ihnen beschäftigte sich ein Sonderkommando, die sogenannten Leichenträger, die aus den Trachomkranken bestanden. Damit sie die Kranken nicht ansteckten, befahl man ihnen, sich um die Toten zu kümmern. Die ersten Leichenträger waren Ali Szczesniak und Giemek Obojski. Später kam Teofil Banasiuk dazu, der nach dem Tode von Ali der Kommandokapo wurde; dieses Kommando vergrösserte sich mit dem Ansteigen der Sterblichkeit im Lager in bedeutendem Masse. Hier arbeiteten ausserdem Czeslaw Glowacki, Augustyn Ratajczak, Stanislaw Buski, Malina und der Rest der Trachomkranken. Oft wurde ich ebenfalls zu dieser undankbaren Arbeit getrieben. Aus dem Ambulatorium musste auch Jozek Hordynski her, der die Stärke der südpolnischen Bergleute besass.

Die Leichenhalle befand sich im Keller des Blocks 28, sie verfügte über ein Dutzend hölzerne Kisten, die zum Tragen der Leichen ins Krematorium dienten, sowie ein paar Bahren, auf denen die Toten von den Blocks in die Leichenhalle getragen wurden. Als die Erschiessungen begannen, ersetzte man die hölzernen Tragbahren durch solche aus Blech, von denen die Blutspuren leicht abzu waschen waren.

Zuerst trug man die mit Leichen beladenen Tragbahren ins Krematorium auf eigenen Schultern, was mit der Zeit den Behörden unangenehm wurde, weil ein solcher Zug vor den Augen aller Häftlinge mehrere Male das ganze Lager durchqueren musste, bis er den Bestimmungsort erreichte. Aus verständlichen Gründen bemühte sich also die SS, das Schicksal der Leichenträger zu erleichtern, und beschlagnahmte in der Stadt einen normalen Leichenwagen, der nach einer kleinen Umänderung und nach Beseitigung des geschmückten oberen Teils den Häftlingen noch lange diente und unzählige Male die Strecke zwischen dem Krematorium und dem Revier hin und her fuhr.

Auf dem Dachboden befand sich in den Anfangszeiten ein Lager mit verschiedenem Kram, Betten und Brettern sowie ein kleiner Raum für die Reparaturwerkstatt, wo der «Opa» Kowalski, ein Zakopaner, einer der ältesten Häftlinge, aus dem ersten Transport, sein Reich hatte. Später wurde der Dachboden zum Magazin und zu einer Sammel- und Sortierstelle von Medikamenten, welche man bei den massenhaft ins Lager gebrachten Menschen beschlagnahmt hatte. Nach der Sortierung fuhren wir den grössten Teil dieser Medikamente zum SS-Revier, der Rest blieb zur Verfügung des Häftlingskrankenbaus und wurde dank der Unachtsamkeit der SS-Ärzte zu einer grossen Wohltat für die Kranken, da die offiziellen Zuteilungen an Medikamenten sehr gering waren.

Der Blockälteste wohnte im ersten Stock, in einem kleinen Zimmer, das ohne Geschmack, aber für die schlechten Lagerbedingungen reich eingerichtet war. Block 16 war chirurgischer Block. Er besass einen Operationssaal und ein zahnärztliches Behandlungszimmer. Der Chefchirurg war Dr. Türschmidt und nach seiner Erschiessung Dr. Dehring. Der erste Lagerzahnarzt war Janusz Kuczbara, danach Roman Szuszkiewicz, Janusz Krzywicky sowie als Gehilfe Zygmunt Pocięcha. Zum Personal des Blocks 16 gehörten: Adam und Mieczyslaw Dembowski, Dybus, Bartys, Nikolajczyk, Kiwala, Krokowski, Marcinko, Mroczkowski, Wesolowski, Czubak, Superson, Ryndak, Kosmider, Tokarz und andere.

In der Hauptschreibstube des Reviers sassen Barez, Jan Szary, Kazimierz Szezerbowski, und zu einem späteren Zeitpunkt kamen Adam Zacharski, Tadeusz Paczula, Jan Duda, Janusz Burakiewicz, Tadeusz Holuj und andere dazu.

Ebenfalls im Erdgeschoss befanden sich die Säle der Kranken. Schon bald wurde der chirurgische Block durch Aufstockung vergrössert. Unter anderem wurde dort ein Raum für die Bedienung des Blocks untergebracht, also für Ärzte, Zahnärzte und Pfleger. Ein abgetrenntes, bescheidenes Zimmerchen gehörte dem Lagerältesten des Reviers. Block 15 war Infektionsblock. Der Chefarzt war Dr. Suliborski, der Blockälteste Mieczyslaw Panszczyk, nach ihm Fred Stessel, Martini. Oben lagen Kranke mit Fleckfieber, unten mit Lungentuberkulose, Trachom, Bauchtyphus, Meningitis. Hier arbeiteten die Ärzte Tondos, Budziaszek, Szymanski, Klodzinski, Fejkiel, Galka, Mezyk sowie die Pfleger Hedorowicz, Mlynarski, Ciecieski, Rafalik, Glowa, Momont, Pierzchala und andere.

Block 14 war ein sogenannter Schonungsblock, der eigentlich dem Lager und nicht dem Revier unterstand. Die Kranken musste nämlich genau wie die Gesunden arbeiten, ohne jegliche ärztliche Hilfe.

So ungefähr sah der Häftlingskrankenbau während meines Aufenthaltes aus.

Kapitel XIV

Der Herbst kam.

Seit den ersten Morgenstunden rieselte durchdringender Regen. Ich konnte nie abwarten, bis im Korridor endlich die laute Stimme des Läufers aus der Lagerküche ertönte. Zbigniew Kukla lief täglich durch sämtliche Blocks und verkündete zu einer bestimmten Zeit, wann wir die Kübel mit dem Mittagessen zu holen hatten. «Essen holen!» schrie Kukla und schon lief er zu einem anderen Block.

Es tat einem leid, das warme Plätzchen am Ofen zu verlassen. Essen wollte man aber auch, und der Blockälteste trieb bereits die Saaldienste an, in die Küche nach der Suppe zu rennen.

Vor der Küche wartete bereits eine Menge Stubendienste aus verschiedenen Blocks. Die Ausgabe der Kübel mit dem Mittagessen erfolgte mit der ganzen dazugehörigen Zeremonie. Zuerst prüfte der gut aussehende Koch Leon die Reihen, ob alle ja da waren. Dann gab er das Kommando: «Mützen ab!», erstattete danach dem Kapo «Mütterchen» die Meldung und gab das Kommando «Mützen auf!»; erst dann, nach der Abzählung, wie viele Kübel zu dem betreffenden Block geschafft werden sollten, durfte man sie mitnehmen. Man musste sich sputen, weil das «Mütterchen», obwohl ihm die Häftlinge so einen schönen Spitznamen gaben, nur darauf wartete, die Langsamen zu misshandeln.

In den Kübeln blubberte das warme Essen. Dem Geruch nach spürte man, dass es «Avo» war. Ich rechnete bereits im Kopf, wieviel von dieser Suppe übrigbleiben würde. Auf unserem Block gab es doch so viele Durchfälle!

Für meine Stube gab es ein Kübelchen mit 50 Litern. Für 50 Personen. Ausser dem Ausgekratzten blieb nichts übrig. Ich lief schnell, um die übrigen Kübel aus den anderen Stuben einzusammeln. Ich musste sie nämlich vor dem Wegtragen in die Küche ausspülen. Ich habe stets eine ganze Schüssel zusammengekratzt, auch für Edzio Ferenc, den ich nach Möglichkeit zusätzlich fütterte. Edek kam zu einem schlechten Kommando und wurde daher zum Muselmann, ausserdem hatte er den ganzen Kopf voller Geschwüre. Der Tod drohte ihm. In der Stube der Durchfälle blieb die Hälfte des Kübels übrig. Ich bekam den Nachschlag, und der Blockälteste befahl, den Rest auf den chirurgischen Block zu bringen.

Nachmittags regnete und schneite es. Es war eine durchdringende nasse Kälte. Ehe wir am Magazin anlangten, um die Lebensmittel zu holen, waren wir ganz nass und froren. Was geschieht nur mit den Kommandos, die auf dem Felde arbeiten? dachte ich mit Grauen. Der Chef des Magazins war ein ungefährlicher SS-Mann, klein, dünn, knochig, komisch. Wir gaben ihm den Spitznamen

«Schwejk». Seine rechte Hand war der Häftling Adolf, der einige gut aussehende Kameraden zur Hilfe hatte. Wir kannten uns bereits ausgezeichnet, deswegen begannen wir zusammen kleine Diebstähle zu begehen, die mit der Zeit grosse Ausmasse annahmen. Die Magazinarbeiter hatten notleidende Kameraden, die bei uns im Krankenbau lagen, und sie schickten ihnen durch unsere Vermittlung Lebensmittel. Für diese Dienste erhielten wir auch etwas.

«Schwejk» deckte die Mängel aus dem Nebenlager, und die Häftlinge verloren nichts dabei. «Schwejk» machte das nicht etwa seines guten Herzens wegen, er stahl auch. Er stahl, um von einem der polnischen Ärzte behandelt zu werden, und bezahlte dessen Dienste mit Lebensmitteln aus den SS-Magazinen. Eine Hand wäscht die andere. Es brauchte also nicht zu wundern, dass er unseren klebrigen Fingern keine besondere Aufmerksamkeit schenkte.

An diesem Nachmittag aber hatte er eine Vorahnung. Offensichtlich dachte er, wir hätten uns zuviel erlaubt, und begann die bereits verladenen Brotlaibe zu zählen. Er zählte geduldig einige Male, und jedesmal kam eine andere Zahl heraus, weil wir seine Unaufmerksamkeit benutzten und das gestohlene Brot immer wieder zurück auf die Regale legten. Er winkte schliesslich glücklicherweise ab, resignierte und sagte: «Stimmt!» Danach befahl er, wir sollten uns davonscheren, was wir natürlich blitzartig taten, damit er nicht zufällig auf einen anderen Gedanken kam. Es war schon ganz dunkel, als wir aus dem Magazin zurückkehrten. Es regnete und schneite. Die Kommandos kamen in das Lager zurück. Die Häftlinge, ganz durchnässt und steif vor Kälte, angezogen lediglich mit dunklen Drillichanzügen, barfuss oder in schweren Holzpantinen, sogenannten «Holländern», wateten ungleichmässig durch den Matsch und reagierten überhaupt nicht auf die Schreie der Kapos: Links, links. Sie marschierten und stützten sich gegenseitig, die Stärkeren trugen die Bewusstlosen, die Steifgewordenen, die Verstorbenen oder noch während des Tages Getöteten. Auf dem grossen Platz richtete man sich zum Appell aus. Wir liefen schnell mit den Tragbahren voll Lebensmitteln und spürten Hunderte von Blicken der ausgehungerten Häftlinge. Glücklicherweise erreichten wir unseren Block. Der Appell war wie gewöhnlich im Korridor. Er war kurz, und danach gingen wir in unsere Räume.

Im Lager dauerte der Appell immer noch. Es waren bereits zwei, drei Stunden seit seinem Beginn vergangen. Tausende von Häftlingen froren langsam in dem wütenden Schneegestöber ein. Man sah, dass es sich um eine richtige Todesernte handelte.

«Alle Pfleger antreten! Alle auf ihre Plätze!» befahl Bock. Der Krankenbau bereitete sich auf die Aufnahme der Kranken vor, die man zu Hunderten erwartete. Peter wies mich dem Tomek, dem Pförtner, der die Blocktür hütete, zur Hilfe ein.

Der Appell war beendet. Das Geklapper der Holzpantinen, das Geschrei, das Gluckern des Schlammes, der mit Schnee vermischt war, der Galopp von Hunderten bis auf die Haut durchfrorenen Häftlingen, die ihre Rettung in dem kleinen Lagerkrankenbau suchten. Schon waren sie da. Zuerst waren es die Kräftigsten, welche die anderen, die wirklich sofortige Hilfe benötigten, überholten. Die Tür war geschlossen. Sie stürmten dagegen an. Damit sie die Tür nicht einschlugen, hielten wir sie zu mehreren mit ganzer Kraft zu. Unter dem wütenden Angriff der Stürmenden krachte die Tür und drohte jeden Moment nachzulassen. Was würde geschehen, wenn diese Horde in das Ambulatorium hineinstürmte?

Der kleine Blockälteste stiess uns energisch von der Tür weg, danach stürmte er selbst schlagend und schreiend in die brodelnde Menge hinein. Wir hinter ihm her. Nach einer Weile gab es einigermassen Ordnung. Das Vorrecht hatten die Schwächsten, solche, die sich kaum auf den Füßen halten konnten, solche, die bereits im Schlamm lagen und manchmal kein Lebenszeichen mehr von sich gaben. Wir trugen sie auf den Block und legten sie auf den Korridor, einen neben den anderen, damit sie alle einen Platz bekamen, so viele gab es. Jetzt halfen uns diejenigen, die als erste die Tür des Blocks stürmten. Das war aber eine List. Nachdem sie die Kranken hineingetragen hatten, warfen sie sie irgendwohin und füllten das Ambulatorium vollständig aus, so dass irgendwelche Tätigkeit der Ärzte und Pfleger unmöglich war. Bock wurde wütend. Peter intervenierte noch einmal. Mit Gewalt stiessen wir alle aus dem Block. Dort stellten wir sie endlich in eine Schlange, Dutzende von neuen lagen bereits vor dem Block. Bevor es uns gelang, sie hineinzutragen, fiel bereits die Hälfte der Stehenden ohnmächtig in den Dreck. Es gab auch Simulanten. Man entdeckte sie erst unter der Dusche. Warmes Wasser gab es noch nicht.

Es waren so viele Kranke, dass die Ärzte keine Zeit hatten, sie genau zu untersuchen. Die Leichenträger brachten die Verstorbenen durch eine andere Tür vor den Block, die noch Lebenden trugen wir in den Waschraum. Hier mussten wir jeden entkleiden, und die Arbeit war nicht so leicht. Es war schwer, die nassen Lumpen von den bewegungslosen, mit Geschwüren übersäten, mit Kot beschmierten Skeletten zu ziehen. Kieliszek schrieb dann mit dem Bleistift jedem seine Nummer auf die Brust, die Friseure schoren die behaarten Stellen ab, Kempa desinfizierte diese Stellen mit «Zuprex», danach legte man sie auf einen Rost vor die Dusche und betropfte sie mit dem kalten Wasser, statt sie zu baden. Das war natürlich gegen die Bestimmungen, aber man sparte dabei kostbare Zeit und ersparte den Kranken zusätzliches Leiden. Jetzt erst durften sie von den Stubendiensten in ihre Stuben gebracht werden. Ein Teil wurde nach oben gebracht, da sie Lungenentzündung hatten, die meisten blieben unten, wo man

sie in der Stube der Durchfälle nebeneinander auf Strohsäcke legte, die auf den Bodenbrettern lagen. Hier bekamen sie Kohle oder «Bolus Alba» und spülten es mit Kräutertee oder mit dem «Sommerkaffee» hinunter.

An jenem Abend hatten die Leichenträger eine aussergewöhnliche Ernte. Sie hatten die zusätzliche Schwierigkeit, die Nummern zu entziffern, die verwischt oder gar fehlerhaft vorher auf die Brust der Toten geschrieben waren, um sie in das Totenbuch einzuschreiben. Am nächsten Morgen musste der Appell doch stimmen!

Langsam leerte sich der Korridor. Jetzt durften diejenigen herein, die geduldig in ihrer Reihe vor dem Block warteten. Sie stellten sich gehorsam vor den Eingang zum Ambulatorium, einer stützte den anderen. Denen fehlte auch nicht mehr viel zum Tod. Trotzdem kam nur ein Teil von ihnen an jenem Tag aufs Krankenrevier. Das Revier war überfüllt. Sie bekamen nur einen Umschlag, Kohle oder eine Pille und mussten auf ihre Blocks zurückgehen. Wenn einer von ihnen bis zum nächsten Morgen überlebte, konnte er sich erneut bemühen, in den Krankenbau zu gelangen.

Das ganze Lager schlief bereits. Draussen schneite es immer noch, und die anstrengende Arbeit auf dem Revier dauerte bis spät in die Nacht hinein.

Langsam leerte sich das Ambulatorium. Die letzten Patienten verliessen das Revier und schleppten sich mühsam auf ihre Blocks. Fast das ganze Personal des Krankenbaus begab sich zur verdienten Ruhe. Nur im Ambulatorium brannte noch lange Licht. Die Blockschreiber überprüften die Karteikarten der Neuaufnahmen. Morgen musste ja alles wie am Schnürchen klappen! Ich wusch den Korridor, das Ambulatorium, die Latrinen aus und richtete mir ein Bad her. Ich war höllisch müde. Plötzlich erinnerte ich mich, dass ich Edek heute nicht gesehen hatte. Sicher konnte er wegen dieser Menge der Kranken nicht auf das Revier gelangen ... Vielleicht aber? ... Ach nein, das wohl nicht ... Ich hätte ihn doch bemerkt ...

Vor dem Einschlafen wurde ich hungrig. Ich ass die Schüssel der kalten Suppe auf, die für meinen Kameraden bestimmt war.

Kapitel XV

Wolak fuhr unerwartet mit einem Priestertransport nach Dachau ab. Ich fürchtete, dass man ihn im letzten Augenblick aus dem Transport herausholen könnte. Doch es geschah nichts. Das bedeutete wohl, dass unser Fall vergessen worden war. Ich empfand eine grosse Erleichterung, denn ich hatte immer gefürchtet, dass uns das Schicksal jener elf ereilen könnte, die vor einem Monat mit einem Straftransport nach Flossenbürg geschafft worden waren. Nach der Abfahrt von Wolak wurde ich offiziell in die Pflegergruppe aufgenommen, nichtsdestoweniger hatte ich die gleichen Aufgaben wie vorher. Immerhin brauchte ich jetzt keine Angst mehr zu haben, dass man mich jeden Augenblick ins Lager überführen könnte. Ich fühlte mich sicherer.

Die Jungen aus Jaroslaw sah ich selten. Im Allgemeinen kamen sie irgendwie zurecht. Jedem gelang es, noch vor dem Einbruch des Winters in ein möglichst gutes Kommando aufgenommen zu werden, das unter Dach arbeitete. Lediglich Edzio Ferenc hatte kein Glück. Nicht nur, dass er krank wurde, er kam auch zum Strafkommando, zu der sogenannten Erziehungskompanie, aus der niemand in den Krankenbau eingeliefert werden durfte.

Dziunio Beker lebte seit ein paar Tagen nicht mehr. Zuletzt nahm er sehr ab, wurde von schwerem Durchfall geplagt und war ganz zum Muselmann geworden. Das Schicksal eines solchen Häftlings stand bereits von vornherein fest. Er starb sicher an jenem bewussten Abend mit Hunderten von ähnlichen Häftlingen.

Der 9. Dezember war der Namenstag von Wiesiek Piller und von mir. Wiesiek arbeitete damals bei den «Gonokokken»; so nannten wir die Arbeiter des analytischen Laboratoriums. Witek K. und Zygmunt T. beschlossen, diesen Tag zu feiern. Sie organisierten irgendwo etwas Zucker und zauberten ein wenig mit ihren Röhren und Probiergläschen. So tranken wir unter dem Siegel der Verschwiegenheit den ersten Schluck des ersten Alkohols im Lager. Der Fusel war widerlich, warm, aber stark. Erst nachdem unser Apotheker Marian T. – allgemein «gewöhnliches Schnabeltier» genannt – irgendwelche Tröpfchen hineingetan hatte, liess er sich trinken. Nach diesem «Gelage» brauste es angenehm im Kopf, und das Leben im Lager schien nicht mehr so schrecklich zu sein.

Zu einem kleinen Plausch ging ich oft in die Leichenhalle. Gienek Obojski hatte von irgendwoher Rohkartoffeln organisiert. Im Keller stand ein Koksöfchen (ein «Kokser»). Auf dem Ofen brieten wir Kartoffelpuffer. Wir sassen damals auf den «Särgen» um das glühende Öfchen herum, die Kartoffelpuffer brutzelten, ihr angenehmer Geruch reizte verlockend die Nase und tötete den widerlichen Gestank des Chlors, mit dem die dort gelagerten Leichen bestreut wurden.

Wir waren mit den Leichen bereits so sehr vertraut, dass sie auf uns gar keinen Eindruck machten. Ich spielte oft Mundharmonika, und Ali sang. Es herrschte eine nette Stimmung, wie bei einem Pfadfinderfeuer. Wir brauchten keine Angst zu haben, dass uns hier jemand überraschen könnte. Die SDG (Sanitätsdienstgrade) und der Lagerarzt kamen nie dorthin, sogar der Blockälteste Peter mochte nicht hineingehen. Alle mieden den Keller. Das war ausschliesslich unser Platz. Hier bedrohte uns nichts. Hier fühlten wir uns am freiesten.

Gienek Obojski, ein Warschauer, wurde als 18jähriger Junge bei dem Überqueren der ungarischen Grenze von den Deutschen verhaftet; bereits am 14. Juni 1940 war er dann in Auschwitz. Athletisch gebaut, von aussergewöhnlicher Kraft, zog er die Aufmerksamkeit von Palitzsch auf sich, der aus ihm einen Leichenträger gemacht hat. Wer ihn bei der Arbeit sah, konnte schwer glauben, dass jener Junge mit rosigen Wangen und dem unschuldigen Blick seiner blauen Augen weiterhin eine Verkörperung von Milde, Güte, sogar der Naivität war, mit einem Wort: eine Verkörperung all dessen, was im Gegensatz zu dem widerlichen Beruf stand, den auszuüben man ihm befohlen hatte. Er hatte keine Zeit gehabt, das richtige Leben kennenzulernen, und schon musste er es hier von seiner schlechtesten Seite erleben. Trotzdem blieb er sich selbst treu.

Teofil Banasiuk war eigentlich der Gegensatz zu Obojski. Er war klein, unscheinbar, aber mit der verborgenen Kraft eines Ochsen, mit kleinen hin- und herlaufenden Äuglein. Ein typischer Vertreter der Warschauer Vorstadt, der das Leben genau kannte, unter der humorigen Oberfläche hart, rücksichtslos, rachsüchtig. Er hasste die Deutschen ehrlich und schwor ihnen grausame Rache für Warschau, für sich, für alle, die er mit eigenen Händen in jene Leichenhalle bringen musste. Er wollte um jeden Preis das Lager überleben, um seine Absicht zu verwirklichen. Teofil und Obojski ergänzten sich ausgezeichnet.

Ich war mit Obojski befreundet. Ich lernte ihn während der gemeinsamen Expeditionen zu den Leichen näher kennen, zu den Leichen, deren Zahl von Tag zu Tag beunruhigend wuchs.

Zu den Aufgaben der Leichenträger gehörte unter anderem, dass die Leichen aus den Blocks im Lager noch vor dem Morgenappell fortgeschafft werden sollten. Da sie sehr viel Arbeit hatten und ich ziemlich wenig, ernannte mich der Blockälteste zu ihrem Gehilfen. Sowohl Obojski als auch Teofil revanchierten sich im Laufe des Tages und halfen mir, die Kübel und die Lebensmittel aus der Küche zu schleppen. Mit der Zeit organisierten wir die Arbeit auf eine Weise, dass wir sowohl von dem Leichentragen als auch von dem Transport der Lebensmittel einen gewissen persönlichen Nutzen hatten. Die Blockältesten waren verpflichtet, jeden Morgen die tatsächliche Anzahl der Menschen auf ihrem

Block der Hauptschreibstube mitzuteilen. Davon, wie viele der Blockälteste angab, hing es ab, wie viele Essenportionen jeder einzelne Block während des Tages bekam. Es gab keinen einzigen Block, auf dem während der Nacht nicht mindestens einige Häftlinge gestorben waren. Wenn also die Leichenträger frühzeitig, noch vor dem Appell, die Leichen abgeholt hatten, war der Blockälteste gezwungen, den tatsächlichen Stand des Blocks anzugeben, das heisst abzüglich der Verstorbenen, die bereits zum Bestand der Leichenhalle gehörten. Die Blockältesten zogen es vor, aus verständlichen Gründen natürlich, dass die Leichen erst nach dem Appell abgeholt wurden; sie konnten sie nämlich dann als Lebendige angeben und kassierten ihre Tagesrationen. Solche Machenschaften konnten die Blockältesten so lange fortführen, bis Obojski und Teofil bemerkten, dass auf manchen Blocks, vor allem bei Krankemann und Alois, den man später «den Blutigen» nannte, jede Nacht plötzlich immer mehr Leichen auftauchten. Jene Blockältesten mordeten die Häftlinge nicht aus der Freude am Töten, aus Sadismus oder Entartung, sondern aus Gewinnsucht. Nach einiger Zeit kam es sogar zu einer ernsten Auseinandersetzung zwischen dem Blockältesten und dem über ihr Verhalten empörten Obojski. Aber bis zu dem Augenblick herrschte Willkür auf den Blocks, und die Blockältesten waren Herren über Leben und Tod eines jeden Häftlings, an dem sie mit der schweigenden Zustimmung der Lagerbehörden eine kleine Scheibe Brot verdienen wollten.

Kapitel XVI

Im Lager war es noch ganz dunkel. Der Frost musste stark gewesen sein, weil der Schnee laut unter den Füßen knirschte. Obojski ging als erster, ich hinter ihm. Zwischen uns war die Trage, die wir mit beiden Händen hielten. Auf der Trage lagen zwei schmutzige Decken zusammengerollt. Die Lagerstrassen waren noch ganz leer. Nur von Zeit zu Zeit lief jemand von einem Block zum anderen, mit lautem Knirschen des gefrorenen Schnees unter den Holzpantinen. Über der dunklen Silhouette des Theatergebäudes zwinkerten die unzähligen Sterne mit ihrem kalten Glanz. Irgendwo aus der Ferne hinter dem bereits eisbedeckten Fluss Sola bellten die Hunde. Vor dem Hintergrund der schon erleuchteten und vollkommen zugefrorenen Fenster der Blocks bewegten sich menschliche Schatten und warfen wunderliche Reflexe auf den gestampften Schnee, der vor den Blocks lag.

Der Block von Miki befand sich dem Revier am nächsten, also gingen wir zuerst dorthin. Gienek öffnete, da seine Hände nicht frei waren, mit einem Tritt die Tür zum Block. Aus dem sparsam beleuchteten Korridor kamen Dampfschwaden. Um uns wehte ein warmer nasser Gestank. Dazu ein Stampfen von Hunderten von Holzpantinen, Stöhnen, Flüche, ein unbeschreiblicher Lärm, und über alledem die laute Stimme des Blockältesten.

Miki Gaias, ein deutscher krimineller Häftling (Nr. 11), einer der 30 Banditen, die von Palitzsch aus Sachsenhausen geholt worden waren, verabreichte, angehtan mit einer blauen Prominentenjacke, die zu seiner schlanken Gestalt passte, gerade einem Häftling die «Strafe». Der Häftling lag auf dem Hocker und wurde von zwei kräftig gebauten Stubendiensten festgehalten. Auf sein vorgestrecktes, dürres und nacktes Gesäss fielen Schläge, die der Blockälteste mit geübter Hand abmass. Mit jedem Schlag schrie der misshandelte Häftling lauter:

«Ich bin es nicht! Ich habe es nicht gestohlen!»

Miki sah uns und unterbrach sein Schlagen. Der Delinquent nutzte es aus und riss sich aus den Händen der Stubendienste. Miki war aber schneller. Er schnappte den Flüchtenden am Kragen, drehte ihn mit dem Gesicht zu sich und gab ihm mit der linken Hand einen gewaltigen Schlag.

«Hier hast du's, du Dieb. Ich werde dich lehren, das Brot des Kameraden zu stehlen. Du wirst nie wieder stehlen. Du wirst auch nicht mehr essen.» Und um die letzten Worte zu dokumentieren, trat er den Liegenden in den Bauch.

«Na, ihr Jenseitsagenten», wandte er sich, schon vollkommen beruhigt, in seinem schlechten Polnisch an uns und klopfte dabei Obojski auf die breiten Schultern.

«Holt doch diese Durchfälle», zeigte er in den Waschraum, wo die Stubendienste eilig die verlauste Wäsche von den Leichen zerrten. Gienek merkte, dass ein Teil der Leichen bereits ausgezogen war und sagte zu den Stubendiensten: «Selbstverständlich keine Nummern aufgeschrieben. Vergessen ...», fügte er boshaft hinzu. Obojski kannte die Methoden mancher Stubendienste. Manchmal fanden sie ein gutes Kleidungsstück, das sie später gegen Essen an schlechtgekleidete Häftlinge verkauften.

«Der Schreiber hat die Nummern der Toten», rechtfertigten sich die Stubendienste im Chor.

Obojski ging für einen Augenblick in das Zimmer des Blockältesten, wo sich die Schreibstube des Blocks befand. Er kam nach einer Weile wieder heraus und hielt einen Zettel mit den Nummern der verstorbenen Häftlinge in der Hand. Jetzt begann er, der Reihe nach mit dem Bleistift die Nummern auf die Brust der Toten zu schreiben, wobei er die Nummern aus der Liste vorlas. Auf der trockenen Haut wollte der Tintenstift nicht mehr haften. Ohne nachzudenken, um nur keine Zeit zu verlieren, spuckte er, verschmierte die Spucke mit dem Finger und zog nochmals mit dem Tintenstift nach. In Ordnung! Die vierstelligen Nummern waren jetzt gut sichtbar. Es machte ja gar nichts, dass der Tote im Leben eine andere Nummer hatte. Die Hauptsache war, ihre Namen und die Nummern der Verstorbenen wurden aus dem Stand der Lebenden gestrichen und in das Totenbuch eingetragen. Was später sein wird, geht niemanden etwas an. Im Krematorium wird die Asche sowieso miteinander vermischt. Wir griffen nach Händen und Füßen der Toten und luden sie auf die Tragen, wobei wir sie nebeneinanderlegten, hier Kopf, da Füße, damit sich das Gewicht gleichmässig verteilte. Wir deckten die vier Körper mit Decken zu, verschlossen die Riemen, die an den Griffen der Trage befestigt waren, warfen sie über den Nacken, wo sie bequem auflagen, und hoben hauruck! gleichzeitig die schwere Last. Obojski tat es ohne jegliche Anstrengung, ich war aber noch nicht so an die Arbeit gewöhnt. Die Knie zitterten, und mir war ganz schwarz vor den Augen. Am schlimmsten war es auf der Treppe, die auf den Hof führte. An der Tür umfing uns wieder der Dampf, und ich tastete im Dunkeln nach den Stufen. Gienek trieb mich an, er hielt die ganze Last allein, da er vorn ging.

Endlich!

Wir gingen jetzt langsam im Gleichschritt, die Trage knarrte und bog sich rhythmisch. Wir kehrten auf dem kürzesten Weg zurück, durch den Hof zwischen dem Block der Strafkompagnie und unserem Block, wo sich die Leichenhalle befand. Der neugierige Posten beleuchtete uns von Zeit zu Zeit die Strecke, indem er das helle Schlaglicht des Scheinwerfers, der oben auf dem Wachturm neben dem Theatergebäude stand, auf uns richtete. An der Tür, die zum

Keller führte, trafen wir Ali und Teofil. Es war ihnen gelungen, bereits eine Tour hinter sich zu bringen.

«Habt ihr was?» fragte Teos im Vorbeigehen.

«Ja, sogar vier!» Nicht jeder konnte so viele tragen. Das vermochte nur derjenige, der mit Gienek arbeitete.

«Dummkopf», schnitt mir Teofil das Wort ab. «Ich kann mit Gienek sogar sechs auf einmal nehmen ... Ich frage doch, ob ihr was zum Fressen bekommen habt.»

«Zwei Portionen», antwortete Obojski und zog mich heftig die Treppe hinunter. Bereits im Keller warfen wir die Last mit einer Neigung der Trage auf den Betonboden. Die Körper waren in der Kälte steif geworden, dass es schwer war, die Decken unter ihnen hervorzuziehen. Gienek lüftete ein wenig den Deckel eines Sarges, zog aus seiner Jacke zwei Portionen Brot hervor und legte sie nach unten auf den Boden, wo bereits ein halbes Brot und ein Marmeladenglas lagen, wahrscheinlich die Beute von Ali und Theofil. Schnell kehrten wir auf den Block von Miki zurück. Es gelang uns, vor dem Appell alle fortzuschaffen. Das Lebensmittellager im Sarg wurde immer üppiger.

«Ja, ja, Bruderherz», erklärte mir Teos, als wir gemeinsam zum Appell liefen, auf den Korridor des Blocks, «wir ernähren uns wie die Hyänen von Kadavern ... Bevor wir aber mit dem Rauch fortgehen, fressen wir uns wenigstens satt. Ist es nicht so, Gieniuchna? Krematorium sowieso!»

Kapitel XVII

Die Feiertage vergingen sang- und klanglos. Den arbeitsfreien Tag nutzte ich, um die Kameraden aus dem Lager zu sehen. Im Allgemeinen hielten sie sich gut. Es fehlte nur Dziunio. Edzio Ferenc liess sich nicht unterkriegen, obwohl er schon ein wenig zum Muselmann geworden war. Es war auch mein Verdienst dank der Diebstähle im Magazin und der unangenehmen Arbeit als Leichenträger.

Bolek Szumlakowski war um seinen Bruder Kazik besorgt. In den Briefen, die er von den Eltern bekam, fehlte jeglicher Hinweis über seine Rückkehr nach Hause. Was konnte das bedeuten?

Anfang Januar kam ein Transport aus dem Tarnower Gefängnis, mit ihm viele Jaroslawer. Staszek Hedorowicz hatte sie bereits gesehen. Hauptsächlich Jugendliche. Darunter auch Kazio Szumlakowski, der zum zweitenmal gebracht wurde ... und Dr. R.

Als ich diese Nachricht hörte, sprang ich erstaunt auf. Also ein Reifall! Denn R. kam fast mit dem ganzen Personal der Klinik, unter deren Schutz seine Geheimorganisation gearbeitet hatte. Die guten Beziehungen zu Gestapoleuten, die – wie er selbst erzählte – mit rauschenden Festen in seinem Haus gekauft worden waren, hatten ihm nichts geholfen, obwohl sie die Unantastbarkeit der Angestellten seiner Anstalt gewährleisten sollten. Wie sicher war er doch immer gewesen! Als sich Hauptmann Wilczynski, der über die allzu auffällige Tätigkeit R.s, die sogar eine Provokation hätte sein können, beunruhigte, schickte er mich mit einer Warnung zu ihm; sie war enthalten in der Frage nach seiner Aktivität und nach der Ansammlung junger Menschen um ihn sowie in dem gleichzeitigen Vorwurf, er ziehe persönlichen Nutzen aus der Situation – worauf beträchtliche Einnahmen aus der Klinik hindeuteten. Dr. R. verlor keineswegs seine Sicherheit. Nach einem langen, unangenehmen Wortwechsel, der von beiderseitigen Vorwürfen gekennzeichnet war, drohte er mir offen, er könnte seine guten Beziehungen zur Gestapo nutzen und dafür sorgen, dass ich in einem Konzentrationslager landete, wenn ich nicht aufhörte, ihn bei der Durchführung guter konspirativer Arbeit zu stören.

Ich gab unter dem Zureden und dem Druck seitens seiner fanatischen Anhänger nach. Kazik O. drohte mir sogar mit der Pistole. Ich blieb übrigens allein. Meinen Beschützern gelang es bald, nach Ungarn zu flüchten. Ich wurde nicht seinetwegen verhaftet. Im Gegenteil, er versuchte sogar, mich zu warnen. Und nun kam er selbst nach Auschwitz, der Allwissende und Beziehungsreiche, und zog eine ganze Reihe junger Menschen, die ihm geglaubt hatten, mit sich. Das war tragisch. Ich spürte aber auf die Nachricht hin, dass R. ins Lager gebracht wor-

den war, ein widerliches Gefühl der Genugtuung. Offensichtlich konnte ich es nicht verheimlichen, denn Staszek sah mich vorwurfsvoll an und sagte schnell: «Da er verhaftet wurde und man ihn hierhergebracht hat, muss man ihm helfen – und ich werde der erste sein, der das tut.»

«Ausgezeichnet», unterbrach ich ihn. «Zumindest ich bin frei von der Verpflichtung, Dr. R. zu helfen. Umso lieber werde ich aber im Rahmen meiner Möglichkeiten allen denen helfen, die ihm verdanken, jetzt hier zu sitzen.» «Du irrst dich!» erwiderte er gereizt. «Dr. R. hatte die besten Absichten und verriet niemanden, obwohl er bei den Vernehmungen der Gestapo hart geschlagen wurde. Jetzt ist übrigens keine Zeit für Diskussionen.... Man muss etwas tun!» Gleich nach der Reinigung des Blocks lief ich zu Block 7, wo die Zugänge untergebracht wurden. Unterwegs entwarf ich eine «Begrüßungsrede», die für Doktor R. bestimmt war.

Der erste, den ich traf, war Julek Kiwala. Wir umarmten uns herzlich. Er war sehr abgemagert und schaute in der zu kurzen gestreiften Kleidung wunderbar aus. Das letztmal hatte ich ihn, noch 1939, als eleganten Fährich gesehen. Noch früher, während der Gymnasiastzeit, verband uns eine herzliche Freundschaft. Jetzt stand er vor mir, klein in dünnen Lagerdrillich gekleidet, vor Kälte zitternd, mit nackten Füßen in den riesigen «Holländern». Trotz allem verlor er nicht die Zuversicht, machte vielmehr gute Miene trotz seiner Angst. «Erinnerst du dich?» fragte er und versuchte zu scherzen, «Professor Teczarowski pflegte uns immer zu sagen, dass wir Steine klopfen werden ...» Staszek Hedorowicz war bereits bei R., der inmitten seiner Garde stand. Von seiner früheren Fülle war fast nichts mehr übriggeblieben. Auf dem faltenreichen und abgemagerten Gesicht sah man noch die Spuren der Vernehmungen durch die Gestapo.

Er begrüßte mich sehr herzlich: «Lieber Junge, du siehst glänzend aus! Dein Vater war immer so besorgt um dich ... Ich sah ihn oft. Wir haben sogar gemeinsam Bemühungen unternommen, um dich aus dieser Hölle herauszuholen. Die Sache ist auch auf dem besten Weg! Ich bin gut informiert. Du wirst bald entlassen, das sage ich dir!»

Er sprach ununterbrochen. Ich hörte ihm zu und begann an all diese Dummheiten zu glauben. Es war so angenehm, derart tröstliche Nachrichten zu hören. Ich vergass sogar die vorbereitete «Begrüßungsrede». Als er mit Tränen in den Augen von seiner einzigen Tochter sprach, die zusammen mit ihrer Freundin, jetzt die Frau des neben mir stehenden Kazio Superson, ebenfalls verhaftet war, fühlte ich mich vollkommen entwaffnet.

«Ja, mein Lieber, es war ein Pech, dass wir reingefallen sind», fuhr er fort, nach-

dem er sah, welchen Eindruck er auf mich gemacht hatte. «Jetzt sind wir aber zusammen und müssen uns gegenseitig helfen, damit wir das hier überstehen! Ich weiss nur nicht, wo jetzt mein liebes, armes Töchterchen ist und ...» Er umfasste mit väterlicher Gebärde Superson und schloss emphatisch «... und deine Frau, Kazio.» Dr. R. war in diesem Augenblick wirklich gerührt, er konnte sogar die Tränen nicht zurückhalten, die ihm über die herabhängenden Wangen herunterflossen.

Staszek Hedorowicz unterdessen handelte. Dr. R. wurde in den Krankenbau aufgenommen, zuerst als Kranker – er war es übrigens wirklich – und kurze Zeit nach seiner Gesundung als Arzt. Zuerst arbeitete er auf dem Invalidenblock, dann eine Zeitlang mit Staszek auf dem Infektionsblock, später im Ambulatorium, dem Block 28.

Da ich noch keine so weitreichenden Bekanntschaften und Beziehungen auf dem Revier hatte wie Staszek, waren meine Bemühungen natürlich weniger erfolgreich. Daher war meine Hilfe, zum Beispiel für Julek, auf Leistungen in Form einer Suppe, einer Scheibe Brot oder anständiger Lederstiefel beschränkt. Ich hatte die Stiefel übrigens einer Leiche abgenommen. Kurz danach kamen sowohl Julek als auch Kazio Superson als Sanitäter auf das Revier. Das war zu einem überwiegenden Teil ein Verdienst von Staszek, aber auch von Dr. R., der schnell das Vertrauen des Blockältesten Peter gewonnen hatte und von Tag zu Tag seine Position festigte. Die Beziehungen zwischen mir und ihm waren korrekt, obwohl ich meinerseits versuchte, Distanz zu wahren. Staszek dagegen machte für ihn Reklame, wo er nur konnte, obwohl R. sie bereits nicht mehr brauchte. Innerhalb kurzer Zeit gewann Dr. R. nämlich seine frühere Sicherheit zurück und wurde einer der populärsten Revierärzte. Kurz danach versammelte er die Jugend um sich, hauptsächlich aus Jaroslaw, diesmal innerhalb des Lagers, was noch gefährlicher war als vorher. Den Blockältesten Peter nahm er vollständig für sich. Unerwartet schnell knüpfte er Beziehungen zum Lager, hauptsächlich mit den Häftlingen, die in der Politischen Abteilung arbeiteten. Er hatte immer die neusten Nachrichten, oftmals sogar richtige. Zum Beispiel gelang es ihm zu erfahren, wo sich seine Tochter befand – was nicht leicht war –, worauf er eine Briefverbindung mit ihr anknüpfte und vom Auschwitzer Lager aus in das Lager Ravensbrück schrieb, wo sie sich zusammen mit der Frau von Kazio Superson aufhielt. Manchmal hielt er mich im Korridor unseres Blocks an und erzählte mir mit geheimnisvollem Blick, dass er aus einer sehr gut informierten Quelle wüsste, dass ich bald entlassen werden sollte. Obwohl ich mich bemühte, ihm nicht zu glauben, verstand er es, in meinem Herzen einen Funken Hoffnung zu entfachen, dieser Funke brannte umso lebhafter, je häufiger ich angenehme Nachrichten dieser Art zu hören bekam. Seitdem las ich jeden von zu Hause erhaltenen Brief mehrere Male und versuchte aus seinem

unschuldigen, der Zensur unterworfenen Inhalt eine Bestätigung der Worte R.s zu finden. Nach der Entlassung von zwei Jaroslawem aus dem Lager, über die R. einen Tag vorher wusste, war ich felsenfest überzeugt, dass jetzt ich an die Reihe kam. Eines Tages bekam ich den fälligen Brief von zu Hause. Ich bat Marian Tolinski, der für mich gewöhnlich die Briefe nach Hause schrieb, ihn mir genau zu übersetzen. Deswegen begaben wir uns auf den Dachboden, wo wir uns auf den Balken setzten. Marian las, und ich trocknete verstohlen, merkwürdig schwach geworden, die nassen Augen. Es kamen noch einige Kameraden dazu, sie setzten sich zu uns und erzählten allerlei Lagerklatsch. Plötzlich schrie jemand: «Leo kommt!»

Mit einem Sprung erreichte ich den Haufen von Balken und Brettern, die auf dem Dachboden lagerten, drängte mich unter sie, ganz tief, und horchte, wobei ich nicht zu atmen versuchte. Es war ganz still. Nach einer Weile hörte ich, dass die Kameraden im Chor lachten. Sie wussten von meinem Vorfall mit Leo, den ich beinahe mit dem Leben bezahlt hätte, wussten, was für eine panische Angst ich vor ihm hatte. Sie hatten einen widerlichen Witz mit mir gemacht. Aus Angst hatte ich mich so tief zwischen die Bretter versteckt, dass es mir unmöglich war, mit eigener Kraft herauszukommen. Sie mussten hart arbeiten, bis sie mich herausgezogen hatten.

In das Lager kamen immer neue Transporte. Das Revier wurde grösser und grösser. Es kamen neue Arbeiter, und dadurch ergaben sich gewisse personelle Änderungen. Auf unserem Block übernahm Dr. Diem das Ambulatorium, den man allgemein achtete und liebte. Dr. Dehring übernahm die Chirurgie und Dr. Suliborski den Infektionsblock, wo langsam, aber systematisch ein neuer Stern geboren wurde – Mieczyslaw Pansczyk. Er war ein Mensch mit unerfüllten Ambitionen, der endlich das errungen hatte, was er so sehr wollte: Macht. Er ging wie ein Pfau, ernst, aufgeblasen, eingebildet. Vor dem Krieg hatte er angeblich an der Krakauer Akademie der Künste zu studieren begonnen und hatte, wie er selbst zu sagen pflegte, eine künstlerische Seele. Um das zu dokumentieren, errichtete er in seinem Zimmer eine Art Atelier mit Staffeleien, Bilderrahmen und anderen Malutensilien, wo er sich mit Passion in den von «Arbeit» freien Augenblicken der Kunst widmete. Das war aber noch nicht die Erfüllung seiner Träume. Er wollte Herr über Leben und Tod werden. Das war schon etwas. Deswegen fand er bald eine entsprechende Beschäftigung für sich. Die hatte zwar nichts mit seinen künstlerischen Interessen oder mit den kardinalen Grundsätzen der Humanität zu tun, dafür durfte er nach Belieben über den Tod entscheiden. Sein pathologischer Grössenwahn gab niedrigsten sadistischen Veranlagungen freien Lauf, was von den SS-Ärzten klug ausgenutzt wurde, indem sie ihm eine Phenolspritze in die Hand gaben, mit der er das Leben derer verkürzen durfte, die sowieso sterben mussten.

Kapitel XVIII

Es war bereits nach dem Appell, und wir wollten uns gerade an das Abendbrot machen, als die durchdringende Stimme von Bock ertönte: «Obojski! Teofil!» Die beiden Leichenträger schluckten die letzten Bissen Brot hinunter und liefen zum Ausgang der Stube. Wir wussten alle gut, was das bedeutete. Wenn diese zwei während des Lagerappells aufgerufen wurden, bedeutete es Liquidation. Seit Kurzem hatten Exekutionen begonnen, an denen Obojski und Teofil immer teilnahmen. An diesem Tag braute sich aber etwas Ernsteres zusammen. Bock befahl ihnen, noch einige von uns auszusuchen. Ich war natürlich auch in dieser Gruppe.

Vor dem Block erwartete uns ein Blockführer.

Er befahl uns, die Särge und Blechtragen auf einen beim Block stehenden Rollwagen zu laden und uns in Richtung des Platzes zu begeben, auf dem der Appell immer noch andauerte. Wir hielten uns am Wagen fest und liefen zum Lagertor, getrieben von dem SS-Mann und begleitet von Tausenden neugieriger und gleichzeitig erschrockener Blicke der Häftlinge. Während wir auf der Wache gezählt wurden, ging der Appell zu Ende. Unter Geschrei, Schlägen und Zurufen wurden alle in die Blocks getrieben. Es wurde absolute Lagersperre angeordnet. Hinter den Drähten der Umzäunung, direkt gegenüber der Wache, befand sich eine kleine Kiesgrube, aus der Sand und Kies für den Bau der neuen Blocks innerhalb des Lagers gefördert wurden. Auf einem Stück des flachen Geländes standen in zwei Reihen einige Dutzend SS-Männer mit Helmen auf dem Kopf und Karabinern bei Fuss. Man befahl uns, wir sollten etwas abseits genau an die Böschung treten. Als die Kisten von dem Rollwagen abgeladen worden waren, bekamen wir den Befehl, uns mit dem Rücken zum Graben aufzustellen, und so war leicht zu erraten, dass die Exekution bald stattfinden sollte. Wir standen mit dem Gesicht zu den Reihen der SS-Männer, unter denen ein Offizier drei oder vier für das Exekutionskommando aussuchte. Wir standen jetzt mit dem Gesicht zur Stätte der Exekution. Der erste Todgeweihte kam, mit auf dem Rücken gefesselten Händen. Er wurde von einem jungen SS-Mann rücksichtslos vorangeschoben.

Der Todgeweihte war barfuss, hatte eine zerrissene Zivilhose an und einen Lumpen, der wahrscheinlich irgendwann sein Hemd gewesen war. Der SS-Mann stellte ihn mit dem Gesicht zu der herabfallenden Wand der Kiesgrube und entfernte sich. Gegenüber wurde das Exekutionskommando aufgestellt. Links, auf einer Anhöhe, stand eine Gruppe von Offizieren, von denen einer das Urteil vorzulesen begann, und der zweite in dem Augenblick, als der erste

mit dem Lesen fertig war, das Kommando «Feuer!» gab. Die erste Salve ertönte und hallte in den Gebäuden um uns wider. Der Todgeweihte fiel in den Sand wie abgesägt. Kleine Steine lösten sich von der Böschung und rollten zu den in Krämpfen zitternden Füßen des Erschossenen. Ein SS-Mann zog die Pistole und gab dem Liegenden den Gnadenschuss.

«Leichenträger!» Gienek zog mich fest mit. Wir stürzten mit der Trage hinunter. Von den SS-Männern angetrieben, legten wir die Leiche auf die Blechtrage und rannten so schnell wie möglich nach oben, wobei wir an dem nächsten Todgeweihten, den man an die Stelle des Vorhergehenden führte, vorbeikamen. Bevor wir uns unserer Last entledigt hatten, ertönte schon die nächste Salve. Jetzt lief Teofil mit einem anderen hinunter. Währenddem hoben die Sanitäter, die bis jetzt untätig neben dem Rollwagen standen, die erste Leiche in eine der Kisten, die vom Wagen abgeladen worden waren. Gleich nach der nächsten Salve rannten wir nach unten, um die neue Last zu holen, ohne zu warten, bis man uns dazu aufforderte.

Die Eingeweide traten bei diesem Toten heraus. In Eile sammelten wir sie mit den Händen ein, so warm und dampfend, wie sie noch waren. Als wir nach oben gingen, strömte das Blut von der schräggestellten Trage. Wir arbeiteten ohne Atempause. Runter, rauf, runter, rauf – es ist schwer zu sagen, wie oft. Nur das Exekutionskommando wechselte sich ab. Der nächste! Wieder eine Salve. Der nächste, der nächste, der nächste! Die Schüsse hallten mit eintönigem Echo um die benachbarten Wände der Gebäude. Feuer! Der nächste! In die Särge!... Es gab schon keinen Platz mehr, wir packten also zwei in einen. «Weg mit diesem Dreck!» trieb uns ein SS-Mann an. «Los, schneller, ihr blöden Hunde!»

In den Ohren summte es, das Herz schlug wild. Der süßliche, Übelkeit erregende Geruch des Blutes würgte im Hals. Die Hände und Füße wollten nicht mehr gehorchen, der Körper war fast ohnmächtig vor Müdigkeit. Wie viele denn noch?

Endlich hörten die Schüsse auf. Unter der Begleitung von klackenden Karabinerschlossern schrubbten wir mit Sand die Tragen. Blutige Spuren auf der Erde bestreuten wir mit Schotter. Währenddessen beluden die anderen den Rollwagen. Das Blut tropfte in dünnen Bächen von den Brettern, ergoss sich auf die Plattform, lief über die Räder und bespritzte uns, bevor es im Sand verschwand. Jetzt befahl man uns, anzutreten und uns umzudrehen. Wieder klackten die Schösser der Karabiner. Jesus, Maria! Das ist das Ende! Jemand neben mir begann laut zu beten. Lieber Gott, rette mich, betete auch ich. Aber anstelle der erwarteten Schüsse spürten wir die Schläge von Karabinerkolben und Fäusten der SS-Männer.

«Abfahrt! Los!»

Obojski und Teofil sprangen zur Deichsel, wir stemmten uns fest gegen die Seiten des Rollwagens. Die Räder des überladenen Wagens gruben sich tief in den Kies. Unter Schlägen, Schreien und Brüllen der SS-Männer starteten wir fast im Galopp. Im Laufschrift kamen wir zum Krematorium. Das Ausladen dauerte nicht lange. Es dämmerte bereits, als wir ins Lager zurückkehrten. Von weit her, aus der Stadt, kamen zu uns die gleichmässigen wohltönenden Glockenschläge der Kirche. Das Mariengebete!

An diesem Abend erhielten wir eine Zulage für gute Arbeit.

Kapitel XIX

Im Frühjahr kam Himmler selbst, um das Lager zu besichtigen. Das Lager glänzte nur so von Sauberkeit. Die Muselmänner versteckte man irgendwo. Im Lager liefen ausschliesslich gut genährte und sauber angezogene Häftlinge herum. Unser Revier nahm das Aussehen eines richtigen Krankenhauses an. Wenigstens äusserlich. Die Kranken lagen einzeln in Betten, auf Laken, unter sauberen Decken. Unter den Betten standen Bettschüsseln, Schnabelgefässe, Nachttöpfe. Die Diätküche lieferte Milchsuppe für die Magenkranken, salzlose Nahrung für die Nierenkranken, Weissbrot für die Diäter. Die Leichenträger mussten ihre Tätigkeit geheimhalten.

Der Besuch Himmlers hatte auch seine guten Seiten. Ein Teil dieser Scheinwohltaten blieb. Nur die Sterblichkeit unter den Kranken änderte sich nicht, sie stieg sogar. Der Tod verschonte niemanden, auch nicht das Krankenbaupersonal. Epidemien brachen aus. Das Revier hatte einen immer schlechteren Ruf unter den Lagerinsassen. Leider war diese Meinung vollkommen richtig. Die Mehrzahl der Patienten des Krankenbaus kehrte nicht mehr ins Lager zurück. Man lieferte sie mehrmals täglich ratenweise ins Krematorium. Was konnte die beste ärztliche Behandlung erreichen, wenn man nichts hatte, womit man heilen konnte? Wir hatten eine schwarze Salbe für die Krätze und Schmerztabletten in Überfluss, genauso Tanalbin, Kohle oder «Bolis Alba». Damit war aber noch niemand geheilt worden. Nur Einzelne wurden aus dem Krankenbau als geheilt entlassen, das waren aber wirklich Ausnahmen. Es war also nicht verwunderlich, dass die Häftlinge, wie sie nur konnten, das Revier mieden.

Gewöhnlich ging ich nach dem Abendappell vor den Block, wo sich die Kranken in einer Schlange zum Ambulatorium aufstellten. Immer fand ich jemanden, der Hilfe brauchte. Ich lief dann zu Marian, um die notwendigen Medikamente zu bekommen, und er liess mich niemals im Stich, höchstens dann, wenn es keine gab. Ich schmuggelte ständig Edek F. in das Ambulatorium zur Behandlung. Man nahm ihm endlich den Turban ab, von dem er sich fast den ganzen Winter hindurch nicht getrennt hatte. Auf dem Kopf gab es eine Menge von Narben, die jetzt im Frühjahr schnell verheilen würden. Wenn er den schweren Winter durchstände, wäre er gerettet.

Es gelang uns aber nicht, alle dem Tod zu entreissen. Tadek Dabrowski litt seit längerer Zeit an Durchfall. Kein Mittel, über das ich verfügte, konnte die Ruhr aufhalten. Er wurde zum typischen Muselmann, und doch wollten es seine Kameraden um nichts in der Welt erlauben, ihn auf die «Endstation», wie sie das Revier nannten, zu bringen, was riskant gewesen wäre und doch mit meiner Hilfe die einzige Rettung hätte sein können. Alles Zureden half nichts. Die

Angst vor dem Revier war stärker. Staszek Pielech, ein Landsmann von Tadeusz, der mit ihm zusammen in Strachocin, Kreis Sanok, verhaftet worden war, betreute den Kranken fast bis zum Ende. Da er bei dem Schusterkommando arbeitete, versteckte er Tadek dort eine Zeitlang, solange er noch die Kraft hatte zu laufen. Später trug er ihn auf dem Rücken. Wie lange aber konnte man einen kranken Häftling zur Arbeit tragen. Der nette Kapo Grönke erlaubte nicht, dass man in seinem Kommando einen Muselman versteckte.

Also schleppte ihn schliesslich Staszek auf seinen eigenen Armen in den Krankenbau, vor dem er immer solche Angst gehabt hatte. Dr. Diem befahl sofort, ohne Tadek zu untersuchen, ihn im Revier aufzunehmen. Nach dem Bad und anderen unentbehrlichen «kosmetischen» Eingriffen infolge des heruntergekommenen Zustandes, in dem sich Tadek befand, brachte ich ihn in der «Durchfächer»-Stube unter. Nach zwei Tagen fühlte er sich besser, er wurde sogar etwas mitteilbarer. Ich überzeugte mich davon, dass er als Folge seiner Verhaftung eine Neurose hatte. Er war überzeugt, dass die Verhaftungen in Strachocin und Pakoszowka auf seine Aussagen bei der Gestapo zurückgingen, wo er unter dem Eindruck der erlittenen Folterungen die Verbindung zu der dortigen Geheimorganisation zugegeben hatte. Er behauptete, an allem schuld zu sein und unbedingt büssen zu müssen. Das Gewissen quälte ihn so sehr, dass er damit nicht mehr zu leben vermochte. Die einzige Befreiung könnte ihm nur der Tod bringen. Es war sehr schwer, einen Menschen zu retten, der nicht mehr leben wollte. In einem anderen Fall hätte man ihn trotz der äusseren Abzehrungen am Leben halten können. Er starb in derselben Nacht.

Edek Ferenc war schon fast gesund. Er erlebte doch noch die warmen Frühlingstage. Schliesslich wurde er auch aus dem Strafkommando entlassen. Das Glück lächelte ihm endlich zu. Er fand auch eine leichte Arbeit innerhalb des Lagers.

Dr. R. sass bereits fest im Sattel. Er war ständiger Gast bei dem Blockältesten Peter, der stark unter seinem Einfluss stand. R. hatte etwas von einem Scharlatan an sich. Im Zimmer von Peter fanden spiritistische Sitzungen statt. Angeblich deutete das Tischbein auf das baldige Ende des Krieges. Im Juni fiel Deutschland in Russland ein.

Kapitel XX

Gienek und Teofil fuhren ziemlich häufig mit dem Sanitätswagen aus dem Lager. So geschah es im Falle der Erschiessung eines Häftlings, der aus dem Ausenkommando geflohen war. Eines Tages wollte das Schicksal, dass Teofil un auffindbar war, gerade dann, als man ihn brauchte. Das Auto wartete, und man konnte Teofil nirgendwo finden. Der SDG war aufgeregt, und Bock benannte mich anstelle von Teofil, da er keinen anderen Ausweg sah. Als wir die Blechtragen verladen hatten, sperrte uns der SDG mit ihnen zusammen in den geschlossenen Teil des Wagens und setzte sich selbst neben den Fahrer in die Kabine, worauf wir uns in Bewegung setzten. Wir fuhren in Richtung Stadt, eine Strasse entlang, die ich noch aus der Zeit des Vorjahres kannte, als ich als Tischler in das Werk der Salesianermönche zum Holzhobeln gegangen war. Auf dem Markt hatten wir einen längeren Aufenthalt. Die Passanten schauten neugierig auf den Sanitätswagen, weil sie in dessen Innern durch die angelehnte Tür Häftlinge sahen. Ich wiederum war vom Strassenverkehr beeindruckt, von den frei herumlaufenden Menschen, von offenen Läden mit verschiedenen Dingen und Lebensmitteln. Das war nicht verwunderlich, denn zum erstenmal seit einem Jahr hatte ich Gelegenheit, ein Stückchen von der freien Welt zu sehen.

Der Wagen stand neben einer Bäckerei, von wo uns der angenehme Geruch von frischem Brot entgegenwehte. Dieser lockende Geruch liess uns keine Ruhe. Gienek fand einen Vorwand und bat den SDG, den Wagen verlassen zu dürfen. Der SDG erlaubte es gnädig und übergab uns der Obhut des Fahrers, worauf er sich selbst entfernte. Der Fahrer, wahrscheinlich ein Schlesier, fing an, mit uns Polnisch zu sprechen. Ein Mädchen, das die polnische Sprache hörte, fragte ihn – und tat dabei so, als ob sie mit dem SS-Mann flirtete –, ob es erlaubt sei, uns ein Stück Brot zu geben. Der Fahrer, durch das liebeliche Aussehen des Mädchens eingenommen, stimmte zu, unter der Bedingung, dass sie es unbeobachtet tun sollte.

So hatten wir bereits nach einer Weile einen Laib frischen Brots und versteckten ihn auf der Trage in der Decke, die zum Zudecken der Leichen diente. Nach der Rückkehr des SDG setzten wir unsere Fahrt fort und assen dabei mit Genuss das knusprige frische Brot, wobei wir den Segen über das Haupt des klugen und selbstlosen Mädchens herabschworen.

Wir fuhren jetzt an den grossen chemischen Werken entlang, die seit Kurzem in Bau waren. Wo das Auge hinschaute, arbeiteten überall Häftlinge, hauptsächlich bei Erdarbeiten. Ein grossgewachsener Scharführer, der neben der im Bau befindlichen Strasse stand, hielt mit gehobenem Arm den Sanitätswagen an. Hinter seinem Rücken schaute der armlose Siegurd, der Oberkapo dieses gros-

sen Kommandos, hervor. Der SS-Mann deutete auf eine einige hundert Meter davon entfernte Wiese, wo man einen Häftling erschossen hatte. Wir nahmen die Trage und gingen gemeinsam in die angezeigte Richtung. Auf der nassen Wiese arbeiteten etwa ein Dutzend Häftlinge; sie hoben Entwässerungsgräben aus.

Auf dem offenen Gelände stand ein einsamer Baum und versteckte in seinem Schatten die Leiche des Erschossenen. Die Blätter der Weide sangen ganz leise, am Himmel trällerten Lerchen, auf der mit Blumen übersäten Wiese tanzten bunte Schmetterlinge, das frische Gras duftete angenehm.

Was ist das doch für eine andere Welt als die, in der wir leben müssen ... dachte ich mir, und wie schön ist sie!

Gienek spürte in diesem Augenblick anscheinend auch, was mich so verzau-berete, denn er hatte nicht gehört, wie sich der SDG an ihn wandte und ihm be-fahl, die Leiche, die mit dem Gesicht zum Boden lag, umzudrehen. Die Besich-tigung begann. Der SDG notierte etwas, der Scharführer auch, und der SS-Mann, der den Häftling erschossen hatte, unterschrieb das ihm vorgelegte Schriftstück. Zum Schluss dieser dienstlichen Handlung klopfte der Scharfüh-rer dem SS-Mann auf die Schulter, als Anerkennung für die zielsicheren Schüsse, und befahl uns dann, die Leiche auf die Trage zu laden.

Alle drei Schüsse waren durch den Rücken des Häftlings gegangen. Es gab we-nig Blut. Nur das leicht rosa gefärbte Hemd und ein Streifen geronnenen Blutes im geöffneten Mund des Verstorbenen. Gienek schaute vielsagend auf die nicht zugeknöpfte Hose des Erschossenen. Es war klar, dass der Häftling erschossen worden war, während er seine Notdurft verrichtete. Man wusste auch, was in der Meldung geschrieben wurde: «Auf der Flucht erschossen.» Wir kehrten durch die Wiese auf demselben Weg zurück. Die Füße versanken in der feuch-ten Erde. Wir mussten einige Male stehenbleiben ... Vielleicht tat es Gienek auch absichtlich? Hier war's so schön!

Die von der Trage herunterhängenden Beine des Verstorbenen wippten gleich-mässig im Takt unserer Schritte. Die Lerchen sangen mit tirilierender Stimme. Wir waren am Auto.

«Aufladen!» befahl der SDG kurz.

Die Tür des Sanitätswagens schloss sich krachend hinter uns. Der Wagen fuhr an. Wir sassen neben der Leiche, schweigend, jeder in seine Gedanken vertieft. Mit den Augen meiner Phantasie sah ich die Wiese voll Blumen. Nichts, nur diese Wiese, die Schmetterlinge, die Lerchen, die Blumen ... Es gab keine Lei-che eines Häftlings darauf.

Wir näherten uns dem Lager. Dicht vor der Wache erinnerte sich Gienek plötz-lich an das noch nicht aufgegessene Brot. Mit einer schnellen Bewegung steckte er das Brot unter die auf der Trage liegende Leiche. Die Vorsorge war unnötig. Es gab keine Durchsuchung.

Gienek versprach, mich bei der nächsten Gelegenheit wieder mitzunehmen. Auf diese Gelegenheit brauchte ich nicht lange zu warten. Eines Tages, nach einer grossen Hitze, gleich nach dem Abendappell, fuhren wir an den Fluss Sola, um die Leiche eines Häftlings herauszufischen, der dort vor einigen Tagen, angeblich auf der Flucht, ertrunken war. Das herabfallende Wasser des Bergflusses hatte ihn auf die am Ufer stehenden Büsche geworfen, wo er auf einem Stumpf, der aus dem Ufer herausragte, hängengeblieben war. Die Leiche befand sich im Zustand vollständiger Verwesung. Der furchtbare Gestank des verwesenen Körpers und die Schwaden von Fliegen brachten uns trotz genügender Erfahrung auf diesem Gebiet an den Rand der Verzweiflung. Nur mit Mühe sammelten wir diese menschlichen Reste ein und verluden sie auf den Sanitätswagen. Wir stanken dermassen, dass der SDG uns ausnahmsweise ein Bad genehmigte. Nach dieser widerlichen Arbeit war das Bad ein Genuss. Was konnte das schon helfen. Nach dem Bad mussten wir doch wieder unsere mit Verwesungsgeruch durchtränkten Kleidungsstücke anziehen und im geschlossenen Wagen zusammen mit der Leiche zum Krematorium fahren. Mit diesem Ausflug hatten wir kein Glück. Aber der vorherige war ja so reizvoll gewesen!

Kapitel XXI

Im Sommer nahmen die Aktionen der Häftlingerschiessungen im Lager zu. Die zu diesem Zweck benutzten Gräben der zahlreichen Kiesgruben in der Nachbarschaft des Lagers gefielen der Lagerverwaltung aus unbekanntem Gründen nicht mehr. Die Salven des Exekutionskommandos hatten viel zuviel Lärm gemacht. Rapportführer Palitzsch, ein eifriger Ausführer aller grausamsten Anordnungen der SS, immer voll von «guten» Einfällen, brachte aus dem Kattowitzer Schlachthof ein Kleinkalibergewehr. Nach einer kleinen Umänderung und nachdem man vor den Lauf einen Schalldämpfer, der in der Lager Schlosserei angefertigt worden war, montiert hatte, eignete er sich ausgezeichnet zur Tötung von Tausenden von Häftlingen in einem lautlosen Fließbandverfahren. Die ausführende Person für die Urteile des «Standgerichts» war selbstverständlich der Projektgeber Palitzsch selbst, der mehrmals von den ebenfalls «arbeitseifrigen» Kameraden aus der Politischen Abteilung, wie Stie-witz, Stark, Lachmann oder Dylewsky, abgelöst wurde.

Palitzsch erschreckte die Häftlinge gern, indem er oft mit dem Karabiner in der Hand vor dem Eingang zum Hof des Blocks 11, wo die Exekutionen stattfanden, einherstolzte. Vorher holte er aus unserem Block die Leichenträger ab. Obojski und Teofil mussten bei jeder Liquidierung assistieren. Der Rest des Kommandos wartete auf dem Korridor des Blocks 11 auf die Beendigung der Exekution. Man brauchte uns lediglich zum Beladen des Rollwagens und zum Abtransport der Erschossenen ins Krematorium. Da Liquidationen immer häufiger vorkamen, wurde das Leichenträgerkommando vergrößert und Teofil zum Kommandoältesten ernannt. Meine sporadische Hilfe wurde überflüssig, zumindest während der Liquidationen. Nur ein einziges Mal noch vertrat ich Teofil in seiner Abwesenheit, an einem schönen Julitag.

Ich stand am Fenster meiner Stube und beobachtete die Arbeit der Strafkompagnie. Die Arbeitsstelle der SK befand sich in der Kiesgrube, jener Kiesgrube, in der vor noch nicht allzu langer Zeit die Häftlinge massenweise erschossen worden waren. Mein Fenster war ein ausgezeichnete Beobachtungsposten. Ich tat so, als ob ich die Scheiben putzte, und sah sehr gut, was sich dort abspielte. Vor zwei Tagen war die Strafkompagnie mit einigen Dutzend Zugängen, die aus der Slowakei gebracht worden waren, vergrößert worden. Das waren nur Juden. Auf besonderen Befehl des Lagerführers sollten sie alle hier erledigt werden. Die SS-Männer und die Kapos aus der SK nahmen sich bereitwillig der Sache an. Nach zwei Tagen blieben nur noch wenige übrig. Einer der Juden, athletisch

gebaut und entsetzlich dick, hielt sich noch, obwohl gerade er das Hauptobjekt der Misshandlungen der Kapos und der SS-Männer war. Er arbeitete verbissen und bemühte sich, keinen Grund zur Klage zu geben, als ob er noch an die Aufschrift glaubte, die über dem Lagertor, ein paar Schritte von seiner Arbeitsstätte angebracht war («Arbeit macht frei»).

Er schob also schwere Handkarren, die immer voll beladen waren – die Kapos sorgten schon dafür. Im Laufschrift schob er sie durch ein Spalier von Banditen, die ihn mit Stöcken schlugen, wo sie nur trafen, kippte den Kies an der angegebenen Stelle aus und kehrte denselben Weg mit dem leeren Karren zurück, immerfort geschlagen, geschoben und getreten. Er versuchte um jeden Preis, so schnell wie möglich die für ihn gemachte Falle zu passieren. Das war ein Brett, das über eine tiefe Grube geworfen war. Er wusste, dass an dieser Stelle die meisten seiner Landsleute fertiggemacht worden waren. Wer das Gleichgewicht auf dem Brett nicht halten konnte, der fiel zusammen mit dem Karren in die Grube, von wo es keine Rückkehr mehr gab. Dort schlugen die grausamsten der Kapos ihre Opfer mit Stöcken tot. Wenn sich aber einer darunter fand, der genug Kraft hatte, auf die unter den Füßen wegrutschende Böschung zu klettern, und es schien, als ob er sich aus der Falle befreien konnte, warf ihn der oben stehende SS-Mann mit einem gut gezielten Tritt in die Grube zurück. Der athletische Jude hielt sich noch, wurde aber zusehends schwächer, und man spürte, dass er bereits mit dem letzten Rest seiner Kräfte arbeitete. Sicher war er sich darüber im Klaren, dass er von allen Seiten umzingelt war und dass er nicht mehr entkommen konnte. Er kämpfte jedoch bis zum Schluss um sein Leben. Er versuchte zu arbeiten, doch seine Bewegungen wurden immer langsamer, unkoordinierter. Wie ein Blinder tastete er mit den Händen herum und suchte nach dem Karren, der umgekippt genau vor seinen Füßen lag. Es konnte sein, dass er tatsächlich nicht mehr viel sah. Da er sich ratlos im Kreise drehte, blieb er mit den Füßen an den Unebenheiten des Bodens hängen, und sobald er fiel, sprangen die Kapos auf ihn zu und warfen sich wie ausgehungerte Wölfe auf ihr Opfer. An der Stelle, wo vorher nur ein SS-Mann stand, waren es bereits mehrere. Sogar die Ranghöheren waren dabei. Es war ja ein guter Spass für sie. Drei Tage schlug man einen Häftling tot. Entweder war es die Unfähigkeit der Henker, oder dieser Jude war ein aussergewöhnliches Objekt. Auf jeden Fall lohnte es sich zuzuschauen.

Der Jude lag schon seit längerer Zeit in der Grube, vollkommen mit Staub bedeckt, von Schweiss übergossen, blutend.

Als einer der SS-Männer sah, dass er kein Lebenszeichen mehr gab, rief er laut in die Richtung des Tores.

«Lagerältester! Nach vom!»

Bruno kam schnell angelaufen. Mit einem fachkundigen Blick bewertete er die

Lage und kehrte schnell zum Tor zurück. Gienek, der seit längerer Zeit neben mir stand, wurde unruhig.

«Sicher werden sie gleich nach mir rufen, als ob das ein anderer nicht hätte machen können!» sagte er verbittert. «Und Teos ist zu nichts nütze! Er ist wieder besoffen.» Teofil trank in der letzten Zeit ziemlich oft. Er fand eine Quelle, wo er seinen Durst stillen konnte. Ich hatte seine Stelle eingenommen. Der SDG ging mit uns. Als wir an Ort und Stelle angelangt waren, zeigte es sich, dass man uns zu früh gerufen hatte. Der niedergemachte Jude widersetzte sich immer noch mit unmenschlicher Anstrengung dem Tode. Er versuchte jetzt, aus der Grube herauszuklettern, er stieg immerfort nach oben, aber der Sand lief unter seinen Füßen weg, er fiel erneut auf den Boden der Grube, um nach einer Weile mit gleicher Ausdauer und Hartnäckigkeit fast bis nach oben zu kommen, vergeblich, denn er rutschte auf die Stelle zurück, von der er herauszukommen versuchte. Nichts für uns! Das konnte noch lange dauern. Die SS-Männer hatten eine wundervolle Schau!

Wir wollten umkehren, aber Lagerführer Fritsch brüllte uns so an, dass wir wie festgenagelt stehenblieben. Der Lagerarzt, der ebenfalls anwesend war, säuberte mit seinem Taschentüchlein gleichgültig die beschlagenen Gläser seiner Brille. Fritsch wandte sich jetzt an eine kleine Gruppe von Zuschauern und sagte etwas mit erhobener Stimme. Das bezog sich anscheinend auf die Kapos, weil – ohne das Ende seiner Worte abzuwarten – zwei von ihnen in die Grube sprangen. Man hörte die dumpfen Stockschläge und ein herzerreissendes Stöhnen des Gefolterten. Der Jude fiel auf die Kniee und krümmte sich tief, um seinen Kopf zu schützen, wobei er unwillkürlich seinen Rücken, auf den sich alles konzentrierte, den Schlägen preisgab. Die Kapos wussten, wohin sie zu schlagen hatten. Sie schlugen auf die Nieren. Fachmännisch! Der Gefolterte erhob sich noch einmal, brüllte unmenschlich, so dass die ihn misshandelnden Kapos bewegungslos stehenblieben, und fiel dann um. Ende. Plötzlich beugte sich einer der Kapos über ihn.

«Der lebt noch», stellte er fest, an die Zuschauer gewandt, mit unverhülltem Staunen und wie zur Rechtfertigung. «Was?» schrie der Lagerführer und schäumte geradezu vor Wut. Das genügte. Der Kapo legte einen Stock auf den mächtigen Hals des Sterbenden, wippte darauf eine Weile, bis etwas knackte. Diesmal gab es keinen Zweifel mehr, dass es das Ende war.

Die Kapos halfen uns, aus der Grube zu steigen, aus der wir mit grösster Mühe den Körper zogen. Er fand kaum auf der Trage Platz. Der SDG schickte uns nach Verständigung mit dem Lagerarzt direkt zum Krematorium. Als er mit uns dorthin ging, erklärte er: «Man wird dieses fette Schwein obduzieren.»

Wir legten den Körper in den Raum, in dem seit Kurzem Georg Zemanek arbeitete. Georg präparierte gerade Menschenhaut, die deutlich tätowiert war, auf besondere Bestellung von irgendjemandem von der SS. Unser SDG war ganz

hingerissen. Diese künstlerische Kontemplation unterbrach der Eintritt des SS-Arztes, der ihm in scharfer Form befahl, uns sofort in das Lager zu führen. In der Kiesgrube arbeitete jetzt die Strafkompagnie mit verlangsamtem Tempo. Anscheinend waren die Kapos durch den dreitägigen Kampf ermüdet, und sie hatten auch niemanden, vor dem sie prahlen konnten. Die Zuschauer waren, von Eindrücken gesättigt, fortgegangen. Sie hatten den letzten Juden aus der SK in Abrahams Schoss befördert, womit sie die ihnen vom Lagerführer aufgetragene Aufgabe erfüllt hatten. Das «fette Schwein» wurde unterdessen auf dem Obduktionstisch des Krematoriums zerschnitten.

Kapitel XXII

In der letzten Zeit bemerkte ich, dass Teofil jedesmal, wenn er, nach der Ablieferung der Leichen, aus dem Krematorium zurückkam, erstaunlich aufgeregt und besonders gesprächig war. Er hielt dann verschiedene pseudo-philosophische Vorträge über das Leben im Allgemeinen und benutzte dabei die typische Sprache der Warschauer Vorstadt, aus der er stammte. Wenn er kein grösseres Interesse bei den undankbaren Zuhörern fand, pflegte er resigniert mit der Hand abzuwinken und seine Rede mit dem stereotypen Lieblingsspruch zu beenden: «So oder so Krematorium.»

Ich erriet unschwer, dass er unter Alkoholeinfluss stand, und bekam ebenfalls Lust darauf. Daher fragte ich ihn, ohne gross drum herum zu reden, ob ich nicht auch einmal diese Quelle benutzen könnte. Teos blinzelte verständnisvoll, und der Fall war erledigt. Ich sollte ihm am nächsten Tag helfen, einen gefüllten Rollwagen ins Krematorium zu fahren.

Ich war bereits mehrmals im Krematorium, hätte aber nie gedacht, dass ich gerade dort die Gelegenheit fände, mich zum erstenmal in meinem Leben einfach zu besaufen.

Zutritt zur Werkstatt von Zemanek hatten ausschliesslich Eingeweihte. Diesmal waren wir zu viert, darunter ich als ein einziger Neuling. Den Raum, in dem Georg die Obduktionen durchführte, kannte ich oberflächlich vom vorherigen Besuch. Während Zemanek die Mixtur zubereitete, konnte ich mir die Umgebung näher anschauen. Die kleine Stube mit Betonboden, mit einem grossen Tisch, der mit Blech bedeckt war, machte eher den Eindruck eines Metzgerladens, mit dem Unterschied, dass nicht Fleischhälften an den Haken hingen, sondern Gläser verschiedener Grösse zu sehen waren, gefüllt mit Formalin und darin Präparaten menschlicher Organe. In einem der Glasbehälter befand sich gerade die auf Bestellung des SS-Arztes besonders präparierte Leber, die aus dem Körper des riesigen Juden, den man vor einigen Tagen ermordet hatte, entfernt worden war. Diese Leber war von riesigem Ausmass und vollkommen schwarz. Jener Jude war, wie Zemanek behauptete, einer der reichsten tschechischen Industriellen. Er war letzten Endes ermordet worden, weil der SS-Mann sich seinen Körper schon zu Lebzeiten für Forschungszwecke vorge-merkt hatte. Er wollte wissen, wie die Leber eines Riesen nach drei Tagen ständiger Schläge aussähe. Es ging hier übrigens nicht nur um die Leber dieses einen. In den anderen Gläsern befanden sich fast sämtliche menschliche Organe, einschliesslich des ganzen Kopfes eines Häftlings mit angeblich anthropologisch interessantem Schädelbau.

Auf dem Tisch lagen einige bereits durch Zemanek präparierte Menschenhäute mit «interessanten», bunten, präzis ausgeführten Tätowierungen. Es war eine

ganze Kollektion, die für eine der wichtigen Persönlichkeiten bei der SS vorgesehen war. Georg zeigte uns jetzt eine kleine Tätowierung, die sich durch nichts Besonderes von den anderen unterschied. Sie war gar nicht sorgsam ausgeführt, dafür aber witzig. Ein Häftling hatte sich diese Tätowierung auf sein Geschlechtsteil auftragen lassen, das man gewöhnlich aus Schamgefühl nicht täglich zu zeigen pflegte. Es war ein Hakenkreuz und daneben ein Totenkopf, wie ihn die SS-Männer auf den Mützen trugen. Diesen Witz bezahlte er mit seinem Leben. Ich erinnerte mich an den Eigentümer dieser boshaften Tätowierung. Er kam eines Tages als Kranker ins Ambulatorium. Das Pech wollte es, dass der Untersturmführer der SS Dr. Entress damals selbst die Kranken aufnahm. Während der genauen Untersuchung des Kranken, der nackt vor ihm stand, bemerkte er anscheinend die kleine Tätowierung, liess sich aber nicht anmerken, dass er sie wahrgenommen hatte. Er befahl, den Häftling in die Infektionsabteilung aufzunehmen, wo er mit der Samariterhilfe eines Sanitätsdienstgrades im «Behandlungszimmer» an Herzschlag verstarb. So konnte Zemanek uns den in Formalin verewigten Körperteil dieses «Witzboldes» zeigen, die Ursache für seinen Tod. Der ungeduldige Teos schaute nervös auf die Tür – jeden Augenblick konnte ein Ungebetener kommen – und verlangte nach etwas Konkretem. Georg warf die Tätowierung in die Ecke und goss ihm einen vollen Krug ein. Teofil trank ihn aus, ohne mit der Wimper zu zucken. Gienek nahm auch einen Schluck, aber nicht viel, und überliess mir den Rest. Zuerst roch ich daran, und es warf mich geradezu um. Es stank nach Formalin, Benzin und nach etwas anderem, auf jeden Fall am wenigsten nach Spiritus. Teofil riet mir, die Nase zuzuhalten, wenn ich es nicht anders trinken könnte. Wenn auch mit Abscheu, trank ich alles aus, weil ich mich schämte. Ich hatte doch selbst darum gebeten, hierher zum Trinken zu kommen. Das widerliche Zeug brannte im Hals und in den Eingeweiden wie Feuer. Der voraussehende Zemanek gab mir gepressten Kaffee mit Zucker als Appetithappen, und das minderte das scheussliche Brennen, dafür stiess mir aber das Petroleum auf. Teofil riet mir als alter Praktikus so schnell wie möglich ins Lager zurückzukehren, bevor der Alkohol zu wirken anfang. Schon jetzt spürte ich ein merkwürdiges Absterben der Beine. Wir klammerten uns an den leeren Rollwagen, statt ihn zu schieben, und hielten vor der Wache, um unsere Rückkehr ins Lager zu melden. Teos, als Kapo der Leichenträger, hatte die Pflicht zu melden. Wie immer verdrehte er die deutschen Ausdrücke, was man ihm nicht übelnahm, da alle SS-Männer ihn und besonders seinen Beruf kannten. Lachend liessen sie uns ins Lager. Bevor wir unseren Block erreichten, sah ich alles doppelt. Schliesslich kam das Erbrechen. Dieses Gelage bezahlte ich sehr teuer.

«Tolonszczak» rettete mich mit verschiedenen Medikamenten aus seiner Apotheke. Aus Dankbarkeit verriet ich ihm die «Bacchusquelle». Einige Tage später

gingen wir zusammen dorthin. Dank Marian liess sich diese Mixtur von Zemanek jetzt trinken. Als wir aus dem Krematorium zurückkehrten, hielt man uns auf der Wache an. Wir mussten ein frisches Kontingent von Leichen abholen, das die Kiesgrube in der letzten Zeit in so grosser Anzahl lieferte. Es war diesmal eine Gruppe sowjetischer Kriegsgefangener, die man unmittelbar vom Kampfgebiet im Osten ins Lager gebracht und eilig dort erledigt hatte. Die Deutschen siegten an allen Fronten, sogar hier im Lager Auschwitz. Mit den «besiegten» Feinden des Reiches kamen wir wieder ins Krematorium. Wir feierten die «Heldentat» auf unsere Weise bei Georg. Was blieb uns sonst noch übrig? ... So oder so Krematorium.

Kapitel XXIII

An einem Sommertag wurde die Anordnung verkündet, dass alle Invaliden des Lagers vor dem Block der Bekleidungskammer erscheinen sollten. Das gleiche tat man auf dem Revier, mit dem Unterschied, dass der SS-Arzt nach seinem Gutdünken eine gewisse Anzahl von Kranken aus dem Krankenzug ausgesucht hatte, die der im Lager ausgewählten Gruppe von Invaliden zugestellt wurden. Bald sprach sich herum, dass sie in ein Krankenhaus oder in ein Sanatorium nach Dresden fahren sollten, wo sie besondere Fürsorge erwarteten. Unter diesen Glückspilzen waren auch einige junge Menschen aus Jaroslaw, Tuberkulosekranke, um die sich Staszek Hedorowicz auf seiner Stube kümmerte. Die Jungen waren sehr glücklich über die günstigen Umstände, die ihnen erlaubten, den schweren Bedingungen, die im Lager herrschten, zu entkommen.

Buchstäblich im letzten Augenblick wurden dem Transport zwei Funktionsdeutsche zugewiesen, und zwar der armlose Oberkapo Siegrud und, was noch erstaunlicher war, der Blockälteste Krankemann, der zwar wirklich krankhaft dick war, sich aber sonst bester Gesundheit erfreute, was er häufig dadurch zum Ausdruck brachte, dass er Hunderte von Häftlingen folterte und mordete, meistens aus eigenem Willen, nicht erzwungen. Zugleich wurde bekannt, dass Krankemann dem Transport zur Strafe zugeteilt worden war, da man bei ihm im Zimmer, in einem Tischbein versteckt, grosse Mengen von Gold und Wertgegenständen gefunden hatte, von denen man nicht wusste, wie er sie erbeutet hatte.

Es sah so aus, als ob das Schicksal dieses «glücklichen» Transportes unsicher zu werden begann. Staszek, der mit Recht eine seinen Schützlingen drohende Gefahr witterte, versuchte jetzt mit aller Gewalt, die Kameraden aus dieser gefährlichen Lage zu retten, aber ohne Erfolg. Es war unmöglich, jemanden aus der Liste zu streichen. Gegen Abend wurden etwa 500 Häftlinge in einen wartenden Zug verladen, der sie in das Innere des Reiches transportierte. Innerhalb der nächsten Tage wurden unsere schlimmsten Vermutungen bestätigt. Alle Kranken waren in Dresden liquidiert worden, angeblich mit Gas vergiftet. Dass sie umgekommen waren, ging bereits aus der Tatsache hervor, dass die Kleidungsstücke jener Unglücklichen an die Lagerbekleidungskammer zurückkamen ... und die Lagerschreibstube sie über einige Zeit hin systematisch aus dem Bestand der Lebenden strich. Zwei Deutsche kamen überhaupt nicht nach Dresden. Siegrud, der anscheinend vom Ziel der Reise wusste, nahm sich das Leben, indem er sich im Waggon erhängte. Krankemann ereilte das gleiche Schicksal, dessen Vollstrecker er zu seiner Zeit im Lager gewesen war – er wurde ermordet.

Die Tatsache, dass die Deutschen auf eine so unkonventionelle Weise, mit einem Schlag, ein halbes Tausend Menschenleben zu vernichten wagten, wirkte auf die Häftlinge äusserst deprimierend. Jetzt konnte man alles erwarten. Sogar die Phantasievollsten waren in ihren Vermutungen nicht so weit gegangen, dass all dies so schnell geschehen und solche Ausmasse annehmen würde.

Nach diesen Ereignissen vergingen einige Wochen. Eines Tages wurden auf den Block 11 einige hundert der neu im Lager angekommenen sowjetischen Kriegsgefangenen zusammengetrieben. Am gleichen Nachmittag erschien unerwartet Lagerarzt Entress und ging, wie ein paar Wochen zuvor, aufmerksam durch sämtliche drei Revierblocks, wobei er jede Stube, wo Kranke lagen, inspizierte.

Die von ihm ausgewählten Schwerkranken befahl er, auf den Platz vor Block 16 zu bringen, von wo die Pfleger sie zur Strafkompagnie schafften, deren Angehörige bereits vorher auf einen anderen Block verlegt worden waren. Die Mehrzahl der Kranken mussten wir auf den Bahnen tragen. Die weitere Sorge um sie übernahmen später zu diesem Zwecke ausgesuchte Häftlinge aus der Strafkompagnie.

Wir kehrten zu unseren Beschäftigungen zurück.

Nach dem Abendappell wurde Lagersperre angeordnet. Infolgedessen gab es im Ambulatorium keine Arbeit mehr, und alle legten sich früher als üblich ins Bett. Vor dem Einschlafen kommentierte man laut die heutigen Ereignisse, die wohl nichts Gutes versprachen. Die Kranken hatte man angeblich zu den sowjetischen Kriegsgefangenen in die Bunker getrieben, wo man sie, unvorstellbar zusammengepfercht, eingeschlossen hatte. Allgemeine Niedergeschlagenheit machte sich breit. An diesem Abend hatte niemand Lust, seine Vorkriegserlebnisse zu erzählen, wie es in unserer Stube sonst Brauch war. Am nächsten Tag konnte sich niemand mehr Illusionen hingeben. Teofil und Gienek hatten sichere Informationen. Alle waren mit Gas getötet worden. Man sah Palitzsch mit einer über die Schulter hängenden Gasmaske im Lager herumgehen. Angeblich waren die vorher abgedichteten Fenster und die Tür der Bunkerräume bereits wieder geöffnet. Man musste sie lüften, bevor die Leichenträger mit ihrer Arbeit begannen. Und es sollte sehr viel Arbeit geben. Etwa eintausend Leichen. Die Dresdner Tragödie war jetzt nichts im Vergleich zu dem, was die SS-Männer in unserem Lager und buchstäblich vor unseren Augen getan hatten.

Am nächsten Abend wurde erneut Lagersperre verhängt. Wir lagen in den Betten, irgendjemand erzählte Episoden aus seinem Leben. Plötzlich knallte die Eingangstür des Blocks, und es waren die gleichmässigen Schritte beschlagener Militärstiefel zu hören, vor deren Geräusch wir erstarrten.

«Jarem kommt!» sagte jemand mit Angst in der Stimme.

«Alle Pfleger antreten! Los!» Der durchdringende Befehl von Palitsch hallte mit lautem Echo im leeren Korridor wider.

Wir sprangen hoch, wie von Taranteln gestochen. Wir stürzten, uns schnell anziehend, in den beleuchteten Korridor hinaus. Peter war bereits unten, jetzt stellte er uns schnell in Zweierreihen auf. Mit Gewalt drückte ich mich in die zweite Reihe, um so wenig wie möglich aufzufallen. Palitzsch hatte aber keine Absicht, sich mit irgendjemandem zu beschäftigen. Wichtigere Sachen bewegten ihn. Diesmal brauchte er uns. Er gab kurze Befehle an den neben ihm stehenden Blockältesten, und der wiederum rief den Leichenträgern zu: «Obojski, Teofil, sucht euch Leute für zwei Plattformen. Sofort zur SK!» Palitzsch wartete auf uns ausserhalb des Blocks 11. Es dämmerte.

Kapitel XXIV

Die schwere hölzerne Tür zum Hof der Strafkompagnie öffnete sich. Wir schoben die Wagen in den Hof und drehten sie in Richtung des Tores um. Auf dem Hof wartete bereits das ganze SS-Gefolge mit Lagerführer Fritsch und dem Lagerarzt Entress an der Spitze. Wir standen in erwartungsvoller Haltung, während die SS-Männer noch eine Weile miteinander berieten und dann Gienek und Teofil zu sich riefen. Man händigte ihnen Gasmasken aus. Palitzsch und einige Blockführer zogen ebenfalls Masken über. Gemeinsam begaben sie sich zum Eingang in die Keller des Blocks. Ziemlich lange blieben sie unten. Wir warteten schweigend. Es wurde Nacht. Auf dem Hof war es vollkommen dunkel. Nur über dem Eingang in den Bunker blinkte eine schwache Glühbirne und warf einen helleren Lichtstrahl auf die Gruppe der SS-Männer, die neben den zum Block führenden Stufen wartete.

Als erster tauchte Palitzsch auf, hinter ihm die übrigen SS-Männer. Die Masken hatten sie bereits abgenommen. Also entschwand bereits das Gas aus den Bunkern. Nach einer Weile erschienen auch Obojski und Teofil.

Jetzt wurden wir in Gruppen aufgeteilt, von denen jede eine bestimmte Aufgabe zu erfüllen hatte. Die einen sollten in die Bunker hineingehen, um die Leichen aus den Zellen herauszuholen, die anderen hatten sie die Treppen hochzutragen, wo sich wiederum eine andere Gruppe der Pfleger um ihre Entkleidung kümmern sollte. Dem Rest wurde befohlen, die nackten Leichen ein wenig weiter auf den Hof zu schleppen, um sie auf die wartenden Wagen zu laden.

Ich drängte mich zur ersten Gruppe hin, die im Kellergeschoss zu arbeiten hatte, um auf diese Weise so weit wie möglich von den SS-Männern und Palitzsch, vor dem ich besonders grosse Angst hatte, entfernt zu sein.

Unten war es stickig, heiss und es stank nach Kadaver. Alle Zellen waren geöffnet, und darin sahen wir die stehenden, zu einer Masse zusammengepressten Leichen der Vergasteten. Wo sich die Kranken befunden hatten, war es etwas leerer. Einige Leichen lagen direkt vor der Tür, aufeinandergefallen. Mit ihnen begannen wir also. Die ineinander verklammerten Körper waren schwer voneinander zu trennen. Wir zogen sie einzeln auf den Korridor, von wo sie die anderen die Treppen hochtrugen. Je tiefer wir in die Zellen kamen, desto schwerer wurde es, die Leichen herauszuholen, die einen makabren Eindruck machten. In kleinen Zellen zusammengepfertcht, standen sie, obwohl bereits tot, in dergleichen Haltung, in der sie sich wahrscheinlich vor zwei Tagen befunden hatten. Die Gesichter waren blau, fast violett-schwarz. Weit geöffnete Augen drohten fast aus den Höhlen herauszutreten, die geöffneten Lippen zeigten weit ausgestreckte herabhängende Zungen, die fletschenden Zähne gaben ihren Ge-

sichern ein unheimliches Aussehen. Zuerst trugen wir eine Leiche zu zweit. Infolgedessen kam es auf der schmalen Treppe zu einem Durcheinander, jeder war dem anderen im Wege. Die Arbeit ging langsam voran, daher begannen wir, einzeln zu arbeiten. Statt zu tragen, zog jeder von uns die Leichen an einer Hand oder einem Fuss hinter sich her. Jetzt ging die Arbeit viel schneller und leichter voran. Der Desinfektion wegen wurde der ganze Bunker mit Chlor bestreut, was die Arbeit noch mehr erleichterte. Der scharfe Chlorgeruch biss wohl in die Nase, milderte aber wenigstens den Gestank, den die bereits in Verwesung übergegangenen Leichen verbreiteten. Am schwersten war es auf den Stufen. Die schweren Köpfe schlugen mit dumpfem Schlag gegen die Stufen, die weich gewordenen Extremitäten blieben an den herausragenden Stufen und Schwellen hängen, was uns die Arbeit sehr erschwerte.

Oben auf dem Korridor neben dem Waschraum warfen wir die Körper auf den Boden; hier zogen ihnen andere Häftlinge die Kleider aus, wir aber kehrten wieder um, neue Ladung zu holen. Ich stellte kurz danach fest, dass dort oben viel mehr Luft war und die Arbeit bei der Entkleidung leichter zu sein schien; deswegen begann ich, nachdem ich eine weitere Leiche herausgezogen hatte, sie zu entkleiden, wobei ich den Umstand nutzte, dass sich bereits ein grosser Haufen von Körpern gebildet hatte und die bei der Entkleidung arbeitenden Häftlinge mit ihrer Arbeit nicht nachkommen konnten. Es stellte sich aber heraus, dass das Abziehen der Kleidungsstücke von den schlaff gewordenen und aufgedunsenen Rumpfen überhaupt nicht leichter war als das Transportieren, dafür aber gab es hier etwas mehr frische Luft, und es war ein wenig kühler.

Aus den Taschen fielen Geld, Notizen, Briefe, Bilder, verschiedene Kleinigkeiten, Erinnerungsstücke und Zigaretten, mit einem Wort all das, was man in einem Gefangenenlager bei sich behalten durfte. Das lag jetzt auf dem Boden, vermischte sich mit den Exkrementen und dem nassen Chlor, bildete einen wahrhaftigen Schmutzhaufen. Von Zeit zu Zeit wühlte einer der SS-Männer mit dem Stiefel in diesem Gerümpel, das zu Lebzeiten der Gefangenen deren wertvollste, vielleicht einzige Erinnerungsstücke gewesen waren; wenn der SS-Mann etwas Wertvolleres sah, hob er es mit gespielter Abscheu auf, spielte damit eine Weile, und sobald es ihm schien, dass ihn niemand beobachtete, versteckte er es schnell in seiner Tasche. Wir begnügten uns mit den Gürteln, die wir bei der Arbeit brauchten und die man uns übrigens offiziell mitzunehmen erlaubte.

Die erste vollbeladene Plattform der Gruppe von Teofil verliess den Hof. Jetzt vervollständigte Gienek seine Mannschaft, zu der ich natürlich auch gehörte. Die nackten Leichen, die man über die Stufen auf den Hof herausgezogen hatte, wurden einer besonderen Behandlung unterzogen. Die Zahnärzte schauten un-

ter den Augen von SS-Männern jedem Toten in den Mund, und wenn sie dort Goldkronen, Goldzähne oder Goldkiefer fanden, zogen sie sie mit einer Zange heraus.

Ein Holzkästchen füllte sich schnell, zu unverhohlener Zufriedenheit der SS-Männer. Stolz gaben sie es von Hand zu Hand, wogen sein Gewicht und konnten sich nicht genug wundern, dass jene «wilden Asiaten» – wie sie die ermordeten Gefangenen nannten – im Leben so viel Gold im Mund getragen hatten. Betrunken und guter Laune wüteten sie immer mehr in den Haufen von Kleidungsstücken und Lumpen auf der Suche nach Uhren, Ringen und goldenen Kettchen, die sie, wenn sie sie fanden, ganz einfach stahlen oder – was seltener vorkam – demonstrativ in das Kästchen warfen.

Einer der Blockführer kämpfte mit der Hand eines riesigen Gefangenen und versuchte, einen breiten Trauring von dessen Finger zu ziehen. Der Deutsche war betrunken und konnte damit nicht zu Rande kommen. Er fluchte widerlich und schaute sich ratlos um. Plötzlich sah er eine Schaufel an der Wand, die anscheinend während der Öffnung der mit Erde abgedichteten Fenster des Bunkers stehengelassen worden war. Nun war es ganz leicht. Mit einem Hieb hackte er sämtliche fünf Finger von der blauen Hand ab. Der befreite Trauring rollte auf den Boden. Unter Scherzworten hob er ihn auf und legte ihn ostentativ in das Kästchen, nicht ohne vorher die abgehackten Stümpfe mit weit ausgeholtem Tritt in Richtung des Leichenhaufens zu befördern. Diese abgehackten Finger machten auf mich einen viel stärkeren Eindruck als Dutzende von Leichen, die wir auf die Plattform luden.

Die Ladung wuchs und wuchs. Immer schwerer war es, die Leichen nach oben zu reichen. Gienek legte sie eng aneinander, wie Garben während der Ernte. Hau ruck! Die an Händen und Füßen gehaltene und zielsicher geworfene Leiche flog nach oben, wo Gienek sie auffing, mit breit gespreizten Beinen, die in dem Durcheinander der Rumpfe, Arme, Füße und Köpfe versanken. Sorgfältig legte er die Leichen schichtweise, um soviel wie möglich auf dem Wagen unterzubringen. Auf diese Weise sparte er uns Zeit und Arbeit, die jeder von uns so schnell wie möglich zu beenden wünschte.

Ich versteckte mich auf der anderen Seite der überfüllten Plattform, um mich etwas auszuruhen und den alles sehenden Augen der betrunkenen SS-Männer zu entgehen. «Der Rollwagen ist schon fertig!» meldete Obojski und sprang schwer vom Wagen herunter, der hoch mit Dutzenden von Leichen beladen war. «Also weg mit dem Dreck!» brüllte fröhlich einer der besoffenen Scharführer.

Hau ruck!... Wir fuhren bis zum Morgengrauen. Später, auf dem Block, erhielten wir zusätzliches Essen. Keiner war aber in der Lage, etwas zu sich zu nehmen. Jetzt musste man nur noch schlafen, um am Abend wieder an die Arbeit gehen zu können.

Kapitel XXV

Wir wussten, dass es uns nicht erspart blieb. Am Abend marschierten wir in derselben Zusammensetzung zum Block 11. Man brauchte uns jetzt keine Instruktionen mehr zu geben. Wir spannten uns von allein vor den Rollwagen. Der Hof der Strafkompagnie versank in der Dunkelheit, die heute früher als sonst eintrat. Es war wolkig, und ein durchdringender Regen fiel in dünnen Streifen auf die Erde herunter. Das Chlor bildete zusammen mit dem Dreck eine schäumend glatte Oberfläche. Gestank hing in der Luft, durchsetzt vom widerlichen Geruch der verwesenen Körper.

Die Blockführer waren nach dem gestrigen Trinkgelage in einer ausnehmend schlechten Laune. Ständig trieben sie uns zur Eile an, als ob wir zu langsam wären. Los, Tempo! Aber dalli! Los!

Wir versuchten, diese widerliche Arbeit so schnell wie möglich zu beenden. Doch wir steckten erst mittendrin. Wir arbeiteten nervös, aber schnell und viel geschickter als am Vorabend.

Die Leichen waren bereits verweset. Wir erleichterten uns die Arbeit auf die Weise, dass wir die Arme, Füße oder Hälse der Vergasten mit Riemen umwickelten, um nicht gezwungen zu sein, sie mit den Händen anzufassen, und zogen dann die klebrigen und aufgedunsenen Leichen auf dem Beton und auf der Erde bis zur Plattform. Hier warfen wir die Leiche auf erprobte Weise mit Schwung auf die Plattform. Der Rollwagen war fast voll, wir legten aber immer neue dazu, um möglichst viele Leichen auf einmal fahren zu können. Wozu zweimal fahren?! Also noch ein paar, noch eine Leiche mehr. Der Haufen war bereits entschieden zu hoch. Unmöglich es noch weiter zu treiben.

«Obojski! Ist schon fertig?» fragte der SS-Mann. «Wieviel Stück? 80! Hohoho, das ist 'ne gute Arbeit!» Er schrieb mit Genugtuung die Zahl, die Gienek nannte, in den Notizblock.

Abfahrt!

Wir stemmten uns mit den Schultern gegen die Seiten des Wagens. Die anderen schnallten die Riemen und die Ketten zu, die am Wagenboden befestigt waren, und drückten ebenfalls mit ganzer Kraft.

«Hau ruck!» befahl Gienek und kämpfte mit der Deichsel. Gleichzeitig öffnete ein SS-Mann das schwere Hoftor. Wir vergassen, die Ladung mit den Decken zuzudecken.

«Halt, halt, die Decken mitnehmen!» erinnerte uns der Scharführer, schäumend vor Wut.

Gienek warf in Sekundenschnelle ein paar Decken hoch, sehr oberflächlich, denn sie deckten kaum die herausragenden Rumpfe der Vergasten zu.

Hau ruck! – der Rollwagen knarrte, die Räder setzten sich langsam mit knirschendem Geräusch in Bewegung, wobei sie tief in den vom Regen aufgeweichten Kies des Hofes einschnitten. Plötzlich blieb ein Rad, das anscheinend auf zu weichen Untergrund kam, in der Erde stecken. Obojski, der von der plötzlich umschlagenden Deichsel fort geschleudert wurde, rollte wie ein Ball bis zur Mauer des Nachbarblocks. Der überladene Wagen neigte sich gefährlich auf die Seite. Einige Pfleger sahen dies, und es gelang ihnen, rechtzeitig wegzuspringen. Plötzlich krachte es und ... die sorgfältig beladene Plattform kippte unter Beschimpfungen, Stöhnen und Fluchen um, wobei sie diejenigen, denen es nicht gelungen war rechtzeitig wegzukommen, unter sich begrub. Aus den zerdrückten, wie Trommeln aufgedunsenen Bäuchen der Vergasten begannen mit lautem Zischen die Gase zu entweichen und verstärkten den ohnehin nicht auszuhaltenden Gestank.

Aus dem Durcheinander von Körpern, ineinander verschlungenen Händen und Füßen ertönte leises Stöhnen. Jemand lag ganz unten, vergraben unter der dicken Schicht der Leichen. Wir begannen schnell, die Körper wegzuräumen, um den Erdrückten so rasch wie möglich zu erreichen, der mit immer schwächer werdender Stimme um Rettung flehte.

Zuerst erschien sein Kopf mit erschrockenem und schmerzverzerrtem Gesicht. «Malina! Lebst du?» fragte jemand dumm. Ein SS-Mann näherte sich interessiert.

«Was ist los? Vielleicht einer mehr?»

«Rettet mich!» flehte der fast erdrückte Malina.

Plötzlich brüllte der SS-Mann vor Lachen und stemmte die Hände in die Seiten. Unseren Augen zeigte sich ein in seinem Grauen makabres Bild. Durch ein zufälliges Zusammentreffen von Umständen drückte der Körper eines riesigen Gefangenen Malina buchstäblich in das Gewirr der Leichen, der muskulöse Arm des Riesen umfasste den Halberstickten in enger Umarmung und schien ihn zu erwürgen. Irgendjemand lachte hysterisch, und wir... gafften, statt zu helfen. Gerade diese unheimliche Szenerie belustigte den SS-Mann. Als erster kam Obojski zu sich.

«Ihr seid verrückt geworden! Rettet ihn! Er erstickt doch!»

Er sprang auf den Leichenhaufen, zerrte an den dicken Beinen des Toten, zog wütend, so dass die Haut platzte und das violette, verwesende Fleisch sichtbar werden liess. Wir kamen zu uns.

Den halberstickten Malina brachte man mit gebrochenen Rippen auf den Krankenbau. Einen Teil der Leichen luden wir nicht mehr auf den überfüllten Rollwagen, damit sich die Geschichte nicht wiederholte.

«Obojski, wie viele sind es jetzt? Siebzig. Also Abfahrt!» Der SS-Mann prüfte die Zahl der Verladenen und befahl uns abzufahren.

Diesmal fuhren wir ohne Schwierigkeiten. Ich zog den Wagen, dicht hinter Marian, mit einem Riemen über der Schulter. Hinter dem Tor bog Gienek die Deichsel nach rechts. Wir kamen auf die Lagerstrasse. Der Regen fiel ununterbrochen. Von dem Turm des SK richtete ein neugieriger Wachmann den Scheinwerfer in unsere Richtung. Der wutentbrannte Scharführer sprang an die Drähte. «Licht aus, du Idiot!»

Das half. Der Scheinwerfer erlosch sofort. Es war wieder dunkel um uns herum. Wir zogen schweigend. Nur die Räder des Wagens knarrten beunruhigend auf der mit Kies belegten Strasse des schlafenden Lagers.

Wendung nach links. In den dunklen Fenstern des Blocks zeigten sich schemenhaft blasse Gesichter, die an den Scheiben klebten und diesen merkwürdigen stummen Zug mit den Augen verfolgten.

«Weiter, weiter!» zischelte der Scharführer.

Bei der Blockführerstube die gleiche Zeremonie wie immer. Der diensthabende SS-Mann zählte uns rasch, aber gründlich ab. Der Scharführer nannte die Zahl der zugeführten Leichen, und wir konnten weiterfahren.

Am Eingang zum Krematorium glänzte das Wasser auf dem vom Regen nassen Beton.

Halt!

Gehorsam blieben wir vor der geöffneten Tür stehen. Gienek riss mit kräftigen Griffen die nassen Decken von den auf dem Rollwagen gestapelten Körpern, weil es hier nicht mehr nötig war, sie vor jemandem zu verstecken. Routine-mässig warf ich die Schlaufe des Riemens auf einen Kopf zu, der aus dem Leichenhaufen herausragte. Die anderen taten das gleiche. Jetzt zogen wir alle gleichzeitig, mit vereinten Kräften. Zuerst rutschten ein paar, die ganz oben lagen. Die riesigen, gut gebauten Körper der Russen schlugen laut auf den harten Beton, ihre glattrasierten Schädel schienen von der Wucht des Aufschlags zu platzen. Nur die leichten abgezehrten Skelette der vergasten kranken Häftlinge machten keine Schwierigkeiten. Ähnlich wie im Bunker banden wir Riemen um eine der Extremitäten und zogen die Leichen ins Krematorium. Der SS-Mann trieb uns nervös an.

«Schnell, schnell, schnell!» Er schaute sich besorgt nach dem Gebäude des SS-Reviers um, das sich in nächster Nähe des Krematoriums befand.

Man brauchte uns nicht anzutreiben. Wir beeilten uns sowieso. Das war schon der letzte Transport. Im Laufschrift zogen wir mit den Riemen die Körper zuerst durch eine grosse Halle, dann nach rechts an dem Raum vorbei, wo die Obduktion der Leichen stattfand. Noch eine Nische mit Urnen in den Ecken und am Ende ein grosser langer Raum, bereits fast zur Hälfte mit Leichen gefüllt, eine Art Handmagazin, wie es schien. Eine zweite Tür führte in die Halle, wo sich die Öfen befanden. Bis zur Taille nackte Häftlinge liefen hin und her. Die Be-

dienung des kleinen Krematoriums kam mit der Verbrennung nicht mehr nach. Man beschickte daher einen Ofen mit zwei Toten gleichzeitig. Wir hatten unsere Arbeit beendet, sie erwartete noch anstrengende Arbeit für Tage.

Mietek, einer von denen, die im Krematorium beschäftigt waren, ein Junge aus Krakau, aber bereits ein alter Häftling, machte einen abgestumpften Eindruck. Er sprach unverständlich. Es gab übrigens nichts, worüber man hätte sprechen können. In diesem Augenblick waren wir sicher genauso wie er. Abgestumpft, ohne Gefühle, unsagbar müde und nur mit dem Gedanken an den Augenblick, an dem «das» endlich zu Ende gehen würde.

Automatisch schoben wir den leeren Rollwagen, vor Müdigkeit fast umsinkend, in das Lager zurück. Wir waren durchtränkt von dem widerlichen Leichengestank. Der SS-Mann, der Wache stand, wandte sich ostentativ und mit Ekel von uns ab und hielt sich die Nase mit einem Taschentuch zu.

«Weg! Weg! Ihr stinkenden Hunde! Los!»

Der Blockälteste wartete auf uns mit dem Abendessen.

Heute wieder Zulage.

Allein bei dem Gedanken ans Essen wollte ich kotzen. In den Waschraum! Schnell! Baden! Es gibt heisses Wasser! Sich fest abbürsten und für immer die Spuren dieser schrecklichen Nächte wegreiben.

Im heissen Wasser ging der Schmutz ab, die Spuren sind aber geblieben ... Marian wurde ganz grau ... Trotz der Müdigkeit konnte keiner einschlafen. Nur Teos schlief schnell ein. Er träumte sicher, weil er sich unruhig hin und herwarf und alle paar Minuten «So oder so Krematorium» sagte.

Kapitel XXVI

Mit Beginn des Herbstes verschlimmerten sich die Verhältnisse im Lager immer mehr und damit die Stimmung unter den Häftlingen. Immer zahlreichere Liquidierungen, ins Unendliche gezogene Appelle, schwere Arbeit im Laufschritt beim ständigen Ausbau des Lagers, Schläge, Schikanen, Schmutz, Krätze, Flöhe und fürchterliche Läuse, die zum sprunghaften Ansteigen von Epidemien führten, Hunger und Durchfall, der die am Leben gebliebenen Häftlinge zu Dutzenden weggraffte, sowie die Einführung einer neuen Methode, sich der Schwerkranken durch Einspritzung von Benzin oder Phenol zu entledigen – all das zusammen schuf eine Atmosphäre allgemeiner Niedergeschlagenheit, der Hoffnungslosigkeit, einer auswegslosen Situation, aus der ein einziger Weg in die Freiheit führte, und zwar nach den allgemein zitierten Worten des Lagerführers Fritsch – durch den Kamin des Krematoriums.

So oder so Krematorium, der einzige deutsche Satz, den Teos kannte, wurde für die Lagerinsassen zum Synonym für Freiheit.

Man lebte im Lager von Tag zu Tag, nur um noch bis morgen zu leben. Um aber diesen Tag durchzustehen, brauchte man sehr viel Härte, Mut und Glück. Wer physisch zusammenbrach, der beendete dieses elende Leben schnell oder wurde innerhalb weniger Tage von den Kapos, Blockältesten und SS-Männern, die in ihrem Handwerk geübt waren, fertiggemacht. Am Leben blieben im Großen und Ganzen junge Menschen, aber auch ältere Häftlinge, die sich bereits an die Lagerbedingungen gewöhnt hatten, die das Lagerleben kannten und die deshalb ganz gut zurechtkamen. Am schlimmsten war es für die Neuzugänge, die überhaupt keine Ahnung hatten, was ein Konzentrationslager bedeutete. Glücklicher waren darunter solche, die in dieser fremden Atmosphäre rechtzeitig Bekannte, Freunde oder Verwandte trafen, die sich in den ersten und schlimmsten Tagen um sie kümmerten, so lange bis sie «selbständig» geworden waren und die Regeln der schweren Lebenskunst im Lager begriffen hatten. Und das war wirklich eine Kunst... es sei denn, man hatte aussergewöhnliches Glück.

Am besten hatten es diejenigen, die überhaupt keine Skrupel besaßen. Sie machten schnell Karriere. Sie gelangten zur Macht, nicht zimperlich bei der Wahl der Mittel, auf Kosten menschlichen Leids und sogar des menschlichen Lebens. Hauptsache, man gefiel der Behörde, Hauptsache, man sicherte sich auf diese Weise die Position und konnte die Bäuche mit gestohlenen Portionen hungriger Mithelfer füllen. Vollkommen demoralisiert durch das Beispiel der deutschen Kriminellen und der rücksichtslosen SS-Männer wurden sie durch blutrünstige Instinkte selbst zu Verbrechern.

Zum Glück gab es nur eine Handvoll solcher Verkommenen. Es gab auch andere, die zwar mit dieser widerlichen Prozedur angefangen hatten, sich aber dann doch rechtzeitig davon lösten, unter dem Einfluss eines aufblitzenden Gewissens, das bis dahin tief im Herzen geschlummert hatte.

Manche waren so verzweifelt über die Hoffnungslosigkeit der Lage, dass sie ihren Leiden selbst ein Ende machten. Sie gingen zu den unter Strom stehenden Drähten oder hängten sich mit ihren eigenen Gürteln auf. Einige Häftlinge versuchten es mit Flucht, die von vornherein zum Scheitern verurteilt war. Sie starben den Hungertod im Bunker und gefährdeten vorher Kameraden aus ihrem Kommando oder Block, die dann zu Dutzenden vernichtet wurden. Aber sogar in solchen Fällen fand sich ein Häftling, der die Kraft besass, sein Leben aus Menschlichkeit zu opfern, um einen Kameraden, der eine grosse Familie und Kinder hatte, vor dem Tod zu retten.

Wie dankte ich doch meinem Gott, dass es mir gegeben war, unter der kleinen Gruppe der vom Schicksal Auserwählten zu sein, die unter einem Dach arbeiteten, die weder Hunger noch Kälte spürten, die frei von den Verlockungen, anderen Leid anzutun, geblieben waren, denen unweigerlich jeder Häftling, der um sein Leben im Lager kämpfte, ausgesetzt war. Als ich den regelmässigen Brief nach Hause schickte, konnte ich mit voller Genugtuung dem stereotypen Satz «Ich bin gesund und fühle mich gut» die weiteren Worte zufügen... und halte immer den Kopf hoch.»

Kapitel XXVII

Der Tag war für Anfang Oktober ausnehmend kalt. Ausserdem regnete es. Ein typisches herbstliches Sauwetter, Regen mit Schnee. Es dämmerte bereits, und als wir zum Industriebhof kamen, wurde es vollkommen dunkel. Ich war in der «Desinfizierungsgruppe», zu der mich der Lagerälteste Bock bestimmt hatte. Hinter den letzten Gebäuden, auf einer grossen Wiese, die provisorisch umzäunt war, mit emporragenden Wachttürmen an den Ecken, standen eng nebeneinander, zusammengepfercht, die vor Kurzem hierhergetriebenen russischen Kriegsgefangenen.

Zahlreiche SS-Männer, Kapos und Blockälteste sprangen in dieser Menge umher und stellten sie mit Hilfe von Kolben- und Stockschlägen in Fünfergruppen auf.

Zuerst mussten sich die Russen ausziehen. Schweigend und gehorsam zogen sie ihre durchnässten Drillhanzüge aus und warfen sie auf einen grossen Haufen, der unter unseren Augen wuchs. Sie behielten lediglich die Blechnummern, die sie auf ihrer Brust hängen hatten. Sie waren hungrig, abgezehrt, verfroren und unheimlich schmutzig. Von den Lagerfriseursen kahlgeschoren, näherten sie sich der Reihe nach einem Fass, das in die Erde eingelassen war. In diesem Fass gab es Wasser mit einem darin aufgelösten Desinfektionsmittel. Die nackten, vor Kälte zitternden Kriegsgefangenen mussten auch dieses Zwangsbad durchstehen.

Manche sprangen in das Fass, ohne zu überlegen; das gefiel den anspruchsvollen SS-Männern nicht. Jeder war verpflichtet, in diese kalte stinkende Flüssigkeit zu tauchen, wobei diese Flüssigkeit mit der Zeit so dick wie das Moorbad wurde. Wer davor zurückzuckte, erlitt noch mehr als die anderen. Der dabei stehende SDG und ein ihm noch zusätzlich zu Hilfe gehender SS-Mann wachten aufmerksam darüber, dass sich «die Desinfektion» ordnungsgemäss abspielte. Mit dem Stiefel hielt er den Kopf des Gefangenen so lange unter Wasser, bis es im Innern des Fasses gurgelte und bis sich auf der Oberfläche der Flüssigkeit die Luftblasen zeigten. Nach so einem Eingriff sprang der fast erstickte und verängstigte Gefangene, selbstverständlich nur wenn er noch die Kraft dazu hatte, aus dem Fass heraus. Manche musste man herausziehen, so schwach waren sie. Nachdem sie einige Schritte gelaufen waren – fast blind, weil die Augen, die mit dem schmutzigen und brennenden Desinfektionsmittel verklebt waren, nichts sahen –, wurden sie an einer zweiten Stelle angehalten, um einen neuen Eingriff, ebenfalls desinfizierender Art, über sich ergehen lassen zu müssen, als ob es vorher kein Bad in Lysol gegeben hätte.

«Hände hoch!»

Sie blieben bestürzt stehen und hoben gehorsam die Hände hoch. Ich schwenkte ein paarmal mit einem kleinen Zerstäuber hin und her, damit der Strahl des «Cuprex» die frisch geschorenen Achseln befeuchtete.

«Beugen!»

Das verstanden sie nicht. «Her mit dem Arsch!» sagte Antek und prahlte mit der Kenntnis der russischen Sprache. Der Gefangene streckte eifrig das magere Gesäss vor, und ich bespritzte ihn kräftig, bis sich der nächste einfand. Gezieltes Spritzen kostete aber zuviel Zeit, deshalb bildete sich ein Stau, und die SS-Männer trieben zur Eile. Wir warfen also die vornehmen Zerstäuber beiseite und schmierten die Achselhöhlen und zwischen den Beinen den Unterleib mit einem Lappen ein, den wir mit «Cuprex» befeuchteten. Klatsch! Klatsch!... und der nächste. Jetzt ging es schnell voran, aber die ganze Prozedur verfehlte ihren Zweck. Statt zu desinfizieren, verbreiteten wir auf diese Weise nur die Insekten, die bei dem oberflächlichen Lysolbad oder durch die Befeuchtung mit «Cuprex» gar nicht umgekommen waren. Die SS-Männer aber waren zufrieden. Es ging schnell.

«So ist es richtig», sagte zufrieden der SDG und schlug dabei mit dem Stock einen bereits «desinfizierten» Gefangenen, unter dem Vorwand, Platz für den nächsten schaffen zu wollen. Die «Entlausten» wurden zu fünft unter Gebrüll, Flüchen, Geschrei und ständigen Misshandlungen bei dem erstbesten Vorwand aufgestellt. Jetzt beeilten sich die SS-Männer nicht mehr. Sie warteten, bis eine Hundertschaft zusammen war, und erst dann führten sie sie im Laufschrift in unser Lager, das einige Minuten entfernt war.

Die Kriegsgefangenen liefen nackt, und ihre nackten Füße stampften mit bubbelndem Geräusch in den schmutzigen Pfützen, die manchmal mit dem Schnee bedeckt waren, der ununterbrochen fiel. Immer noch kamen neue Leute zur Desinfektion. Die Stunden vergingen langsam. Ein durchdringender Wind brachte ganze Wolken von Regen mit Schnee. Ich wurde völlig durchnässt, klebrige, nasse Kälte drang bis ins Mark, ich bekam Schüttelfrost. Die nackten Gefangenen drängten sich dicht zusammen, um wenigstens auf diese Weise die verfrorenen Körper zu wärmen. Sie zitterten vor Kälte und gaben dabei im Chor unartikulierte Laute von sich, die sich wie ein einziges dumpfes Stöhnen anhörten.

«Ruhe da! Verfluchte Bolschewiken! Ruhe!» riefen die Deutschen, aber ohne Erfolg. Die erschöpften und verfrorenen Russen reagierten bereits nicht mehr. Es halfen weder Schläge noch Flüche. Dieses spontane Stöhnen entrang sich ihren Kehlen unbewusst. Es war Klage, Schmerz, Hilflosigkeit. Gegen Morgen verliess die letzte Hundertschaft der nackten Gefangenen den umzäunten Platz, die Stärkeren trugen ihre ganz erschöpften Kameraden auf den Schultern. Die mit weissen Schneeflocken übersäte Erde war nass, von Tausenden von Füßen zertreten. Stösse von Kleidungsstücken der Kriegsgefangenen lagen herum,

Stiefel, Blechnäpfe, Überreste von mehr als zehntausend Menschen, die in das Lager getrieben worden waren.

Wir meldeten der Wache unsere Rückkehr, vollständig erschöpft von der Arbeit, die die ganze Nacht gedauert hatte. Ich fürchtete mich vor der Durchsuchung, weil ich ein wohlriechendes Stückchen Seife gefunden und bei mir versteckt hatte. Unnötig, denn niemand interessierte sich für uns. Die SS-Männer waren jetzt mit den Kriegsgefangenen beschäftigt, mit einem Bruchteil der besiegten Armee, vor deren Überlebenden sie sich mit ihrer Überlegenheit brüsten und die sie auf raffinierte Weise misshandelten, auf eine Weise, die der Ritter mit dem SS-Zeichen, die tapfer in einem gefährlichen Frontabschnitt, in dem neu errichteten sogenannten Arbeitskriegsgefangenenlager kämpften, würdig war.

Innerhalb der nächsten Wochen erzielten die tapferen SS-Männer so grosse Erfolge über die sowjetischen Kriegsgefangenen, dass sie mit der Verbrennung der Leichen im Krematorium nicht mehr nachkamen und daher Tausende von Toten in tiefen, langen Gräben am Wald von Birkenau begruben, wo bald mit einem neuen Lagerbau begonnen wurde.

Kapitel XXVIII

Das Kriegsgefangenenlager entstand in einem dafür abgesonderten Teil unseres Lagers. Man hatte einfach einige Blocks mit Stacheldraht abgetrennt und trieb gewaltsam Tausende von Kriegsgefangenen hinein, denen man die eifrigsten Blockführer und entsprechenden Blockältesten zuteilte, die bemüht waren, «musterhafte» Ordnung einzuführen. Die «Fachmänner» gingen energisch ans Werk. Die Leichenträger konnten mit dem Wegschaffen der Toten nicht mithalten, daher wuchsen vor jedem der Blocks riesige Leichenberge, die auf die schreckliche Sterblichkeit der Kriegsgefangenen hindeuteten. Wie eine Ironie mutete es an, dass die Lagerbehörden dort mit der Errichtung eines Krankenbaus begannen. Die Funktion wurde dem Blockältesten Peter übertragen, der damit zum Lagerältesten des Krankenbaus im Kriegsgefangenenlager ernannt wurde. Peter schien mit dieser Beförderung zufrieden zu sein und stolzierte mit einer neuen Armbinde im Block umher. In diesen Tagen sollte er endgültig in das Kriegsgefangenenlager verlegt werden, zusammen mit den von ihm ausgesuchten Pflegern.

Der Geruch von gebratenen Kartoffelpfannkuchen lockte mich in die Diätküche, die diese Leckerei von Zeit zu Zeit für die Revierprominenten zuzubereiten pflegte. Als ich den Blockältesten in der Küche sah, für den anscheinend diese Pfannkuchen bestimmt waren, versuchte ich mich zurückzuziehen.

«Wart mal», hielt mich Peter mit einer herrischen Bewegung der freien Hand zurück. In der anderen hatte er nämlich einen von Fett triefenden, schön braun gebratenen Kartoffelpuffer. Er zeigte auf einen Teller voll Kartoffelpuffer auf dem Tisch und befahl:

«Nimm das für Georg. Er ist krank, er liegt bei mir. Verstanden?»

Was sollte ich tun? Da ich bei Peter nicht in Ungnade fallen wollte, nahm ich den Teller mit den Kartoffelpuffern, um ihn dem Liebling des Blockältesten zu bringen. Das ist nichts für dich! sagte ich mir voll Neid.

Weiss der Teufel, warum ich dorthin gegangen bin – dachte ich zähneknirschend, als ich nach oben ging. Meiner Verfressenheit wegen musste ich nun dieses «Fräulein Arsch», wie boshaft, aber treffend Dr. Dehring Jurek einmal genannt hatte, bedienen. Man konnte Peter die Schwäche für Georg verzeihen. Im Grunde genommen war er kein schlechter Kerl, dass aber Jurek?! Auf der Treppe, kurz vor dem Zimmer des Blockältesten, gelang es mir, rasch zwei knusprige Kartoffelpuffer zu verschlingen.

Jureczek ist krank, dann braucht er nicht viel zu essen..., Peter hat doch hoffentlich nicht gezählt, wie viele auf dem Teller lagen?

Ich fand die Tür abgeschlossen. Ich klopfte. Stille.

«Peter schick dir was zum Essen!» rief ich und schluckte den letzten Bissen herunter. Das Bett knarrte, Pantoffeln schlurften, im Schloss knackte der Schlüssel beim Umdrehen. Jureczek hatte einen bunten Morgenrock über den nackten Körper geworfen, unter dem man schlanke, unbehaarte Beine und einen seidenen Schlüpfer sah; er trippelte mit kleinen Schritten zu dem einzigen Bett in dem Zimmer zurück.

«Ach, ich fühle mich so schlecht», hüstelte er und fasste dabei an die eingefallene Brust. Angeblich hatte er die Schwindsucht, so wenigstens behauptete Peter. Alle wussten, dass er sich unlängst einem kleinen chirurgischen Eingriff unterzogen hatte, der eigentlich mehr im Zusammenhang mit seinem sonderbaren Verhältnis zu Peter stand und gar nichts mit seiner Lungenkrankheit zu tun hatte.

Nachdem er sich hingelegt hatte, zupfte er mit seinen dünnen zarten Fingern ein Stückchen von dem Kartoffelpuffer. Er schien gelangweilt.

«Iss, Wiesiu!» lud er mich ein und schob mir den Teller zu. «Du bist gewiss hungrig. Ich habe keinen Appetit», klagte er.

Sein gutgeformter Kopf, mit buntem Stoff, ähnlich einem östlichen Turban umwickelt, fiel schwer auf das weiche Kissen zurück. Ein hübsches, fast mädchenhaftes Gesicht mit grossen blauen Augen, in dichte lange Wimpern eingebettet, Wangen mit fast pfirsichartiger Haut verzogen sich zur Grimasse eines quengelnden Kindes.

«Weisst du, Peter will, dass ich bei ihm im Russenlager Blockältester werde... Ich habe gehört, dort ist es so schrecklich! Aber ich werde wohl zustimmen... Ich habe genug von den taktlosen Bemerkungen mancher Ärzte... Und dieser eingebildete Pferdedoktor Dehring erlaubt sich viel zuviel...»

Auf dem Korridor ertönten mehrere Stimmen und unterbrachen den vieldeutigen Monolog. Ins Zimmer kam Peter, begleitet von R. und Roman Gabryszewski. R. lebte in der letzten Zeit in grosser Freundschaft mit Peter und machte seinem Liebling geradezu auffallend den Hof.

Er näherte sich dem Bett, berührte mit dem Handrücken Georgs Wangen, nahm dann fachmännisch dessen Handgelenk und zählte mit konzentriertem Gesichtsausdruck den Puls.

«Lagerältester! Georg ist schon gesund!» stellte er entschieden fest. «Gott sei Dank!» Er verdrehte dabei die Augen und mimte den Beglückten. Das war sogar Georg zuviel. Er warf R. einen wütenden Blick zu, zog seine Hand zornig zurück und zischte durch die Zähne: «Dich geht es einen Scheissdreck an, Doktorchen!» R. wurde rot, Peter verstand überhaupt nicht, um was es sich handelte. Gabryszewski nutzte geistesgegenwärtig die Verwirrung aus. Er zwinkerte mir zu, schnappte die Kartoffelpuffer vom Teller und stopfte sich zwei auf einmal in den Mund. Die Stille wurde von Peter, der nichts verstand, unterbrochen.

«Was hat er gesagt?» fragte er und schaute die Anwesenden an. «Hm... Georg fühlt sich schon besser», antwortete Gabryszewski diplomatisch und würgte dabei an seinen Kartoffelpuffern. Das Gespräch verlief weiter in deutscher Sprache. Ich stand abseits, unbemerkt, und dachte über Georgs böse Antwort nach. Er mochte R. nicht und gab es ihm deutlich zu verstehen. Vielleicht lag es auch ein wenig an meiner damaligen ränkevollen Arbeit. Ich konnte ihm immer noch nicht seine Drohungen von Jaroslaw verzeihen. Ich nahm den leeren Teller und begab mich zum Ausgang. Diese vornehme Gesellschaft war nichts für mich. «Gehst du schon?» Mit einem falschen Ton des Bedauerns verabschiedete mich Georg.

Prominenz, zum Donnerwetter! Kurtisane, Schweinehund!, schimpfte ich im Geist, ohne jedoch zu vergessen, die Tür ganz leise hinter mir zuzumachen. Aus der Stube nebenan schlurfte ein Kranker. In ganz kurzem Hemd, mit zahlreichen Flecken von Floh- und Läusebissen. Mit spindeldürren, schwärenden Beinen schurrte er in Holzpantinen über die glänzenden Kacheln des Korridors. Mit einer Hand hielt er sich an der Wand, in der anderen hatte er einen vollen Nachttopf. Er ging zur Latrine. Unter diesem Vorwand wenigstens war er aus der Stube herausgeschlüpft. Er hatte sich die richtige Zeit ausgesucht, denn es scheppten bereits die Metallkübel, die von den Stubendiensten getragen wurden, und der Geruch von gekochten Steckrüben verbreitete sich auf dem ganzen Block. Der Muselmann schnupperte wie ein Windhund, der Beute spürt. Ich wusste schon, dass er sich jetzt des störenden Nachttopfes entledigen und so schnell wie möglich laufen werde, um den Kübel in die Stube tragen zu helfen. Er wird als erster beim Kübel sein, er wird also als erster essen. Wird er vielleicht auch einen Nachschlag bekommen?! Woher wusste ich das so gut? Ach ja, ich habe doch auch so angefangen. Jener Muselmann wird, wenn er ein bisschen Glück hat, im Lager zurechtkommen. «Herr Doktor, Herr Doktor!», rief ein Kranker durch eine angelehnte Stubentür. Ich raste schnell die Treppe hinunter und hielt den Teller für Georgs Kartoffelpuffer sch am voll versteckt.

Kapitel XXIX

Der Krankenbau im Lager der sowjetischen Kriegsgefangenen war bereits in Betrieb. Peter vervollständigte sein Personal und verteilte die Funktionen. Georg wurde Blockältester, Gabryszewski Hauptschreiber, Dr. R. Chefarzt und Staszek Hedorowicz dessen rechte Hand. Ohne Medikamente konnten sie nicht viel erreichen. Unterdessen trafen neue Transporte mit Gefangenen ein. Dadurch verschlimmerten sich die ohnehin schon fatalen Verhältnisse im Lager noch mehr. Willkür, Morde und Hunger, Krankheiten und Epidemien dezimierten die bereits bis zum äussersten erschöpften Kriegsgefangenen. Diejenigen, die man als noch arbeitsfähig betrachtete, wurden zu schweren Arbeiten beim Bau des neuen Lagers in Birkenau getrieben. Was sich dort abspielte, darüber konnte ich mich bald selbst informieren, als ich mit Gienek dorthin fuhr, um die Leichen der auf der Flucht Erschossenen abzuholen. An diesem Tag setzte Frost ein, aber hier, auf diesem sumpfigen und morastigen Gelände, war die Erde noch nicht gefroren. In der weiten flachen Wüste sah man bereits die Umrisse des zukünftigen Riesenslagers, die im Nebel des frühen Morgens irgendwo weit hinter der dunklen Linie des Waldes verschwanden.

Um zu der Stelle zu gelangen, wo zwei auf der Flucht erschossene Gefangene lagen, mussten wir ein ziemlich grosses Stück über die Strasse laufen, aus deren Tonuntergrund wir unsere versinkenden Füsse nur mühsam herauszogen. Die Leichen lagen in der Nähe eines halbzerfallenen Hauses, das eine Insel inmitten eines Sumpfes bildete.

Die Gefangenen, die von hinten erschossen worden waren, lagen mit den Gesichtern zur Erde. Ihre nackten Füsse staken heraus. Irgendjemand hatte ihnen schon die Stiefel ausgezogen. Die gekrümmten Beine und die weit auseinander geworfenen Arme waren vom Frost steif geworden. Die beladene Trage erschwerte unseren Marsch über den mit einer leichten Kruste bedeckten Morast. Mühsam erreichten wir den Sanitätswagen. So weit das Auge reichte, arbeiteten überall Gefangene – schmutzbedeckt, geschlagen und aus nichtigem Grund misshandelt. Dutzende von Toten und Halbtoten wurden auf eine Stelle gelegt, von der sie, auf Wagen geladen, zusammen mit ihren Kommandos zum Appell ins Lager zurückkehren mussten.

Die Leichenträger hatten alle Hände voll zu tun. Mal die Gefangenen, mal die Liquidationen. Man hatte sie gerade weggeschafft, und schon erntete man von neuem, im Krankenbau und auf den Blocks im Lager. Die Leichenhalle war überfüllt. Man hatte sie gesäubert, weil sich bereits ein neues Kontingent ankündigte. Dr. Entress führte in dieser Zeit die Selektion der Schwerkranken durch. Man lief also auf Block 15, wo Panszczyk amtierte und den vom Lager-

arzt ausgesuchten Kranken Phenol spritzte. Kaum war man dort fertig, als man schon wieder Tote aus dem Behandlungszimmer trug, das sich gegenüber dem Ambulatorium meines Blocks befand. Der SDG Klehr, in einem Arztkittel, öffnete leise die Tür und lud gütig zum Eintreten ein: «Der nächste!» Es war mir schwer, daran zu glauben... Dr. R. lebte nicht mehr! «Wir haben ihn gerade gebracht», sagte Gienek ernst. «Geh in den Keller, da kannst du ihn sehen...!» Zitternd vor Aufregung ging ich hinter Obojski und Teofil her. Auf dem Beton, abseits von dem Rest der Leichen, lag ein Körper, der nur schwer eine Ähnlichkeit mit R. erkennen liess.

«Ist er das wirklich?» fragte ich, da ich ihn nicht erkennen konnte.

«Ganz sicher», mischte sich Teofil ein. «Gleich fahren wir ihn ins Krematorium, damit er sofort drankommt. Peter hat eigens darum gebeten», betonte er.

«Warum?» wunderte ich mich. «Was ist passiert?»

«Angeblich wollte er etwas verraten... Sie haben ihn fertiggemacht! Soviel ich weiss», schnitt Teos kurz ab.

Auf der Treppe waren Schritte zu hören. Staszek Hedorowicz kam herein. Ich hatte ihn lange nicht mehr gesehen. Seit der Zeit, als er in das Russenlager gegangen war. Er war blass, fast grün. Schweigend stand er über dem Körper des Doktors. Er weinte.

«Wie ist es passiert?» fragte ich ihn, nachdem er sich etwas beruhigt hatte. Er antwortete nicht, er zeigte nur mit der Hand auf die Leiche zu seinen Füßen. Erst jetzt verstand ich, warum ich ihn nicht hatte erkennen können. Den Kopf, seinen charakteristischen grossen Kopf, hatte man zusammengeschlagen, das Gesicht war zerkratzt und blau unterlaufen, die Hände und Arme trugen Spuren von Schlägen.

«Sag doch, Menschenskind, wie ist das passiert?» fragte Teofil ungeduldig.

«Wir werden ihn gleich wegtragen.»

Staszek beugte sich plötzlich vor und versuchte, dem Toten den Trauring abzunehmen, der fest auf dem dicken Finger seiner linken Hand steckte. Der Trauring wollte nicht runter. Teofil wurde schnell damit fertig und warf ihn in die offenen Hände von Staszek.

«Vielleicht werde ich den Ring irgendwann seiner Tochter geben...», liess sich Staszek schliesslich vernehmen.

Was hatte ihn hierhergeführt? dachte ich. Er hätte doch den Ring noch dort, auf dem Krankenbau abnehmen können! ... Vielleicht hatte es ihm nicht gepasst, es dort zu tun, übrigens war es schwer, ihn vom Finger zu streifen... Wenn es nicht so gewesen wäre, hätte man ihm den Ring gleich nach seiner Ankunft im Lager abgenommen. Er kam einfach, um von ihm Abschied zu nehmen...

«Also los! Gienek, nimm ihn an den Händen», sagte Teofil und griff nach den Beinen des Toten. Sie legten den Körper vorsichtig in die Kiste und deckten ihn mit einer anderen Leiche zu, wonach sie begannen, die übrigen zu verladen. Staszek blieb noch eine Weile stehen, bekreuzigte sich und sprach ein Totengebet, dann warf er einen kurzen Blick auf die Kiste, in der die Leiche des Doktors ruhte; darauf drehte er sich auf dem Absatz um und lief schnellen Schrittes dem Ausgang zu. Ich lief hinter ihm her. Wir betraten die Pflegerstube, die im Augenblick leer war. Man konnte frei sprechen.

«Er bekam eine Aufforderung, weisst du... einen Zettel, dass er sich am nächsten Morgen auf der Politischen Abteilung melden musste. Es war leicht zu erraten, dass es die Liquidation war. Er konnte sich nicht mit dem Gedanken abfinden, dass er erschossen werden sollte. Er weinte, lamentierte, war verzweifelt. Es ist nicht verwunderlich. Wir alle waren voll Mitleid für ihn, Peter auch. Aber wie kann man in einem solchen Augenblick Trostorte finden? Peter hatte Schnaps. Sie tranken. Ein trauriges Gespräch zog sich lang in die Nacht hinein. Man schlug ihm Selbstmord vor. Das sei besser, als sich erschiessen zu lassen. Er würde sich eine grössere Menge von Evipan einspritzen und würde einschlafen. Ein milder Tod. Zuerst stimmte er zu, bat sogar um Papier. Er war aber nicht in der Lage zu schreiben. Als er sah, dass Georg die Spritze fertig machte, überkam ihn Entsetzen. Nein, er muss leben. Ja, gleich, sofort, wird er sich auf der Wache melden. Er wird zur Politischen Abteilung gehen und aussagen. Er wird ihnen erklären, dass er unschuldig ist... Sie haben doch schon Kazik Szumlakowski erschossen ... Er ist unschuldig. Die Tochter auch! Das ist ein Irrtum! Er machte den Eindruck eines Wahnsinnigen. Plötzlich stand er auf und ging zur Tür. Dort stiess er aber auf Peter, der ihm den Weg versperrte.

„Du wirst nirgends hingehen, und Aussagen können dir nicht helfen. Du musst sterben, und zwar gleich, bevor du eine Dummheit machen kannst.“ Sie begannen zu kämpfen. Vielleicht wäre er noch entkommen, aber sie kämpften bereits mit Hockern. Er fiel schwer zu Boden, versuchte sich zu erheben. Noch ein Schlag, und der Hocker zerbrach ...» «Hast du ihn nicht verteidigt?» fragte ich. «Nein, ich konnte es nicht. Hier ging es doch um die anderen und auch um mich! Ich war sein treuester Mitarbeiter. Ich habe ihm bis zum letzten Augenblick, bis zu dem Moment seines Zusammenbruchs geglaubt ... Und als die Nadel der Spritze sich in seinen Körper bohrte, verspürte ich eine Erleichterung. Er tut mir sehr leid, es gab aber keinen Ausweg. Schade, dass er nicht mit Würde starb. Gabryzewski hat sofort eine Totenmeldung geschrieben. Er ist an Herzschlag gestorben. Man hat ihn doch schon weggebracht?» fragte er mit zitternder Stimme am Ende seines traurigen Berichtes.

«Sicher doch», antwortete ich und schaute irgendwohin durchs Fenster.

«Teos weiss, worum es geht. Er wird schon aufpassen, das er als erster in den Ofen kommt. Die Toten schweigen, es werden keine Spuren übrigbleiben.»
Nachmittags traf ich Peter. Was macht er hier? überlegte ich. Seine Hand war verbunden. Sicher nichts Schlimmes, weil er mir damit auf die Schulter klopfte.
«Na, wie geht's, Stubendienst, du alter Spitzbube», begrüßte er mich freundlich. «Weisst Du, mein Freund, Dr. R. ist gestern gestorben. Herzschlag. Schade, nicht wahr?»
«Ich habe es schon gehört, Herr Lagerältester.» Das kleine Männchen entfernte sich mit sicheren langen Schritten. Man konnte ihm die Schwäche für Georg schon verzeihen.

Kapitel XXX

Czesiek Sowul, der im Lagerorchester Cinelli und Trommel spielte, erhielt ein neues Instrument, ein Xylophon. Er legte es auf den Tisch und schlug mit den Stöckchen auf die Holztasten, aber der Klang war nicht gerade der beste. «Man muss Stroh unterlegen», orakelte er nach vielen nicht gelungenen Versuchen. Woher soll man Stroh für ihn finden?

«Stroh ist doch in den Strohsäcken», sagte er. «Es muss aber unversehrt und nicht zerkrummt sein!» Also begann er nach diesem nicht zerkrummt Stroh zu suchen. Alle Betten brachte er mir durcheinander, machte furchtbar viel Schmutz, fand aber schliesslich das Stroh, das er brauchte. Und er spielte dann, aber wie ...! Hoho, wer hätte gedacht, dass Czesio so ein Musiker war! Überhaupt versammelte sich das ganze Künstlervolk in meiner Stube, und jeder gab dann etwas aus seinem Fach zum Besten. Sie bereiteten eine Weihnachtskrippe oder etwas in dieser Art vor. Sie kamen gewöhnlich nachmittags, wenn nicht zu erwarten war, dass jemand sie stören würde. Der Lagerarzt war niemals um diese Zeit auf dem Block, der SDG verschwand auch irgendwohin, und die Behörde innerhalb des Lagers betrachtete das Ganze mit Nachsicht.

Wojszczyk spielte eine kleine Trompete, Stasiak ein Akkordeon, der «Zigeuner» aus dem Ambulatorium spielte Geige mit so echtem Temperament, als ob er ein geborener Ungar gewesen wäre. Adam Wysocki probierte seine Stimme und prüfte, ob er sie nicht im Lager verloren hatte. Eines Abends bereitete ich die Stube für ein Konzert vor. Fast das ganze Personal des Krankenbaus versammelte sich. Es kamen auch Gäste aus dem Lager. Als Conférencier fungierte «Lopek» Brodzinski, angeblich der ehemalige Impresario von Pola Negri. Es begann sehr ernst. Wir hatten auch eine Schauspielerbesetzung, die sich sehen lassen konnte. Leon Schiller, Stefan Jaracz, Zbyszek Sawan. Zuerst Rezitationen.

Die Deutschen in der Stube schienen gelangweilt zu sein. Zum Glück verstanden sie die Texte nicht. Erst die Auftritte der Musiker fanden ihre Zustimmung. Adam Wysocki begann die Strophen zu singen, die von Tadzio Kanski geschrieben worden waren. Frivol, zielsicher, boshaft witzig. Alle haben etwas abgekriegt: die Kapos, die Blockältesten, die Prominenten, die Muselmänner, die Ärzte, die Pfleger und die ... «Pipel»*. Manche Jungen sasssen wie auf dem Präsentierteller. Georg ging ostentativ hinaus und verabschiedete sich mit leisem Lächeln. Eine kleine Verwirrung entstand, Kanski und Wysocki überspielten sie aber mit lustigen Strophen auf die Melodie «Beil und Harke»: Ein ge-

* Pipel = junge Häftlinge, die als Diener fungierten; man bezeichnete damit in der ersten Zeit die Homosexuellen.

mauerter Kamin steht da, wir werden ihm aber ein Schnippchen schlagen... Es ist lustig. Alle, sogar die Deutschen, wiederholen den Refrain: Morgens Kaffee, abends Kaffee und am Mittag etwas «Avo» ... Als die Rede von Appell war und die Strophe sich auf das Wort «Stehenbleiben» (stoj) reimte, brüllten alle vor Lachen, am lautesten die Deutschen. Das war nämlich das einzige Wort, das sie gut kannten. Zum Schluss das Weihnachtslied «Stille Nacht», damit auch die Deutschen etwas davon hatten. Die Vorstellung wurde von dem Lagerältesten Bruno Brodniewitsch akzeptiert. Er versprach, sich dafür einzusetzen, dass die Künstler im Lager ganz offiziell in Blocks auftreten dürften. Wieviel Gutes ein einfaches, so oft im Lager gebrauchtes Wort erreichen konnte, wenn es entsprechend serviert wurde ... Gerade dieser Reim vom «Stehenbleiben» gefiel Bruno so gut, dass die «Krippe» vielleicht nur deshalb zum Erfolg kam – sie munterte das Lager auf, flösste einen Hauch Hoffnung ein. Sogar Teos hörte auf, «So oder so Krematorium» zu sagen. Er summte nur noch: «Ein gemauerter Kamin steht da, wir werden ihm aber ein Schnippchen schlagen.» «Herr Doktor», fragte Wiesiek eines Tages Dr. R., «wie ist es eigentlich mit der Homosexualität? Ist das genauso angenehm wie mit einer Frau?»

«Lass mich doch in Ruhe mit solchen Fragen!» empörte sich Dr. Rudek. «Woher soll ich das wissen? Frag doch die da, du weisst schon, wen.» Wir brüllten vor Lachen. Man konnte ruhig lachen, weil wir auf unserem Block keine «Pipel» hatten. Wiesiek liess aber nicht locker. Er fragte wieder. «Spass beiseite, Herr Doktor. Man hört in letzter Zeit soviel über dieses Thema ... man sieht es sogar!... Mich interessiert es vom wissenschaftlichen Standpunkt aus», fügte er hinzu, als er diskretes Lächeln auf einigen Gesichtern sah.

«Ja, ja», warf jemand von der Seite scherzhaft ein. «Einer der Blockältesten liebäugelt mit Wiesiek!»

Allgemeine Heiterkeit breitete sich aus.

«Spass muss sein, aber bereits die alten Griechen...», begann Dr. Jakubski einen wissenschaftlichen Vortrag. Man konnte also sogar solche Probleme lösen.

Im Lager vermehrten sich die Läuse und Flöhe unheimlich. Die Fleckfieber-Epidemie, die bisher hauptsächlich das Kriegsgefangenenlager dezimiert hatte, breitete sich jetzt explosionsartig im ganzen Lager aus. Eines der Mittel – das einzige übrigens zu dieser Zeit –, mit dem man die Epidemie besiegen wollte, war der Befehl des Lagerführers Aumeier an das Krankenbaupersonal, auf allen Blocks der Reihe nach sogenannte Läusekontrollen durchzuführen.

Das war eine der ausgesuchten Schikanen, die die Lagerbehörde den Häftlingen gegenüber anwandte. Wenn es nicht regnete, spielte sich die Läusekontrolle ge-

wöhnlich auf dem Hof ab, ohne Rücksicht auf die Jahreszeit. Die bis zur Hüfte nackten Häftlinge liessen die Hosen herunter, wir durchsuchten ihre Wäsche, in der die Insekten nur so hausten. Wir bestäubten die Achselhöhlen und den Unterkörper zwischen den Beinen, wo die Läuse ihre Wohnstätte hatten, mit «Cupress». Die schmutzigsten und am stärksten verlausten Häftlinge wurden aufgeschrieben, die Zettel gaben wir dann den Blockältesten; die schickten die Infizierten ins Bad und gaben in der Zwischenzeit deren Wäsche und Kleidung zur Desinfektion. Im Allgemeinen wehrten sich die Häftlinge gegen die Entlausung, weil die Blockältesten sie dabei misshandelten und das Bad im kalten Wasser und das Warten – alle waren nackt – auf frische Wäsche oftmals stundenlang dauerte und gar nicht angenehm war, besonders wenn es sich im Winter abspielte. In der frischen Wäsche gab es zwar keine Läuse, es blieben aber ganze Kolonien von Nissen, aus denen nach einigen Stunden Mengen hungriger Läuse hervorkamen. Am meisten verlaust waren natürlich die Muselmänner. Die Läuse frassen sie buchstäblich bei lebendigem Leib auf. Und wenn einer von ihnen noch Geschwüre oder Wunden hatte, die mit einem Papierverband umwickelt waren, dann durfte man ruhig sagen: Nicht er hatte Läuse, sondern die Läuse hatten ihn. Einmal riss ich einem so einen stinkenden, eiterdurchtränkten Verband mit Gewalt ab. Unter der Papierschicht brodelten Tausende von Läusen wie eine einzige ineinanderverklebte, graue, bewegte Masse, die tief in die Wunde gedrungen war und das Fleisch fast bis zum Knochen weggefressen hatte. Einer der Ärzte gab ihm einen Zettel, mit dem er sich im Ambulatorium melden konnte. Ich war überzeugt, dass er sich doch niemals freiwillig gemeldet hätte, weil er Angst hatte, gleich nach der ersten Selektion eines SS-Arztbesuches umgebracht zu werden.

Es ist nicht verwunderlich, dass die Häftlinge unter diesen Umständen die befohlene Läusekontrolle nicht gerade begrüßten und uns Pflägern, den Vollstreckern, keine Sympathie entgegenbrachten. Wir führten diese Arbeit ebenfalls ohne Überzeugung durch, mit Abscheu, vor allem weil wir uns bereits eine klare Meinung von ihrer Wirksamkeit gebildet hatten. Ausserdem fingen wir bei dieser Gelegenheit letzten Endes selbst Fleckfieberläuse ein, die es bei uns im Allgemeinen noch nicht gab. Die Läuse, die wir hatten, gleichsam aus eigener Zucht, waren ungefährlich, weil sie nicht mit Typhus infiziert waren. Trotzdem wechselten wir nach jeder Läusekontrolle sofort Kleidung und Wäsche, «entlausten» uns sorgfältig und badeten unter der heissen Dusche in unserem Baderaum. Dank diesen Vorbeugemassnahmen, die sich nicht jeder leisten konnte, war es mir bisher gelungen, der Ansteckung mit Fleckfieber zu entgehen.

Ein anderes Abenteuer erlebte ich aber beim Bad nach einer gewöhnlichen Entlausung. Als ich in den Schwaden des plätschernden warmen Wassers unter der

Dusche stand, hörte ich hinter mir eine fremde Bassstimme. Ich verstand die Worte nicht, weil sie schlecht zu hören waren, erriet aber, dass von mir die Rede war. Interessiert wandte ich mich zur Tür um, von wo die Stimme kam. An der Tür stand ein kleiner Kapo, der wegen seiner Grausamkeit und seiner Vorliebe für junge Menschen im Lager bekannt war. Er schaute den Badenden zu, zeigte mit dem Finger auf mich und sagte laut zu Bock, der neben ihm stand: «Mensch, das ist aber ein grosser Affe!»

Sie lachten beide und gingen eingehakt fort. Noch eine Zeitlang hörte man vom Korridor her die tiefe Stimme Timms, des abartigen Kapos.

«Hast du gehört, was er gesagt hat?», fragte Antek Kempa, der die Szene beobachtet hatte. «Er sagte, du bist ein Affe, ein grosser Affe! Du hast ihm nicht gefallen, dabei warst du deinem Glück so nahe!», fügte er scherzhaft hinzu. «Er kommt öfters hierher und schaut sich die Badenden an», sagte er dann im Ernst. «Er sucht sich ein neues Objekt, weil jemand ihm den letzten ‚Pipel‘ abgeworben hat ...»

Ich erinnerte mich jetzt an das Interesse eines meiner Kameraden «für diese Sachen von der wissenschaftlichen Seite her». Vielleicht hatte er bereits ein Angebot und suchte nach einem Ausweg.

Kapitel XXXI

Peter war so, wie er eben war, ich konnte mich aber bei ihm wenigstens drücken, wenn ich das tat, was ich zu tun hatte. Seitdem Fred Stessel Blockältester geworden war, war es mit den guten Zeiten vorbei. Er suchte ständig nach irgendwelchen Zusatzbeschäftigungen für mich, damit ich nicht «faul werde», wie er boshaft zu sagen pflegte. Da er als Pole sich nicht der Autorität erfreute, die sein Vorgänger als Blockältester hatte, wimmelte ich seine Anordnungen oft ab. Er revanchierte sich bei mir, indem er auf meine bescheidene Person – die nach Freds Meinung dennoch zu widerspenstig war – den SDG Klehr hetzte, vor dem ich allerdings grosse Angst hatte. Seitdem hatte ich keine Ruhe mehr. Hatte ich gerade meine Arbeit beendet, schickte er mich schon nach dem Besen, damit ich das Gelände um den Block und den Abschnitt der Lagerstrasse im Gebiet des Krankenbaus kehrte. Ganz unnötig übrigens, denn das war die Domäne von Professor Jakubski. Der «pflegte» seinen «Arbeitsplatz», arbeitete langsam, eingeteilt, um den ganzen Tag etwas zu tun zu haben, was den Anschein von Arbeitseifer weckte. Er wollte sich nicht überarbeiten, ähnlich übrigens wie ich, nur mit dem Unterschied, dass ich, wenn ich etwas zu tun hatte, diese Arbeit schnell verrichtete – im Nu –, um später die freie Zeit dem süssen Nichtstun widmen zu können.

«Wiesiu, um Gottes Willen, was machst du denn bloss!» sagte der Professor, als er sah, wie gründlich ich an die Arbeit ging. «Man hat mich doch schon von den ‚Gonokokken‘ herausgeschmissen, willst du mich jetzt wieder arbeitslos machen?»

Was sollte ich tun! Ich mochte den Professor, liess ihm also sein Gebiet und ging selber die Lagerstrasse ein Stück weiter bis zur Bekleidungskammer. Aber auch dort war schon alles sauber. Ein Häftling, dürr und klein, schwenkte eifrig den Besen und kehrte den Schnee in kleine Haufen, um ihn, sobald alles geräumt war, wieder zu verteilen, wobei er sich vorsichtig umschaute, ob ihn nicht jemand dabei beobachtete, worauf er erneut mit seiner Sisyphusarbeit begann. Sein Fuchsgesicht schien mir irgendwie bekannt. Wo hatte ich ihn bloss gesehen? ... Ich war schon dabei, den arbeitseifrigen Häftling danach zu fragen, als ich aber von Weitem Wietschorek kommen sah, verduftete ich schnell auf den Block.

«Du läufst wohl vor Leo weg, was?» fragte Kazek Szelest, der die Funktion der Torwache an unserer Blocktür ausübte. Gross und kräftig, passte er ausgezeichnet zur Rolle des Rausschmeissers. Er bat mich, ihn für eine Weile zu vertreten, weil er fortgehen wollte. Ich war gern damit einverstanden, schon um mich zu revanchieren, weil Kazek mir manchmal entgegenkam und meine Kameraden ins Ambulatorium liess. Übrigens konnte ich mich hinter der Tür sicher fühlen,

weil Leo einen weiten Bogen um den Krankenbau machte und nicht in die Nähe des Blocks zu gehen wagte, denn er hatte Angst, sich mit Fleckfieber oder einer anderen Krankheit anzustecken.

«Was tust du denn hier?» fragte mich unheilvoll Stessel, als er mich untätig an der Tür stehen sah.

«Marsch, an die Arbeit!»

«Ich vertrete Kazio, weil er scheissen gegangen ist!», antwortete ich ehrlich, wenn auch frech und aggressiv, da ich wusste, er konnte mir nichts machen, weil ich doch «arbeitete», indem ich Szelest vertrat.

«Aha!», verkündete der Blockälteste, nachdem er eine Weile überlegt hatte.

«Das ist ausgezeichnet. Von heute an wirst du ihn immer in den Freizeiten ablösen, er kann ja auch nicht von morgens bis abends dastehen. Verstanden?»

«Jawohl, Herr Blockältester!» antwortete ich diensteifrig auf deutsch, um ihm zu verstehen zu geben, was ich über ihn dachte, und als er sich entfernte, flüsterte ich: «Der Schlag soll dich treffen, du boshafte Ratte!»

Kazek kam schon zurück und knöpfte unterwegs die Hose zu.

«Also, Wiesiu, fick ab, wenn du deinen Freund Klehr nicht treffen willst. Los!»

Kazio liebte Kraftausdrücke. Schon war ich nicht mehr da. Unterwegs warnte ich die Kameraden im Bau. Wenn sie dort etwas brutzelten, wie sie es gern machten, war es geraten, sich in Acht zu nehmen. Ich selbst begab mich an einen sicheren Ort, in die Leichenhalle.

Nach einer Weile brüllte Kazik «Achtung», so laut, dass man ihn sogar hier im Keller hören konnte.

«Klehr ist gekommen!» bemerkte ich. «Na und, was ist, wenn er gekommen ist?» antwortete kurz Teos. «Er kommt doch täglich hierher ...» «Heute haben wir frei, sie spritzen nicht», warf Gienek ein.

«Wer Sorgen hat, hat auch Likör! Kommt, fahren wir zu Zemanek?» schlug plötzlich, mir nichts dir nichts, Teofil vor. «Kippen wir einen hinter die Binde! Was soll man denn Trübsal blasen ...!»

«Stubendienst! Stubendienst!» hörten wir Stessel wütend zetern.

«Was schreit er denn so?» fragte Gienek interessiert. «Er wird dir wohl einen ‚netten‘ Spass bereiten!» stellte er fest, als er hörte, wie Fred ununterbrochen nach mir rief.

Ich raste nach oben in die Pflegerstube, aus der das Geschrei des Blockältesten ertönte. Der SDG Klehr stand mit gespreizten Beinen und einem Marsgesicht in der Mitte des Raumes, in erwartungsvoller Positur, die nichts Gutes verhieß. Ich meldete mich, blieb aber auf alle Fälle in solcher Entfernung stehen, dass er mich weder mit der Hand noch mit dem Fuss erreichen konnte und bemerkte, dass einige der vorderen Betten durchwühlt worden waren, was ohne Zweifel das Werk Stessels war.

«Wo warst du?» fragte Stessel scharf.

«Auf dem Abort!» log ich sofort.

«Auf dem Abort, auf dem Abort!» bläkte er irritiert nach. «Nur Fressen und Scheissen! Eine undisziplinierte Bande! Und keiner arbeitet. Sind das gemachte Betten? Und der Staub auf den Fensterbrettern? Schmutzige Fenster, der Boden schwarz wie in einem Stall?! Bei der Armee hätte ich dir befohlen, ihn mit der Zahnbürste zu schrubben, bis er schneeweiss wäre. Du hast es zu gut hier, den feinen Herrn herauskehren! Marsch, an die Arbeit! Aber los!» Klehr hörte sich das schweigend an. Sofort schnappte ich Eimer und Besen, machte noch eine geschickte Verbeugung vor dem Tritt zum Abschied, den mir der Scharführer verabreichte, und begann energisch zu arbeiten, wobei ich den übereifrigen Stessel verfluchte. Insgeheim gab ich jedoch zu, dass er ein bisschen recht hatte, denn seit Peter fortgegangen war, faulenzte ich, was den ehrgeizigen Nachfolger irritierte. Er hätte aber eine solche Schau nicht vor Klehr abziehen sollen, der mir ganz deutlich keine Sympathie schenkte. Im Lager, um ehrlich zu sein, hätte ich für ein solches Vergehen vom Blockältesten schwere Schläge bekommen. Unserer intrigierte wohl, er schrie, aber er schlug nicht.

Kapitel XXXII

Nach dem Bau der neuen Blocks wurde die Numerierung aller übrigen Blocks im Lager geändert. Die Blocks des Krankenbaus, die Blocks 14, 15, 16 und 20, erhielten die neue Numerierung 19, 20, 21 und 28. Sonst blieb alles beim alten. Dass auf den Blocks 20 und 28 «abgespritzt» wurde, war bereits kein Geheimnis mehr. SDG Klehr war überarbeitet, daher entlasteten ihn bei dieser «humanitären» Arbeit «Miecio», «Perelka» und «Felus». Ihre Patienten wurden von den Leichenträgern in die Leichenhalle des Blocks 28 gebracht. Im Frühling kamen – immer nachts – Judentransporte, die nicht ins Lager, sondern in ein Bauerngehöft geleitet wurden, das im Wäldchen Birkenau lag. Das Haus dort war so hergerichtet, dass jeweils eine grössere Anzahl von Menschen getötet werden konnten, die über ein Nebengleis des Bahnhofs Auschwitz herbeigebracht wurden. Nachdem ein Transport in der Gaskammer des scheinbar harmlosen Bauernhäuschens vergast war, mussten eine kleine Gruppe junger kräftiger Juden, vielleicht 20 Männer, die man am Leben gelassen hatte, die Leichen ihrer Leidensgenossen aus der Gaskammer holen und sie in Gruben auf einer Wiese in nächster Nähe des Häuschens verscharren. Waren so die Spuren des Verbrechens beseitigt, brachte man sie zu uns auf den Krankenbau und stellte sie in einer Schlange vor dem Ambulatorium auf. Das war immer am späten Abend, nach dem Gong zur Betruhe, wenn das Lager bereits schlief. Im Ambulatorium, obwohl kein Personal mehr da war, brannte Licht, aber das war damit zu erklären, dass ich noch anwesend war, denn ich machte um diese Zeit sauber. Bock und Stessel schienen in ein Gespräch vertieft zu sein. Den Juden wurde gesagt, dass sie nach der erschöpfenden Arbeit Stärkungsspritzen erhalten sollten. Sie befanden sich auf dem Krankenbau, das konnte kein Misstrauen wecken.

Klehr, im weissen Arztkittel, empfing sie einzeln in seinem «Behandlungszimmer», wobei er hinter jedem Patienten die Tür sorgfältig schloss. Nach dem Eingriff, der jeweils erstaunlich kurz dauerte, sah er auf den Korridor und rief den nächsten auf. Zur selben Zeit betraten Obojski und Teofil das Zimmer, legten den «schlafenden» Patienten auf die Bahre, deckten ihn mit einer Decke zu und trugen ihn in das Innere des Blocks. Nichtsahnende Patienten betraten das Behandlungszimmer, einer nach dem anderen, bis der letzte der vor dem Ambulatorium Wartenden verschwunden war. Wenn die Eingriffe beendet waren, schrubbte ich den Boden des Zimmers.

«Was macht der faule Hund hier?» fragte Klehr Bock und wusch sich die Hände.

«Er macht sauber wie immer», antwortete erstaunt der Blockälteste.

«Los, los, schneller!» trieb Bock mich zur Eile an und verstand, dass man hier

eine Dummheit gemacht hatte, indem man mit mir unnötig einen Zeugen der Liquidierung von Juden zugelassen hatte, denen man die paar Stunden Leben nur geschenkt hatte, damit sie dabei mithelfen, die Spuren der in der provisorischen Gaskammer des Häuschens am Wald Ermordeten zu verwischen ... Von Professor Jakubski erfuhr ich, dass der Strassenkehrer an der Kleiderkammer aus Jaroslaw stammte. Im Gespräch mit Jakubski hatte er behauptet, meinen Vater gut zu kennen. Wer konnte es bloss sein?

Da ich nicht mehr ausserhalb des Blocks arbeitete, bat ich den Professor, meinen Besenkameraden und Landsmann irgendwie zu mir zu bringen; ich sehnte mich nach Nachrichten über meinen Vater, den er ja angeblich gut kannte. Ich wollte gerne mit ihm sprechen und ihm auch einen Teller Suppe organisieren. Er kam, ass die Mahlzeit auf und erzählte von Jaroslaw. Er hatte recht neue Nachrichten, weil man ihn erst vor ein paar Monaten verhaftet hatte. Von meinem Vater sprach er aber nur ganz allgemein, woraus ich entnahm, dass er ihn eigentlich nicht kannte. Seinerseits fragte er nach Dr. R., den er schon so lange nicht gesehen hatte. Er bat mich, ihn zu grüssen, wenn ich ihn gelegentlich sähe. «Was? Er lebt nicht mehr?» drückte er echtes Erstaunen aus. «Wie schade!» Gerade er hatte ihm diese leichte Arbeit besorgt und ihm sogar versprochen, ihn auf den Krankenbau zu nehmen ...

Er kam jetzt oft. Ich lud ihn in den Keller ein, gab ihm zu essen und er erzählte. Er war Verwaltungsbeamter und war von der Gestapo verhaftet worden, mit der Anschuldigung, irgendwelche nicht näher bezeichnete Übertretungen begangen zu haben. Nichts Ernstes. Er hatte angenommen, dass man ihn aus dem Gefängnis entlassen werde, doch man hatte ihn hierher nach Auschwitz geschafft. Das ist die ganze Geschichte.

«Ich habe Sie irgendwo gesehen, ich kann mich nur nicht mehr erinnern, unter welchen Umständen ...»

«Ist schon möglich», antwortete er kurz und mied dabei meinen Blick. Jaroslaw ist ja eine kleine Stadt ...

Eines Abends, als ich im Ambulatorium war und mit Gienek und Jozel W. sprach, kam Ludwik Kosinski zu uns. Er hatte einen umwickelten Hals. Er kam gerade von unserem Hals-Nasen-Ohren-Arzt Dr. Wasilewski, der ihn behandelt hatte. Ich freute mich über dieses Zusammentreffen, denn ich mochte ihn und hatte ihn lange nicht mehr gesehen. Ludwik arbeitete im Truppenwirtschaftslager, das als gutes Kommando galt, und hatte es, gemessen an den Lagerverhältnissen, vergleichsweise gut. Er kümmerte sich um die jungen Leute aus Jaroslaw, war ungeheuer kameradschaftlich und versuchte, wie er nur konnte, die Jungen aufzurichten. Ein unverbesserlicher Optimist, der ein baldiges Ende des Krieges und des Hitlerismus prophezeite.

«Wie es heisst, kümmerst du dich um diesen Spitzel, der uns hier reingebracht hat», warf er mir nach ein paar einleitenden Worten vor. Ich machte ein erstaun-

tes Gesicht, was bedeuten sollte, dass ich wirklich nicht wusste, worum es ihm ging.

«Na ja, der aus der Ortskommandantur! Erinnerst du dich nicht mehr?» Gienek und Jozek spitzten die Ohren. Das begann interessant zu werden.

«Sobald die Deutschen da waren», fuhr Ludwik fort, «unterschrieb er die Volksliste und wurde vom gewöhnlichen städtischen Parkwächter zum hohen Beamten in der Ortskommandantur. Für Verdienste im Denunzieren und Bespitzeln ... Er hat die Juden verraten und ihnen das Vermögen abgenommen, und als es keine Juden mehr gab, denunzierte er Polen. Das ist ein Schwein, wie es im Buche steht! Pass auf», fügte er warnend hinzu, «feier kann er unter Umständen auch Spitzeldienste leisten ...!»

Erst jetzt fiel es mir ein. Wie konnte ich das bloss vergessen!... Das war doch der, der mich während der Feierlichkeiten zur Enthüllung einer Gedenktafel am Gebäude der Ortskommandantur mit einem Soldaten verfolgt hatte, wobei ich ganz unnötig ins Messer lief, weil ich vor dieser Tafel die Mütze nicht abnahm ... und dann die Geschichte mit dem Radio, das war ja auch sein Werk!... Oh ... ich werde ihm nicht mehr helfen! Er soll selbst sehen, wie er zurechtkommt!

Er kam öfters an den Block, fragte nach mir. Ich wollte ihn nicht mehr sehen. Bei seinen früheren Besuchen im Keller war es ihm gelungen, die Zuneigung Teofils zu gewinnen. Jetzt gab ihm Teos zu essen, er versprach sogar, ihn auf den Krankenbau zu holen. War Teos denn verrückt geworden ...?

Ein paar Tage vergingen. Unterdessen wurde das Kriegsgefangenenlager liquidiert. Den Rest, der am Leben geblieben war, brachte man in das Lager Birkenau, wo man auf einem der Abschnitte einige gemauerte eingeschossige Baracken aufgestellt hatte. Mein «Freund» Leo Wietschorek wurde dort Lagerältester und nahm einige ausgesuchte Banditen mit. Gott sei Dank! Peter Welsch kam ebenfalls nicht mehr zu uns zurück. Er baute den Krankenbau in Birkenau auf, zusammen mit dem von ihm unzertrennlichen Georg, mit Gabryszewski und Dr. Zengteller, dem Nachfolger von Dr. R.

Staszek Hedorowicz kam wieder. Ich erzählte ihm von dem Spitzel. Er wusste von ihm. R. hatte ihm tatsächlich eine Funktion im Krankenbau versprochen. Er fürchtete sich vor ihm und wollte ihn darum in seiner Nähe haben. Die Überstellung in das Lager der «Russkis» durchkreuzte seine Pläne.

«Und wo ist er jetzt?» fragte Staszek. «Ich muss den Professor fragen, der wird es wissen!» antwortete ich.

Jakubski wollte mich das gleiche fragen.

«Ich habe ihn in der letzten Zeit nicht mehr gesehen ... Vielleicht ist er nach Birkenau gekommen?» dachte der Professor laut. «Oder ist er krank geworden? Wie schade! Ein ordentlicher Kerl... Er hat mir beim Kehren geholfen. Er wusste, wie schwer es mir fällt ...»

Ich beschloss, Gienek und Teos nach ihm zu fragen. Staszek erfuhr es jedoch als erster.

«Er lebt nicht mehr! Er ist vor ein paar Tagen gestorben. Nicht schade um ihn! ... Es ist vielleicht auch gut so!» sagte er fest und ohne Bedauern.

«Teos», fragte ich, als ich ihn mit Gienek traf, «der Strassenkehrer ist gestorben?»

«Ja, ja, es hat ihn geschafft...!» sagte er und schaute dabei Gienek mitleidvoll an. «Du hast auf einmal aufgehört, ihm zu helfen! Er kam also zu uns ... Er war zusammengebrochen ... Er hatte Gewissensbisse ... er beichtete buchstäblich ...! Und sein Herz hat das nicht ausgehalten!»

«Herzschlag!» fügte Gienek hinzu und schaute dabei Teofil an. Ich fragte nicht mehr.

«Er lebt nicht mehr, hast du gesagt?» wunderte sich der Professor. «Da sieht man, wie die anständigen Menschen im Lager geschafft werden! ...»

Kapitel XXXIII

Fast die Hälfte der Kranken, die im Krankenbau lagen, wurden nach Birkenau, zum sogenannten Schonungsblock gebracht. Die Selektion der Kranken führte Entress persönlich durch, in der Begleitung Klehrs. Einige Zeit danach kam die Liste der zum Abtransport Bestimmten in die Hände der Arbeiter der Schreibstube des Krankenbaus. Da nie mit Sicherheit bekannt war, ob die Kranken tatsächlich auf den Schonungsblock kommen sollten oder ob man sie in die Gaskammer schickte, wie es mit den Judentransporten geschah, versuchten die Pfleger, wenigstens ihre nächsten Freunde, die auf der Liste standen, zu retten. Jasio Szary, Chef der Schreibstube, brachte die Listen durcheinander, und es gelang so, einige Personen in den Krankenbau zurückzuschmuggeln. Staszek Hedorowicz, eingedenk des Krankentransports nach Dresden im Vorjahr, war diesmal auf der Hut. Er entliess rechtzeitig einige Kranke ins Lager und schützte sie dadurch vor dem ungewissen Transport. Die nach Birkenau überstellten Kranken wurden nicht vergast. Ihr Schicksal war jedoch besiegelt. Im Laufe der nächsten Tage sind dort fast alle gestorben, da sie ohne Aufsicht und ärztliche Hilfe unter den schrecklichsten Bedingungen des erst entstehenden Lagers in Birkenau sich selbst überlassen waren. Ihre Leichen verbrannte man in unserem Krematorium, wobei man vier Körper auf einmal in einen Ofen lud, um mit der Verbrennung nachzukommen. Der Verbrennungsprozess wurde ebenfalls abgekürzt, wodurch die Körper nicht vollständig in Asche zerfielen. Die nicht verbrannten Knochen wurden mit einem Holzklopfer zerkleinert, und wenn auf Wunsch der Familie eine Urne mit der Asche des Verstorbenen abzuschicken war, wurde Asche gesiebt, wobei sich die Überreste aller Toten mischten, bevor man sie in die Urnen tat. Nicht nur, dass die Familien nicht die Asche des im Lager zu Tode gebrachten Angehörigen erhielten, sie mussten auch noch gepfefferte Gebühren für die Übersendung der Urne zahlen. Hitleristischer Zynismus und brutale Herzlosigkeit feierten Triumphe, getreu dem Grundsatz: Pecunia non olet ...

Nachdem der provisorische Zaun, der das Kriegsgefangenenlager von unserem trennte, abgerissen worden war, wurde eine hohe Betonmauer errichtet, um ein Drittel des ganzen Lagers abzutrennen. Es hiess, dass in den abgetrennten Teil weibliche Häftlinge gebracht werden sollten. Frauen in einem Männerlager! Das war einfach unglaublich. Die Nachricht wurde unterschiedlich kommentiert, und allmählich gewöhnte man sich an sie, denn in unserem Lager konnte uns schon nichts mehr verwundern. Man begann sogar zu witzeln, besonders über das Thema «Pipe!», die jetzt wohl in Ungnade fallen würden. Es erscheint vielleicht merkwürdig, aber gerade die deutschen Kriminellen, die bisher als

«Lagerpäderasten» bekannt waren, zeigten grösstes Interesse am Thema Frauen. Trotz ihrer «Pipel» war die Lagerprominenz, sogar das jüngere Personal des Krankenbaus – die Mehrheit der abgezehrten Lagerinsassen ausgenommen, die sich für das Thema nicht interessierte – auf den Anblick von Frauen, selbst wenn sie nur Mithäftlinge sein sollten, gespannt ...

Es wurde für März aussergewöhnlich warm. Ich nutzte das angenehme Wetter und begann, die Fenster meiner Stube zu putzen. In der Luft spürte man bereits einen Hauch von Frühling, mit dem wir immer wieder Hoffnungen auf die Freiheit verknüpften. «Nur bis zum Frühjahr», das war die Losung jedes Häftlings. Alle Zeichen an Himmel und Erde deuteten auf den ersehnten Frühling hin. Die Sonne wärmte, warmer Wind bewegte leicht die mit Knospen geschwellten Zweige der nahen Pappeln, über denen in der Luft eine unsichtbare Lerche lustig singend hing. Frühling ...!

Die aufgeregte Stimme des «Gonokokken» Zygmunt weckte mich aus meinen Gedanken.

«Wiesiek, komm schnell! Weiber! Bei der Bekleidungskammer!»

Er war schon weg, bevor ich ihn sah. Ich lief hinter ihm her. An der Blocktür stand wie gewöhnlich Kazik und versperrte mit seiner voluminösen Gestalt den Durchgang.

«Wohin rennst du denn nur, Söhnchen?» fragte er süss und hielt mich mit seiner schweren Tatze fest, dass ich fast in die Knie ging. «Hast du es so eilig, zu den Weibern zu kommen? Willst du auch noch was abkriegen? ... Siehst du denn nicht, wie viele SS-Männer da hin und her laufen?»

Vor der Bekleidungskammer stand eine Gruppe von Menschen in Zivil, Männer und – zum erstenmal in unserem Lager – Frauen. Es war also wahr, dass ein Frauenlager errichtet werden sollte! Jetzt würde man sie in ähnliche gestreifte Kleidung wie unsere stecken und dann in den Sonderteil des Lagers bringen.

Wir beobachteten sie von Weitem, wagten aber nicht, näher zu gehen, als die Blockführer die Mutigsten davonjagten. An der Tür des Blocks 21 zeigte sich Bock und trieb neugierige Pfleger, die sich auf den Stufen des Krankenbaus und in der Nähe der Kleiderkammer aufstellten, zur Arbeit.

Einer der SS-Männer sah Bock und winkte ihn zu sich. Es stellte sich heraus, dass einer der Frauen schlecht geworden war, man erlaubte also, ihr etwas zum Trinken zu geben. Obojski und der «Gonokokkus» rannten zur Krankenküche und brachten nach einer Weile einen kleinen Kübel mit Pfefferminztee. Zuerst bekamen die Frauen zu trinken. Ein junges, hübsches Mädchen nahm den gefüllten Krug von Gienek und gab ihn weiter. Sie nutzte die Unaufmerksamkeit der SS-Männer und wechselte ein paar Sätze mit ihm, wobei sie ihm ein liebes Lächeln schenkte. Er war der erste, dem es gelang, in Gegenwart der SS-Männer

im Lager die Verbindung zu einer Frau anzuknüpfen. Von Zeit zu Zeit warf er stolze Blicke in unsere Richtung und schien damit zu sagen: Seht ihr wohl, ihr Dummköpfe!

Schliesslich sah einer der SS-Männer, dass sich Obojski zuviel herausnahm und sich ungezwungen mit dem Zugang unterhielt, und jagte ihn fort.

«Obojski! Geh weg! Geh weg!» wiederholte er dann energischer, als er sah, dass der Häftling zögerte und die Augen von dem verschreckten Mädchen nicht abwenden konnte.

Im Block umringten wir Gienek. Er strahlte buchstäblich vor Glück. Seine Wangen waren gerötet, seine freundlichen blauen Augen glänzten.

«Habt ihr gesehen!» sagte er emphatisch. «Ich habe mit ihr gesprochen! Sie ist schön, nicht wahr? Man hat sie mit dem Auto aus dem Gefängnis von Myslowitz gebracht. Sie ist siebzehn. Die jüngste von allen ... Sie haben Angst. Ich habe sie beruhigt... Habt ihr aber gesehen, wie sie mir zugelächelt hat!» Der Zugang stand noch lange vor der Kleiderkammer. Ich kehrte zu meiner Arbeit zurück. Es war besser, die Fenster fertig zu putzen, weil mir die Laus Fred wieder auf den Pelz rücken konnte.

Ich war gerade mit dem Putzen fertig, als ein paar Pfleger in die Stube kamen, mit ihnen Teos. Sie kommentierten die letzten Ereignisse.

Trotz aller Voraussagen war der Zugang nicht in die Kleiderkammer aufgenommen, sondern in die Bunker des Blocks 11 getrieben worden. Man hatte Lagerführer Aumeier, Rapportführer Palitzsch und Lachmann von der Politischen Abteilung dorthin gehen sehen. Es schien sich um eine Liquidation zu handeln. Bevor sie noch den Gang verlassen hatten, ertönten Schreie, die unsere Vermutungen leider bestätigten.

«Obojski! Teofil!»

Es gab keine Zweifel mehr.

«Donnerwetter, wo ist dieser Gienek», regte sich Teos auf.

Währenddessen packte Gienek, tief in eine Ecke verkrochen, ein Päckchen mit den Lebensmitteln, das er in den Bunker schmuggeln wollte. «Für die ‚Schöne‘. ... Ich erwarte sie an einem Seiteneingang in den Keller.» Eine Stunde vor Beginn des Apells kamen sie zurück. Schweigend trugen sie die leeren Blechtragen. Teofil ging vorne, hinter ihm, weiss wie ein Leichentuch, mit fest aufeinander gepressten Kinnbacken, Obojski. Ich öffnete ihnen die Tür zur Leichenhalle.

«Weisst du, was dieser Irrsinnige machen wollte?» begann Teos mit müder Stimme und setzte sich schwer auf die erstbeste Kiste. «Du Schwachkopf! Die hätten uns genau so fertiggemacht wie die anderen. Hat sich verliebt oder weiss der Kuckuck ...» Teofil wollte noch etwas sagen, brach aber mitten im Satz ab, als er sah, dass sich das Gesicht Obojskis verfärbte.

«Schweig, du gemeiner Kerl!» zischte Gienek mit geballten Fäusten. Zum erstenmal sah ich Wut auf seinem sonst milden Gesicht.

«Verzeih mir, Gienek!» Teofil verbesserte sich rasch. «Meine Nerven lassen auch schon nach. Gieniuchna ...!» Teos sprang zu Obojski und streichelte über seine breiten Schultern, die vor Schluchzen zitterten.

Er weinte und schlug mit den Fäusten ohnmächtig gegen die feuchte Wand der Leichenhalle. Ein grosses Kind, dem man ein Leid angetan hatte. «Man befahl ihnen, sich nackt auszuziehen. Zum erstenmal im Leben habe ich eine nackte Frau gesehen. Und gerade sie musste ich so sehen, unter diesen Umständen. Die Älteren verhöhnten sie, bevor sie sie erschossen. Sie sparten sie auf, bis zum Schluss ... Mit dem Lauf schob er ihr Haar, ihr langes Haar zurück ...» Obojski konnte sich nicht mehr beherrschen. Er wimmerte, kratzte mit den Nägeln in die Wand, wand sich in Krämpfen, erstickte fast an den Tränen, die ihm immerfort über die Wangen liefen. Schliesslich sagte er etwas, was ihm kaum aus dem Hals kommen wollte.

«Wenn sie mich dort gesehen hat... Sie hat sich bekreuzigt, bevor er geschossen hat ... Dann ist sie aufs Gesicht gefallen ... Mit dem Stiefel hat er sie umgedreht ... Ich wollte dann ... dann Teos ... Ich werde es denen schon heimzahlen!» schloss er leidenschaftlich und hielt sich plötzlich den Bauch. Er erbrach sich. «Lauf schnell und hol ,Tolinszczak'», rief Teos und bemühte sich, Gienek festzuhalten, der schwankte und auf den Betonboden zu fallen drohte.

Nach dem Appell händigte der Lagerälteste Bock Teofil einen Laib Brot und einen Margarinewürfel aus. Die Zulage für die beiden Leichenträger für «gute Arbeit», vom Rapportführer Palitzsch persönlich.

«Wo ist der andere?» fragte Bock, weil er Obojski nicht sah.

«Schlecht, nicht gut, das Fräulein!» antwortete Teos in gebrochenem Deutsch und machte eine resignierende Bewegung. Bock verstand ihn anscheinend, denn er nickte traurig mit dem Kopf, drehte sich plötzlich um und ging wortlos davon.

Seit dieser Zeit wirkte Gienek ganz verändert. In seinem Blick war nichts Naives mehr, das kindliche Lächeln war von seinem Gesicht verschwunden, das jetzt nur noch voll Bitterkeit war. Er wurde hart. Äusserlich begann er Teofil zu gleichen – er stumpfte ab.

Kapitel XXXIV

Die anderen Frauen wurden erst ein paar Tage später zu dem abgetrennten Teil unseres Lagers gebracht. Nach dem Abendappell wurde strenge Lagersperre angeordnet. Um wenigstens etwas zu sehen, stiegen wir auf den Dachboden, von wo wir durch ein kleines Fenster manchmal die Liquidationen im Block 11, oder besser gesagt auf dem Hof des Blocks 11, beobachtet hatten. Die Frauen gingen in geschlossenen Kolonnen, Dutzende, Hunderte. Es war zu weit, auf diese grosse Entfernung hin ein Gesicht zu erkennen. Es wurde ganz dunkel, bis sie alle hinter dem Zaun in ihrem Lager verschwanden. Die Pfleger aus den Blocks 20 und 21 waren besser dran, weil einige Fenster dieser Blocks auf das Frauenlager gingen. Sie knüpften auch, zuerst mit Hilfe von Zeichensprache, schnell Kontakte zu den Frauen auf der anderen Seite des Zauns.

Es war bekannt, dass die weiblichen Häftlinge aus dem Konzentrationslager Ravensbrück stammten und dass einige tausend, hauptsächlich Polinnen und ein paar Funktionsdeutsche, Kriminelle, hierhergekommen waren. Weitere Transporte waren bereits angekündigt. Ein neuer Transport ging noch in derselben Nacht ein. Diesmal waren es slowakische Jüdinnen. Tag für Tag kamen neue Transporte an, hauptsächlich Jüdinnen aus der Slowakei, so dass nach einer knappen Woche sämtliche Blocks des Frauenlagers mit weiblichen Häftlingen gefüllt waren. Sie wurden vollkommen isoliert, man nahm sie zu keiner Arbeit ausserhalb des Lagers, und die Lebensmittel lieferte ihnen unsere «Männerküche», wobei man das Essen nur bis ans Tor der Umzäunung brachte, von wo sie es sich holten, ohne mit den Männern in Berührung zu kommen. Das waren die ersten Anfänge. Die Ordnung wurde unter Androhung von Prügelstrafe und sogar Bunker streng eingehalten. So ein Zustand konnte nicht lange dauern. Die ersten näheren Kontakte wurden von der Hauptschreibstube angeknüpft und natürlich auch vom Revier, da auf der anderen Seite des Zaunes ein Krankenbau erst entstand. Allmählich bildete sogar der Zaun kein grösseres Hindernis mehr. Wer nur konnte, knüpfte die unerlaubten Kontakte durch die Fenster seines Blocks, wenn sie auf die Frauenseite gingen. Später flatterten bereits die ersten Briefe über den Zaun und schliesslich sogar Päckchen mit Lebensmitteln oder anderen Geschenken. Manchmal fanden die Häftlinge auf der anderen Seite des Zauns ihre Frauen, Mütter, Schwestern und Kameradinnen wieder. Die Frauen nahmen dankbar die männliche Hilfe an, die meist von Mitleid und von Verständnis für ihre Leiden diktiert war. Im Laufe der Zeit und der allmählichen – in gewissem Sinne – Stabilisierung der Verhältnisse im Lager begann bei den Kontakten zu den Frauen ein anderer, mehr intimer Faktor

zu dominieren, und zwar das Geschlecht, was wohl niedrigeren, aber sehr natürlichen Gründen entsprang. «Die vom Schicksal Begünstigten», einige Ärzte und Pfleger mit dem Lagerältesten Bock an der Spitze, betraten Tag für Tag das Gebiet des Frauenlagers und brachten Medikamente dorthin, legten Verbände an und führten leichtere Eingriffe durch. Mit der Zeit erschienen die Frauen in unserem Lager. Die Aufseherinnen brachten täglich eine neue Gruppe zum Erkennungsdienst, wo sie in drei Positionen, genau wie wir vorher, fotografiert wurden. Von dort kamen sie gewöhnlich auch zu uns auf den Block 28, in das Röntgenzimmer zum Durchleuchten. Dr. Gawarecki und Stasio Zelle, die den Röntgenapparat bedienten, hatten jetzt zusätzliche Schwierigkeiten mit Kameraden, die sich mit verabredeten Frauen im gemütlichen kleinen und dunklen Raum treffen wollten. Nicht jeder von den Verabredeten dachte dabei nur an ein Gespräch. Es ist also nicht verwunderlich, dass allerlei Klatsch im Lager über das Thema der Treffen im Röntgenraum blühte, manchmal sehr pikant und mit üppiger Phantasie von einigen Teilnehmern der «Seancen», wie ich es später selbst feststellte, farbig ausgeschmückt.

Die Nachbarschaft des Röntgenapparates, der nur einen Schritt von meiner Stube entfernt stand, und die Tatsache, dass keine Aufseherinnen die Frauen bewachten, hatten zur Folge, dass es mir dank dem Wohlwollen von Stasio gelang, an so einer «Seance» teilzunehmen. Ich glitt unbemerkt in die dunkle Kabine und sollte – wie ich vorher von Stasio belehrt wurde – die Patientinnen vor den Apparat stellen. Als ich im Dunkeln mit der Hand herumsuchte, fand ich die erste, dann die zweite und die dritte, die ich dann der Reihe nach vor den Röntgenschild führte. Ich sprach die ganze Zeit kein Wort, sie auch nicht. Nichts von den «Attraktionen», über die die Legenden im Umlauf waren.

«Na, wie war es dort?» fragte mich später einer der Kameraden und blinzelte dabei verständnisvoll. «Lohnt es sich, dorthin zu gehen?»

«Ehi!» antwortete ich geheimnisvoll und gab ihm dadurch viel zu denken. Jetzt würde seine Phantasie so lange arbeiten, bis er sich selbst einmal davon überzeugen konnte, dass ich ihn, genau wie mich meine Vorgänger, reingelegt hatte. Trotzdem? Wiesiek zum Beispiel war häufiger Gast im Röntgenraum. Er kannte die Funktionsdeutsche bereits gut, die täglich neue Häftlingsfrauen zum Durchleuchten brachte. Er schien zufrieden zu sein. Die reinen Männersachen hatten schon längst aufgehört, ihn «vom wissenschaftlichen Standpunkt aus» zu interessieren. Trotz allem hatte das auch seine guten Seiten.

Kapitel XXXV

Mit Frühlingsbeginn trafen zahlreiche Transporte mit französischen Juden in unserem Lager ein. Diesmal gingen sie nicht wie vorher direkt ins Gas, sondern ins Lager. Im Zusammenhang mit dem Bau der grossen chemischen Werke der IG Farbenindustrie, begann man die Arbeitskraft der Häftlinge zu schätzen. Die Arbeitsbedingungen in den Buna-Werken waren so schwer, dass bereits nach einigen Tagen die Franzosen die Mehrheit der Schlange zum Ambulatorium bildeten, die sich nach dem Abendappell vor unserem Block aufstellte. Ich versuchte, meine Französisch-Kenntnisse zu prüfen, und ging zwischen ihnen umher, um ein Gespräch anzuknüpfen. Ich bildete einen Satz aus Worten, die ich noch in Erinnerung hatte, leider verstanden sie mich nicht, trotz meiner besten Absichten.

«Herr Doktor», wandte sich ein junger Jude schüchtern an mich.

«Ich bin kein Doktor», erwiderte ich barsch, böse, dass ich mich mit ihnen nicht französisch verständigen konnte. «Pologne, Polonais, comprenez-vous? ... Zum Teufel!»

«Nun, Sie sprechen ausgezeichnet französisch», sagte er erfreut und versuchte, mir zu schmeicheln. «Herr Kollege! Dieser Alte, der hier am Ende kaum stehen kann ... Er ist so krank ... Er ist ein Bekannter aus Paris», fuhr er schon mutiger fort, nachdem er gesehen hatte, dass ich nicht gefährlich war.

«Schauen Sie, wie er jetzt aussieht. Tun Sie etwas, damit er zum Doktor kommt, ja?» In der Tat, der Alte konnte sich kaum auf den Beinen halten. Ein Auge war angeschlagen, die angeschwollene Lippe aufgeplatzt, der geschorene Kopf trug zahlreiche Spuren von Stockschlägen. Morgen wird man ihn wohl ganz fertigmachen, dachte ich mir.

«Wo arbeitet er?» fragte ich, um meine Vermutung bestätigen zu lassen. Seinem Aussehen, nach war ich überzeugt, dass er in der Buna arbeitete. Dort schlug man jetzt am meisten.

«In der Buna! Wir sind dort zusammen ... Kamerad, was sich dort abspielt!» bestätigte der junge Jude und versuchte in meinem Gesicht zu lesen, ob ich ihm helfen werde oder auch nicht.

«Warte mal, ich frage den Pförtner.» Ich entschied mich, zu Kazek zu gehen und ihn zu bitten, weil von ihm das Betreten des Krankenbaus abhängig war.

«Nein, um Gottes willen, man wird ihn sofort auf den Schonungsblock bringen! Man braucht ihn nur anzuschauen! Es ist besser, wenn er beim Kommando bleibt!»

«Er arbeitet aber in der Buna!» versuchte ich Kazek zu überzeugen.

«Das ist natürlich kein Unterschied, ob man ihn hier vergast oder dort in der

Buna ermordet... Übrigens, was soil's! Kommt her, nur müsst ihr ihn hineintragen, weil sonst die anderen zu schreien beginnen.»

Der Alte wurde unterdessen von den Stärkeren ganz an das Ende der Schlange geschoben. Der junge Jude, nachdem er eine Weile mit dem Alten gesprochen hatte, belehrte ihn, was er tun sollte. Der Alte begriff anscheinend schnell, worum es ging, weil er einen Augenblick später stöhnend auf die Steine fiel. Daraufhin trugen wir ihn, unter den Armen gestützt, in das überfüllte Ambulatorium, wo wir ihn dann ohne Schwierigkeiten in der Reihe zum Arzt aufstellten. Der Alte wurde in den Krankenbau aufgenommen, der Jüngere musste sich aber mit Tanalbin begnügen, mit einem Mittel, das man eigentlich jedem verschrieb, dem ausser beginnendem Durchfall eigentlich nichts fehlte. Er dankte wortreich für die Hilfe und drückte mir fest die Hand.

«Merci beaucoup! Danke! Ich heisse David. Vielleicht werde ich mal deine Hilfe brauchen, also denke an mich!»

Er drückte mir nochmals die Hand und lief davon. In meiner Hand spürte ich einen kühlen Metallring. Der Korridor war voll Menschen, also schob ich, ohne den mir geschenkten Gegenstand anzusehen, die geballte Hand in die Tasche. Da ich sehr neugierig war, was mir der junge Jude geschenkt hatte, rannte ich in meine Stube, in der Annahme, dass sie um diese Zeit leer wäre. Ausser Marian K. war auch niemand da. Marian lag auf der oberen Pritsche und stöhnte wehleidig, weil er Zahnschmerzen hatte, obwohl er nicht mehr viele Zähne besass. Er lag mit dem Rücken zu mir, und ich nutzte das aus, um das Geschenk anzuschauen, in der Absicht, es später in meinem Bett zu verstecken. Um Marian abzulenken, sprach ich mit ihm und schob die goldene Uhr unter die Decke, wonach ich wieder vor den Block ging und mir überlegte, was ich damit tun sollte. Dort stiess ich auf Stessel, der für mich sofort Arbeit bei der Ausgabe der Salbe gegen Krätze fand. Da ich meinen Schatz ständig vor den Augen hatte, schöpfte ich mechanisch die schwarze teerartige dicke Salbe aus dem Fass, nahm davon viel zu grosse Portionen auf die Holzspachtel und gab sie den Kranken, die die Salbe eifrig benutzten und sich nach Herzenslust damit einrieben. Bald war das Fass leer. Jetzt drängten sich diejenigen, die keine Salbe mehr bekommen hatten, um das andere Fass, aus dem Adas Kurylowicz schöpfte, der die Portionen sorgfältig dosierte, damit jeder, der sie brauchte, wenigstens ein bisschen davon bekam. Durch meine Grosszügigkeit hatte ich ein unbeschreibliches Durcheinander verursacht.

«Junge, Junge, was hast du denn bloss gemacht!» fragte er vorwurfsvoll und verteidigte sein Fass vor den Angreifern. Auch er hatte bald nichts mehr von der wertvollen schwarzen Salbe gegen die Krätze, die unter den Lagerbedingungen schwer zu bekämpfende Epidemie. Meine Patienten, die sich die Körper mit einer zu dicken Schicht der schwarzen Salbe beschmiert und lediglich die weis-

sen Stellen um die Augen herum frei gelassen hatten, sahen wie Neger aus, die einen exotischen Tanz vorführten. Schliesslich warfen sich die «Weissen» auf die «Schwarzen» und begannen, die dunkle, fettige und klebrige Schicht abzukratzen. Stessel, der auf den Stufen des Blocks stand, beobachtete die Szene von oben. Ich wischte mir die Hände ab und versuchte, mit einer unschuldigen Miene an ihm vorbeizukommen. Er versperrte mir aber schweigend den Weg. Mit einer sprechenden Geste des vorgestreckten Kinns zeigte er mir die Stelle an den Fässern, wo die nackten Häftlinge, die mit Krätze angesteckt waren, noch immer miteinander kämpften.

«Es ist doch keine Salbe mehr da! Die Fässer sind leer!» entschuldigte ich das Verlassen meines Postens. «Übrigens hilft ihnen diese Scheiss-Salbe auch nicht», fügte ich böse hinzu, da ich den Finger des Blockältesten auf meine Nase zielen sah. Von der Hand Freds spürte ich den angenehmen Geruch von «Mitigal», einer goldgelben Flüssigkeit, von der die Lagerapotheke einen minimalen Vorrat hatte, das einzige radikale Mittel gegen die Krätze, das nur der kleinen Gruppe der Prominenten zugänglich war.

Da Stessels Finger weiterhin hartnäckig vor meinem Gesicht blieb, war ich gezwungen, mich in die gezeigte Richtung umzudrehen. Die Häftlinge zogen gerade die schmutzigen und verlausten Hemden auf die beschmierten Körper, die sie jetzt die nächsten paar Tage nicht mehr waschen würden, bis Krätze, Verlausung und Geschwüre eine allgemeine Infektion des ganzen Organismus verursachen würden. Da ich nicht wusste, um was es ihm ging, wollte ich weitergehen, nicht ohne zu vergessen, dabei etwas Unangenehmes an seine Adresse zu sagen:

«„Mitigal“ hätte ihnen geholfen!»

«Hör auf, du Klugscheisser!» zischte er und klopfte mir mit dem Finger gegen die Stirn.

«Die Fässer, Blödian, die Fässer! Hol sie dir! Sie werden sie noch ganz auseinander schlagen.»

Von der Treppe geschubst, sprang ich auf das erste beste Fass zu, in dessen Innern noch ein verspäteter Nackedei steckte, der die Reste von der an den Wänden klebenden Salbe abkratzte. Das zweite Fass stand daneben, saubergeleckt wie ein Kübel nach der Suppe. Ich zog den Nackedei aus dem Fass und rollte die beiden Fässer zum Seiteneingang auf den Block.

Ich beeilte mich jetzt, in den Saal zu kommen, zu meinem Bett, in dem mein Schatz ruhte. Die Uhr war nicht mehr da. Marian war auch verschwunden. Er soll doch ...! Wütend rannte ich in den Waschraum!

«Marian, was sind das für Witze! Gib sie her!» Marian lächelte frech und fletschte die kaputten Zähne, die ihn plötzlich nicht mehr zu schmerzen schienen. Er hakte sich bei mir ein und erklärte mir beruhigend:

«Also, sag mir, was würdest du damit tun. Du hättest die Uhr doch im Bett ge-

lassen, bis sie jemand bei der erstbesten Gelegenheit gefunden hätte, Klehr zum Beispiel ...»

Das war gut gezielt. Vor Klehr hatte ich am meisten Angst. In der letzten Zeit machte er oft Durchsuchungen in meiner Stube.

«Und ich werde sie ganz leise verschwinden lassen. Ich weiss sogar, wohin. Es wird zu fressen geben! Kartoffelchen, Margarinchen, Wurst ... Du wirst es nicht bereuen!»

Marian hielt Wort. Einige Tage lang roch es im Waschraum anders als nach dem bisherigen Gestank von Phlegmonen, Dreck und Durchfall. Man briet Kartoffelchen, Kartoffelpfannkuchen, und es gab auch Wurst. Alles wurde solidarisch mit mir geteilt. Da ich einen vollen Magen hatte, erinnerte ich mich umso angenehmer an David, der, nachdem er erfahren hatte, dass sein alter Kamerad nach Birkenau auf den Schonungsblock gebracht worden war, den Krankenbau wie die Pest mied. Ich überzeugte mich selbst, dass das in das Lager geschmuggelte Gold seinen Wert hatte. Ich wunderte mich nicht mehr, wenn ich die eifrigsten Judenmörder in Begleitung mindestens eines «Lieblings», eines Vertreters dieses gnadenlos ausgerotteten Volkes, sah. Leben gegen Gold. Solange man dafür zahlen konnte.

Kapitel XXXVI

Plötzlich und unerwartet wurde ich ins Lager überstellt. Ich und noch einige andere Pfleger. Angeblich im Rahmen der Verminderung des Krankenbaupersonals. Unwillkürlich sprach ich die Schuld Stessel zu, obwohl es nicht unbedingt sein Werk sein musste. Er mochte mich nicht, das war klar. Nichts zu machen! Es war geschehen! Die guten Zeiten waren vorbei! Zum Glück war der Frühling bereits voll eingekehrt, und es wurde ganz warm.

Man brachte mich im Block 18A unter, in dem die Häftlinge wohnten, die ausschliesslich bei der Buna arbeiteten. Eine unangenehme Perspektive nach einem fast zweijährigen Aufenthalt unter den gewächshausähnlichen Krankenbaubedingungen. Ich fürchtete mich vor dem Lager und noch mehr vor dem berüchtigten Buna-Kommando. In dem Block lebten fast ausschliesslich französische Juden. Der Blockälteste war ein verrückter deutscher Krimineller, ein Schreihals, bössartig, mit sadistischer Veranlagung. Die Stubendienste, Polen und Juden, wetteiferten bei der Erfüllung sämtlicher Wünsche ihres Herrschers. In dieser Nacht schlief ich fast gar nicht. Flöhe bissen mich und Schwaden von Läusen krochen an mir herum. Hundertprozentiges Fleckfieber. Das Lager schlief noch, als wir aus dem Block auf den Hof hinausgetrieben wurden, wo sich die Kolonnen zum Abmarsch in die Buna-Werke aufstellten. Ich stand in der erstbesten Gruppe unter den Juden aus Block 18. Ich musste mich wohl von den übrigen abheben, weil der Oberkapo Pressen mich sofort bemerkte.

«Was machst du denn hier unter diesen Muselmännern?» fragte er ungeheuer erstaunt, weil er mich noch gestern auf dem Krankenbau gesehen hatte.

«So, so, man hat dich aus dem Krankenbau rausgeschmissen?» sagte er belustigt. «Hab keine Angst! Bei mir kommst du nicht um... Ich werde dich auch nicht zur Schaufel schicken ... Am Anfang gebe ich dir ein kleines Kommando, und du wirst Vorarbeiter!»

Eine schöne Perspektive, dachte ich mir. Buna kannte ich gut von Erzählungen. Kapos, SS-Männer, sogar Vorarbeiter liquidierten dort die Menschen massenweise.

«Besorge mir besser eine leichtere Arbeit, vielleicht Kommandopfleger?» schlug ich schüchtern vor. «Ich kann nicht Deutsch ...!» fügte ich hinzu, um damit zu verstehen zu geben, dass ich kein Vorarbeiter werden wollte.

«Gut, gut!» fertigte er mich ab, weil er in Eile war. «Später wird sich etwas Passendes finden ... Hier ist es nicht mal so schlecht, besonders wenn man solche Protektoren wie mich hat!» Dabei zeigte er stolz auf den Stock in seiner Hand. «Wie ist deine Nummer?» Er raste davon und notierte sie im Laufen,

weil sich sein Kommando bereits in Bewegung setzte. «Links, links und links», gab er den marschierenden Kolonnen den Schritt an, die sich begleitet von diesen Schreien vorwärts bewegten. Das Orchester war noch nicht da, so früh marschierten wir bereits zur Arbeit.

Auf einem Nebengleis in der Nähe des Bahnhofs stand ein vorbereiteter Güterzug, auf den wir verladen wurden, und nach einigen Minuten Fahrt stiegen wir auf einer kleinen Station im Dorf Dwory aus.

«Arbeitskommando formieren!» ordnete der Kommandoführer an, ein grosser Scharführer mit einer langen Hakennase, den die Häftlinge «Eule» nannten. Auf das Kommando hin stellten sich 2'000 Menschen, wie von einem Zauberstab berührt, in Reihen auf. Nur ich wusste nicht, wohin ich gehörte. Grössere und kleinere Gruppen von Häftlingen mit den ihnen zugeteilten Posten verliessen der Reihe nach die grosse Wiese und wandten sich der Strasse zu, die entlang des Dorfes verlief, unter den gleichmässigen Schreien der Kapos und der Vorarbeiter: Links, links und links!

Auf der Wiese blieben nur noch einige Dutzend von am schlimmsten aussehenden Häftlingen, einige Posten und ich. Da erst erinnerte sich Pressen an mich.

«Eee, du Pfleger! Komm mal hierher!» rief er mich herrisch zu sich. Daneben stand immer noch die «Eule» mit seinem unangenehmen Mephistogesicht. Der Oberkapo teilte mir zehn Personen und der Kommandoführer zwei SS-Männer zu, wobei er sie vorher informierte, wohin wir uns zu unserem Arbeitsplatz begeben sollten. Ich wurde also Vorarbeiter bereits am ersten Tag meines Aufenthaltes bei dem gefährlichen Kommando der Buna-Werke. Während ich neben zwei Fünferreihen von französischen Juden ging, gab ich den Schritt an: Links, links und links. Wir marschierten durch ein langes Dorf in Schwaden von Staub, der von Hunderten vor uns gehender Häftlinge aufgewirbelt worden war. Vor uns ging tapfer noch ein kleines Kommando, das «Liebe Lola» sang. Vor einem der Häuser stand auf der Veranda ein vielleicht 15jähriges Mädchen, das die Marschierenden heimlich grüsste. Am Ende des Dorfes gabelte sich der staubige Weg in zwei Richtungen. Die Mehrheit der Kolonnen bog nach links ab, wir begaben uns nach rechts, hinter den SS-Männern her, die uns den Weg zeigten. Einer der Posten fragte mich etwas. Ich verstand ihn nicht. Mit den Franzosen konnte ich auch nicht richtig reden. Das ist nicht gut! dachte ich mir. Wie werde ich mich dann mit ihnen verständigen?

Nachdem wir über umgegrabene Felder gesprungen waren, erreichten wir eine neugebaute Strasse mit grosser Verkehrsdichte. Autos, Lastwagen, Fahrräder, Fussgänger. Alles begab sich auf den grossen Platz des Baus, der Buna war. Wir hielten vor einer weitausladenden Weide, unter der eine grosse Kiste mit Werkzeug stand, was wir bemerkten, als sie bald darauf von einem Zivilisten,

angeblich einem Meister, geöffnet wurde. Der schaute mich durchdringend an und fragte mich auf polnisch: «Und wo ist der andere Vorarbeiter geblieben? Ständig schickt man mir Neue... Wie soll man denn da arbeiten?» jammerte er, während er die Werkzeuge verteilte. Später erklärte er mir bereits etwas ruhiger, was wir zu tun hätten.

Neben der Strasse wird ein besonderer Fahrweg gebaut. Wo man mit Pfosten und darauf gezogenen Schnüren eine gerade Linie angezeigt hatte, sollten wir das Gelände nivellieren und sämtliche Unebenheiten verschwinden lassen, deren es eine ganze Menge gab, besonders die herausragenden Wurzeln der Bäume, die entlang der Strasse wuchsen. «Hier, bis zu dieser Stelle muss heute geschafft werden, verstanden?»

Der zugemessene Strassenabschnitt war nicht sehr lang und die Arbeit deswegen nicht zu anstrengend, besonders weil sich die zu unserer Bewachung eingeteilten SS-Männer anständig benahmen. Die Juden verteilten untereinander die Spaten und Spitzhacken und begannen eifrig zu arbeiten, da sie von vornherein wussten, was jeder zu tun hatte. Offensichtlich hatten sie bereits hier gearbeitet, und das erleichterte die ganze Sache. Der Meister, überzeugt davon, dass die Arbeit gut voranging, setzte sich auf ein Fahrrad und fuhr davon. Die Sonne fing an zu brennen, so dass die Posten sich in den Schatten des Baumes stellten und gleichgültig die arbeitenden Häftlinge betrachteten. Ich begann, mich ganz einfach zu langweilen. Aus Langeweile, weil ich nicht wusste, was ich mit mir anfangen sollte, fing ich an, die aus der Erde herausragenden Wurzeln zu roden. Die Stunden vergingen, es wurde immer heisser, die Häftlinge arbeiteten jetzt schläfriger, und ich stützte mich auf die Spitzhacke und tat so, als ob ich mich ausruhte, wobei ich aufmerksam die Strasse betrachtete, die mir plötzlich von Interesse zu sein schien. Meine Aufmerksamkeit wurde von einer jungen Frau angezogen, die bereits einige Male in kurzen Abständen die Strasse hin und zurück fuhr. Das letzte Mal, als sie vielleicht 50 Meter gefahren war, stieg sie vom Fahrrad und kehrte um, wobei sie das Fahrrad am Rande der Fahrbahn führte. Sie hielt nicht weit von uns an und tat so, als ob sie am Fahrrad etwas zu reparieren hätte. Dabei warf sie geschickt ein bis jetzt im Korb verstecktes Päckchen neben den Baumstumpf. Dann stieg sie erneut auf das Fahrrad, passierte langsam, ohne sich zu beeilen, die Posten, die sie lustig ansprachen, und schaute mich, als sie an mir vorbeifuhr, auffordernd an. Ich nickte unmerklich mit dem Kopf, zum Zeichen, dass ich ihre Absicht verstanden hatte. Sie antwortete ebenfalls mit einem Nicken, trat fest in die Pedale, und ich sah sie bald nicht mehr.

Ich überlegte jetzt, wie ich mich dem Baum nähern konnte, ohne die Aufmerksamkeit der Posten auf mich zu lenken. Sie selbst erlösten mich von meiner Sorge. Die SS-Männer hatten nämlich alles gesehen und warteten nur, bis sich die Frau entfernt hatte. Sie schauten sich aufmerksam um und begaben sich so-

fort zum Baum, unter dem das Päckchen lag. Sie packten es aus, prüften seinen Inhalt, worauf der eine von ihnen mich zu sich rief und mit folgenden Worten sprach:

«Iss das schnell, aber pass auf, ob der Kommandoführer kommt.»

Ich konnte mich über mangelnden Appetit nicht beklagen. Das Brot, doppelt mit Speck belegt, verschluckte ich eins, zwei, drei und dankte in Gedanken der Frau, die keine Angst gehabt hatte, das Päckchen unter den Augen der SS-Männer unter den Baum zu legen. Aus ihrem ganzen Verhalten zog ich den Schluss, dass sie diese immerhin gefährliche Prozedur ziemlich häufig betrieb. Sie musste offensichtlich meinen Vorgänger gut gekannt haben, und mit dem Gedanken an ihn hatte sie das Päckchen mit dem Essen hingelegt, nachdem sie lange überlegt hatte, ob es wert war, dies für mich zu opfern. Die SS-Männer zogen ihr Frühstück heraus, beschäftigten sich jetzt mit ihrem Essen und schauten überhaupt nicht auf die Häftlinge, die lediglich Arbeit andeuteten, wobei sie mit Ungeduld auf die Mittagspause und das ersehnte Essen warteten. Sengende Sonnenstrahlen zeigten schliesslich an, dass es Mittag war. Einer der Posten schaute auf die Uhr und ordnete die Pause an.

Mittagessen!

Sie führten uns zum Mittagessen in irgendeine Werkstatt und einen Kesselraum, zehn Minuten von unserer Arbeitsstätte entfernt. Einige Kommandos hatten bereits gegessen. Die Mehrzahl der Häftlinge ruhte sich aus, andere schrubben ihre Schüsseln mit Sand. Das Mittagessen wurde von Oberkapo Jupp verteilt, der dürr und gross war und über alle Massen schrie. Von den in der Schlange um das Mittagessen stehenden Juden musste er mindestens jedem zweiten mit der Kelle eins auf den Kopf schlagen. Die Portionen teilte er so aus, dass für einige vom Schicksal Begünstigte und vor allem für die Funktionshäftlinge ein Zuschlag übrigblieb. Ich bekam ebenfalls einen Zuschlag, wenn auch einen kleineren. Die Juden bekamen die Suppenkübel zum Auslecken. Ausgehungert warfen sie sich darauf und zerrten sich gegenseitig weg, was Jupp natürlich ausnutzte, um die Kämpfenden zur allgemeinen Freude der SS-Männer, die diese Szene beobachteten, zu schlagen.

Die Mittagspause dauerte kurz. Unsere Bewacher, die vormittags so ruhig waren, begannen jetzt gleich nach dem Anfang der Arbeit die Juden heftig zu angestrenzter Arbeit anzutreiben.

«Los, los! Arbeiten, ihr verfluchten Juden! Bewegt euch!»

Von Weitem sah ich die «Eule», der sich uns auf dem Fahrrad näherte. Er hielt auf der Strasse an, ohne vom Fahrrad abzusteigen. Nachdem er die Meldungen der SS-Männer angehört hatte, fragte er nach dem Vorarbeiter. Ich näherte mich ihm hüpfend und meldete dann, nachdem ich die Hacken zusammenschlug:

«Kommando Strassenbau mit zehn Häftlingen bei der Arbeit!»

Es gelang mir ganz ordentlich, denn er schaute mich wohlwollend an und sagte: «Ja,... ist gut... Bist du der neue Vorarbeiter?» fragte er plötzlich und fuhr, ohne die Antwort abzuwarten, weiter, wobei er noch den in Achtungstellung stehenden Juden zurief:

«Weitermachen!»

Es ist doch nicht so schlecht bei diesen Aussenkommandos, dachte ich mir. Die Sonne neigte sich dem Horizont zu, als das Ende der Arbeit verkündet wurde. Der Meister erschien rechtzeitig, um das gesäuberte Werkzeug in der Kiste zu verschliessen. Beim Weggehen prüfte er noch, wieviel wir heute geschafft hatten. Unzufrieden stellte er fest, dass das entschieden zuwenig war. «Bei dem anderen Vorarbeiter schaffte das Kommando doppelt soviel! Du musst diese faulen Juden zur Arbeit antreiben ... Wenn nicht, werde ich dem Kommandoführer melden, dass ihr hier nur so herumsteht! Die Firma zahlt für eure Arbeit schweres Geld! Verstanden?!»

Wir kehrten durch das Dorf zurück. An der Kreuzung gab es wieder einen Stau. Oberkapo Pressen dirigierte, indem er mit einer Bewegung die Kolonnen aufstellte. Die Kapos skandierten: Links und links und links. Der Kapo Jupp quakte: Ein Lied! Jemand begann: «Im Lager Auschwitz war ich zwar ...» Ein fürchterlicher Staub stieg auf, der Hals trocknete aus, man wurde durstig. Fast in jedem Kommando wurden Getötete, Geschlagene, Abgezehrte mitgetragen. Die Menschen schauten unauffällig hinter den Katen hervor. Auf der Veranda des Häuschens stand ein kleines Mädchen. Eines der Kommandos sang lustig «Liebe Wanda». Der Appell fand auf der Wiese statt. Er dauerte lange, weil sie auf ein verspätetes Kommando warteten. Endlich kamen sie ganz ausser Atem angerannt und zogen eine Leiche hinter sich her. Jetzt durfte man der Reihe nach zu Hundertschaften in die vorgefahrenen Waggons einsteigen. Die «Eule» gab den Befehl zur Abfahrt. Das Lagertor passierten wir im Lichte der Scheinwerfer.

Gleich nach dem Abendessen ordnete der Blockälteste Läusekontrolle an. Sie dauerte bis spät in die Nacht. Zum Waschen reichte die Zeit nicht. Im Schlaf spürte ich, wie die Läuse auf mir herumkrochen.

Kapitel XXXVII

Das verfluchte Morgensignal riss mich aus tiefem Schlaf. Draussen war es noch grau. Der Himmel flammte erst mit dem leuchtenden Schein der aufsteigenden Sonne auf. Ein oberflächliches Waschen, Kaffee anstatt Frühstück, Ausrücken auf den Bahnhof, die Fahrt mit dem Zug. Obwohl es bis nach Dwory nur einige Kilometer waren, dauerte die heutige Fahrt beinahe eineinhalb Stunden. Wir liessen grosse Militär- und Waffentransporte allerlei Kalibers vorbeifahren, die sich zu den entfernten Fronten begaben. Nach Dwory kamen wir mit erheblicher Verspätung, deswegen spielte sich das Aufstellen des Arbeitskommandos in beschleunigtem Tempo und ziemlich chaotisch ab. Vielleicht war das der Grund, warum wir an diesem Tage andere Bewacher bekamen. Ich freute mich, als ich feststellte, dass einer von ihnen Polnisch sprach. Aber gerade er entpuppte sich als ein vollendeter Schweinehund. Er bewies es gleich nach dem Beginn der Arbeit. Er trieb die aufgeschreckten Juden wütend zur Arbeit an, schimpfte, schlug und trat, er machte sich auch an mich heran.

«Wenn du nicht verstehst, Vorarbeiter zu sein, dann arbeite so wie sie!» sagte er wütend, als er sah, dass ich, statt mich für die Arbeit zu interessieren, auf die Strasse schaute, in Erwartung, die Frau zu sehen, die gestern das Essen abgelegt hatte. An die körperliche Arbeit war ich gewöhnt, ich verstand übrigens, Arbeit anzudeuten, so dass es schien, als ob ich sie anständig verrichtete, im Gegensatz zu den Neulingen, die alles hergaben und die letzten Kräfte verbrauchten, nur um den Misshandlungen zu entgehen. In diesem Fall half es ihnen wenig. Der Meister wollte die verlorene Zeit einholen, er trieb also an, und die SS-Männer nutzten jede Gelegenheit, jeden zu schlagen. Währenddessen erschien die erwartete Frau auf dem Fahrrad. Genau wie einen Tag vorher, fuhr sie ein paarmal vorbei und beobachtete aufmerksam die Arbeitenden und die rasenden SS-Männer. Sie verstand, dass etwas nicht in Ordnung war, umso mehr weil auch ich arbeitete, ohne sie überhaupt anzusehen, und sie fuhr also davon, ohne das Päckchen hinzu werfen. Die SS-Männer wüteten wie verrückt, die Sonne brütete gnadenlos, der Hunger tat weh, die Zeit schien stehengeblieben zu sein, wir konnten die Mittagspause kaum abwarten. Zum Mittagessen trieben sie uns im Laufschrift. Das gleiche auf dem Rückweg. In einem ausgebeulten Astloch der Weide, dort, wo wir die Werkzeuge abgelegt hatten, als wir zum Mittagessen gingen, lag ein Päckchen. Sie hatte es während unserer Abwesenheit doch noch gebracht. Die Häftlinge nahmen die Werkzeuge, ich aber trödelte immer noch weiter und versuchte, an das Päckchen heranzukommen. Der SS-Mann, ausgerechnet der, der Polnisch konnte, bemerkte, dass ich dort mit etwas hantierte, und war im Nu bei mir.

«Was tust du dort? Zeig mal das! Was?» brüllte er, riss mir das Brot aus der Hand und schlug mir ins Gesicht. Die Juden, erstaunt, dass ein SS-Mann den Vorarbeiter schlug, gafften nur und vergassen die Arbeit. Daraufhin trat der zweite SS-Mann in Aktion. Er schlug alle der Reihe nach, ohne irgendeinen auszulassen. Schliesslich fand er ein Opfer und quälte es so lange, bis es zu Boden fiel. Einer der Juden sprang zu dem Liegenden und versuchte ihn hochzuheben, was wiederum den SS-Mann, der mich bearbeitete, zur Raserei bracht. Er überliess mich meinem Schicksal, war mit einem Sprung bei dem Häftling, der seinem Kameraden half und trat mit ganzer Kraft in sein Gesäss. Der Getretene wankte, verlor das Gleichgewicht und flog neben den, den er aufzuheben versuchte. Plötzlich wurden die SS-Männer lustig. Die Juden erhoben sich, indem sie sich ungeschickt und mühsam aufrappelten. Einer von ihnen, noch auf den Knien, schaute sich nach seiner Mütze um, die ihm während der Schläge vom Kopf gefallen und unter die Füsse des SS-Mannes gerollt war. Er bemerkte sie schliesslich zu Füssen des Postens und kroch dorthin, um sie aufzuheben, worauf der SS-Mann nur zu warten schien. Als der Häftling die Hand ausstreckte, um sie zu nehmen, stiess sie der boshafte Posten mit dem Stiefel so, dass sie einige Meter weit davonflog. Daraufhin erhob sich der Häftling von den Knien, klopfte die Erde von sich ab und ging vollkommen ruhig, als ob nichts geschehen wäre, zu seiner Arbeit zurück, wobei er vorher noch seinen Spaten nahm. Währenddessen kickte der zweite SS-Mann die Mütze spielerisch wie einen Ball weit in das Korn hinein.

«Wo ist deine Mütze?» fragte jetzt höflich der zweite SS-Mann, näherte sich dem Arbeitenden und schubste ihn leicht mit dem Karabinerkolben. Der Franzose verstand die Frage nicht oder tat so, als ob er nicht wüsste, worum es ging. Auf alle Fälle antwortete er etwas in seiner Sprache und deutete dabei mit den Fingern mal auf die Sonne, mal auf seinen Kopf – was komisch aussah –, deutete etwa an, dass die Mütze ihm bei der Arbeit nicht fehlte und er keine Angst vor der Sonne hätte. Der SS-Mann aber redete dem Juden, zwar weiterhin höflich, jedoch hartnäckig zu und zeigte dabei mit dem Lauf des Karabiners in die Richtung, in die er sich begeben sollte. «Geh und hol deine Mütze!» wiederholte er, und man sah, dass er nur mühsam die in ihm hochsteigende Wut bekämpfte. Der Häftling zögerte in böser Vorahnung, da er aber eine plötzliche Veränderung der Laune des SS-Mannes und den zum Schlagen zielenden Karabinerkolben erkannte, gehorchte er dem Befehl und ging in die gezeigte Richtung. «Weiter, weiter», drängte der SS-Mann.

Er fand sie. In dem Augenblick, als er das verlorene Stück bereits in der Hand hielt und umkehren wollte, ertönte ein Schuss. Einer, dann der zweite. Der Häftling fiel wie vom Donner gerührt. An der Stelle, wo er gefallen war, ragten noch eine Weile die zuckenden Hände des Angeschossenen hervor, aber auch diese verloren sich schliesslich in dem Grün des jungen Kornes. Auf das Geräusch des

Schusses hin hörten die verwunderten Häftlinge auf zu arbeiten. Sogar der zweite Posten schien überrascht zu sein.

«Hast du gesehen?» wandte sich der Schütze an ihn. «Der verfluchte Jude wollte weglaufen!» erklärte er kurz die ganze Angelegenheit.

«Was guckst du?!» schrie er mich an. «Arbeiten. Ich werde euch helfen.» wandte er sich jetzt an alle und schlug dabei den ihm am nächsten stehenden Häftling. «Aber los, ihr jüdische Bande.»

Von der Strasse her ertönte ein Pferdegetrappel. Ein eleganter SS-Offizier galoppierte hoch zu Ross in unsere Richtung, anscheinend durch die Schüsse angelockt. Wir arbeiteten jetzt mit doppelter Energie. Die SS-Männer standen stramm.

«Heil Hitler!» Was ist hier los?» fragte er und hielt das mit Schaum bedeckte Pferd an. Der SS-Mann, der vor einem Augenblick den Häftling erschossen hatte, erstattete ihm Bericht über den Vorfall. Grabner, der Chef der Politischen Abteilung – ich erinnerte mich gut an ihn – hörte sich die Erzählung ruhig an und wandte sich dann laut in unsere Richtung mit der Frage:

«Wer ist Kapo?» Da sich niemand rührte, winkte mir der Posten schnell zu. «Vorarbeiter! Komm her!»

Ich stellte mich in Achtungstellung und rezitierte die auswendig gelernte Formel:

«Schutzhäftling zweihundertneunzig meldet gehorsam Strassenbaukommando mit neun Häftlingen bei der Arbeit. Einer ist erschossen!»

«Was?» Grabner drückte grosses Erstaunen aus. «Nicht erschossen, Vorarbeiter.. .», fügte er nachsichtig hinzu. «Er wurde auf der Flucht erschossen! Verstanden?»

«Jawohl», wiederholte ich gehorsam, «auf der Flucht erschossen...» Grabner nickte zufrieden mit dem Kopf, setzte sich bequemer im Sattel und sagte: «Weitermachen», womit er die ganze Angelegenheit als erledigt betrachtete. Er zog das Pferd hoch, gab ihm einen Klaps mit der Peitsche und galoppierte davon, von den Posten mit dem Hitlergruss, dem gehobenen Arm und dem Ruf «Heil Hitler», verabschiedet.

Etwa fünf Minuten später kam die «Eule» mit zwei weiteren SS-Männern angefahren. Es fand eine Untersuchung und die Aufnahme eines Rappports über den Verlauf der «Flucht» statt. Aus formalen Gründen fragte man mich als Vorarbeiter ebenfalls über den Verlauf der Ereignisse. Bei der Antwort half mir eifrig der sich in der Nähe aufhaltende Posten, der Polnisch sprach, als ob er Angst hätte, ich könnte dabei wieder etwas verdrehen. Keine Angst! Nach der «Belehrung» von Grabner, dem Chef der Politischen Abteilung, würde ich niemals etwas anderes über die Flucht des aufsässigen Häftlings zu sagen wagen. Nicht erschossen, sondern auf der Flucht erschossen...!

Kapitel XXXVIII

Ich wechselte das Kommando, Oberkapo Pressen teilte mich einem grossen Kommando des Kapo Z...ski zu. Da ich nach der letzten Erfahrung um keinen Preis Vorarbeiter bleiben wollte, wurde ich auf meine inständige Bitte hin Kommandoschreiber. Eine solche Funktion entsprach mir am ehesten. Als «Schreiber» war ich nicht für die Arbeit des Kommandos verantwortlich – das gehörte zur Aufgabe der Kapos und Unterkapos, von denen es in diesem Kommando zwei gab, die für Funktionen dieser Art angelehrt waren und sie nach den alten und eingeführten Lagergrundsätzen mit Stock und Faust ausführten. Ich war lediglich für den Zahlenstand des Kommandos verantwortlich und führte ein genaues Register der darin beschäftigten Menschen. Der Kapo war nicht der Schlechteste, er hatte aber seine Launen und wurde dann unerträglich. Als ehemaliger Unteroffizier führte er im Kommando eine Militärordnung ein. Wehe dem, der sich nicht anpassen wollte!

Achtzig französische Juden, die zum Kommando gehörten, arbeiteten schwer bei Erdarbeiten und hoben tiefe runde Gruben für Fundamente zukünftiger Kühlräume oder Wasserbehälter aus. Da die Arbeit des Schreibers fast keine war, schrieb ich, um nicht nichts zu tun und doch nicht den Spaten nehmen zu müssen, immer wieder die Listen der im Kommando Beschäftigten. Sobald ich den Kommandoführer «Eule» sich mir nähern sah, tat ich sehr beschäftigt. Ich ging von Häftling zu Häftling, prüfte ihre Nummer genau, schrieb sie sorgfältig in mein Notizbuch – Gott allein weiss, zum wievielten Mal – und machte daraus eine Schau, als ob ich eine unentbehrliche Funktion auszuüben hätte. Der dadurch neugierig gewordene SS-Mann fragte einmal meinen Kapo, was ich da denn täte.

«Das ist mein Kommandoschreiber», antwortete ernst der Kapo, wonach er sich brüstend hinzufügte: «Bei mir muss alles in Ordnung sein!»

«Ach so», sagte die «Eule» etwas erstaunt, ohne aber meine neue Rolle zu beanstanden, die ich jetzt spielen musste. Auf diese Weise wurde meine Funktion als planmässiger Nichtstuer offiziell als unentbehrlich anerkannt. Das Mittagessen assen wir auf einer grossen Wiese, nicht weit von dem seit Kurzem im Bau befindlichen Lager Monowitz auf der einen Seite, dem auf der anderen Seite ein kleiner Akazienhain gegenüberstand. In diesem Hain wurde während der Mittagspause ein Häftling aus unserem Kommando angeschossen. Das war ein sehr dicker Jude aus dem französischen Transport, der vor Kurzem nach Auschwitz gekommen war. Daher war ich der Meinung, dass er sich mit den Verhältnissen noch nicht gut auskannte, die im Lager, vor allem bei dem Kommando Buna-Werke, herrschten. Es war nachher schwer festzustellen, wie es geschehen war, dass er sich, von keinem der Häftlinge beobachtet, die nach

dem Mittagessen ruhten, entfernen konnte. Auf jeden Fall war er bereits in jenem Hain, als ihn einer der Posten sah und einen einzigen, aber zielsicheren Schuss abgab. Die Kugel traf den Häftling in den Bauch und durchschlug lediglich die Fettschicht, ohne ihm grösseren Schaden zuzufügen. Der Angeschossene kam zum Kommando zurück, als ob gar nichts geschehen wäre. Der SS-Mann meinte anscheinend, dass er ihn nicht getroffen habe, und beruhigte sich mit der Absicht, falls es zu etwas kommen sollte, die Erklärung abzugeben, dass er nur zur Abschreckung geschossen hatte, wonach der Häftling zu seinen Leuten zurückgegangen sei. So oder so wäre alles in Ordnung und das ganze Abenteuer vielleicht damit beendet gewesen, wenn nicht die «Eule» zufällig Zeuge dieses Vorfalls geworden wäre. Unschwer fand er den durch seine Fettleibigkeit auffallenden Juden, besah nicht ohne Staunen dessen angeschossenen Bauch, auf dem kein Tropfen Blut zu sehen war, redete abseits mit dem Posten und Oberkapo Jupp und ordnete das Ende der Pause und Arbeitsbeginn an, wobei er mit uns zusammen ausrückte.

Der Jude begann normal zu arbeiten, da er aber merkte, dass er beobachtet wurde, verdoppelte er sogar das Tempo. Nach einiger Zeit befahl ihn die «Eule» zu sich und rief, da er sich mit ihm nicht verständigen konnte, den Dolmetscher dazu. Der Dolmetscher war David, derselbe, den ich einige Monate zuvor vor dem Krankenbau kennengelernt hatte. Dank seinen Kenntnissen der polnischen und der deutschen Sprache, seinem Geschick und einem bisschen Glück war er als einer der wenigen Juden, die bei den Kapos Gnade gefunden hatten, in Buna am Leben geblieben. David hatte nun eine schwere und unangenehme Aufgabe zu erfüllen. Er sollte nämlich nicht mehr und nicht weniger, als seinem verwundeten Landsmann erklären, dass ihm, wenn er schon einmal den Selbstmord begehren wollte (es war bekannt, dass er gar nicht flüchten wollte, sondern nur den Tod suchte – so wenigstens hatte er selbst erklärt), nichts anderes zu tun übrigblieb, als nur das zu wiederholen, was er bereits einmal getan hatte. Jetzt aber, nachdem er mit dem Leben davongekommen war, hatte er nicht die Absicht, sich erschiessen zu lassen. Er wollte leben und dokumentierte das mit verdoppelter Arbeit, die offensichtlich keine Anerkennung vor den Augen der SS-Männer fand, da sie ihn mit Stöcken zu schlagen begannen. Schliesslich wählte er ganz verzweifelt, ohne einen anderen Ausweg zu sehen, doch den Tod. Ange schlagen entfernte er sich schwankenden Schrittes und drückte den Kopf fest zwischen die riesigen Schultern. Er kam nicht weit. Ein sicherer Schuss machte seinem Leben ein Ende. Die «Eule» prüfte mit dem Fuss, ob er auch tot war, und befahl dann, ein Protokoll zu schreiben, wonach er ruhig auf dem Fahrrad, das ihm David reichte, davonfuhr. Abends, als wir ins Lager zurückkehrten und bereits im Güterwagen waren, streckte der Kapo nach alter Sitte seine beschuhten Füsse unter die Nase Davids, damit er sie putzte. David hatte es bisher ge-

horsam getan, aber nach dem heutigen Vorfall wurde er aufsässig. Er schaute mit so einem Hass in das Gesicht des Kapos, dass der staunend nur mit dem Ausruf «Oh» zu reagieren vermochte. Als er sich nach einer Weile von seinem Eindruck erholt hatte, hielt er die Schuhe gleichgültig dem erstbesten Häftling hin. Mehrere begannen gleichzeitig zu putzen. Mit Fusstritten schob er die Aufdringlichen weg und suchte sich den Eifrigsten aus, der schon seit Langem die Gunst des Kapos gewinnen und den guten Posten Davids übernehmen wollte. Als wir nach Auschwitz kamen, glänzten die Stiefel des Kapos wie nie zuvor. David musste das Kommando wechseln. Ich tat das gleiche, obwohl ich es hier doch gar nicht schlecht hatte.

Kapitel XXXIX

In Buna wurde ein neues Kommando aufgestellt, das im Dorf Monowitz arbeiten sollte. Es bestand ausschliesslich aus Juden, die zwei Deutschen nicht mitgerechnet, die dort die Funktionen des Unterkapos und des Vorarbeiters innehatten. Oberkapo Jupp erwartete persönlichen Nutzen von diesem Kommando, denn es arbeitete im benachbarten Dorf unter der polnischen Bevölkerung, die Mitleid mit den Häftlingen hatte und ihnen im Rahmen des Möglichen half, und so meinte er, dass es gut wäre, hier einen Polen, einen alten Häftling, als Lockvogel und gleichzeitig als Verbindungsmann zwischen den Dorfbewohnern und den Häftlingen anderer Herkunft zu haben. Seine Wahl fiel auf mich, was übrigens von Oberkapo Pressen inspiriert worden war, der auch mit Dankbarkeit meinerseits rechnete. Sie hatten die Sache ganz klar vorgestellt, ohne viel um den heissen Brei herumzugehen. Als einziger Pole werde ich sicher von der benachbarten Bevölkerung unterstützt.

Deswegen werde ich für das gute Kommando die besten Sachen, die ich bekomme, abgeben. Ich sollte Schreiber werden, müsste also nicht arbeiten, hätte mich nur um die Lebensmittel zu kümmern. Die beiden Funktionsdeutschen wurden von meiner Rolle in Kenntnis gesetzt, genau wie die Posten, die von Oberkapo Jupp entsprechend instruiert worden waren. Sie mussten selbstverständlich ebenfalls zufriedengestellt werden.

Alles war also von oben ausgeklügelt, ich kam in das Kommando als «Lockvogel». Meine niedrige Lagernummer und der rote Winkel mit dem Buchstaben «P» in der Mitte sollten die ohnehin weichen Herzen der polnischen Bevölkerung des in Aussiedlung begriffenen Dorfes Monowitz ganz mühe machen.

Während des Befehls zur Arbeit, das die «Eule» – Abbruchkommando Monowitz antreten! – gab, stellte ich mich bereits in die erste Reihe neben den Unterkapo und den Vorarbeiter und sah mit nicht geringem Erstaunen, wie drei SS-Männer aus der Kompanie auf uns zutraten, damit ihnen ja keiner zufällig zuvorkäme. Während wir einen anderen Weg als die anderen marschierten, begann Jupp mit ihnen wie mit alten Freunden zu reden. Sie mussten von mir gesprochen haben, weil ich ihre abschätzenden Blicke, die nicht feindlich zu sein schienen, spürte.

Bis nach Monowitz war es ein gutes Stück zu laufen. Ein Teil des Weges führte die Eisenbahnschienen entlang, die Strecke Auschwitz-Skawina, später erklimmen wir eine hohe Böschung, und erreichten, nachdem wir einige hundert Meter Felder mit verschiedenen Ausgrabungen überquert hatten, die ersten Häuser des Dorfes.

Das Dorf zog sich an beiden Seiten einer Schlucht hin, in deren Mitte eine Strasse nirgendwohin führte, da sie an Erdhaufen endete, die man mit der Schmalspurbahn von den Baustellen der grossen Werke hierherbrachte und abschüttete. Einige Gebäude, die sich an der linken Seite des grossen Dorfes befanden, waren bereits abgebrochen, lediglich ganz am Ende des Dorfes war ein gemauertes Haus stehengeblieben, auf das wir zugingen.

Das Haus stand leer, die Einwohner hatten es offensichtlich bereits verlassen, weil es wie alle anderen zum Abbruch bestimmt war. In einem der Räume befand sich ein Lager mit den Werkzeugen unseres Kommandos: Brechstangen, Spitzhacken, Spaten, schwere Hämmer usw.

Nachdem die Kapos sie unter die Leute verteilt hatten, führten sie sie in eine grosse Scheune, die zum Teil bereits abgetragen war. Der gewöhnlich schreiende und boshafte Jupp war ruhig und zahm wie ein Lämmchen. Die SS-Männer waren an der Arbeit der Häftlinge nicht interessiert, gingen auf ihre Posten und gaben sich einem seligen Schlummer hin. Die Häftlinge nutzten das natürlich aus, gaben vor zu arbeiten und schauten sich um, ob sie hier etwas zu essen ergattern könnten.

Seit längerer Zeit trieb ich mich immer wieder in der Nähe des einsam stehenden Hauses herum, da ich dort ein junges Mädchen bemerkt hatte, das bereits einige Male aus dem Gärtchen Gemüse holen kam. Ermutigt durch das gleichgültige Betragen der Posten – das Gärtchen befand sich ausserhalb der Linie, die von den SS-Männern bewacht war – näherte ich mich ihr und begrüßte sie mit einem üblichen «Guten Tag», worauf sie mir mit einem lieben Lächeln antwortete und dabei gesunde, weisse Zähne zeigte... Auf so eine einfache Art machte ich nach einem über zweijährigen Aufenthalt im Konzentrationslager die erste Bekanntschaft mit einem Menschen ausserhalb der Postenkette.

Das Mädchen war jung, lieb, hübsch und schüchtern. Sie gefiel mir. Sie mochte mich wohl auch gut leiden, vielleicht hatte sie auch Mitleid mit mir, ohne mich das jedoch fühlen zu lassen. Sie kam aber seitdem öfter und brachte immer etwas Essbares in einem Körbchen. Das Körbchen stellte sie im Keller des verlassenen Hauses ab und versteckte es so vor den SS-Männern und den Kapos. Nach einer Weile verstand sie, dass ich die Geschenke nicht selbst aufsass, sondern mit den Deutschen teilte. Ich musste ihr ehrlich sagen, unter welchen Bedingungen ich in das Kommando aufgenommen worden war. Sie hatte wohl Verständnis dafür, weil sie seitdem noch grössere Portionen von Lebensmitteln brachte.

Die SS-Männer hielten im Allgemeinen ihr Wort. Ihre Pflicht, uns zu bewachen, erfüllten sie dadurch, dass sie im Gebüsch oder in der Scheune schliefen und lediglich in solchen Augenblicken, wenn uns der Kommandoführer besuchte, zum Leben erwachten. Mit der Zeit lernten sie, Essen auf eigene Faust

zu erbeuten. Die Einwohner des Dorfes zahlten den Tribut freiwillig, weil sie sahen, wie anständig sie sich uns gegenüber benahmten. Manchmal versuchte ein Neuling, einen von ihm ausgesuchten Bauern zu erpressen, um Essen zu erhalten, und drohte mit dem sofortigen Abbruch seines Hauses.

Wenn so etwas vorkam, meldete man es mir, und ich wiederum informierte einen der Posten, einen Rottenführer, der ständig mit unserem Kommando ging, einen äusserst anständigen SS-Mann, der die Sache kurz erledigte, indem er das nächste Mal einen anderen Posten mitnahm.

Nach einiger Zeit verliess Oberkapo Jupp unser Kommando, achtete aber darauf, dass wir ihm den ihm zustehenden Tribut weiterhin regelmässig im Lager ablieferten, was ich mit Hilfe der in solchen Sachen geübten Häftlinge tat, welche die Beute ins Lager schmuggelten. Einen Teil dieses Schmuggelgutes lieferte ich auf den Krankenbau an Gienek Obojski ab, einen anderen Teil gab ich den Bademeistern auf Block 28 als Dank für die Benutzung des Warmwassers und für die frische Wäsche, die man mit Rücksicht auf die Berührung mit den Menschen ausserhalb des Lagers sehr häufig wechselte, weil man ihnen leicht Lagerläuse, die von Fleckfieber infiziert waren, übertragen konnte.

Ausserdem hatte die Bekanntschaft mit dem jungen Mädchen, mit dem ich manchmal lange Zeit im dunklen Keller verbrachte, dazu geführt, dass ich auf mein Äusseres besonders bedacht war, was natürlich zu nicht immer geschmackvollen Scherzen seitens der Kapos und der SS-Männer führte, ohne übrigens wirklich begründet zu sein, weil ich sie bis jetzt nicht mal berührt hatte. Wenn das Mädchen diese Sticheleien hörte, wurde sie rot und lief beschämt davon. Eines Tages, als ich mit ihr im Keller sass und zum erstenmal die Absicht hatte, sie zu küssen, wurde ich durch ein vorher besprochenes Signal herausgelockt; das Signal bedeutete nämlich, dass der Kommandoführer «Eule» im Anmarsch war. Als er die Fortschritte der Abbrucharbeiten besichtigte, äusserte er grosses Erstaunen, dass wir ein Haus unberührt gelassen hatten, das schon längst hätte abgetragen sein sollen. Ihm näherte sich die Haldenkippe, die drohte, das Haus mit der Erde vom Platz des Fabrikbaus zu verschütten. Der Kapo versuchte, diese Tatsache zu entschuldigen, und erklärte etwas nebelhaft, dass dieses Haus uns als Gerätelager diene. Die «Eule» befahl, die Geräte in das Innere des Dorfes zu bringen und sofort mit dem Abbruch des Gebäudes anzufangen. Zum Glück sah er nicht in den Keller, dort hätte er nämlich ein erschrockenes Mädchen mit einem Korb voll Geschirr vom Mittagessen vorgefunden.

Wir trugen das Haus unserer jungen Ernährerin Ziegelstein für Ziegelstein ab, das Haus, in dem sie geboren und grossgezogen worden war, das Haus, in dem sie heimlich viele Stunden mit einem Häftling des Konzentrationslagers bei ei-

nem unschuldigen Flirt verbracht hatte, vielleicht dem ersten in ihrem jungen Leben. Jetzt stand sie da, an den Zaun gestützt, und weinte leise vor sich hin, und ich brach mit der Spitzhacke wütend die Ziegelsteine ab und versuchte, meine Rührung zu verbergen.

Am Abend gab es dort kein Haus mehr. In ein paar Tagen wurden seine Überreste mit Erde zugeschüttet. Das Mädchen verschwand auch. Seitdem habe ich es nicht wieder gesehen.

Kapitel XI

Wir zogen in das Innere des Dorfes. Hier lernte ich neue Menschen kennen, vor allem die Familie Szczesniak. Der alte Szczesniak, ein vor dem Krieg allgemein bekannter und geachteter Landwirt, war der Dorfälteste. Er hatte zwei Töchter. Die eine war dabei, sich zu verheiraten, die zweite, die ältere, war Lehrerin. Ihr Mann, Herr Zommer, ebenfalls Lehrer, hielt sich vor der deutschen Gendarmerie versteckt, die ihn wegen konspirativer Tätigkeit in diesem Gebiet verhaften wollte.

Diese Menschen halfen, obwohl sie selbst nicht mehr viel hatten, im Rahmen ihrer Möglichkeiten und organisierten sogar nach einer Weile unter der Bevölkerung des Dorfes Monowitz eine Hilfsaktion für die Häftlinge.

Die Seele aller Massnahmen war Frau Zommer. Diese gut aussehende Frau, jung, energisch und selbstsicher, verstand es, sogar die SS-Männer für sich zu gewinnen, die ihr ihre Bemühungen um uns durchgehen liessen. Sie fütterte mich wunderbar. Um des Friedens willen gab sie auch den SS-Männern zu essen. Die Häftlinge aus unserem Kommando waren daher nicht so geplagt und überarbeitet. Es kam sogar so weit, dass unser ganzes Kommando einige Male mit Dickmilch und Kartoffeln, die reichlich mit ausgelassenen Grieben zubereitet waren, gefüttert wurde. 40 ausgehungerte Menschen zu sättigen, war wirklich keine leichte Aufgabe für das in Aussiedlung begriffene Dorf.

Frau Zommer brachte mir die neuesten Nachrichten aus der Welt, und über sie schickte ich zum erstenmal einen Kassiber aus dem Lager nach Hause. Ich hätte mit ihrer Hilfe sehr leicht aus dem Lager flüchten können. Nur die Kollektivhaftung hielt mich von diesem Schritt zurück. Ich konnte meine Familie nicht rechtzeitig warnen, sich zu verstecken. Unsere Posten waren sich darüber genau im Klaren, daher erlaubten sie mir, mich frei innerhalb der nächsten Gehöfte zu bewegen, und fürchteten nicht, dass ich die Flucht ergreifen würde. Nach der Hochzeit der jüngeren Tochter von Szczesniak – ich war auf dieser Hochzeit, was in der Geschichte eines so strengen Lagers wie Auschwitz eine einfach unglaubliche Sache war – schlich ich vollgestopft und beladen mit Lebensmitteln aus dem Hochzeitshaus durch die Gärten und über die Zäune davon. Animiert durch das getrunzene Bier, versuchte ich frech, über das Hindernis hinweg zu springen. Ich blieb an einem Zaun hängen und fiel danach der Länge nach hin, so dass der ganze Inhalt des mit Lebensmitteln vollgestopften Hemdes auf den Boden kullerte. Die Gäste, die mich beobachteten, lachten sich kaputt, die Posten aber steckten, nachdem sie mir geholfen hatten, die zerstreuten Lebensmittel aufzulesen, die besten Sachen in ihre Taschen. Trotzdem gelang es mir, eine ganze Menge ins Lager zu schmuggeln.

Einer unserer drei Posten verliebte sich. Es war ein wenig gebildeter Bauer, der irgendwo aus Ostpreussen stammte und in einem masurisch-deutschen Dialekt sprach, der schwer zu verstehen war. Rothaarig, fürchterlich sommersprossig und unbeholfen, war er aber eine gute Seele. Er war faul und ewig schläfrig. Sein Schläfchen hielt er gewöhnlich in der Scheune bei seiner Ärmsten, die ihn duldeten, weil so ihre Scheune nicht abgetragen wurde, was zur Zeit der beginnenden Ernte sehr wichtig war. In den Augenblicken, in denen er nicht schlief, versuchte er, sich an das Mädchen heranzumachen. Ich sah einmal, wie er während dieser Liebesversuche eine solche Ohrfeige bekam, dass er umkippte. Der SS-Mann aber hielt das für ein gutes Omen, und ein so «kräftiges» Mädel gefiel ihm umso mehr. Das Mädchen hatte aber langsam genug von seinen Bemühungen, daher begann sie, ihn zu meiden. Der untröstliche SS-Mann hängte sich an mich. Da ich doch Schreiber sei, müsste ich einen Brief schreiben können, meinte er. Er selbst könnte nicht schreiben, weil er es einfach nicht richtig gelernt hätte. Das Mädchen wollte nicht mit ihm sprechen, also wollte er mir den Inhalt des Briefes diktieren, und ich sollte schreiben. Es wurde nichts daraus, weil ich trotz bestem Willen seinen masurischen Dialekt nicht verstehen konnte. Ich schrieb also einen Liebesbrief mit eigenen Worten, wobei ich das, was er mir diktierte, auf meine Art modellierte. Das Mädchen lachte Tränen, als sie diese Liebesergüsse las. Sie hatte anscheinend Sinn für Humor und schaute danach auch gnädiger auf ihren ewig schläfrigen Liebhaber. Der Flirt ging jedoch nicht allzu weit, weil am folgenden Tag anstelle des Rothaarigen ein neuer Posten beim Kommando erschien. Schon sein Äusseres versprach uns nichts Gutes. Das war ein grosser, knochiger Riese mit einem Pferdegesicht, der seinem ganzen Aussehen nach an einen alten Droschkengaul erinnerte. Trotz seiner Karrengaulart hatte er, wie sich später zeigte, ein wahrhaft teuflisches Temperament, war dabei böse, bissig und boshaft. Schon auf dem Weg nach Monowitz setzte er uns hart zu. Normalerweise gingen wir diese Strecken auf den Gleisen entlang, im Gänsemarsch, oder frei, so, wie es für uns am bequemsten war. Das «Pferdegesicht» befahl, nur um uns eins auszuwischen, wir sollten in geschlossener Kolonne zu fünf über die Bahnschwellen marschieren, was sehr ermüdend war. Nach einem Kilometer solch intensiven und erschöpfenden Marsches hatte man Füsse wie aus Watte. Die Häftlinge stolperten alle paar Schritte, manche blieben zurück, und das nutzte der boshafte SS-Mann dazu, sie zu misshandeln. Einer der alten Posten näherte sich mir und warnte, ich sollte mich in Acht nehmen. Der Unterkapo und der Vorarbeiter, die Angst hatten, aufzufallen, wurden plötzlich sehr eifrig und achteten auf die Gleichmässigkeit der Reihen mit Hilfe der Stöcke, schreiend und sogar schlagend. Als die Bahnschwellen zu Ende waren, erwartete uns der schwere Aufstieg auf der steilen abschüssigen Böschung. Er liess uns einige Male hin- und zurücklaufen, und als er festgestellt

hatte, dass wir uns doch noch, wenn auch nur auf allen vieren, aufrecht hielten, befahl er uns, erneut die Böschung zu erklimmen, trotz der Proteste von zwei weiteren Posten, die ihn daran zu erinnern versuchten, dass wir doch zur Arbeit gingen. Dieses Argument musste ihn wohl ein wenig überzeugt haben, er liess uns nämlich in Ruhe; da er aber nicht ganz auf seinen Spass verzichten wollte, fand er ein neues Opfer, einen der Juden, der leichtsinnigerweise einen Halm vom Kornfeld, an dem wir vorbeigingen, gepflückt hatte. Er hätte jenen Juden wohl getötet, wenn der andere Posten nicht dazwischengetreten wäre. Als wir zur Arbeitsstätte kamen, führte er sofort ein scharfes Tempo ein. Als erstes fiel ihm die Scheune, in der gewöhnlich der an diesem Tage abwesende rothaarige Posten schlief, zum Opfer. Die Reste der chaotisch und in Eile abgetragenen Scheune stürzten herunter und vergruben einen der Häftlinge. Zum Glück passierte ihm nichts, der gestrenge SS-Mann aber befahl, da er ihn anscheinend für den Urheber dieses Vorfalls hielt, ihm «fünf auf den Arsch» zu geben.

Von irgendwelchen Kontakten mit der Bevölkerung war keine Rede mehr. Das Mittagessen fiel ebenfalls ins Wasser. Die Leute aus dem Dorf, die den wütenden SS-Mann sahen, gaben acht und hielten sich zurück, wobei sie gleichzeitig aus dem Versteck die Taten dieses tapferen Postens aufmerksam beobachteten. So verging der halbe Arbeitstag.

Nachmittags setzte die Hitze den Häftlingen spürbar zu, so dass sie vor Durst fast in Ohnmacht fielen. Schliesslich schickte der Kapo einen der Häftlinge zum Brunnen, um einen Eimer Wasser holen zu lassen. Der Brunnen befand sich einige Dutzend Schritte von unserer Arbeitsstelle entfernt. Der Jude nahm gehorsam den Eimer und entfernte sich in Richtung der Häuser. Das «Pferdegesicht» schien nur darauf gewartet zu haben. Als ich sah, dass er seinen Karabiner zum Schiessen anlegte, rief ich dem Häftling zu, sofort umzukehren. Sicher rettete ich ihm damit das Leben, zog aber die Wut des SS-Mannes auf mich. Er riss dem Juden den leeren Eimer aus der Hand, warf ihn in meine Richtung und bellte dabei wütend:

«Also, du holst selbst das Wasser.»

Ich hob den Eimer von der Erde und schaute mich ratlos nach dem zweiten Posten um, der aber zu weit weg war, um eingreifen zu können. Ich musste den Befehl ausführen, obwohl ich wusste, was mir drohte. Um wenigstens ein wenig Zeit zu gewinnen, zögerte ich, bekam aber von dem SS-Mann einige Tritte und schritt danach rasch hinunter zum Brunnen. Nach einigen Schritten verlangsamte ich das Tempo und suchte mit den Blicken nach der Rettung bei den Menschen, die hinter den Ecken ihrer Gehöfte die ganze Szene beobachteten, wobei ich mich bemühte, mich nicht umzudrehen, in kalten Schweiss gebadet und voller Angst. Wie auf Verabredung wurde es plötzlich voll neben dem Brunnen. Das war es, was ich mir gewünscht hatte. Ich rechnete nämlich damit,

dass der SS-Mann jetzt nicht mehr wagen würde zu schiessen, aus Angst, jemanden aus dem Dorf zu treffen. Zitternd vor Aufregung holte ich das Wasser und bat die Menschen dabei, sich weiterhin in meiner Nähe aufzuhalten, was dem verrückten SS-Mann die Schiesserei unmöglich machen sollte. Als ich mein Gesicht dem Posten zuwandte, sah ich seinen Karabiner, der immer noch auf mich zielte, und den zweiten Posten, der mit Rufen und Gesten seinen Kameraden von dieser Dummheit abzuhalten versuchte und bereits auf ihn zu-rannte. Jetzt tat er ganz deutlich so, als ob er die Absicht zu schiessen nur ge-spielt hätte. Als ich mich ihm näherte, konnte er seine Wut über das Scheitern seiner Absicht nicht mehr bremsen. Er sprang auf mich zu, stiess mit dem Kol-ben den Eimer Wasser um und holte mit der Hand zum Schlag aus. Da ich die schwere Last nicht mehr in der Hand hatte, lief ich schnell davon, er erreichte mich aber am Rande der Böschung, wo ich keine Möglichkeit hatte, ihm aus-zuweichen. Auf seinem widerlichen Gesicht spiegelte sich zügellose Wut wi-der. Er ergriff den Karabiner am Lauf und holte mit dem Kolben aus, um mich zu schlagen. Ich war auf diesen Schlag vorbereitet, und daher vielleicht gelang es mir, rechtzeitig zusammenzuknicken. Der Kolben ging in die Leere, der SS-Mann verlor das Gleichgewicht und fiel nach vorne, als ob ihn eine unsichtbare Kraft gestossen hätte. Er wäre bestimmt den steilen Abhang hinuntergefallen, wenn ich ihn nicht ganz mechanisch im letzten Augenblick an den Karabiner-riemen aufgefangen hätte, den er mit beiden Händen krampfhaft festhielt, wobei ich selbst mit der freien Hand nach dem Ast eines Busches griff. Er stieg unbeholfen nach oben, von mir am Karabinerriemen gehalten, und je näher er mir kam, desto grösser wurde seine Wut. Als er sich schliesslich mit Mühe hin-aufgearbeitet hatte, liess ich den Riemen los. Das «Pferdegesicht» verlor wieder das Gleichgewicht und fiel diesmal nach vorn auf die Kniee. Da er sich aber am Ast festhielt, gelangte er schnell zu der Stelle, auf der ich vorher gestanden hatte, wobei er mich unflätig verfluchte.

«Ach, du Schwein, du Drecksack! Jetzt werde ich dir helfen!»

Als er seine Uniform in Ordnung brachte, drohte er mir weiterhin, während ich mich in sicherer Entfernung von ihm hielt. Viel half mir das nicht, denn er sprang auf mich zu und schlug mit ganzer Kraft auf mich ein. Er liess erst von mir ab, als ihn der zweite SS-Mann zurückzog. Er nahm ihn beiseite und gab ihm unmutig eine längere Erklärung, wobei er sich ganz deutlich an die Stirn klopfte. Nach einer Weile riefen sie mich beide zu sich. Das «Pferdegesicht» drohte mir noch, war aber bereits viel ruhiger. Seinen Worten entnahm ich, dass er keine Meldung über mich machen werde, wenn sich aber etwas Ähnliches wiederholen sollte, dann würde mir die Strafe gewiss sein. Jetzt konnte ich ge-hen und Wasser für das Kommando holen. Da es diesmal der andere gesagt hatte, ging ich ohne Furcht zum Brunnen. Ein feiner Kerl, dieser Posten – dach-

te ich mir –, er hat die ganze Sache in Ordnung gebracht. Einen Augenblick später sollte ich erfahren, um welchen Preis. Als ich am Brunnen war, nutzte ich die Gelegenheit, um mich mit dem kalten, erfrischenden Wasser zu waschen und die Blutspuren vom Gesicht zu spülen. Nach ein paar Worten, die ich mit einem alten Mütterchen wechselte, das Mitleid mit meinem Aussehen hatte, füllte ich die Eimer und war bereits auf dem Rückweg, als ich zwei Schüsse hörte, die von oben, wo unser Kommando arbeitete, ertönten. Das alte Mütterchen schrie: Jesus, Maria, liess ihren Eimer stehen und lief in Eile auf ihr Gehöft zu. Ich hätte beinahe meine Eimer fallen lassen, als ich die unerwarteten Schüsse hörte. Mir war sofort klar, dass man nicht auf mich geschossen hatte, sondern dass im Kommando selbst etwas passiert sein musste. Ich ahnte übrigens, was Sicher gab dieses «Pferdegesicht» nicht auf. Er war vom frühen Morgen an auf der Jagd, so lange, bis er sein Ziel erreicht hatte...

Drei Tage Urlaub für die Erschiessung eines Häftlings auf der Flucht.

Ich raste schnell nach oben und verschüttete dabei Wasser aus den Eimern, das für die Durstenden gedacht war. Nicht weit von der abgerissenen Scheune standen in engem Kreis drei Posten und die beiden Vorarbeiter. Zwischen ihnen auf dem Stoppelfeld lag die Leiche des Erschossenen. Die entsetzten Juden, eng aneinander gepresst, beobachteten von Weitem, was die Deutschen taten. Ich näherte mich der Leiche, um mir seine Nummer zu notieren. Es war der Häftling, den man vorher nach dem Wasser geschickt und den ich zurückgerufen hatte. Jener Posten, der sich für mich eingesetzt hatte, mied meinen Blick. Das «Pferdegesicht» aber knackte demonstrativ mit dem Karabinerschloss. Er drohte mir und sagte:

«Na, siehst du, Schreiber, du hast Glück, Mensch...», und erklärte dann, indem er auf den zu seinen Füßen liegenden erschossenen Häftling zeigte: «Der jüdische Schweinehund wurde auf der Flucht erschossen!»

Was für ein Glück, dass ich kein Jude war. Doch es hätte nicht viel gefehlt, und ich wäre ebenfalls tot gewesen, wenn nicht der zweite Deutsche eingegriffen hätte, der jetzt meinen Blick mied.

Das Ende der Arbeit näherte sich. Die Vorarbeiter schrien den immer noch wie vor den Kopf geschlagenen Häftlingen zu: «Feierabend! Feierabend!»

Kapitel XII

Das «Pferdegesicht» tauchte zum Glück nicht mehr in unserem Kommando auf. Wir waren erleichtert. An seine Stelle kam ein Neuer, der von dem Rottenführer, der von Anfang an mit uns zusammen war, bereits entsprechend ausgewählt und instruiert worden war. Er wusste wenigstens, worum es ging, und klärte seine Kameraden auf: Sie müssten nachgiebig sein, andernfalls gäbe es nichts zu essen, für sie würde es auch nichts geben. Was mich anbetraf, hatten sie volles Vertrauen, weil sie wussten, dass ich nicht flüchten würde. Das war doch klar: Kollektivhaft!

Frau Zommer gab mir deutlich zu verstehen, dass ich flüchten könnte. Ich würde Zivilkleidung, Fahrrad und Hilfe an der Grenze des Generalgouvernements bekommen. Obwohl ich manchmal Lust dazu hatte, konnte ich auf dieses lockende Angebot nicht eingehen.

Für die damaligen Lagerverhältnisse ging es mir gut. Im Lager wütete unterdessen die Typhusepidemie; Selektionen, Spritzen und Liquidationen waren an der Tagesordnung. Unter diesen Umständen war ich sogar zufrieden, dass ich in Buna, vor allem im Kommando Monowitz, arbeitete. Das Bewusstsein allein, dass man Freunde ausserhalb der Drähte hatte – ganz zu schweigen von ihrer materiellen Hilfe –, bedeutete viel. Ich wollte mich so lange wie möglich in diesem Kommando halten. Leider hörte alles, was gut war, schnell auf. Eines Abends kehrte ich mit starken Kopfschmerzen von der Arbeit zurück. Trotz der Hitze wurde ich von Schüttelfrost befallen. Sogar das Bad bei den «Kieliszki» half mir nicht viel. Antek Kempa, der Bademeister, der gern Diagnosen stellte, verkündete, dass mich ohne Zweifel das Fleckfieber erwischt hätte. Während des Bades hatte ich eine Auseinandersetzung mit meinem Blockältesten Fred Stessel. Er sah mich im Waschraum und machte einen teuflischen Krach. Bei der Gelegenheit kriegten auch die Badedienste etwas ab, weil sie verschiedenen Lausern und Strolchen aus dem Lager, die Fleckfieberläuse mitschleppten, erlaubten, das Revierbad zu benutzen. Obwohl er ein wenig im Recht war, empörte es mich zutiefst, dass er mich, einen ehemaligen Pfleger, wie den ersten besten Muselmannt behandelte.

Ich beschloss, der Krankheit, die mich quälte, nicht zu unterliegen, mich nicht als Kranker auf dem Krankenbau zu melden und das Fleckfieber so zu überstehen. Ich hatte von solchen Fällen im Lager gehört. Ausserdem gab ich mich der Hoffnung hin, dass es vielleicht kein Fleckfieber, sondern eine bald vorübergehende Krankheit oder Schwäche war. Aber am nächsten Tag ging es mir noch schlimmer. Ich fühlte, dass ich hohes Fieber hatte. Abends, nach der Rückkehr aus Buna, ging ich wieder zum Baden und wurde dort erneut von Stessel geschnappt. Diesmal, o Wunder, machte er keinen Krach und schlug

mir sogar selbst vor, mich untersuchen zu lassen und eventuell auf dem Krankenbau zu bleiben. Da ich mich jedoch noch kräftig genug fühlte, ging ich auf diesen Vorschlag nicht ein. Ich wollte wenigstens noch einmal mit dem Kommando gehen, um den Menschen aus Monowitz und vor allem Frau Zommer für alles, was sie für mich getan hatten, zu danken. Ich bat Gienek – ich wusste, dass er solche Möglichkeiten hatte-, mir ein Geschenk, irgendeine Kleinigkeit, zu beschaffen, damit ich der Frau, von der ich so viel Güte erfahren hatte, die auch ihm manchmal zuteil geworden war, wenigstens auf bescheidene Weise danken könnte.

Am nächsten Tag rückte ich, sehr schwächt, mit dem Kommando zur Arbeit aus und hatte ein verstecktes Geschenk in Form einer kleinen silbernen Puderdose mit. Das Mittagessen war mir wie immer in der Scheune bei Szczesniaks in einem Weidenkörbchen, mit sauberer Leinenserviette zugedeckt, hingestellt worden. Leider konnte ich nichts mehr essen. Das haben statt meiner die Deutschen besorgt. Die Puderdose legte ich auf den Boden des leeren Körbchens und deckte sie mit der Serviette zu. Wenn Frau Zommer das Geschirr herausnahm, musste sie sie gewiss sofort finden.

Sie fand sie. Sie war darüber sehr verlegen und wollte sie mir zurückgeben. Vielleicht erriet sie ihre Herkunft. Ich bat sie sehr, diese Puderdose als Erinnerung an einen Häftling anzunehmen, an einen Häftling, der sie, ihren Mut und ihr gutes Herz niemals vergessen werde. Sie nahm sie an und erriet dabei, dass sie mich nie wieder sehen würde. (Frau Zommer besuchte ich nach über zwanzig Jahren in ihrer Schule in der Gegend von Auschwitz. Die Puderdose hatte schon Patina bekommen.)

Da ich mich sehr schlecht fühlte, meldete ich mich am gleichen Abend auf dem Krankenbau. Es war der fünfte Tag mit Fieber und furchtbaren Kopfschmerzen. Ganz sicher Fleckfieber. «Tolinszczak» zog mich mit zu Dr. Diem.

«38,2 Fieber, Flecken auf dem Bauch... Du musst liegen!» war das Urteil von Rudek. Marian führte mich mit der Aufnahmekarte zum Waschraum in den Krankenbau. Bad, scheren, frische Wäsche ... Die Badedienste wollten mich auf der Bahre zum Fleckfieberblock tragen. Ich ging aber noch mit eigener Kraft dorthin. Obojski und Tolinski bestanden darauf, mit mir zu gehen. Es war gut so, weil ich nicht mehr imstande war, in den ersten Stock zu gehen. «Siehst du, dich hat es auch erwischt», begrüßte mich ein Arzt, den ich kannte. «Wir werden uns gleich mit dir beschäftigen... Legt ihn dorthin, ans Fenster ... Das ist ein guter Platz», sorgte sich der Doktor. Seine Stimme erreichte mich wie aus weiter Ferne. Langsam verlor ich das Bewusstsein.

Kapitel XIII

Mit Roman O., einem Kameraden aus meinem Transport, lag ich in einem Bett, mit den Beinen zueinander. Es war Nacht. Heiss, stickig, der Durst quälte mich schrecklich. Ich konnte nicht einschlafen. Trotz des Fiebers war ich wieder bei Bewusstsein. Roman dagegen, der neben mir lag, phantasierte. In den kurzen Augenblicken, in denen er zu sich kam, bettelte er mit schwacher Stimme: Durst, Durst. Die geweckte Nachtwache brachte ihm schliesslich eine Tasse mit kaltem Tee. Auf dem Nachbarbett röchelte jemand. Gegen Morgen verstummte er. Noch vormittags legte man auf seinen Platz einen neuen Kranken. Der Tag war für mich nicht so schrecklich wie die Nacht, besonders weil mich tagsüber immer wieder jemand besuchte. Ich fühlte jedoch, dass ich schwächer wurde. «Das Herzchen macht nicht mehr mit!» sagte der Arzt, der mir eine Spritze gab. «Aber wir werden es schon wachkriegen!» scherzte er dabei.

Wie gut war es, Bekannte zu haben, besonders hier auf dem Krankenbau! Nicht jeder konnte Spritzen bekommen. Die Mehrheit der Kranken konnte lediglich mit dem Selbstschutz des eigenen Körpers rechnen.

Roman schaute mit geistesabwesenden Augen umher und verstand nicht, wenn man ihn ansprach. Er machte unter sich. Ich hatte noch so viel Kraft, nach der Bettschüssel zu rufen. Mein Zustand wurde jedoch von Stunde zu Stunde schlechter. Der Krisentag näherte sich. Ich wurde schliesslich so schwach, dass ich nicht imstande war, mich auf die andere Seite umzudrehen oder die Decke höher zu ziehen, wenn ich vor Schüttelfrost zitterte. Ich phantasierte und hatte sogar ganz angenehme Träume dabei. Trotz allem hatte ich das Bewusstsein nicht vollständig verloren. Ich hörte sogar, wie jemand, der neben meinem Bett stand, sagte: «Für die Krisis ist es noch nicht so schlecht ... Nur 39,4 ... Vielleicht wird das Herz durchhalten...!»

Es musste durchgehalten haben, weil ich bereits in der Nacht spürte, dass das Fieber nachliess. Ich hatte sehr grossen Durst, konnte aber keinen Ton herausbringen. Ich probierte, mich auf die Ellbogen hochzustemmen, konnte aber nur die Finger bewegen. Plötzlich spürte ich, dass jemand aus dem Nachbarbett – offensichtlich um näher an das Fenster zu kommen – auf unser Bett heraufkroch und mit den Händen im Dunkeln tastete. Als er mich ertastet hatte, suchte er nach meinem Hals und begann, mich zu würgen. Mit einer unmenschlichen Anstrengung gelang es mir zu schreien. Die Nachtwache kam angelaufen. Mit grosser Mühe kam er mit dem Kranken zurecht, der anscheinend unter dem Einfluss des hohen Fiebers einen Wahnfall erlitten hatte. Er gab ihm wohl

etwas zur Beruhigung, weil er gleich danach ganz ruhig lag. Gegen Morgen fand ihn jedoch der diensthabende Pfleger, wie er aus dem Fenster lehnte. Im letzten Augenblick konnte er ihn am Hemdzipfel festhalten, er wäre sonst hinausgefallen. Der Tod liess den Armen aber nicht aus seinen Krallen. Er starb einige Stunden später, bevor er die Krisis überwunden hatte.

Bei Roman, meinem Nachbarn, führte das Fleckfieber zu ernsten Folgen, die mit einer Mittelohrentzündung zusammenhingen. Daher hörte er schlecht. Es war schwer, mit einem Tauben zu sprechen.

Nachmittags besuchte mich Marian Tolinski. Er erinnerte mich daran, einen Brief nach Hause zu schreiben. Wie immer schrieb er ihn für mich. Ich brauchte ihm sogar den Inhalt nicht zu diktieren, er kannte nämlich alle meine letzten Briefe, die ich von zu Hause erhalten hatte, und war ausgezeichnet im Bilde, was und wie er zu schreiben hatte. Ich musste sie lediglich unterschreiben.

Abends kam Gienek und brachte mir ein paar Äpfel. Es war angenehm, auf diese Weise festzustellen, dass die Kameraden mich nicht vergessen hatten. Jetzt, nach der Krisis, hatte ich einen ausgezeichneten Appetit. Mit jeder Stunde fühlte ich mich besser und nahm an Kraft zu. Am nächsten Tag ging ich bereits in der Stube herum, und nachmittags beobachtete ich, am Fenster sitzend, die spazierenden Häftlinge nach dem eben abgehaltenen Appell. In der Menge sah ich Edek Galinski, der mir ein Zeichen gab, dass er mir etwas zum Essen gebracht hatte. Es stellte sich heraus, dass es eine riesige Gurke war, die Edek dem Gärtner des Kommandanten Hoess abgeschwätzt hatte. Ich beschloss, diesen Leckerbissen nachts zu essen, um ihn mit niemandem teilen zu müssen.

«Tolinszcak» schlug vor, mit ihm zusammen auf den Hof des Krankenbaus zu gehen, anstatt in der Stube im Gestank und stickiger Luft zu sitzen. Ich hielt mich am Geländer fest und ging mit eigener Kraft hinunter. Auf einer Bank vor dem Block 21 sassen einige gute Bekannte, die sich lebhaft miteinander unterhielten. Wir setzten uns zu ihnen. Es war lustig. Lediglich Czesiek S., der gewöhnlich voller Humor war, sass schweigsam und düster da.

«Was ist mit dir, Czesiu? Bist du krank oder was?» fragte einer ihn schliesslich. Czesiek seufzte tief und sagte endlich laut die Worte, welche ihm seit längerer Zeit auf der Zunge lagen und die er immer wieder zurückgedrängt hatte, um unsere fröhliche Stimmung nicht zu verderben.

«Ihr macht hier Spässe, und für morgen ist eine grosse Entlassung angekündigt! Sämtliche Kranke, ohne Ausnahme, sollen nach Birkenau gebracht werden, und es ist ja bekannt, was das bedeutet... Schon heute darf man keinen Kranken ins Lager entlassen ...!» schloss er und schaute bedeutsam in meine Richtung. Ein dumpfes Schweigen begann. Czesiek bemerkte, welchen furchtbaren Eindruck diese Hiobsbotschaft auf uns machte, und versuchte uns zu trösten, man sah

aber, dass er es ohne Überzeugung tat. «Vielleicht gelingt es noch, etwas zu tun ... wenigstens für ein paar...»

Völlig zerschlagen von der schrecklichen Aussicht der morgigen Selektion, schlich ich auf meinen Block. Ich war so froh, dass es mir gelungen war, dieses teuflische Fleckfieber zu überleben ... Vielleicht ist es nicht wahr-hoffte ich noch. Ich suchte den Arzt, der mich die ganze Zeit meiner Krankheit hindurch behandelt hatte. «Doktor», fragte ich ihn frei heraus, «weisst du etwas über eine Selektion morgen?»

«Eh, etwas wird wohl sein ... Wie immer!» winkte er ab. «Täglich werden doch die Schwerkranken für die Spritzen geholt ... Dich betrifft es nicht mehr! ... Du hast doch die Krisis hinter dir ... Du kannst ruhig schlafen!» Trotz allem schien es mir, dass er ohne grosse Überzeugung sprach. Sicher wollte er die Wahrheit vor mir verheimlichen, um mich nicht unglücklich zu machen – dachte ich.

Wenn es wirklich so sein sollte, würde sowieso nichts mehr helfen. Die ganze Nacht sass ich am Fenster und konnte kein Auge schliessen. Die Gurke, von der ich mir einen so grossen Genuss versprochen hatte, ass ich ohne Appetit auf, einfach so, damit sie nicht verdarb. Voll Unruhe wartete ich auf das Morgenrauen.

Am Morgen war das erste beunruhigende Symptom die Anordnung strenger Lagersperre, die meine schlimmsten Befürchtungen bestätigte. Ohne Zweifel sollte das durchgeführt werden, was ich diese ganze durchwachte Nacht mit Angst erwartete ... die Selektion.

Kapitel XLIII

Der erste Vorbote der Selektion war die Versammlung aller Kranken auf den Stufen, die auf den Hof führten. Dort standen bereits Dr. Entress und der SDG Klehr in Begleitung des Blockältesten Fred Stessel, der eine Liste in der Hand hielt, von der er der Reihe nach die Nummern der kranken Häftlinge vorlas.

Zweihundertneunzig – ich wurde als dritter oder vierter vorgelesen. Entress warf kaum einen Blick auf mich, und der Blockälteste befahl mir, mich zusammen mit meinen Vorgängern auf die rechte Seite des Hofes zu stellen. Nachdem einige Dutzende von Nummern vorgelesen waren, wusste ich, dass die Gruppe, in der ich mich befand, die grössere war. An der Wand des Blocks 21 stand abgetrennt eine verhältnismässig kleine Gruppe von Häftlingen, die sich aus dem Krankenbaupersonal zusammensetzte. Es unterlag also keinem Zweifel, dass ich mich unter denen befand, die auf den sogenannten Schonungsblock nach Birkenau, also ins Gas, gebracht werden sollten. Roman, ein alter und erfahrener Häftling, obwohl noch etwas schwerhörig nach dem überstandenen Fleckfieber, spürte auch, wonach das roch. Wir hielten uns also zusammen und versuchten, uns näher an den Block 21 zu schieben, in der Hoffnung, uns der Gruppe der dort stehenden Pfleger anzuschliessen. Die Lastwagen kamen. Der Lagerälteste Bock öffnete das Tor des Hofes, an dem sich sofort Klehr und neben ihm einer von der Schreibstube aufstellte. Man begann, die Nummern in derselben Reihenfolge, wie es vorher der Blockälteste getan hatte, aufzurufen. Roman und ich meldeten uns nicht. Wir wurden ein paarmal aufgerufen, da sich aber niemand meldete, las man weiter. Wir bewegten uns langsam, ständig in jene ersehnte Richtung und kamen schliesslich unter die Fenster der Schreibstube des Blocks 21, unter dem sich ein Einsteigeloch in den Kanal befand, das mit einer Betonplatte zugedeckt war. Wir waren am Ziel. Unter grosser Anstrengung gelang es uns, die schwere Platte fortzuschieben. Das dunkle und stinkende Innere des Kanals sah bei Weitem nicht einladend aus. Nur darin aber sahen wir unsere einzige Rettung.

Währenddessen wurde das erste Auto mit den Kranken beladen. Es gab keine Zeit mehr zu überlegen. Gleich könnten sie die Suche nach den fehlenden Nummern wiederholen. Roman stützte sich mit den Ellbogen an die Wand des Kanals und glitt in die schmale Öffnung; als er endlich mit den Füßen einen Halt ertastet hatte, stand er fest und redete mir zu, es ihm nachzumachen. Ich schwankte aber noch, weil ich die versteckte Hoffnung hatte, dass es mir doch noch gelingen könnte, irgendwie an die Gruppe der Pfleger zu gelangen, in der Julek und Marian absichtlich Unruhe hervorriefen, um mir zu erleichtern, ungesehen zu der Gruppe zu stossen. Ich beschränkte mich also nur darauf, die

schwere Betonplatte auf ihre richtige Stelle zurückzuschieben, wobei mir die Kranken halfen, ohne Ahnung von dem Schicksal, das sie bald erwartete.

Inzwischen wurde das zweite Auto beladen. Auf dem Hof wurden aber die Kranken nicht weniger, weil Dr. Entress ständig neue Kontingente schickte. Endlich gelangte ich zu der Gruppe der Pfleger. Marian Kieliszek warf mir die Pflegerhose zu, die ich sofort anzog. Jetzt ähnelte ich schon den Häftlingen vom Personal des Krankenbaus. Bald setzte sich das Auto in Bewegung und brachte die Selektierten nach Birkenau. In diesem Augenblick war die Gefahr gebannt. Klehr begab sich mit der Liste in der Hand in die Schreibstube und wollte anscheinend feststellen, was mit den fehlenden Nummern geworden war. Mit dem Abgang des SDG brach auf dem Hof ein Durcheinander aus. Ich benutzte es, um Jasio Szary – damals der Hauptschreiber des Krankenbaus – zu bitten, mich irgendwie von der Liste zu streichen, auf der ich leider immer noch stand.

«Vorläufig lässt sich nichts machen ...!» antwortete er und breitete ratlos die Arme aus. «Sowohl Entress wie auch Klehr geben die Listen nicht aus der Hand ... Vielleicht gelingt es mir später, etwas zu tun ...!» fügte er hinzu, da er sah, wie ich vor Aufregung zitterte. Zum Schluss gab er mir einen belehrenden Rat, in der Absicht, mich noch irgendwie zu trösten:

«Wenn deine Nummer wieder aufgerufen wird, melde dich auf keinen Fall! ... Vielleicht werden wir dich irgendwie durchschmuggeln!»

Das war eine schwache Hoffnung und ein zweifelhafter Rat! Besonders jetzt, als der SDG Klehr wieder auf dem Hof erschien und die Kranken zurück an eine Stelle trieb, die vom Platz des Krankenbaupersonals entfernt lag, mit dem sie sich zu mischen versuchten. Es gelang ihm, eine gewisse Ordnung zu schaffen, und er sah sich jetzt die Pfleger genau an, ob sich nicht irgendjemand unter ihnen versteckt hätte. Er erkannte mich sofort.

«Welche Nummer hast du?» fragte er scharf, da er sich erinnerte, dass ich doch auf seinen Befehl hin entlassen worden war. «Du bist kein Pfleger! Welche Nummer hast du?» fragte er wieder, bereits sehr wütend. Von Angst gelähmt, flüsterte ich kaum hörbar meine Nummer. Klehr hypnotisierte mich mit seinem durchdringenden Blick wie eine Schlange ihr Opfer.

«Ich bin gesund, Herr Oberscharführer!» Plötzlich ging meine Zunge wie geölt. «Ich kann arbeiten, ich wollte nicht zum Schonungsblock gehen», ich versuchte, mit meinem schlechten Deutsch Klehr zu erweichen. Der aber schnappte mich ohne viel Federlesen am Kragen meines Hemdes und, immer noch vor sich hin fluchend, zog er mich an die leere Wand des Blocks, wo er mir befahl, allein bis zur Ankunft des Autos zu warten. Ich war verloren. Ich hörte bereits das Motorgeräusch der aus Birkenau zurückkehrenden Autos, die

neue Häftlinge holen wollten, unter denen ich jetzt endgültig als einer der ersten sein würde. Das Tor wurde bereits geöffnet. Klehr liess kein Auge von mir.

«Doktor, Doktor», schrie ich verzweifelt, auf nichts mehr achtend, als ich Dehring sah, der gerade auf Dr. Entress, der in der Nähe stand, zuging. «Retten Sie mich! ... Ich will leben!»

Dr. Dehring machte eine ratlose Geste. Als er aber hörte, dass Klehr gerade meine Nummer aufrief, schrie er mir entschieden zu, trotz der ungeduldigen Aufforderung Klehrs stehenzubleiben.

«Geh nicht, ich versuche die letzte Chance! ... Ich laufe zu Dr. Entress!...» Unterdessen zog mich Klehr mit Gewalt zum Auto. Rechtzeitig noch kam Dehring, ganz ausser Atem, angelaufen und meldete sich bei Klehr. Der SDG war so wütend, dass ich dachte, er würde ihn schlagen. Er musste mich doch zurücklassen, weil Dr. Dehring meldete, Entress befehle ihn zu sich.

«Wiesiu!» sagte Dehring schnell, rot vor Aufregung, «Renne, so viel Kraft du nur in den Beinen hast, und melde dich bei Dr. Entress!... Er befahl mir, dich ihm vorzuführen!»

Ein Hoffnungsfunke gab mir Kraft. Entress stand mitten im Hofe, neben ihm Fred Stessel mit einem nichtssagenden Gesichtsausdruck und in Habachtstellung Klehr, der dienstteifrig zuhörte, was ihm der Offizier mit erhobener Stimme sagte. Als er geendet hatte, marschierte Klehr ab, ohne mich anzuschauen, während ich mich wiederum bei Entress meldete. Ich bemühte mich, einen möglichst guten Eindruck zu erwecken. Meine Anstrengungen mussten komisch ausgesehen haben, da er mich spöttisch anschaute und ein wenig ungläubig fragte:

«Bist du schon gesund?»

«Jawohl, Herr Obersturmführer!» Ich bemühte mich, meiner Stimme die Kraft zu geben.

«Also du bist ein alter Pfleger? Was?»

Ich nickte bejahend mit dem Kopf und war jetzt nicht mehr imstande, einen Ton herauszubekommen, weil ich spürte, dass die Sache eine für mich günstige Wendung annahm. Sogar Stessel, der sich bisher passiv verhalten hatte, nickte eifrig und erklärte Entress etwas mit Überzeugung. Ich wartete auf mein Urteil. Entress überlegte eine Weile, danach sagte er plötzlich streng:

«Du musst jetzt gut arbeiten! ... Verstanden?» Und indem er sich an Fred wandte, befahl er: «Sofort ins Lager entlassen!... Zuerst zum Kartoffelschalen!» fügte er schon viel milder hinzu.

«Danke schön, Herr Doktor», kam es aus mir heraus, weil ich mich nicht mehr beherrschen konnte.

Entress winkte mit einer ungeduldigen Geste ab, als ob er eine aufdringliche Fliege wgscheuchte. «Weg! ... Wegtret!»

Ich war noch niemals im Lager so glücklich gewesen wie in diesem Augenblick. Mit dem Gefühl einer nicht auszusprechenden Erleichterung ging ich in die entfernteste Ecke des Hofes. Nur weit vom Tor, hinter dem sich der wütende Klehr austobte und die Kranken und Rekonvaleszenten, die nicht so viel Glück hatten wie ich, auf die Autos lud. Trunken von meinem glücklichen Schicksal, vergass ich die anderen. Ich kam erst zu mir, nachdem alle Kranken fortgebracht worden waren. Während des Appells, bei dem irgendetwas nicht gestimmt hatte, erinnerte ich mich plötzlich an Roman. Er fehlte doch sicherlich!

«Roman sitzt dort im Kanal versteckt», vertraute ich meinem Nachbarn an. Nach einer Weile aber wurde Roman aus dem Fleckfieberblock herausgeführt. Es stellte sich heraus, dass er den Appell nicht gehört hatte und unter dem Bett lag, wo ihn einer der Pfleger aus Block 20 versteckt hatte.

Unmittelbar nach dem Appell wurde ich aus dem Krankenbau ins Lager entlassen.

Kapitel XLIV

Am nächsten Morgen brachte mich Otto in den Kartoffelraum. Ich hatte leichte Arbeit beim Kartoffelschälen. Die Köche, die mich noch als Angehörigen des Krankenbaus kannten, fütterten mich zusätzlich, besonders Kazek Szelest, der zu seinem früheren Lagerberuf als Koch zurückgekehrt war. Nach einigen Tagen fühlte ich mich bereits so viel besser, dass ich an die Rückkehr nach Buna dachte. Ich kam aber nie wieder dorthin zurück. Das Kommando Buna wurde im Zusammenhang mit der Fleckfieberepidemie, die nach der berühmten «Entlausung» nicht schwächer geworden war, liquidiert. Man sprach davon, dass dort ein gesondertes Nebenlager des Auschwitz Lagers errichtet werden sollte. Ich bedauerte sehr, dass ich Frau Zommer und die Leute aus Monowitz nie wieder sehen sollte, mit denen ich mich während meiner Arbeit in Buna so verwachsen gefühlt hatte. Ich beabsichtigte nicht, wieder in den Krankenbau zu gehen. Dort lauerte der Tod. Am besten wäre es, zu einem Aussenkommando zu kommen, weit weg vom Krankenbau, den Selektionen, dem Lager. Unter dem Eindruck der Erzählungen eines Kameraden, der Wunderdinge von der Arbeit in Harmensee verkündete, bereitete ich mich für dieses von dem Stammlager weit entfernte Kommando vor. Die Häftlinge arbeiteten dort bei der Fisch- und Geflügelzucht. Mit den Augen meiner Phantasie sah ich mich bereits, wie ich fette Hähnchen und herrliche Karpfen verspeiste. Otto, den ich seit einigen Tagen ständig gequält hatte, mir die Versetzung zu diesem vielversprechenden Kommando zu verschaffen, brachte mir schliesslich eine gute Nachricht. Morgen sollte ich nach Harmensee verlegt werden. Ich war vor Freude ganz von Sinnen. Ach, dieser Otto ist doch ein feiner Kerl! Sooo ein Kommando! Es ist nichts zu sagen, ich habe wirklich Glück! ... Jetzt wird das richtige Leben beginnen!

Ich lief in den Krankenbau, um den Kameraden die gute Nachricht mitzuteilen. Ich versprach jedem solche Fische und dem Doktor Dehring – dem gegenüber ich eine nicht abzuzahlende Dankesschuld für die Rettung meines Lebens hatte – verpflichtete ich mich, sooooo ein Huhn zu schicken. Wie glücklich war ich damals!...

Der grüne Kapo begrüsst mich kühl. So eine alte Nummer und so ein Muselman? Wen hatte mir dieser Otto hergeschickt? Der Kapo schien deutlich unzufrieden zu sein. Nachdem er mich von allen Seiten angeschaut hatte – trotz einiger Erholungstage beim Kartoffelkommando und der zusätzlichen Fütterung durch die wohlwollenden Köche sah ich nicht besonders aus –, verkündete der enttäuschte Kapo, dass ich eine leichte Arbeit bekäme, bis ich mich erholt hätte. Na, das ist nicht so schlecht! dachte ich mir.

Auf dem Hof neben einem grossen gemauerten Gebäude, das wie ein Getreide-

speicher aussah, arbeitete ein Häftling beim Kalklöschchen. Dorthin führte mich der Kapo.

«Vorläufig wirst du ihm helfen... und später... werden wir sehen!» sagte er, nachdem er dem Häftling eine Instruktion erteilt hatte, entfernte er sich in Richtung der Vorwerkgebäude. Wir blieben allein.

«Na, was ist, Bruder? Was bist du denn so verängstigt?» fragte der Häftling, nachdem er meinen unsicheren Gesichtsausdruck gesehen hatte. «Ich zeige dir gleich, was du zu tun hast!»

Die Arbeit ging nicht gut voran, der Schweiss trat mir auf die Stirn, nach einer Weile war ich bereits sehr müde. Das Kalklöschchen war keine leichte Arbeit. Währenddessen mischte mein Kamerad den Kalk ohne jegliche Anstrengung. Er war nackt bis zur Taille. An seinem mächtigen Körper zeichneten sich die kräftigen Muskeln deutlich ab.

So einer kann arbeiten! dachte ich und stützte mich auf die Stange, um mich auszuruhen.

«Steh doch nicht da, Bruder, wie eine Nutte auf der Hochzeit!» sagte er bedächtig und warf mir einen Blick zu, ohne die Arbeit zu unterbrechen. Ich begann wieder, diesen verfluchten dickflüssigen Kalk zu mischen.

«Oho, ich sehe schon, du bist ja schwach!» fing er wieder an mit einem mitleidigen Klang in der Stimme. «Mische doch ganz oben, dann wirst du dich nicht so anstrengen!» riet er nach einer Weile. «Ich werde die Arbeit schon für dich schmeissen! ... Pass nur auf den Kapo auf, das ist ein echter Hurensohn!» Er ist ein anständiger Kerl! dachte ich und befolgte seine wertvollen Vorschläge. Dabei sieht er wie ein Räuber aus mit dieser flachen Nase.... Er war sehr redselig. Er fragte mich über alles aus. Ich musste ihm erzählen, woher ich stammte, warum mich die Gestapo verhaftet hatte, wo ich gearbeitet hatte und so weiter und so fort. Ich sagte ihm, dass ich erst vor ein paar Tagen das Fleckfieber überstanden hätte, um ihm zu erklären, warum ich mich so schwach zeigte.

«An mich, Bruder, geht keine Krankheit ran ... auch kein Fleckfieber! Ich bin gesund wie ein Stier!» Bei diesen Worten klopfte er mit der Hand auf seine breite Brust, dass es nur so hallte.

«Nur zum Fressen habe ich immer zu wenig, verflucht noch einmal!» seufzte er schwer. «Es gab Zeiten, gute Zeiten! Jetzt ist's Scheisse!» schloss er wütend, spuckte fest in die Hände, rieb sie so, dass die Finger in den Gelenken krachten, und begann wieder energisch den Kalk zu mischen.

Ich fragte ihn, was die Bezeichnung unseres Kommandos «Harmensee-Schule» bedeutete und wo der Rest der Häftlinge arbeitete, weil ich ausser ihm und dem Kapo noch niemanden gesehen hatte. Wo war denn diese Geflügel- und Fischzucht, von der ich mir so viel versprach?

«Bruder, schlag dir das aus dem Kopf, dass du hier Fische oder Hühner zu es-

sen bekommst! Unser Kommando hat damit nicht viel zu tun. Bei den Teichen arbeitet ein anderes Kommando! Sogar ihnen fällt es schwer, etwas zu organisieren!... Jetzt vielleicht, im Herbst, bei der Abfischung wird etwas zu organisieren sein ... Bei dem Geflügel arbeiten ja ausschliesslich Frauen ... Wir Männer bauen nur die Hühnerställe. ... Das ist Maurerarbeit, Bruder! Und den Kalk, den kannst du nicht beissen», sagte er bedauernd. «Sei zufrieden, wenn du vom Lagerfressen eine volle Schüssel bekommst. Ich bekomme eine Zulage, weil der Kapo weiss, dass mein Bruder ein berühmter Boxer war. Übrigens, ich habe diesen Sport auch betrieben. Er hat mich gern, weil die Kapos im Allgemeinen nur die gesunden und starken Menschen achten. Na, jetzt weisst du, wer ich bin! Kolka! Bruder von Kolczynski! So, Bruder, und jetzt mischt man diesen verfluchten Kalk!» fügte er resigniert hinzu.

Ich hatte Glück mit den Boxern. Vor über zwei Jahren, als mir meine Brotration gestohlen worden war und man mich noch hatte schlagen wollen, war der berühmte «Teddy», Tadek Pietrzykowski, zu meiner Verteidigung angetreten. Jetzt erledigte der Bruder des berühmten Kolczynski die schwere Arbeit für mich.

«Aber das ist noch nicht so schlecht», fuhr er fort und zwinkerte mir mit einem Auge zu. «Mit mir bist du nicht verloren. Es wird noch immer etwas zum Organisieren geben! Kopf hoch!»

Ein Lastwagen mit Anhänger, der hoch mit Säcken beladen war, fuhr vor. Er hielt nicht weit von uns neben dem Speicher. Der Kapo schrie in unsere Richtung, nachdem er von den Stufen der Fahrerkabine gesprungen war: «Los, abladen!»

Ich trippelte hinter Kolczynski her, der selbstbewusst vorwärts ging und die Hände rieb, als ob er vor dem Kapo demonstrieren wollte, wie sehr er sich darüber freute, dass ihn jetzt Arbeit erwartete. Der Kapo gab ihm einen freundschaftlichen Klaps auf die breiten Schultern. Es war deutlich, dass ihm dieser flachnasige Athlet imponierte. Nachdem er sich etwas abseits gestellt und sich auf einen Stock gestützt hatte, massierte der Kapo mit der freien Hand unter Grimassen und Stöhnen sein Kreuz.

«Verflucht noch einmal», lamentierte er auf seine Art. «Heute habe ich wieder einen Hexenschuss.»

Währenddessen warf sich Kolczynski fachmännisch den ersten besten Sack auf die Schulter und wartete, bis ich das gleiche tat. Ich wusste nicht, was sich in den Säcken befand und was für Gewicht sie hatten. Nach der Leichtigkeit, mit der Kolczynski mit dem Sack umging, dachte ich eher, dass sie sehr leicht wären. Ich wollte einen guten Eindruck auf den Kapo machen. Ich tat also dem Kameraden nach, griff mit einer Hand nach der Bindung des Sackes und legte mir mit der anderen Hand den Sack, den ich von unten festhielt, auf die Schulter. Als ich fühlte, dass der Sack bereits gut lag, schob ich mich von dem Wagen

fort. Plötzlich drückte mich eine höllische Last zu Boden, die Kniee knickten ein und der Sack schoss mir über den Kopf, so dass in meinem Hals etwas knirschte. Der mich beobachtende Kapo fluchte und wollte mit dem Stock auf mich losgehen. Kolczynski aber hielt ihn zurück und versuchte ihm dabei in Deutsch zu erklären: «Herr Kapo, er hatte Fleckfieber ... Der Doktor wird noch gut arbeiten. Aber jetzt ist er noch zu schwach. Jetzt werde ich ihm helfen!» Der Kapo verstand anscheinend etwas aus diesem Gebabbel, und die Tatsache allein, dass Kolczynski mich Doktor nannte, machte einen grossen Eindruck auf ihn.

«Wer ist Doktor?» fragte er erstaunt. «Der Muselmann? Du?» wandte er sich an mich. Zweifelnd, aber bereits in einem viel milderem Ton. Ich hatte keine Zeit zu verneinen, da Kolczynski mir verzweifelte Zeichen gab, dies nicht zu tun. Ich antwortete also stotternd:

«Ja, ja, ich bin Pfleger.»

«Und was suchst du, Herr Doktor, hierin meinem Kommando? Was?» fragte der Kapo misstrauisch und kniff dabei boshaft seine wässrigen Äuglein zusammen. Und wiederum sprang mir Kolczynski zur Hilfe:

«Fleckfieber ... Grosse Entlössung ... Er war entlassen vom Revier ins Lager.» Der Kapo überlegte eine Weile und schlürfte langsam: «Oh, mal sehen.» Er machte wieder eine Grimasse, weil er anscheinend erneut die Schmerzen im Kreuz hatte, plötzlich schaute er mich schnell an, als ob er mich zum erstenmal bemerkt hätte, drehte seinen rothaarigen Kopf zur Seite und wiederholte mit Interesse: «Pfleger ...!? Mal sehen, mal sehen.»

Aus der Fahrerkabine beugte sich der ungeduldige SS-Mann.

«Du sprichst zuviel, Kapo! Arbeiten!» trieb er ihn an.

«Los, abladen, los, habe ich gesagt!» schrie uns der Kapo an.

Kolczynski half mir, den Sack auf den Rücken zu laden, warf seinen Sack ebenfalls auf die Schultern, und wir begaben uns zum Tor des Speichers. Ich trug meinen Sack kaum bis zur eisernen Wendeltreppe, die auf den Dachboden des Speichers führte. Ich stellte den Sack ab, stützte ihn am Geländer und atmete schwer, unsagbar müde. Kolczynski aber, der bereits seinen Sack nach oben gebracht hatte, kehrte zurück, um sich mit meinem zu beschäftigen. Ohne Last stieg ich leicht auf den Boden.

«Du wirst die Säcke aufbinden und ihren Inhalt hier in die Holzkiste schütten. Das wird dich doch nicht müde machen, nicht wahr? Ich werde die Säcke tragen! ... Du musst nur rechtzeitig fertig werden», sagte er lustig. «Ich habe es ihm aber mit dem Doktor gut gegeben, was? Der Kapo hat ein fürchterliches Rheuma, gib dich also als Arzt aus und mach soviel Zauber, wie du nur kannst ... Irgendetwas hast du doch auf diesem Krankenbau gelernt?» fügte er hinzu, lächelnd, bereits unterwegs, um die nächste Ladung zu holen.

Das ist vielleicht ein Warschauer Pfiffikus! dachte ich mit Dankbarkeit und Bewunderung über Kolczynski. Als ich den Inhalt des ersten Sackes in die Kiste schüttete, war ich ganz baff vor Staunen: Grütze! Und im anderen: Gerstengraupen! ... Mein Gott!... So viel Fressalien!... Vor Aufregung wuchsen mir die Kräfte. Ich sprang herunter, um Kolczynski zu helfen, dessen Schnaufen bereits auf der Treppe zu hören war.

«Schau mal, wieviel Essen!» zeigte ich glücklich auf einen Berg von Gerstengraupen. Kolczynski pfiß vor Freude.

«Und ich habe gedacht, das sind Körner für die Hühner. Kopf hoch! Wir werden nicht vor Hunger sterben!» Er spuckte wiederum fest in die Hände und raste über die gewundene Treppe hinunter, wobei er zwei Stufen auf einmal nahm. Kolczynski schleppte unermüdlich die schweren Säcke, ich band sie auf und schüttete sie aus, wobei ich ihren Inhalt genau prüfte. Lupinen und Korn.

«Schluss!» sagte Kolczynski erleichtert und warf den letzten Sack ab. «Und jetzt, Bruder, holen wir uns unseren Lohn für die schwere Arbeit!» Ohne viel nachzudenken, stopfte er seine riesigen Taschen mit den Gerstengraupen voll. Ich tat das gleiche, aber in geringerem Mass, weil ich noch mager war und man mir nicht ansehen sollte, dass ich etwas eingesteckt hatte. Mit den leeren Säcken stiegen wir hinunter. Ich hatte etwas Angst, dass der Kapo unsere runden Kurven bemerken könnte und, schlimmer noch, ich war sicher, dass er sie bemerkt hatte, er durchsuchte uns aber nicht, Wunder über Wunder. Sein Blick glitt gleichgültig über unsere runden Gestalten, er meldete dem Fahrer, dass die Arbeit beendet sei, und humpelte, nachdem der Wagen fortgefahren war, sich auf seinen Stock stützend, ohne ein Wort davon. Wir blieben allein zurück. Das nutzten wir aus, um unsere wertvolle Beute in einem gefundenen Eimer zu verstecken, den wir unter dem Dachfuss des Speichers in dicht wachsenden Brennnesseln aufbewahrten. Wir hatten Vorräte für einige Tage gesammelt. Arbeit vortäuschend, warteten wir auf die Mittagspause.

Kapitel XIV

Das Mittagessen wurde im Vorwerk auf dem Schlosshof, wo die Wirtschaftsgebäude lagen, ausgegeben. Die Suppe war mehr als ausreichend. Mein Beschützer und Kamerad beim Kalkmischen verschlang zwei volle Schüsseln, die ihm der Kapo grosszügig zumass. Ich bemerkte, dass manche Häftlinge, besonders Maurer, die die Hühnerställe bauten, keinen besonderen Appetit verrieten. Also hatten sie hier ihre «Kanäle», um ein besseres Essen als das widerliche Lageressen zu organisieren. Die Frauen bekamen ihr Mittagessen auf der anderen Seite des Schlosses, an der Frontseite unter prunkvollen Kolonnaden, die den weiträumigen Balkon trugen, der mit Sezessionsornamenten geschmückt war. Die vollgefressenen Kapos und Vorarbeiterinnen schrien hysterisch und schlugen bei jedem Anlass die abgezehrten Jüdinnen. Angezogen in zerlumpte und schmutzige Uniformen, die von den ermordeten sowjetischen Kriegsgefangenen geblieben waren, mit unbedeckten Köpfen und Haaren, die ungleichmässig bis an die Haut geschoren waren, Gestank von ungewaschenen Körpern und Hühnerkot verbreitend, weckten sie gleichzeitig Abscheu und Mitleid.

Nachdem unser Kapo das Mittagessen verteilt hatte, flirtete er auf Teufelkomm-raus mit einer untersetzten vollbusigen Deutschen mit vulgärem Aussehen und einer Kapo-Armbinde. Sie machte sich aufdringlich an ihn heran. Das hinderte sie aber nicht, plötzlich zu den kämpfenden Häftlingsfrauen zu springen, die sich den Suppenkübel, auf dessen Boden etwas Suppe geblieben war, gegenseitig abzunehmen versuchten. Sie rannte wie eine Furie mit dem gehobenen Stock, bereit, Schläge zu verteilen, und schimpfte dabei in der eigenartigen Sprache einer Hamburger Prostituierten. Die Jüdinnen liefen verschreckt davon, und die Kapofrau, blind vor Wut, blieb mit dem Stiefelschaft an einem unsichtbaren Draht, der zwischen Pfählen um die Rasenfläche herum gespannt war, hängen, fiel der Länge nach auf den Boden und zeigte bei dieser Gelegenheit ihre kräftigen Gesässhälften. Die Männer, die diese Szene beobachteten, hatten eine ungeheure Freude daran, sogar der Kapo konnte sich das Lachen nicht verbeissen; als er aber sah, dass die Deutsche nicht aufstehen konnte, rannte er zu ihr, in der ritterlichen Absicht, seine Hilfe anzubieten, wobei er seinen Hexenschuss vollkommen vergass. Er half ihr aufzustehen, führte zärtlich die stark Hinkende mit dem zerschlagenen Knie zu den Stufen des Schlosses und betastete sie bei dieser Gelegenheit, was sie mit stoischer Ruhe ertrug. Und dann erinnerte sich der Kapo plötzlich an mich.

«Pfleger! Pfleger! He, du, komm her!»

Gehorsam nahm ich den Ruf zur Kenntnis. Die erstaunten Häftlinge traten aus-

einander und machten mir den Weg frei. Sie waren erstaunt, dass das Kommando in meiner unscheinbaren Person einen Pfleger erhalten hatte. Das Knie blutete. Ich wusch es mit kaltem Wasser aus, und das war eigentlich der ganze Eingriff. Kein Jod, kein Verband. Die Kapo zog ihr Kleid hoch und riss ein Stück Hemd ab, das den Verband ersetzen sollte. Ich begann also, ihr Knie mit diesem provisorischen Verband zu umwickeln. Die Kapo spreizte die Beine weit auseinander, um mir die Arbeit zu erleichtern, und schob ihr Kleid noch höher, bis zu ihren vollen Oberschenkeln, was auf meinen Kapo einen so starken Eindruck machte, dass er, ohne gross zu überlegen, ihre Brüste wie selbstvergessen knetete und dabei vorgab, sie festhalten zu wollen. Da ich festgestellt hatte, dass meine Samariterhilfe der Deutschen eine Erleichterung und meinem Kapo ein Vergnügen verschaffte, denn er konnte sich bei dieser Gelegenheit das Abtasten seiner leidenden Kollegin erlauben, versorgte ich das Bein länger, als es notwendig war. Mit dieser Tat gewann ich die Dankbarkeit der einen und der anderen Seite, und das war es doch, um was es mir ging. Ich nahm die Gelegenheit sofort wahr, um ihnen den Gedanken einzugeben, eine gemeinsame Handapotheke für beide Kommandos zu errichten. Sie bissen leichter an, als ich es erwartet hatte.

Natürlich! Der Kapo war Feuer und Flamme. Das muss sein! Gleich danach kamen ihm aber die Zweifel.

«Aber woher nimmst du Medikamente?»

«Aus Auschwitz», sagte ich. «Aus dem Revier...»

«Ja, du hast recht!» antwortete er überlegend und fügte dann im Befehlston dazu: «Sofort, schon morgen fährst du mit meinem Unterkapo ins Stammlager und holst die Medikamente! Verstanden?»

«Jawohl!» bejahte ich enthusiastisch. Alles entwickelte sich so, wie ich es ausgeheckt hatte.

«Und für Frauen auch!» verlangte die plötzlich interessierte Kapofrau, indem sie erklärend hinzufügte: «Du bist doch Pfleger, nicht wahr, du weisst, was ich meine?»

Ich verstand nicht, um was es ihr ging. Sie bemerkte es, und damit ich verstehen konnte, was sie im Sinne hatte, erklärte sie mir, wobei sie verschämt tat und dem Kapo einen unschuldigen Blick zuwarf: «Monatsbinden, du dummer Junge!»

Der Nachmittag verlief schnell. Die organisierten Gerstengraupen wanderten aus dem Eimer erneut in unsere tiefen Taschen und unter das Hemd. Nach beendeter Arbeit versammelte sich das ganze Kommando vor dem Schloss, wo die Anwesenheit geprüft wurde. Die SS-Männer kamen von ihren unsichtbaren Posten zurück. Über die Dämme zwischen den zahlreichen Teichen, später durch ein verlassenes Dorf, begaben wir uns, von den Posten bewacht, in unsere Unterkunft.

Der Kapo war aussergewöhnlich ruhig, offensichtlich machte sich der Hexenschuss mehr und mehr bemerkbar, denn er hinkte und stöhnte leise. Nach einem halbstündigen Marsch hielten wir vor einem gemauerten eingeschossigen Gebäude. Dieses Häuschen erinnerte an eine Dorfschule, es war mit einem Stacheldrahtzaun umgeben, und an allen vier Ecken standen Wachtürmchen, die deutlich die jetzige Bestimmung der ehemaligen Schule anzeigten. Auf diese Türmchen setzten sich die Posten nach einem kurzen Appell, der von dem Kommandoführer abgenommen wurde. Hinter dem Häuschen befand sich ein mickriger Garten mit einigen Obstbäumchen, auf denen es keine Spur von Früchten gab. Sicher wurden sie von den Häftlingen, die eine im Garten stehende Latrine benutzten, gepflückt, noch bevor sie reif wurden. Im Häuschen war es eng. Den Häftlingen standen lediglich zwei kleine Stuben zur Verfügung, in denen die dreistöckigen Pritschen und ein eisernes Öfchen kaum Platz fanden. In der Stube, die vom Kapo und seinem Gefolge belegt war, stand ausser den Pritschen ein grosser Tisch mit einigen Hockern. Die Fenster waren natürlich vergittert. Man durfte sich nur zu einer bestimmten Zeit ausserhalb des Gebäudes aufhalten, und zwar nur um die Notdurft zu verrichten. Wenn das Abendessen verteilt war, hatten wir freie Zeit für uns; was nutzte es aber, wenn es bereits dunkel war und die einzige kleine Lampe dieses stickige, enge und finstere Lokal nur schwach beleuchtete! Man wies mir die Pritsche im «dritten Stock», fast unter der Decke, zu. Ich war gerade dabei, mir die Schlafstelle herzurichten, als ich die Stimme des Kapos aus dem Nebenraum hörte, der mich zu sich rief. Seine Stimme war schmerzzerfüllt.

«Pfleger, komm zu mir!»

Er lag ausgezogen auf seinem Strohsack, jammerte und verfluchte seinen Hexenschuss.

Jetzt war es an mir, meine medizinischen Kenntnisse zu beweisen. Ich wusste nicht, womit ich anfangen sollte. Es gab keine Medikamente. Wenn man wenigstens eine Pille hätte, hier war aber gar nichts. Überhaupt nichts! Aus Erfahrung, weil ich selbst manchmal einen Hexenschuss hatte, wusste ich, dass bei diesem schmerzhaften Leiden eine Massage half. Ich hatte noch nie selbst massiert, aber auf dem Revier gesehen, wie es die Masseure mit echten Kenntnissen taten. Ohne Unsicherheit zu zeigen, begann ich mein Werk und versuchte dabei, den Eindruck eines Fachmannes zu erwecken. Ich tastete die am meisten schmerzende «Stelle» ab und begann gerade dort zu massieren, zuerst leicht, später immer stärker und stärker.

Der Kapo lag zuerst ruhig und liess geduldig meine Griffe über sich ergehen. Als ich aber an den am meisten schmerzenden Stellen zugriff, hielt er es nicht aus. Er brüllte, quiekte, fluchte, unterwarf sich aber weiter meiner Behandlung. Ich unterbrach sie für eine Weile, um mich auszuruhen, weil ich bereits tüchtig

müde war, und der Kapo nutzte diese Zeit für die Turnübungen, um zu probieren, ob er sich jetzt besser bewegen konnte. Da er eine Besserung verspürte, animierte er mich zu weiterer Massage.

«Weiter, weiter, Pfleger, es ist schon viel besser!»

Es blieb mir nichts anderes übrig, als diesen Kerl weiter zu massieren. Ich improvisierte, klopfte, wiegte und kniff so lange, bis ich erreichte, dass der Kapo endlich jämmerlich von sich gab: «Genug!»

Die erste Probe meines neuen Berufes als ein «Wunderdokter» ging wohl gut vorbei, das bewiesen die Worte, die der zufriedene Kapo später fand: «Ab heute bist du der Kommandopfleger!... Und für Frauen auch!» fügte er hinzu und erinnerte sich anscheinend dabei an den Vorfall vom Nachmittag mit der Kapofrau, weil er sich plötzlich genüsslich reckte, so dass es in seinen Gelenken krachte. So hatte ich also Glück am ersten Tag meines Aufenthaltes beim Kommando Harmensee-Schule. Für gute Arbeit erhielt ich vom Kapo eine zusätzliche Ration Brot und das Versprechen eines ständigen Zuschlages zum Essen. Mit dem Gefühl grosser Erleichterung legte ich mich auf meine nicht sehr bequeme Pritsche und versteckte unter dem Kopf die soeben erhaltene Brotration. Sie sollte für das Frühstück bleiben. Bevor ich jedoch einschlief, begann mich etwas entsetzlich zu beissen. Im ersten Augenblick dachte ich, dass Flöhe über mich herfielen. In der Dunkelheit gelang es mir, einen zu fangen. In den Fingern spürte ich, dass dieses Etwas gross war. Ich zerdrückte es mit Abscheu und stellte dann nach dem Geruch mit Erschrecken fest, dass es Wanzen waren. Ganze Schwaden von Wanzen klebten sich an mich, den frischen Blutgeber. Läuse, Flöhe, daran war ich gewöhnt, aber Wanzen hatte ich bei uns im Lager noch nicht getroffen! Der Teufel sollte sie holen!

Ich schlief erst gegen Morgen ein, mit dem festen Entschluss, den Wanzen einen gnadenlosen Kampf anzusagen. Zu den Medikamenten, die ich in einigen Stunden hierherbringen sollte, fügte ich noch «Cuprex» hinzu, ein Mittel gegen Insekten.

Kapitel XLVI

Ich fuhr nach Auschwitz mit einem Fuhrwerk, in Begleitung eines Postens und des Fuhrmanns, der Vorarbeiter war. Es war früh am Morgen, die Sonne drang kaum durch den milchigen, feuchten Nebel. Unterwegs gingen zahlreiche Frauenkommandos an uns vorbei, die sich aus dem Frauenkonzentrationslager zur Arbeit nach Harmensee begaben. Jede der Frauen hatte mindestens zwei Ziegelsteine zum Bau der Hühnerställe bei sich. Unser Posten begrüßte fröhlich die bekannten Aufseherinnen, die von dressierten Hunden begleitet wurden. Die Frauenkapos spornten mit Geschrei und Schlägen die ausgemergelten Frauenhäftlinge an, die sich unter dem Gewicht der kilometerlang getragenen Ziegelsteine beugten. Nachdem wir das ausgestorbene Dorf passiert hatten, kamen wir auf offenes Gelände. Hier wurde der Nebel immer dünner, und man sah jetzt von Weitem die hochragenden zahlreichen Wachttürme sowie die flachen Blocks des Lagers Birkenau. Gleich hinter dem Eisenbahnübergang, einige hundert Schritte rechts, waren die Gebäude der Gärtnerei Rajsko sichtbar. Nachdem wir an ihnen vorbeigegangen waren, kamen wir in die Nähe des Stammlagers von Auschwitz, worauf Tausende von Häftlingsscharen deuteten, die mit einem Lied auf den Lippen zur Arbeit marschierten. In den hölzernen Gebäuden des Industriefhofes liessen wir unser Fuhrwerk zurück und begaben uns, ohne Posten – da wir uns innerhalb der grossen Postenkette befanden –, auf die Blockführerstube, von der aus wir nach einer Meldung das Lager betraten. Ich verabedete mit dem Vorarbeiter, dass er mittags auf das Revier kommen, mich abholen und mir dabei helfen sollte, die Medikamente zu tragen. Ich selbst begab mich zu dem Lagerältesten Bock und bat ihn um Zuteilung von Medikamenten für das Kommando. Bock befahl mir, auf den Dachboden des Blocks 28 zu gehen, wo gegenwärtig in einer grossen Aktion alle Medikamente sortiert wurden, die aus dem Besitz der massenweise in das Lager gebrachten Menschen stammten. Die wohlwollenden Kameraden packten mir zwei grosse Koffer mit allerlei Medikamenten voll und gaben mir gleichzeitig genaue Instruktionen, gegen was sie verabreicht werden sollten, denn sie wussten genau, dass ich nur ein «Kommandowunderdoktor» war. Ich vergass auch das «Cuprex» und die Hygienebinden nicht, was einen der Kameraden dazu verführte, mir eine belehrende Gebrauchsanweisung zu geben, wie ich sie meinen Patienten anzulegen hätte. Aus der Diätküche bekam ich auch ein paar Lebensmittel, wie Weissbrot, Grütze, Griess und Zucker, die für «Magenkranke» bestimmt waren und die, was ich im Voraus wusste, von der Kapo beschlagnahmt würden. «Tolinszczak» sorgte ausserdem dafür, dass ich genügend Tropfen, die nach Alkohol rochen, wie Baldrian oder

andere, bekam. Ich nahm keine Spritzen mit, weil ich damit nicht umzugehen verstand. Sie waren auch zu wertvoll, da es niemals genug davon gab, um die Bedürfnisse des Reviers zu decken. Jemand warf mir noch ein paar Flaschen mit einer Flüssigkeit mit Mentholgeruch zum Mundspülen dazu, die angeblich mit Spiritus angemacht war. Den Geschmack dieses «Franzbranntweins» – wie man im Lager dieses Wasser nannte – kannte ich noch aus der Zeit meines Aufenthalts im Lager, als jemand plötzlich entdeckte, dass diese Flüssigkeit an Schnaps erinnerte; ich hatte sie probiert und mit meiner Gesundheit dafür bezahlt.

Die Wirklichkeit ging weit über meine kühnsten Erwartungen hinaus. Ich war im Besitz von Medikamenten, die eine längere Zeit hindurch für die Bedürfnisse eines grossen Kommandos genügen konnten. Sobald der Kapo den Inhalt der beiden grossen Koffer zu sehen bekam, würde ich sicher in seinen Augen steigen und ihn in der Überzeugung stärken, dass ich als Pfleger in seinem Kommando unentbehrlich wäre. Während Bock mir eine Genehmigung zum Abtransport der Medikamente aus dem Lager besorgte und ich auf meinen Vorarbeiter wartete, besuchte ich meine Kameraden, um ein wenig mit ihnen zu plaudern.

Auf dem Revier stand es nicht zum Besten. Entress machte häufige Selektionen, so dass die Schwerkranken massenweise gespritzt wurden. Der SDG Klehr, mein besonderer «Freund», wütete und verabfolgte täglich einige Dutzend Phenolspritzen. Panszczyk wurde ganz firm in diesem Handwerk und sekundierte ihm tapfer. Seit einiger Zeit begann sich die Politische Abteilung für die Tätigkeit des Krankenbaus zu interessieren, vor allem von dem Zeitpunkt an, als sie bemerkte, dass in der letzten Zeit einige Lagerspitzel starben, die als Funktionshäftlinge oder Kranke aufs Revier geschickt worden waren. Letzthin waren plötzlich auch ein paar Kapos gestorben, die sich durch aussergewöhnlichen Eifer beim Morden und Misshandeln der Häftlinge ausgezeichnet hatten. Daher kam die gespannte und nervöse Atmosphäre. Nicht genug, dass der Krankenbau der Mehrzahl der Häftlinge verhasst war – weil er im Allgemeinen eine Liquidationsstätte war –, er bekam auch zusätzlich einen schlechten Ruf in den Augen der Lagerprominenz, die der Meinung war, sie müsste wegen ihrer Funktionen besonders behandelt werden. Die Politische Abteilung schickte nach dem Verlust der alten Spitzel neue auf den Krankenbau, um die sie sich – durch die vorhergehende Erfahrung klüger geworden – besonders kümmerte, womit sie ihnen in vielen Fällen das Leben rettete, es gleichzeitig aber uns möglich machte, sie zu erkennen. Die Position von Bock, als Lagerältester des Krankenbaus, wurde durch die Reibereien innerhalb des Personals geschwächt; ein Teil wollte sich Bocks entledigen und warf ihm fachliche Unkenntnis und das Favorisieren einer Gruppe von jungen Männern vor, die für den Krankenbau nutzlos war und von ihm zum Teil verdorben wurde. Die Politische Abteilung dagegen

sah in ihm den Fürsprecher der Polen, die im Krankenbaupersonal die Mehrheit bildeten. Es hing Böses in der Luft.

Gienek Obojski, allgemein beliebt, bisher ruhig und ausgeglichen, geriet in Auseinandersetzungen mit einigen Blockältesten und kämpfte mit ihnen einen ungleichen Kampf, den man später im Lager laut kommentierte. Während seiner täglichen Arbeit, dem Einsammeln der Toten auf den Blocks – es gab sie ja immer-, machte er einem Blockältesten, der berühmt dafür war, die Häftlinge zu töten, um ihre Brotrationen zu gewinnen, den Vorwurf, dass er die Leichen vor den Leichenträgern versteckte und sie in der Liste der Lebenden aufführte, um so Lebensmittel für sie zu erhalten, und dass er andererseits die Arbeit der Leichenträger erschwerte und Durcheinander in das von ihnen geführte «Totenbuch» brachte. Dieses Buch musste stimmen, andernfalls klappte es bei den Appellen nicht. Obojski wusste von den dunklen Machenschaften der Blockältesten und ertrug sie so lange, bis er es nicht mehr verantworten konnte. Zuerst war es zu einem Streit, später zum Handgemenge gekommen. Als erster schlug der Blockälteste, und Obojski gab es ihm, ohne lange zu warten, mit einem entsprechenden Schlag zurück. Der Blockälteste lief blutverschmiert, schreiend hinaus, um Verstärkung zu holen. Eine gut eingespielte Bande von Mördern warf sich auf Gienek, der aber, da er kein Krüppel war, den Angreifenden die Stirn bot wie Longinus Podbipieta den Tataren aus dem berühmten Buch von Sienkiewicz. Er nahm einen der Angreifer in seine starken Arme und schleuderte ihn herum, wobei er die übrigen mit dieser lebenden Waffe schlug. Da sie dem in Wut geratenen Obojski nicht beikommen konnten, rannten die Geschlagenen auf die Blockführerstube zu den SS-Männern und meldeten ihnen, dass im Lager ein «Aufstand» der Polen ausgebrochen sei.

Palitzsch kam als erster angerannt, um die Aufständischen niederzuschlagen, im Vorgefühl, dass er dann genug Gelegenheit haben werde, sich auszutoben. Als er aber nur den Obojski sah, der sich allein gegen eine Horde ausgewachsener und raffinierter Banditen verteidigte, der nicht nur tapfer kämpfte, sondern auch der Reihe nach jeden der Angreifer mit einem Knock-out erledigte, wurde er selbst wütend und begann die Blockältesten wegen ihrer Schwäche zu schlagen. Zum Schluss bekam Obojski eine Zulage dafür, dass er sich gut geschlagen hatte, den Blockältesten aber verordnete Palitzsch ermüdenden Sport, damit sie in Zukunft eine bessere Kondition hätten.

Die Kameraden erzählten mir über den Verlauf dieses dramatischen und bezeichnenden Vorfalls in Gegenwart von Gienek, der ihnen lächelnd vorwarf zu übertreiben, er widersprach aber nicht der Äusserung, dass er zu seiner Verteidigung den Blockältesten eine herbe Lehre erteilt hatte, ohne selbst grösseren Schaden zu erleiden.

In der Mittagszeit erschien der Vorarbeiter. Ich verabschiedete mich von den

Jungs und versprach jedem ein Hähnchen oder ein Fischchen, die ich selbst, notabene, bei meiner Arbeit in Harmensee noch nicht hatte zu sehen bekommen. Wir nahmen die Koffer mit den Medikamenten – den schwereren Koffer händigte ich dem Vorarbeiter aus, den leichteren Koffer behielt ich für mich – und begaben uns zum Ausgang des Lagers. Der Blockführer, der von dem SDG bereits vorher informiert worden war, stocherte nicht besonders in den Koffern herum, weil er im Grossen und Ganzen ihren Inhalt kannte, so dass wir nach einer Weile bereits im Industriebhof waren. Die Koffer wurden auf das Fuhrwerk geladen, und wir warteten auf unseren Bewacher. Der Posten, der ungeheuer neugierig war, was die Koffer enthielten, befahl, die Pferde zur Eile zu treiben, um so schnell wie möglich aus dem Lager zu gelangen. Sobald wir uns auf freiem Feld befanden, öffnete er sie. Angeblich aus Neugierde schaute er alles durch und nahm dabei ein paar Kleinigkeiten an sich. Ich war selbst neugierig, was sich in den verschiedenen Schächtelchen befand, deswegen öffnete ich sie der Reihe nach und hoffte auf mein Glück, da ich wusste, dass ein Teil dieser Medikamente noch nicht sortiert war. Unser Posten hatte sicher auch davon gehört, dass beim Sortieren der Medikamente, die bei den Zugängen requiriert worden waren, manchmal viele wertvolle Gegenstände gefunden wurden, weil die Häftlinge in ihrer Naivität glaubten, dass man ihnen, zwar alles andere, aber nicht die Medikamente abnehmen würde, und deshalb die Gegenstände bei ihren Pillen versteckt hatten. Ich hatte nicht das Glück, irgendetwas zu finden.

«Na, was hast du organisiert, Pfleger?» begrüßte uns der Kapo, sobald wir vor dem Schloss vorfuhren. Mit Genugtuung deutete ich auf zwei grosse Koffer, die im Korb des Fuhrwerks ruhten. Der Kapo piff vor Staunen. Er rief sofort nach seiner Kapokollegin, und sie begannen, die Medikamente anzuschauen und zu teilen. Das Weissbrot erkannte er selbstverständlich als sein Eigentum, beschenkte aber damit in charmanter Weise auch die Deutsche. Ich musste ihr auch sofort den Verband wechseln.

Der Kapo befahl, eine Handapotheke zu errichten, für die er einen Teil der Medikamente vorgesehen hatte. Diese Handapotheke sollte in unserem Haus untergebracht werden. Der Rest der Medikamente sollte im Schloss bleiben und auch den Frauen zur Verfügung stehen. Der «Franzbranntwein», der natürlich als solcher erkannt worden war, wurde zum ausschliesslichen Gebrauch des Kapos bestimmt. Als ich nochmals die Medikamente durchschaute, öffnete ich zufällig eine Schachtel, die Watte enthielt. Zu meinem Erstaunen und meiner Verzweiflung – der Kapo schaute mir die ganze Zeit über die Schulter – glitt zusammen mit der Watte eine goldene Herrenarmbanduhr aus der Schachtel, die von dem Kapo sofort beschlagnahmt wurde. Am Abend musste ich wiederum den schmerzgeplagten Kapo massieren. Er war jetzt leichter zu behandeln, weil

ich ihn mit Kampfersalbe einrieb. Die Uhr erwähnte er nicht, ausserdem war er angesäuselt. Er stank nach Alkohol, Kampfer und vor allem nach Menthol.

Der Kapo wanderte durch die Nacht, stiess an alle Ecken und suchte in der Dunkelheit nach dem Kübel. Er musste sich erbrechen. Es geschieht ihm recht! Jetzt, da die Wanzen, von «Cuprex» eingeschläfert, mir Schlaf gönnten, liess mich dieser Trunkenbold nicht in Ruhe. Ich gab ihm die ersten besten Tropfen, wonach er unerwartet in tiefen Schlaf fiel.

Am Morgen sah er wirklich krank aus. Als «Wunderdoktor» wusste ich, dass es sich dabei um Folgen einer Vergiftung mit Alkohol handelte, der mit verschiedenen Schadstoffen versetzt war. Der Geruch von Alkohol und Kampfer war verschwunden, er stank aber immer noch nach Menthol. Am Vortag musste er sehr tief in Gurgelwasser geschaut haben. Er beäugte mich scheel und murmelte wütend: «Franzbranntwein, Franzbranntwein!» Hab' ich ihn denn geheissen, gerade den zu trinken?

Kapitel XLVII

Bald stellte sich heraus, dass die wohlklingende Funktion eines Kommandopflegers leider eine Fiktion war. Der Kapo gab mir überhaupt keine leichtere Arbeit. Weiterhin löschte ich den Kalk oder hob die Gruben unter den Hühnerställen aus, die ich später bauen musste. Ich war einfach Maurer und die Pflegerstellung betrachtete der Kapo als meine zusätzliche Beschäftigung, indem er meine Freizeit hauptsächlich für seine Bedürfnisse ausnutzte. Je grösser meine Popularität als der einzige Pfleger war – ich konnte das schon nicht mehr rückgängig machen –, und zwar als einziger Pfleger für das ganze Harmensee-Kommando, wurde ich tatsächlich zu einem wirklichen «Wunderdoktor». Die Menschen brauchten Hilfe. Es war halb so schlimm, wenn es sich um die Verbände handelte. Schlimmer war es, wenn jemand wirklich krank war. Ich musste dann tatsächlich «zaubern», wie der einzige Eingeweihte, Kolczynski, zu sagen pflegte. Ich gab dann irgendeine Pille, meistens Aspirin-Tabletten, was nicht schaden konnte und manchmal sogar half. In drastischen Fällen schickte ich sie auf den Krankenbau in das Stammlager, wozu der Kapo manchmal seine Zustimmung gab. Die Zeit lief davon. Schon brach der Spätherbst an und damit hoffnungslose Grauwettertage und Kälte. Die Morgenstunden waren sehr kalt, der Tau verwandelte sich in Rauhreif; immer häufiger erinnerte ich mich an die guten Zeiten im Revier, wo man unter einem Dach arbeitete.

Eines herbstlichen Morgens, als ich die Ziegelsteine vom Abbruch säuberte, sah ich eine nicht enden wollende Kolonne von Frauen, die aus Richtung Birkenau kam. Jede der Frauen trug zwei oder drei Ziegelsteine, die sie auf einer bestimmten Stelle aufatmend hinwarfen. Darauf kehrten sie wieder um und kamen erst nach einigen Stunden mit einer neuen Ladung zurück. Die Frauen gingen barfuss, in abgenutzten Sommerkleidchen, durch die die nackten Körper schimmerten. Sie waren alle jung, braungebrannt, mit den Spuren einer noch nicht durch das Lager verwischten Schönheit. Es waren Jüdinnen aus dem holländischen Transport. Die SS-Frauen hetzten Hunde auf sie, und die Kapos misshandelten die Mädchen, die vor Angst fast von Sinnen waren, mit besonderem Eifer. Dieser traurige Zug kam zwei- oder dreimal täglich zu uns. Jeden Tag waren es weniger, und die, die am Leben blieben, sahen bereits nach einer Woche wie alte verbrauchte Frauen aus, in denen man schwer jene Mädchen von vor einigen Tagen wiedererkennen konnte. Noch ein paar Tage vergingen, und sie kamen gar nicht mehr. Sicher waren sie liquidiert worden, weil sie sich nicht mehr zur Arbeit eigneten. Unser Kommandoführer machte sich deswegen keine grossen Sorgen, es gab mehr als genug Ziegelsteine und die Hühnerställe waren fast fertig.

Der Gedanke an den herannahenden Winter entsetzte mich. Wie werde ich es hier in diesem armseligen Kommando aushalten, wenn ich mich jetzt bereits ständig schlecht fühlte und fror. Dazu kam noch, dass sich der Kapo in seinem Verhalten mir gegenüber geändert hatte und begann, mir zuzusetzen. Er litt weiterhin an Rheuma und Hexenschuss, von dem ich ihn nicht heilen konnte.

«Wie die Arbeit, so der Lohn.» Gemäss dieser weisen Losung hörte ich mit den mich quälenden und in den Augen der Kameraden erniedrigenden Massagen des Kapos auf. Ich arbeitete im Kommando genau wie die anderen, konnte zusätzlich als Kommandopfleger tätig werden, hatte aber nicht die Absicht, länger der «persönliche Arzt» des hochwohlgeborenen Herrn Kapos zu sein. Zum Teufel mit ihm! ... Er hatte seine Apotheke, er sollte also die Tabletten fressen, verschiedene Schmerztabletten, und er sollte sie mit Franzbranntwein herunterspülen, zu dem er zurückkehrte, nachdem der Schnapsvorrat erschöpft war, den er sich für die einem SS-Mann verkaufte Uhr zugelegt hatte. Meine Massagen hatten ihn zwar nicht geheilt, aber Besserung gebracht, deswegen wandte er sich eines Abends an mich, damit ich ihn massierte.

«Tabletten nicht gut!» sagte er und verzog den Mund. «Du sollst mich massieren!» fügte er befehlend hinzu.

Der Tod soll dich massieren! fluchte ich innerlich und bemühte mich um eine höfliche, aber ausweichende Antwort:

«Ich bin heute auch krank, Herr Kapo!... Ich habe Hexenschuss!» Um das zu demonstrieren, verzog ich das Gesicht schmerzvoll und griff nach der Hüfte mit einer von dem Kapo abguckten Bewegung. Ich schien übertrieben zu haben, weil er schrie und die aufsteigende Wut nur mühsam zurückhielt. «Was?»

Das Blut stieg ihm zu Kopf, er wurde ganz rot, beherrschte sich aber noch.

«Also, gut... gut!» zischte er. «Geh weg!»

Er rief nach seinem «Pipel».

«Stubendienst! Bring mir Kampfersalbe!...»

Der Stubendienst suchte eine Tube mit der Salbe und händigte sie seinem Herrn aus. Der Kapo schmierte sich eigenhändig die Salbe auf die schmerzenden Stellen und sprach zu sich selbst und halb zu dem «Pipel», aber so, dass ich es hören musste:

«Ja...! Jetzt muss ich das selbst machen!... Unser Herr Pfleger ist heute sehr krank!» und er fügte mit erhobener Stimme boshaft hinzu: «Er hat Hexenschuss! Hexenschuss!»

Das verhiess nichts Gutes. Ich hatte übertrieben! Am nächsten Morgen stand der Kapo zwar elastisch, aber böse auf. Er war energiegeladen und musste die Energie auf irgendwelche Weise loswerden. Er trieb uns durch die schmale Tür

auf den Hof hinaus, schrie und schubste, als ob wir alle auf einmal durch diese Tür gehen könnten. Da ich «den Hexenschuss» hatte, spielte ich weiterhin konsequent krank, drängte nicht und schleppte mich ganz am Ende. Als ich an der Tür stand, bekam ich unerwartet von hinten einen solchen Tritt, dass ich in Sekundenschnelle im Hof war, und zwar auf allen vieren. Ich stand sofort auf, spürte aber, dass mein Kreuz wohl verrenkt war. Der Schmerz verbreitete sich schnell, und ich konnte mich nicht mehr hochstrecken. Der Kapo, der sich nun beruhigte, versuchte diesen unglückseligen Tritt als Spass darzustellen. Er klopfte mir freundschaftlich auf die Schulter und sagte, wobei er sich um einen scherzhaften Ton bemühte:

«Weisst du, Pfleger, das ist die beste Massage gegen den Hexenschuss!» Er begleitete seine Worte durch einen leichten Stoss mit dem Knie in mein ziemlich schmerzendes Gesäss.

Während des Marsches zur Arbeit, als er sah, dass ich zusammengebeugt ging, klebte er an mir und versuchte, sehr freundschaftlich zu sein.

«Du musst einmal ein paar Medikamente organisieren! ... und den Franzbranntwein auch!» lachte er und zwinkerte vielsagend.

Warte, ich gebe dir den Franzbranntwein ... aber Phenol, du Hundesohn! ging es mir durch den Kopf, laut äusserte ich aber die Bereitschaft, viele Medikamente und noch mehr von seinem geliebten Franzbranntwein aus Schwitz zu bringen. Ich beschloss, diesmal die Gelegenheit beim Schopf zu fassen und, wenn es mir nur gelingen sollte, im Revier unterzukriechen, und nicht wieder zu diesem verrückten Kapo und dem Kommando zurückzukehren, da ich genug hatte, vor allem auch weil sich der Winter näherte.

Plötzliches Fieber, das ich aufgrund einer starken Erkältung bekam, beschleunigte meinen Entschluss. Auf jeden Fall verriet ich dem Kapo nicht, dass ich Fieber hatte und mich damit für den Krankenbau qualifizierte. Er hätte Verdacht geschöpft und mir die Fahrt zu den Medikamenten nicht erlaubt, aus der Befürchtung heraus, dass ich nie wieder nach Harmensee zurückkehren würde.

Kapitel XLVIII

In den ersten Oktobertagen war ich mit einem Fuhrwerk nach Auschwitz unterwegs, wohin mich der Kapo geschickt hatte. Ich hatte die feste Absicht, im Revier zu bleiben. Mit mir zusammen fuhr ein Häftling aus dem Fischereikommando, der von der Politischen Abteilung bestellt worden war. Man konnte leicht erraten, dass dies seine letzte Fahrt war. Bestimmt sollte er liquidiert werden. Der Häftling war wohl darüber im Bilde, weil er traurig mit versunkenem Ausdruck dasass und mit niemandem sprach. Ich nahm den Platz neben ihm ein. Hinter meinem Rücken sass der Fuhrmann, ebenfalls ein Häftling, der schnalzte und liebevoll auf das Pferd einredete, das faul den tief ausgefahrenen Weg vorwärts trabte. Uns gegenüber sass bequem der SS-Mann, unser einziger Bewacher. Er war schon älter, sah wie ein gemütlicher Kerl aus und war zufrieden, dass er hier ruhig sitzen konnte und nicht stundenlang auf irgendeiner Stelle der Postenkette mit schussbereitem Karabiner stehen musste.

Als wir Harmensee hinter uns gelassen hatten, befanden wir uns inmitten eines leeren Feldes, noch weit von Birkenau und noch weiter vom Stammlager entfernt. Rundherum war es still und leer, anscheinend verzögerte der Nebel, der die ganze Umgebung mit einem dichten Schleier einhüllte, den Abmarsch der Kolonnen zur täglichen Arbeit. Das war die ersehnte Gelegenheit für eine Flucht! Ich schaute ängstlich den neben mir sitzenden Kameraden an. Was wird wohl sein, wenn ihn plötzlich die Lust zum Fliehen übermannte? Eigentlich war das die einzige Chance, die ihm geblieben war. Würde er sie wahrnehmen? Was geschieht dann mit uns? ... Mit mir? ... Ich konnte mich überhaupt nicht bewegen ... Mit diesem Fieber und dem zerschlagenen Gesäss würde ich gar nicht weit kommen! Seit einer längeren Zeit bereits beobachtete ich den Posten, der sich vergeblich bemühte, eine Zigarette anzuzünden. Es klappte nicht, die Streichhölzer gingen immer wieder aus.

«Donnerwetter!» fluchte er und stützte den Karabiner auf den Rand des Fuhrwerkcorbs, der auf dem holprigen Dorfweg hin und her hopste. Der SS-Mann war vollkommen in das Anzünden der Zigarette vertieft. Wie verhext gingen die Streichhölzer immer wieder aus. Währenddessen glitt der Karabiner Zentimeter für Zentimeter immer weiter in die Richtung des Kameraden, bis er ihn schliesslich mit dem Lauf auf den Knien hatte. Der Häftling schien plötzlich aus seinem Nachdenken aufgewacht zu sein, er sah den SS-Mann an, der sich mit den Streichhölzern abquälte, und nahm den Lauf langsam in seine Hände, die rot vor Kälte und abgehärtet waren. Eine Flamme blitzte, das Streichholz ging endlich an. Der Posten inhalierte den ersten Zug und blies den Rauch befriedigt aus. Mit der freien Hand tastete er nach der Stelle, wo er vor Kurzem

den Karabiner abgestellt hatte und bemerkte erst in diesem Augenblick, dass ihn der Häftling in den Händen hielt. Der SS-Mann erstarrte. Er sass jetzt wie hypnotisiert, an seinen halbgeöffneten Lippen klebte die Zigarette und verbrannte langsam. Der Häftling, der die Waffe immer noch in den zitternden Händen hielt, schien unentschieden zu sein: schiessen, mit dem Kolben zwischen die Augen schlagen oder ihn einfach dem Deutschen zurückgeben. Es schien unendlich lange zu dauern. Der Fuhrmann, der nichts davon ahnte, was sich hinter seinem Rücken abspielte, pfiiff vergnügt weiter. Die Räder des Fuhrwerks brachen krachend die Eisschicht der gefrorenen Pfützen des Feldweges auf. Die Sekunden dehnten sich ins Unendliche. Nun sollte doch endlich geschehen, was sowieso geschehen musste! Ich war ganz nass von Schweiß und fühlte, wie mein Hemd an meinem feuchten Körper klebte. Wir fuhren so, ohne uns zu bewegen, ein grosses Stück des Weges weiter. Im Nebel des Frühmorgens zeichneten sich bereits die ersten Türme von Birkenau ab. Zwischen den Lippen des leichenblassen SS-Mannes brannte der Zigarettenstummel ab. Der Fuhrmann drehte sich um. Vielleicht spürte er plötzlich das Zittern meines Rückens, der den seinen berührte. Er verstand im Nu die Lage und versteinerte ebenso. Der SS-Mann lächelte plötzlich frei, nahm den Zigarettenstummel aus dem Mund, das Zigarettenpapier klebte ihm an den Lippen, er versuchte, es wegzuspucken, was ihm schliesslich gelang. Er griff in die Tasche, zog eine Blechdose heraus, streckte dann dem Häftling mit dem Karabiner die Hand entgegen und bot ihm eine Zigarette an, als ob gar nichts geschehen wäre. Diese Geste war gut berechnet. Der Posten war sich darüber im Klaren, dass der Häftling den Zeitpunkt zu handeln bereits verpasst hatte und die Nähe der Wachtürme stärkte seine Sicherheit. Mit einer einfachen natürlichen Geste entlud er die gespannte Atmosphäre. Der Häftling griff mit einer Hand nach der Zigarette und gab dem Posten mit der anderen den Karabiner zurück, ebenso natürlich, wie dieser ihm die Zigarette gegeben hatte.

Daraufhin gab der SS-Mann dem Häftling Streichhölzer. Die Streichhölzer wollten auch diesmal nicht brennen. Dann gab er ihm seinen Stummel, der noch glomm, damit er daran die Zigarette anzünden konnte. Der Häftling inhalierte jetzt tief und blies nach einer Weile bläulichen Rauch aus, der schnell im Morgendunst verschwand. Diese ganze Szene spielte sich in vollkommenem Schweigen ab, obwohl es so schien, als ob der Deutsche «Danke» flüsterte. Vielleicht habe ich mich aber verhört.

Noch am gleichen Tag kehrte das Fuhrwerk mit nur zwei Personen nach Harmensee zurück. Es waren der SS-Mann und der Fuhrmann-Häftling. Ich blieb auf dem Revier. Der auf die Politische Abteilung bestellte Häftling wurde auf dem Hof des Blocks 11 an der Schwarzen Wand, der Todeswand, erschossen.

Kapitel XLIX

Ich wurde als Kranker im Krankenbau aufgenommen. Ich hatte ziemlich hohes Fieber, es schien eine längere Krankheit zu werden. Nach drei Tagen jedoch fiel das Fieber, und ich war eigentlich gesund. Die Kameraden brachten mich in einer Stube im ersten Stock des Blocks 28 unter. Es waren fast luxuriöse Bedingungen, weil es dort Einzelbetten mit Laken und Bettbezügen gab. Es war eine Stube, die ausschliesslich für die Prominenz bestimmt war; dort lag lediglich etwa ein Dutzend Kranker. Der Stubendienst war Andrzej M., ein guter Kamerad von mir. Obwohl ich bereits gesund war, gab er mich immer noch als Kranken aus und fälschte meine Fieberkarte, die über dem Bett hing.

Der SDG Klehr schaute selten herein – hier gab es keine «Patienten» für ihn – und Dr. Entress noch seltener. Da ich Angst hatte, von Klehr wiedererkannt zu werden, verliess ich jedesmal nach der Warnung Andrzej's oder seines Bruders vor seiner Ankunft heimlich die Stube und versteckte mich meist im WC oder im Waschraum.

Es war bereits tiefer Herbst, mit Regen und Schnee, der Wind pffiff düster durch die Zweige der nahestehenden Pappeln, und ich lag unterdessen bequem in einem warmen Bett, geschützt und zusätzlich ernährt von den wohlwollenden Kameraden. Manchmal ging ich sogar so weit, mich abends ins Lager zu wagen, um meine Freunde zu sehen. Eines Tages brachte mich Edek Galinski auf den Block 4, wo die jüdischen Häftlinge wohnten, die in dem Aufräumungskommando, das man allgemein «Kanada» nannte, arbeiteten. Dort traf ich David wieder. Es ging ihm jetzt ausgezeichnet. «Kanada» war nicht Buna. David war vollgefressen, sah ausgezeichnet aus und war blendender Laune. Er erzählte, dass sie morgen einen grossen Transport aus Holland erwarteten. Das wird erst «Kanada»! Ich bekam von ihm eine Sardinendose und ein Stück Schokolade.

Eines Nachmittags, als ich im Bett liegend sanft schlummerte, kam Obojski aufgeregt in die Stube gestürzt.

«Wiesiek, komm gleich runter ... Ich zeige dir etwas! Du wirst dich freuen!»

Gienek führte mich in den Keller, in dem sich die Leichenhalle befand. Auf dem Beton lag wie immer ein Haufen Leichen. Daneben der grosse Körper eines Riesen mit einer Decke zugedeckt. Gienek zog mit einem Ruck die Decke weg und verbeugte sich charmant, wobei er mich mit den Worten erfreute:

«Hier, zu deinen Füissen, liegt dein Busenfreund!» «Leo!» schrie ich äusserst erstaunt.

Man muss den Tod achten, auch dann, wenn es sich um den schlimmsten Feind

handelt. Ich aber glühte förmlich vor Glück. Vor Freude legte ich einen verrückten Tanz aufs Parkett, sprang immer wieder über den riesigen Körper, der jetzt nicht mehr gefährlich war, berührte die jetzt schon erschlafften muskulösen Arme, von denen ich seinerzeit so viel Leid erlitten hatte, öffte ihn nach und zog über diesen Riesen her, vor dem das ganze Lager gezittert hatte, ich wohl am meisten von allen.

«Ich habe dich überlebt, du Bandit! Du hast mich nicht fertiggemacht! Dafür haben dich die Läuse aufgefressen!» triumphierte ich.

Von Gienek wusste ich schon von den Einzelheiten seines Todes. Er starb an Fleckfieber. Angeblich bemühte man sich, ihn um jeden Preis am Leben zu halten. Als Lagerältester von Birkenau waren ihm sämtliche Mittel zugänglich, um sich vor dem Typhus und vor seinen Folgen zu schützen. Man stopfte Medikamente und Spritzen in ihn hinein. Die Pfleger liessen ihn keine Sekunde allein. Und trotzdem hatte dieser starke und gesunde Organismus nicht durchgehalten. Trotzdem? Man munkelte später, dass jemand ihm geholfen hatte zu sterben. Er war also umgebracht worden. Angeblich wusste man sogar, wer es getan hatte. So oder so, das Lager hatte jedenfalls einen Banditen mehr verloren und ich einen Feind. So etwas erleichtert immer. An diesem Abend betete ich inständig und dankte Gott, dass Er einen der grössten Henker des Auschwitz Lager zu sich genommen hatte. Nur so weiter! Hoffnung erfüllte mein Herz. Vielleicht überlebe ich doch dieses Lager? dachte ich zum erstenmal in dieser Art, als ob es sich doch um etwas Mögliches handelte. Leider blieben noch andere, die noch grössere Verbrecher waren, als Leo Wietschorek. Klehr zum Beispiel. Ich mied ihn, wo ich nur konnte, doch er schnappte mich zuletzt doch noch. Ich kam gerade aus der Pflegerstube, wo man mir zusätzliches Essen gab und fiel direkt in seine Arme. Natürlich erkannte er mich sofort wieder.

«Was machst du hier?» fragte er und schaute mich prüfend an.

«Ich bin krank!» antwortete ich schnell, aber wenig überzeugend. Ich sah gut und gesund aus und erinnerte in gar nichts an einen Kranken.

«Krank bist du?! Ha, ha! Von welchem Saal bist du, was? Blockältester! Lagerältester!» schrie er so wütend, dass mir der Atem fast wegblieb. Ich fiel schändlich rein.

Er befahl, mich sofort ins Lager zu entlassen. Die Meldung werde er persönlich machen. Dem Blockältesten drohte er mit Bunker, Bock beschimpfte er fürchterlich, und mich hielt er wohl schon für einen, der «erledigt» war. Einmal war ich durchgekommen, jetzt war aber endgültig Schluss. Gegen Mittag rief mich Bock in sein Zimmer auf Block 21. Ich ging wie zu einer Hinrichtung.

Bock kniff seine kleinen Äuglein zu und beobachtete mich schweigend. Seine Mundwinkel zitterten, das schmale, faltenreiche Gesicht grimassierte, wie er es

gewöhnlich in Augenblicken grosser Aufregung tat oder wenn er guter Laune war. Schliesslich sagte er:

«Du hast Glück, mein lieber ... alter Spitzbube!»

Er ist guter Laune, stellte ich zufrieden und mit Erleichterung fest. Das ist ein gutes Zeichen.

«SDG Klehr macht mit dir... Schluss!» Das letzte Wort untermalte er mit einer ausdrucksvollen Geste, um zu zeigen, wie er es tun werde. «Aber ich werde ihm einen Streich spielen! Verstehst du?» Er versuchte, sich so einfach wie möglich auszudrücken, damit ich ihn verstand, weil er wusste, dass ich kaum Deutsch konnte. Bock also hatte beschlossen, um mich vor Klehr zu retten, mich aus seinem Gesichtskreis zu entfernen. Er nutzte die Tatsache aus, dass Klehr jetzt mit den Spritzen im Behandlungssaal des Blocks 20 beschäftigt war und dass gerade jetzt ein Sanitätswagen nach Birkenau fuhr, daher schrieb er mich nicht nur aus dem Revier, sondern auch allgemein aus dem Stammlager aus und versetzte mich in das Lager Birkenau. Wenn ihn Klehr nach mir fragen sollte, wollte er ihm meine Verlegungskarte nach Birkenau vorzeigen, wo sich, wie bekannt war, die Strafkompagnie befand, zu der Klehr mich schicken wollte. Klehr konnte zufrieden sein, ich aber sollte statt in die SK zu der Pflegergruppe kommen, die vorübergehend auf dem Revier des Frauenlagers arbeitete und einem anderen SS-Arzt sowie einem anderen SDG unterstand, eine Abteilung also, in der Klehr nichts zu suchen hatte. Nach einer Weile sass ich schon im Sanitätswagen, der mich nach Birkenau brachte. Dort sollte eine neue Etappe meines Lagerlebens beginnen.

Kapitel I

Nach einigen Minuten Fahrt hielt der Wagen mit dem Zeichen des Roten Kreuzes vor dem Tor des Frauenlagers. Die neugierigen Aufseherinnen schauten eine nach der anderen in den Wagen hinein, bis ein junger Blockführer uns erlaubte, in das Lager hineinzufahren. Wir kamen auf das Gelände innerhalb des Krankenbaus, der Sanitätswagen hielt vor einer kleinen hölzernen Baracke. Der SDG Scherpe öffnete die Tür des Wagens und befahl mir auszusteigen und die mitgebrachten Pakete mit den Medikamenten in die Baracke zu tragen.

Plötzlich war ich in einer anderen Welt. Im Nu war ich von einem Schwarm piepsender junger Frauen umgeben. Wie sehr unterschieden sie sich von denen, die ich zuletzt in Harmensee gesehen hatte. Vor allem hatten sie Haare auf dem Kopf, normales, langes Frauenhaar, sorgfältig gekämmt und mit sauberen Kopftüchern bedeckt. Sie trugen ordentliche gestreifte Kleidung, Strümpfe und Schuhe, sie erinnerten in nichts an die zerlumpten, schmutzigen, geschlagenen, ausgehungerten und gehetzten Frauen aus dem Aussenkommando. Es war offensichtlich, dass man sie, obwohl auch sie Häftlinge und wie alle Häftlinge rechtlos waren, milder behandelte als die anderen. Der SDG kannte sie sogar mit Vornamen, er behandelte sie freundlich und sie ihn mit einer gewissen Kameradschaftlichkeit. Als die Kapo des Reviers, eine gut aussehende «Politische» mit nettem Gesicht und rotem Winkel, eine Deutsche, und der sie begleitende SS-Offizier, Dr. Rhode, erschienen, liefen die Mädchen in Eile auseinander und setzten sich an ihre Büroarbeit. Man begann, die mitgebrachten Medikamente durchzugehen, in deren Verlauf Dr. Zbozien die Schreibstube betrat. Alle schienen mit den gelieferten Medikamenten sehr zufrieden zu sein, und das teilte sich sogar dem grossen und dicklichen SS-Arzt mit dem Burschenschaftlergesicht mit, der aber anscheinend ein Mensch mit menschlichen Gefühlen war. Ich stand allein und abseits in der Nähe des eisernen, rotglühenden Öfchens und sah mich neugierig um. Erst nach einer Weile bemerkte mich Dr. Rhode. Als er ein fremdes Gesicht sah, fragte er erstaunt: «Was macht der denn hier?» Ich nahm die Achtungstellung ein und begann die auswendig gelernte Meldeformel zu rezitieren. Ich beendete sie nicht, weil er mich in der Hälfte des Satzes unterbrach und sich mit einer fragenden Geste an den SDG wandte. Scherpe erklärte kurz meine Anwesenheit.

«Lagerältester Bock hat noch einen Tischler geschickt, Herr Obersturmbannführer!»

Zbozien schaute mich aus einem Augenwinkel schnell an, anscheinend erstaunt

über meinen neuen Beruf. Vom Revier her kannte er mich als Stubendienst und Leichenträger, jetzt kehrte ich zu meinem ersten Beruf im Lager zurück. Dr. Rhode schätzte kritisch meine Gestalt ab – die Schätzung fiel anscheinend günstig aus, weil ich gar nicht schlecht aussah – und sagte wie zu sich selbst: «Sehr gut, sehr gut! Wir haben hier viel Arbeit!» Darauf vertiefte er sich in ein Gespräch mit der Revierkapo. Dr. Zbozien erklärte mir, worin meine Arbeit bestehen sollte. Wenn mich Bock als Tischler hierhergeschickt hatte, sollte ich dem bereits im Kommando der Pfleger existierenden echten Tischler, Staszek Paduch, helfen.

«Staszek ist jetzt auf einem der Krankenbaublocks, such ihn. Ich muss gleich zu den Kranken gehen.»

Auf der Suche nach Staszek kam ich auf den Block 24, wo ich Julek K. traf, der im Auftrag von Dr. Zbozien als Betreuer des Blocks über das ganze Frauenrevier wachte. Julek stellte mich der Blockältesten vor.

«Mutti, das ist der neue Pfleger», so stellte er mich einer dicken ältlichen Deutschen vor, die einen weissen Kittel mit der Armbinde der Blockältesten hatte. Ich warf einen kurzen Blick auf ihren Winkel... schwarz! Mutti reichte mir ihre mollige Hand und begann mit heiserer Stimme mit einer neben ihr stehenden starken Blondine, die mich neugierig bäugte, zu kauderwelschen. «Hast du gehört, Anni?» Sie wandte sich an mich und erklärte: «Anni ist meine Vertreterin.» Ich drückte auch die weiche und zarte Hand der Vertreterin der Blockältesten. Anni lächelte ganz sympathisch, ohne den Blick von mir abzuwenden. Eine weisse saubere Bluse schmiegte sich eng an ihre volle Brust. Der schwarze Winkel zeichnete sich deutlich auf dem wallenden Weiss ab. Ich stand etwas verschüchtert da und wusste nicht, worüber ich mit ihnen sprechen sollte. Zum Glück erschien in der offenen Tür der Stube eine neue Gestalt. Es war ein junges, hübsches Mädchen, eine Polin, die ich schon in der Schreibstube gesehen hatte. Julek wurde sofort sehr lebhaft.

«Halina, hier kannst du meinen Freund kennenlernen ... Er bleibt in unserem Kommando und wird Staszek in der Tischlerei helfen.»

Wir begannen uns zu unterhalten und vergassen die anwesenden Deutschen, die nach einer Weile, von einer der Häftlinge gerufen, fortgingen. Im Verlauf des Gesprächs war es nicht schwer zu bemerken, dass zwischen Julek und Halina, die Schreiberin dieses Blocks war, engere Bindungen bestanden. Sie vermittelten den Eindruck eines verliebten Pärchens, was seltsam mit der Umgebung kontrastierte. Ich zog mich unter dem Vorwand zurück, Staszek zu suchen, weil ich sah, dass sie allein bleiben wollten.

Ich fand ihn auf dem Block 23, wo er die grosse Barackentür reparierte. «Na, da bist du endlich, du Tischler!» begrüßte er mich lustig. «Man hat mir bereits zugetragen, dass ich einen Gehilfen bekommen werde», sagte er, ohne die Arbeit zu unterbrechen. «Man muss den Weibern diese Tür da abdichten, hier zieht

es wie verrückt! Die Armen erfrieren uns womöglich... Schau mal, wie viele hier liegen», sagte er und führte mich in das Innere der Baracke. Auf den dreistöckigen Pritschen, die eng an den beiden Wänden der langen Baracke aufgestellt waren, lagen Hunderte von abgezehrten Gestalten, die sich kaum von Skeletten unterschieden. Einige Frauen hockten auf ihren Pritschen und suchten nach Läusen.

Andere versuchten verbissen die Läuse in den Decken zu fangen, die an Lumpen erinnerten. Andere wiederum bewegten sich nackt zwischen den Betten und versuchten, so nah wie möglich an einen einzelnen Ofen zu gelangen, der mit seinem Umfang den Mittelteil der Baracke einnahm, in der trügerischen Hoffnung, hier wenigstens ein wenig Wärme zu bekommen. Unter ihren nackten Füßen blubberte Dreck, der an einen Misthaufen erinnerte. Lebende Skelette mit hängenden Brüsten, mit eingefallenen Leibern, mit schmutzigen schwärenden Körpern. Die Leichenhalle des Blocks 28 im Männerlager sah besser aus! Ich hatte Tausende von Leichen gesehen, unzählige Mengen von Muselmännern, an deren Anblick ich mich sogar gewöhnen konnte, aber diese kranken, ausgehungerten, verdreckten und im Sterben begriffenen Wesen machten auf mich einen furchtbaren Eindruck. Sie anzuschauen war peinlich.

Staszek bemerkte, dass ich zu vermeiden suchte, in das Innere der Baracke zu schauen, er hakte mich unter und führte mich zum Ausgang.

«Bald wirst du dich an dieses Bild gewöhnen... Vielleicht aber wird sich bald etwas zum Besseren ändern. Wozu eigentlich sind wir dann hierhergeholt worden? Wir versuchen zu tun, was nur in unserer Macht steht. Und jetzt komm, ich bringe dich in meine Werkstatt!»

Seit dem frühen Morgen rieselte Schnee und bedeckte mit einer dünnen Schicht den leicht überfrorenen Morast. Beim Block lag ein Haufen von Leichen, der aus einem Dutzend nackter weiblicher Körper bestand, die achtlos aufeinander geworfen worden waren und unter denen schon grosse Ratten herumsprangen. Sie verschwanden erst, als sich zwei Frauen von der Bedienung des Reviers näherten, die hinter sich die Leiche einer alten Frau herzog; sie war offensichtlich gerade gestorben, da ihr abgemagerter Körper noch schlaff war.

«Frisches Futter für die Ratten», sagte Staszek und schob mich zu Block 24, in dem sich die provisorische Tischlerei befand.

«Gleich gibt es Mittagessen», sagte er, als er sah, wie die Mädchen sich unter der Last der Suppenkübel beugten. «Du wirst ja sehen, wie man hier für uns sorgt!»

Die Werkstatt befand sich auf dem Vorplatz der Baracke, hinter einer Bretterwand, dem Zimmer der Blockältesten gegenüber. Eigentlich war das die Pflegerinnenstube, ein sehr enger Raum, in dem es drei oder vier rechteckige Prit-

schen, ein eisernes Öfchen und einen Tischlertisch gab, der an dem einzigen Fenster, das zum Vorplatz lag, stand. Im Öfchen bullerte Feuer. Eine gebeugte Gestalt mit fast rotem Haar warf Holzstücke hinein.

Staszek gab ihr einen festen Klaps auf den vorgestreckten Arsch. Sie richtete sich wütend auf. Sie drohte mit einem Stück Holz, das sie in der Hand hatte, und zischte:

«Mach keinen Spass, du ...» Sie suchte lange nach einem entsprechenden Ausdruck, fand ihn endlich und beendete: «Du ‚Patafian?‘».

Staszek umarmte sie so fest, dass sie vor Schmerz schrie und das Holzstück aus der Hand fallen liess, mit dem sie ihn schlagen wollte. Daraufhin lockerte Staszek die Umarmung, hielt sie aber weiterhin in den Armen, was Fanny als eine Liebkosung auffasste. Ihre Wut löste sich langsam, und auf ihrem ordinären und stark sommersprossigen Gesicht blühte zaghaft ein Lächeln auf, wobei sie ihre spärlichen und verfaulten Zähne zeigte und wollüstig ihre kleinen schlaun Äuglein zusammenkniff. Staszek zwinkerte mir verschwörerisch zu und stellte mir Fanny vor.

«Fanny, die Schönheitskönigin des Hamburger Hafens und ...», er wollte nun mich Fanny vorstellen; sie unterbrach ihn aber ungeduldig:

«Ich weiss, Anni hat es mir schon gesagt!»

Sie kokettierte mit Staszek, zeigte mit dem Finger mal auf ihn, mal auf sich und erklärte diese Geste mit einem Wort: Liebe. Staszek platzte fast vor Lachen, ich aber war baff, als ich ihre weiteren Vertraulichkeiten hörte, die diesmal mich und die stellvertretende Blockälteste Anni betrafen.

«Anni und du, Schwarzer, auch Liebe! Ist das schön, nicht wahr?» Staszek nutzte das Durcheinander auf dem Korridor, das entstand, als die Kübel mit dem Mittagessen gebracht wurden, und schob die geschwätzige und romantische Fanny aus der Tür hinaus.

«Uff», atmete er auf, «ich muss diesem widerlichen Weibsstück eine Komödie vorspielen ... fürs Brot! Du musst auch nachsichtig mit Anni sein. Es ist besser, in gutem Einvernehmen mit ihnen zu leben! Fast das ganze Personal auf diesem Block besteht aus ähnlichen deutschen Hafennutzen, die ausserdem geschlechtskrank sind. Die Blockälteste Mutti ist ihre Beschützerin, eine richtige Puffmutter, so eine Scheisse!»

«Scheisse, Scheisse!» ertönte von der oberen Pritsche eine Frauenstimme, die Staszek nachäffte. Dann zeigte sich unter der Decke ein nettes Köpfchen mit ovalem Gesicht und rabenschwarzem Haar, das ihre grossen blauen Augen verdeckte. Sie hatte stark nachgezogene Augenbrauen, die Lippen waren ebenfalls geschminkt und das Gesicht mit einer dicken Puderschicht bedeckt. Mit der Miene eines verzogenen Kindes bat sie mit infantilem Stimmchen: «Staszek, mein Lieber, bring mir etwas zu essen, ich bin so krank!» «Gut, gut, aber jetzt habe ich keine Zeit, Lisa!» vertröstete sie Staszek und begann, Bretter zu ho-

beln; ich beschäftigte mich mit dem Geradebiegen von Nägeln, um überhaupt etwas zu tun. Lisa sagte «Scheisse» und fiel zurück auf ihre Pritsche, während Staszek mir über die Verhältnisse, die auf dem Frauenrevier herrschten, erzählte.

«Diese Lisa ist auch eine Hure, aber ruhig und sauber. Die ganzen Tage liegt sie und schläft oder schaut sich im Spiegel an und schminkt sich. Darüber hinaus interessiert sie gar nichts. Sie hatte hier eine Bleibe gefunden wie die übrigen Deutschen, die von der ‚Mutti‘ besonders favorisiert sind. Auf den anderen Blocks ist es ähnlich. Sie regieren hier, kümmern sich nicht um die Kranken, bestehen sie. Langsam wird aber auch hier Ordnung eingeführt. Unser Kommando wird von den Frauen und sogar von manchen Lagerbehörden mit dem Lagerarzt Rhode an der Spitze sehr geschätzt. Dr. Rhode unterstützt unsere Tätigkeit, vor allen den Doktor Zbozien, der bei ihm einen guten Ruf als fähiger Arzt hat. Eine zeitweise Eindämmung der Fleckfieberepidemie, die Verbesserung der hygienischen Bedingungen, langsame Ersetzung des Personals durch Fachleute, überhaupt die Behandlung dank des organisierten Nachschubs mit Medikamenten und Spritzen aus dem Männerlager – das ist ein Verdienst von Dr. Zbozien und einigen Pflegern, die von Auschwitz hierher abkommandiert wurden und ihre Samaritertaufgabe ernst nehmen, schliesslich das Verdienst aller dieser Häftlinge, die die Möglichkeit haben, unter allerlei Vorwänden in das Frauenkonzentrationslager zu gelangen, also der Installateure, Dachdecker, Kanalarbeiter, Schornsteinfeger, Elektriker usw., die das Essen, die Medikamente, die Kassiber, Wäsche, Menstruationsbinden, Zigaretten, mit einem Wort alles, was sie erbeuten können und was den Frauen fehlt, hierher schmuggeln. Die Frauen ihrerseits schenken dafür ihr Vertrauen, Dankbarkeit und manchmal sogar... ihre Liebe. Fast jeder Mann, der hierherkommt, hat eine Freundin hier, einen Familienangehörigen oder sogar die Ehefrau. Jede Frau wünscht sich sehnlich einen Beschützer, das Bewusstsein dieser Tatsache gibt ihnen die Kraft, unter Bedingungen zu überleben, unter denen sogar Tiere es nicht aushalten würden ... mit Ausnahme von Ratten selbstverständlich, Tausenden von diesen verfluchten Ratten, die die Leichen benagen und die sich sogar manchmal auf die Schwerkranken werfen, die nicht genug Kraft haben, sie fortzujagen ... Schau mal, wie Julek und seine Halina dort am Fenster miteinander turteln!...»

Sie bemerkten, dass wir sie beobachteten und schoben sich auseinander.

«Sie lieben sich!» fuhr Staszek fort. «Etwas müssen sie doch von diesem verfluchten Leben haben!... Julek hat sich auf diesem Block abgerackert, und man sieht den Erfolg! Sein Block gilt jetzt als einer der besten trotz dieses Hurenpersonals...»

«Hure, Hure!» wiederholte erneut Lisa, die sich offensichtlich diese Art von

Worten leicht aneignete oder sie aus der Zeit ihres unwürdigen Berufes kannte.

«Staszek, ich habe Hunger!» klagte sie.

In die Stube kam Fanny mit einer Schüssel voll dampfenden Essens. Sie stellte sie vor Staszek auf den Werkstisch und sagte:

«Guten Appetit!»

Dabei sah sie ihm in die Augen wie ein treuer Diener, der auf ein Lob seines Herrn und Gebieters wartete. Staszek wischte die Hände an den Hosen ab, schob den Löffel in die dicke Suppe, begann aber nicht zu essen.

«Und das Essen für ihn?» fragte er streng und zeigte auf mich.

«Anni bringt es ihm!» antwortete sie beleidigt und hob die Schultern, um zu zeigen, dass meine Person sie absolut nichts anging. Das gehörte zu Anni! «Iss, iss, mein Lieber!» sagte sie einschmeichelnd.

Nach einer Weile kam Anni und stellte eine volle Schüssel vor mich. «Guten Appetit, Junge!» animierte sie mit einem dünnen Stimmchen zum Essen.

Wir beide waren hungrig, fingen also auch ohne diese Aufforderung mit dem Essen an. Sie blieben abseits stehen, schauten zu, wie wir Futterten, und reagierten auf Bitten von Lisa überhaupt nicht.

«Anni! Fanny!» bettelte sie mit monotoner Stimme mal die eine, mal die andere an. Ohne Erfolg, die beiden waren wie taub. Schliesslich wurde Lisa böse.

«Ihr faulen Hunde! Ihr alten Huren! Huren, Hure!» fluchte sie und entschloss sich endlich, nur mit dem Hemd bekleidet, vom Bett zu steigen. Im Absteigen zeigte sie lange, schlanke Beine. Sie warf einen hasserfüllten Blick auf die beiden missgünstigen Kameradinnen und riss die Tür so auf, dass die Wand erzitterte. Anni und Fanny lachten. Staszek schob die leeren Schüsseln weg, säuberte mit den Hobelspänen den beschmutzten Tisch und begann schweigend zu arbeiten. Ich tat das gleiche. Anni stellte – ohne ein Dankeswort zu bekommen – die Schüsseln zusammen und ging raus. Im Vorplatz rissen sich einige abgezehnte Frauen den leeren Suppenkübel aus den Händen. Fanny lief wie eine Furie zu den streitenden Muselmänninnen. Die Frauen flüchteten und liessen den Kübel unausgeleckt zurück. Wieviel Portionen weniger haben heute die Kranken bekommen? dachte ich und erinnerte mich an das gute Mittagessen, das wir gerade gegessen hatten. Lisa kam mit einer Zigarette im Mund in das Zimmer. Sie inhalierte gierig und kletterte auf ihren Strohsack. Ihre Beine waren wirklich schön. Im eisernen Öfchen bullerte das Feuer. In der Stube herrschte angenehme Wärme. Draussen schneite es noch, man sah es, weil die Frauen, die kamen, um die leeren Suppenkübel abzuholen, mit einer Schicht von nasen, schnell auftauenden Schneeflocken bedeckt waren. Lisa war es heiss. Sie legte sich nun auf den Bauch. Dann warf sie die Decke weg und lag bewegungs-

los auf dem Rücken, schaute an die Decke und liess die Rauchringe immer wieder aus dem Mund. Wir arbeiteten bis zum späten Abend. Die Deutschen schauten an diesem Tag nicht mehr bei uns rein. Nur Dr. Zbozien besuchte uns, sprach lange mit Julek und skizzierte dann mit Staszek irgendeine Regale, die er im Ambulatorium haben wollte.

Wir kehrten nach beendeter Arbeit ziemlich spät, von dem SDG bis zur Wache begleitet, in das Männerlager zurück, das mit der gleichen Aufteilung wie das Frauenlager in gewissem Sinne dessen Verlängerung darstellte; es war auch mit einem Doppelzaun umgeben und hatte ein Tor, das auf die Zentralstrasse führte, die die beiden Lagerabschnitte A und B trennte und an der sich die Wache befand. Der diensthabende Blockführer zählte uns und überprüfte meine Zugangsnummer, worauf er uns in das Männerlager liess. Wir gingen durch die zu dieser Zeit leeren Strassen des schlafenden Lagers und betraten dann die Holzbaracke Nr. 12, wo sich der Krankenbau befand. In diesem Augenblick ging der erste Tag meiner Arbeit in Birkenau zu Ende, in einem Lager, das unter den Häftlingen von Auschwitz den schlimmsten Ruf hatte.

Kapitel II

Einen Teil der Baracke nahm das Ambulatorium ein, dahinter befand sich eine kleine Stube, in der die Besatzung des HKB, Abschnitt IIB, hauste. An den Wänden waren einige dreistöckige Betten aufgestellt, von denen ein paar bereits belegt waren. In der Mitte des Zimmers stand ein eisernes Öfchen, auf dem ein grosser Häftling mit stumpfem Gesichtsausdruck Kartoffeln briet. Ich traf hier alte Bekannte, die nächsten Mitarbeiter von Peter Welsch, der Lagerälteste des Krankenbaus war.

Aus den Gesprächen, die während des Abendessens geführt wurden, zog ich den Schluss, dass die Nähe des Frauenlagers einen grossen Einfluss auf die Psyche von Peter und Georg ausübte, von denen der letztere inoffiziell die Funktion des stellvertretenden Lagerältesten des Häftlingskrankenbaus innehatte. Georg war häufiger Gast im Frauenlager und hatte dort angeblich ein Mädchen. Dergleichen Peter. Wenn man sich an ihre Neigungen damals in Auschwitz erinnerte, schien das merkwürdig zu sein. Das «andere» war also nur ein Surrogat, ein Ersatz, als Folge des Frauenmangels. Sie änderten ihre Neigungen und wurden zu normalen Männern in vollem Sinne dieses Wortes. Nur der Blockälteste Roman G. änderte sich nicht. Er blieb so, wie er immer war. Er behandelte alle von oben herab, war eingebildet, von sich eingenommen, bissig, intelligent. Er war die graue Eminenz.

Er sass jetzt auf dem Bett, angezogen, und ass die Bratkartoffeln, die ihm der Stubendienst reichte. Nach dem Essen kämpfte er mit den hohen Stiefeln und versuchte sie, ohne Erfolg, auszuziehen. Die Arbeit war anscheinend zu schwer für ihn, er winkte also herrisch den Stubendienst zu sich.

«Komm doch, du Lümmel, siehst du denn nicht, dass der Herr sich abquält? ... Zieh doch fest, du Lump! Die Fresse ist dir dick geworden wie der Arsch eines Tataren, du hast aber keine Kraft, was? Und jetzt der zweite!... Endlich, du Dummkopf, du elender!... Denk ja daran, dass sie morgen auf Hochglanz gebracht werden müssen!»

Er zog einen seidenen Schlafanzug an und murmelte noch:

«Wacus, vergiss nicht, du wirst es nirgends so gut haben wie bei mir, du Idiot!» Wacus hörte zu, lachte dummlich und nickte sogar zustimmend, ich hatte aber den Eindruck, dass er sich dümmer stellte, als er in Wirklichkeit war. «Ach, du dummer versklavter Bauer!» begann Roman von Neuem.

«Meine Herren, jetzt wollen wir schlafen», unterbrach ihn höflich, aber entschieden Dr. Zbozien. «Morgen wartet wieder die Arbeit auf uns. Gute Nacht!» Obwohl ich seit ein paar Tagen bereits im Männerlager lebte, kannte ich es fast gar nicht. Zur Arbeit gingen wir frühmorgens, wenn es noch dunkel war, und

kehrten bei Nacht zurück. Im Frauenkrankenbau fühlte ich mich dagegen wie zu Hause. Es gab zwar viel zu tun, ich überarbeitete mich aber nicht. Staszek glaubte einfach nicht allzusehr an meine Tischlerfähigkeiten. Er machte alles selbst und gab mir lediglich das zu reparieren, was ich nicht kaputtmachen konnte. Ich reparierte also die Tische, Hocker und Pritschen auf den Blocks, dichtete Fenster und Türen ab, fertigte sogar manche kleine Schlosserarbeit an. Gelegentlich unterhielt ich mich irgendwo, blieb ein wenig sitzen, manchmal ass ich sogar etwas.

Man benachrichtigte uns, dass auf Block 23 eine Pritsche auseinanderfiel. Ich ging dorthin, um sie zu reparieren. Ich bummelte dabei ziemlich lange, weil auf dem Nebenbett mit den Beinen zueinander zwei junge Mädchen lagen, mit denen ich ein Gespräch anfang. Halina K. und Jadzia P. hatten das Fleckfieber glücklich überstanden und wurden langsam gesund. Nachdem ich sie näher kennengelernt hatte, schaute ich öfters bei ihnen rein. Bald überzeugte ich mich davon, dass nicht nur ich sie besuchte. Sie hatten also bereits ihre Beschützer. Vielleicht kamen sie deswegen so schnell zu Kräften.

Halina war lustig, witzig. Sie gefiel mir. Ich wusste, dass sie heimlich rauchte. Um ihr zu gefallen, organisierte ich ihr Zigaretten.

Eines Tages, als ich ganz ins Gespräch und in den Anblick Halinas vertieft war, bemerkte ich nicht, dass die Oberaufseherin Mandel den Block betrat. Es war zu spät, um sich unauffällig zurückziehen zu können. Ich bekam von dieser hübschen SS-Frau eins mit der Peitsche über den Kopf und, noch schlimmer für mich, das in Gegenwart des Mädchens, um dessen Zuneigung ich warb. Für den Mann ist es sehr beschämend, von einer Frau Schläge zu bekommen. Seitdem mied ich dieses giftige Weib. Halina wurde bald gesund, und da sie Deutsch konnte, fand sie eine gute Arbeit in der Revierschreibstube, wohin ich selten kam.

Block 28 gehörte, obwohl er ausserhalb des Krankenbaus lag, zum Revier. Das war eine der ersten gemauerten Baracken, die als sogenannter Schonungsblock angelegt wurden. In nächster Nähe dieses Blocks befand sich der Block 25, eine Ablagestelle für Leichen und im Sterben liegende Muselmännchen, die dort ohne jede Hilfe gelassen wurden und nur den einzigen Weg aus dem Lager vor sich hatten – den Weg durch die Gaskammer.

Nicot Wlodarski, genannt «Prontosil», unter dessen Obhut der Schonungsblock stand, versuchte mit allen Kräften, wenigstens die primitivsten Behandlungsbedingungen einzuführen. Arbeitsam und bescheiden, gab er sich vollkommen seiner Samariterarbeit hin, wobei ihm die energische und findige Blockälteste Berta Ungar, eine slowakische Jüdin aus Presov, tapfer half. Im Gegensatz zu dem düsteren Ruhm der damaligen Blockältesten und auch im Gegensatz zu ihrem Äusseren – Berta war nämlich eine Frau mit eher männlicher Gestalt, mit tiefer, durchdringender Stimme, stark und schlau – hatte sie ein weiches Herz

mit mütterlichem Gefühl und war dem Block und seinen unglücklichen Bewohnerinnen herzlich zugetan. Es ist also nicht verwunderlich, dass bei der ständigen Zusammenarbeit mit Nicet, mit dem sie den Bedürftigsten half, eine Freundschaft und vielleicht sogar etwas Tieferes entstand.

Seit einiger Zeit war ich ein häufiger Gast auf dem Block von Berta. Die unermüdliche Blockälteste dachte sich ständig neue Arbeiten aus. Ich führte sie selbst aus, Staszek war nämlich jetzt mit der Einrichtung des Ambulatoriums beschäftigt. Meine Arbeit war keine Massarbeit, aber doch brauchbar. Auf dem Block von Berta hatte ich nicht die Bequemlichkeit wie auf Block 24, wo es warm war und wo mir die Deutschen schön taten. Trotzdem fühlte ich mich hier besser, sogar ganz gut, ich war einfach unter meinesgleichen.

Vielleicht hatte die Gegenwart Sylvias damit zu tun, eines jungen, knapp 17jährigen Mädchens von unwiderstehlicher Anmut. Sylvia war hübsch, ja sogar schön, voller Liebreiz und Unschuld, ohne das Schicksal zu ahnen, das sie bald erwartete.

Fast jede freie Minute verbrachte ich mit ihr in Gesprächen, in Gesprächen, die vielleicht naiv waren, zu naiv für die Häftlinge eines Konzentrationslagers: die rosige Kindheit, das Zuhause, die Ausflüge, Sport, Kino, die ersten Rendezvous ... Mit einem Wort, wir sprachen über all das, woraus unsere glücklichen Jugendjahre bestanden. Wir hielten uns an den Händen, schauten uns in die Augen und vergassen die Welt um uns, vergassen Not, Hunger, Kälte, Schmutz und Insekten, Gewalt, Abspritzen und Vergasung, Selektionen und Massenmorde und ... unsere Vernichtung. Wir waren so voneinander erfüllt, so trunken von Glück, das uns diese reine, platonische Liebe gab, eine platonische Liebe, weil wir die andere, körperliche Liebe noch nicht kannten.

Berta beobachtete uns manchmal heimlich, ob sich ja nichts Böses tat. Unnötig! Sylvia war trotz der bereits fraulichen Formen noch ein Kind, und ich zu schüchtern und zu unerfahren auf diesem Gebiet.

Eines Wintertages traf ich eine verweinte Berta vor. In kurzen Worten, die von Schluchzen unterbrochen waren, erzählte sie mir, was am vergangenen Tag geschehen war. Sylvia, wie auch viele andere junge hübsche und gesunde Mädchen, war in das Ambulatorium bestellt worden. Die betrunkenen SS-Männer hatten dort eine Orgie veranstaltet. Jungfrauen waren auf Block 10 nicht zu gebrauchen! Morgens hatte man sie nach Auschwitz auf den Versuchsblock geschickt, zur Verfügung von Prof. Clauberg.

Ich habe Sylvia nie wiedergesehen. Ich erfuhr aber später, dass sie lebte und zu dem Personal gehörte, das diesen unglückseligen Block betreute.

Kapitel III

Der Rapportführer des Männerlagers Schillinger, ein unersetzter breitschultriger Mann mit langen Armen und einem Affengesicht, ein verkommenes Subjekt, ein Schrecken der Häftlinge, kam oft, zu oft, in den Frauenkrankenbau. Man erzählte, er habe hier eine Geliebte. Es sollte die Blockälteste des Blocks 23, eine Deutsche mit' schwarzem Winkel, gewesen sein.

Die kleine Anni war gar nicht hässlich, wenn auch mit vielen Zahnlücken, ziemlich gut gebaut, aber schrecklich ordinär und boshaft und genauso verkommen wie ihr Beschützer und Anbeter Schillinger. Oberscharführer Schillinger war ewig betrunken und misshandelte die Häftlinge bei jeder Gelegenheit, besonders solche, die unter verschiedenen Vorwänden in das Frauenkonzentrationslager zu gelangen versuchten. Unser Kommando konnte er nicht riechen. Am meisten ärgerten ihn unsere Kontakte zu den Frauen und die Freiheit, mit der wir uns auf dem Frauenrevier bewegten, da wir dort mit Zustimmung der höheren Lagerbehörden arbeiteten, während er, ein SS-Mann, ein Rapportführer, gezwungen war, sich heimlich auf den Block 23 zu schmuggeln, um mit Anni zu schmusen, was er unbedingt verheimlichen musste, weil seine Vorgesetzten es nicht erfahren durften. Nach einer solchen Eskapade verbot Dr. Rhode, vorher von Dr. Zbozian entsprechend beeinflusst, Schillinger, der wieder einmal einen Pfleger geschlagen hatte, aber auch anderen SS-Männern, die nicht im Krankenbau beschäftigt waren, das Gelände des Reviers zu betreten, mit der Begründung, dass dadurch die Möglichkeit bestünde, das Fleckfieber in die Kaserne der SS einzutragen. Diese Anordnung kam uns selbstverständlich sehr gelegen, verstärkte aber den Hass Schillingers, der uns unter allen möglichen Vorwänden im Männerlager schikanierte, wohin wir am Abend zurückkehrten.

Ohne Anni konnte er es aber schwer aushalten. Daher nutzte er manchmal die Abwesenheit Rhodes im Frauenkonzentrationslager und schmuggelte sich heimlich in Block 23 ein, ohne dass ihn jemand zu sehen bekam. Eingeschüchtert schwiegen wir. Nach der plötzlichen und tragischen Verlegung von Sylvia auf Block 10 in Auschwitz bemühte ich mich, die Arbeiten auf dem Block Bertas schnell zu beenden und kehrte in die Werkstatt zu Staszek zurück. Die gutmütige Anni begrüßte mich herzlich, wenn auch massvoll wie einen verlorenen Sohn, Fanny dagegen mit boshafem Lächeln. Sie wussten zu gut, warum ich mich so eine lange Zeit nicht mehr auf ihrem Block hatte blicken lassen. In ihrer deformierten Geisteshaltung und zügellosen Phantasie warfen sie mir vor, mehr getan zu haben, als zwischen mir und Sylvia überhaupt gewesen war, ganz besonders Fanny, die mir dies auf geschmacklose Art zu verstehen gab. Als sie einmal mit

mir allein in der Stube war, nutzte sie die Gelegenheit. Sie erwähnte den Namen Sylvias und zog mich zu ihrem Bett, wobei sie mir unzweideutig zu verstehen gab, dass sie darauf Lust habe, was ich angeblich mit Sylvia gemacht hatte. Ich konnte das nicht aushalten und schlug ihr so ins Gesicht, dass es laut klatschte. Sie lief sofort hinaus, ich kam zu mir und bekam Angst vor der Rache dieser Hexe. Ein Kichern, von der oberen Pritsche, wo Lisa wie immer lag, beruhigte mich. Sie lachte so, dass das ganze dreistöckige Bett wackelte.

«Mein Gott! Das hast du aber schön gemacht ... Ha, ha, schön!» Erstaunlicherweise rächte sich Fanny nicht an mir und begann mich sogar zu meiden. Lisa vergass den Vorfall nach der kurzen Freude, vollkommen versunken in ihr Spiegelbild, das sie stundenlang betrachten konnte.

Im Zimmer von Mutti, wo Halina arbeitete, war das Licht ausgegangen. Als ich mit einer Schraube an der verrosteten Steckdose hantierte, wurde ich von einem Stromschlag getroffen. Die Funken sprangen nur so herum und ich konnte eine Weile die Hand nicht zurückziehen, schliesslich bekam ich einen solchen Schlag, dass ich von der Leiter fiel, zum Glück direkt auf das Bett der Blockältesten. Bevor ich wieder zu mir kam, hatte mich die entsetzte Anni umarmt, die meinen kurzgeschorenen Kopf an ihre starke Brust drückte.

«Liebling! Lebst du noch, mein Kind?»

Und wie! Ich lebe, ja! Nur die Finger meiner linken Hand hatte ich ein wenig verbrannt. Es war sogar ganz angenehm, so zu liegen, mit dem Kopf auf ihrer vollen Brust, die nach Nelken roch.

Anni war parfümiert. Sie streichelte mir jetzt übers Gesicht mit ihrer katzenhaften weichen Hand.

«Mein Kind!» Ihre Mutterliebe quoll nur so aus ihr heraus, ihre Brust wallte. Halina wandte sich, von Lachen geschüttelt, ab. Mutti kam in das Zimmer, sah dieses idyllische Bild und begann entsetzt, die völlig aufgelöste Anni zur Vernunft zu bringen.

«Anni, du bist verrückt! Der Lagerarzt kommt gleich! ... Und du, Junge, weg!...»

Ich wurde mit dem Reparieren des Lichtes fertig, bevor sie kamen. Mutti führte die Ärzte in den Block. Anni glitt hinter uns. Sie wandte sich um und schenkte mir ein unschuldiges, bescheidenes, zärtliches Lächeln.

Trotz allem ist die Anni doch nett! dachte ich, als ich die Leiter wegbrachte. Schade, dass sie Prostituierte ist! Vielleicht gibt es aber auch unter ihnen Frauen, die zart und empfindsam sind, mit einem guten Herzen... Anni ist sicher kein schlechtes Mädchen!

Eines Tages kam die Läuferin aus Block 23 angerannt mit der Nachricht, dass die Blockälteste Anni nach dem Tischler rief, er sollte mit Werkzeug kommen, um etwas zu reparieren. Staszek, der einen ernsten Auftrag im Ambulatorium

hatte, schickte mich wie immer in solchen Fällen dorthin. Seit meinem Abenteuer mit der Mandel wollte ich nicht gern auf Block 23 gehen, besonders weil ich dort den Rapportführer Schillinger treffen konnte, der trotz des Verbots von Rhode den Block von Zeit zu Zeit besuchte. Die Läuferin führte mich an das Zimmer der Blockältesten und bat, eine Weile zu warten, die Blockälteste käme bald. Deren verbrauchte, ordinäre Stimme hörte man irgendwo am Ende des Blocks. Sie machte Ordnung auf dem Block und verfluchte dabei mit ausgesuchten Verwünschungen ihr Personal, die Kranken und die ganze Welt.

Während ich auf Anni wartete, schaute ich mich in ihrem Zimmer um. Im Gegensatz zu dem Durcheinander, dem Schmutz und der Liederlichkeit in der Baracke, wo die Kranken lagen, herrschte bei Anni eine geradezu ideale Ordnung. Das zweistöckige Bett war hübsch gemacht, an den Wänden hingen farbenfrohe Kelims, die Regale waren mit einem baumwollenen Vorhang verdeckt, auf dem Tisch lag ein sauberes Bettlaken, am Fenster hingen durchsichtige Vorhänge aus dem Verbandmull, den man auf dem Revier so spürbar entbehrte, in der Ecke des Zimmers stand ein hölzerner Waschtisch mit Spiegel und dem notwendigen Zubehör, das man unbedingt brauchte, um den Körper sauberzuhalten. Mit einem Wort: Komfort! Anni kam ganz erregt in das Zimmer und ging, ohne mich zu beachten, auf den Waschtisch zu, wo sie das Kopftuch abnahm und sich zu kämmen begann. Um sie an meine Gegenwart zu erinnern, begrüßte ich sie:

«Guten Tag, Anni!»

«Morgen!» antwortete sie gedehnt, ohne sich überhaupt umzudrehen.

«Wo ist dein Chef?» fragte sie nach einer Weile, ohne aufzuhören, ihr kurzes blondes Haar zu bürsten. Ich dachte, sie wäre unzufrieden, dass ich kam, wo sie doch eher den Chef, den richtigen Fachmann erwartet hatte, erklärte ihr also, dass Staszek im Augenblick sehr beschäftigt wäre.

«Ja, ja, ich weiss!» sagte sie mit Überzeugung, «aber du bist auch ein guter Tischler, nicht wahr?» fragte sie nicht ohne eine gewisse Skepsis.

Anni zeigte auf das Bett und erklärte, was ich zu tun hatte. Ich musste es einfach in der Mitte durchschneiden, um das obere Bett von dem unteren zu trennen. Auf diese Weise sollten zwei Einzelbetten entstehen. Ein Kinderspiel! Nach ein paar Minuten war die Arbeit fertig. Anni half mir, die Teile auseinander zu stellen, und ich half ihr wiederum, das Zimmer ein wenig umzumöblieren. Als auch das gemacht war, setzte sich Anni auf eines der Betten und probierte, welches das bequemere war. Ich setzte mich auf das zweite Bett, wippte darauf und demonstrierte dadurch seine gute Qualität, wobei ich gleichzeitig an die Bequemlichkeit dachte, die Schillinger jetzt erwartete.

Anni dachte anscheinend an das gleiche, weil sie plötzlich zu lachen anfang.

Wahrscheinlich war Schillinger einmal an die Kante des Oberbettes gestossen. «Vielen Dank!» sagte sie lustig. «Jetzt muss ich aber bezahlen! Wieviel kostet das?» scherzte sie und zeigte auf mein Werk.

Ich sammelte mein Werkzeug und zuckte nur mit den Schultern, wobei ich Weggehen wollte.

«Nein, nein! So geht es nicht!» Anni sprang an die Tür und drehte den Schlüssel im Schloss um. Sie versteckte ihn hinter dem Rücken und begann mich zu necken, indem sie immer wieder sagte:

«Ich muss das bezahlen! Ich muss das bezahlen!...» Sie lächelte dabei vielversprechend.

Sie war ein Schelm und geschickt wie eine Katze. Der Schlüssel glitt mir immer wieder aus den Händen. Sie versteckte ihn auf eine raffinierte Art, so dass meine Hände bei der Suche nach dem Schlüssel unwillkürlich über die Falten ihres Kleides wanderten, was ihr anscheinend Vergnügen bereitete und mich ganz gegen meinen Willen erregte. Das Versteckspiel dehnte sich aus, die in Rage gekommene Anni wurde immer aggressiver, es war klar, was sie bezweckte. Zugleich fielen mir Fanny und Sylvia ein. Das kühlte mich ab. Ich konnte den Schlüssel mit Gewalt zurücknehmen, hatte aber Angst, bei der Blockältesten in Ungnade zu fallen, die doch einen so mächtigen und gefährlichen Beschützer hatte, wie es der Schillinger war. Das war keine Fanny, für die es niemanden gab, der sie beschützte! Anni konnte jederzeit unter dem erstbesten Vorwand den Rapportführer gegen mich aufhetzen! Ich war in einer sehr schweren Lage, besonders weil sich Anni nicht mehr zu beherrschen vermochte, anscheinend hatte sie lange niemanden bei sich. Schliesslich dachte sie, dass ich mich in demselben Zustand wie sie befände und wehrte mir nicht mehr den Zugang zum Schlüssel, der jetzt tief im Büstenhalter steckte. Als ich den Schlüssel in den Fingern hatte, war ich mit einem Sprung an der Tür. Aufgeregt und in Eile konnte ich sie nicht öffnen. Währenddessen kam Anni, von meiner Flucht überrascht, wieder zu sich. Wütend suchte sie krampfhaft nach etwas Schwerem. Da sie nichts Entsprechendes fand, griff sie nach einem Kübel voll Wasser, der unter der Waschschüssel stand. Die Tür ging plötzlich auf. Es gelang mir gerade noch, den Kasten mit dem Werkzeug zu schnappen und einen Sprung zu machen, die kalte Dusche erreichte mich aber doch noch in der offenen Tür. Das Wasser spritzte wie ein Wasserfall über meinen Rücken und begoss gleichzeitig den SS-Mann, der sich der Zimmertür Annis näherte. Ich lief wie verrückt vom Block weg. Ich hörte gerade noch den Entsetzensschrei der Blockältesten und die Flüche des Deutschen. Ich stürzte in die Werkstatt, ganz ausser Atem, nass und verängstigt, und erwartete jeden Augenblick den Besuch des in Mitleidenschaft gezogenen SS-Mannes. Kaum hatte ich mich einiger-

massen in Ordnung gebracht, als Staszek eintrat und mir mitteilte, er habe Schilling innerhalb des Reviers gesehen. Die Beine knickten mir vor Aufregung ein. Also der war es, den ich in Annis Zimmertür getroffen hatte. Es gab aber keine Folgen. Der SS-Mann hatte mich anscheinend nicht erkannt, weil er Wasser in die Augen bekommen hatte und Anni wohl Mittel fand, um ihn zu beschwichtigen, da sie jetzt das bequeme Bett besass, zu dem ich ihr verholten hatte. Sie erkannte meine Vorzüge als Tischler voll an, obwohl ich mich als Liebhaber als Null gezeigt hatte. Als sie mich nach dem Vorfall traf, war sie gar nicht böse, im Gegenteil, sie lachte sich kaputt, womit sie bewies, dass sie wenigstens einen guten Charakterzug hatte – Sinn für Humor.

Kapitel LIII

Staszek gab mir endlich eine ernste selbständige Tischlerarbeit. Ich sollte einen Apothekenschrank mit einer Menge von Zwischenwänden und verschiedenen Regalen anfertigen. Da unsere Werkstatt für diese Arbeit entschieden zu klein war, verlegte ich meine Tätigkeit in den rückwärtigen Teil des Blocks 22, wo sich vorläufig ein Lager mit Pritschen befand, dessen Elemente uns als einziges verfügbares Material zur Fertigung der Gebrauchsmöbel dienten, die vom Frauenkrankenbau bestellt wurden.

Ich war gerade dabei, diesen Schrank zu beenden, und pfiiff eine Melodie, die ich irgendwo gehört hatte, vor mich hin, als ich spürte, dass jemand hinter meinem Rücken stand. Das war Roman G., ein häufiger Gast damals auf dem Block 22. Herausgeputzt, glatt rasiert, wohlriechend, herrlich auf Hochglanz polierte Offiziersstiefel an den Füßen, in Breeches, stand er mit etwas schräg gelegtem Kopf da und sah sich aufmerksam den Schrank an, wie ein Kenner auf der Gemäldeausstellung, der ein Meisterwerk bewunderte.

«Nicht schlecht! ... Gar nicht schlecht, Wiesiu!» lobte er mich, was bei ihm selten der Fall war. «Hast du das selbst gemacht?» fragte er ungläubig. Ich nickte bejahend und hörte nicht auf zu pfeifen, um ihn auf diese Weise spüren zu lassen, dass ich seine Bemerkungen vollkommen ignorierte. Das ärgerte ihn natürlich, deswegen hielt er es für notwendig, entsprechend zu reagieren. «Wer hätte das gedacht? Das ist einfach nicht zu fassen! Ich dachte immer, dass du gar nichts mit eigenen Händen» – das Wort betonte er besonders – «zu machen verstehst, du Faulpelz!»

Ich pfiiff weiter und machte mir gar nichts aus seinen Sticheleien. Seit ich ihn kannte, machte er mir gegenüber immer boshafte Bemerkungen.

«Aber die Melodie kennst du nicht sehr gut!... Wie kann man so eine schöne Melodie so falsch pfeifen! Hör mal zu, mein Sohn, hör aufmerksam zu ... das muss so klingen...»

Roman räusperte sich eine Weile, dann entschloss er sich, das Stück, das ich falsch gepfiffen hatte, zu summen. Es gelang ihm nicht besonders gut, er begann sich also zu entschuldigen. «Bronchitis, Donnerwetter!» Er griff mit den Fingern nach seinem Hals und betastete ihn vorsichtig, wonach er mit der Hand um sich herumzeitigte und sagte: «Ich verliere die Stimme in diesem Scheissdreck, auf diesem Misthaufen!»

Er räusperte sich wieder und sang noch einmal, diesmal gar nicht so schlecht. «Und weisst du wenigstens, woraus das ist?» fragte er und unterbrach geschickt an der Stelle, an der er den Ton nicht erreichen konnte, weil das hohe C von der Heiserkeit erstickt wurde. «Das ist ein Teil aus dem ‚Bolero‘ von Ravel ... Ravel, du Dummkopf!»

Ich lächelte, da ich mich an einen Vorfall noch am Anfang unseres Lageraufenthaltes erinnerte, als man Roman aus der Reihe herausfischte, weil man wusste, dass er Sänger war, womit er übrigens immer zu imponieren versuchte, und wie man ihm befahl, uns, die in Hockerstellung sassen, «Im Lager Auschwitz war ich zwar» beizubringen.

Es war sein Auschwitzer Debüt, das ihm in seiner Lagerkarriere geholfen hatte. Roman begann sich indessen seines früheren Ruhms zu erinnern.

«Ja, ja, das waren Zeiten! Italien, La Scala...»

Plötzlich unterbrach er sich, weil er bemerkte, dass ich ironisch lächelte. Er winkte resigniert mit der Hand ab und zitierte einen Spruch, der die betraf, welche die Kunst, deren Vertreter er, Roman G., im Lager war, nicht verstanden.

«Ach was, wozu Perlen vor die Säue werfen!»

Er zog die Jacke glatt, rückte die Mütze zurecht, die ihm während des Gesanges nach hinten auf den Kopf gerutscht war, zog aus der Hosentasche ein kleines Päckchen und fragte mich mit natürlicher Stimme, wobei er auf die Bretterwand zeigte, die uns von der grossen Stube, die für die Tuberkulosekranken bestimmt war, trennte. «Darf man hineingehen? Gibt es dort niemanden von diesen unseren Pferdeschindem?»

«Sie können ruhig hineingehen. Rhode ist nicht da, und Dr. Zbozien ist im Ambulatorium beschäftigt.» Ich warf einen Blick auf das Päckchen und konnte nicht umhin, ihm etwas Boshafes zu sagen, fügte also hinzu: «Bella wartet bereits sehnsüchtig...» Die Hand von Roman, die das Päckchen hielt, zuckte nervös. Schweigend schluckte er die Anspielung, die er gewiss verstehen musste. Er prüfte nochmals genau sein Aussehen, setzte eine würdige Miene auf und begab sich in den Krankensaal im Takt der von mir gepfiffenen Melodie «Im Lager Auschwitz...»

Bella war ein blutjunges, südländisch anmutendes, schönes Mädchen. Zusammen mit anderen Prostituierten aus Hamburg herausgefischt, war sie in Auschwitz gelandet, wo sie eine Nummer, schwarzen Winkel, eine Funktion und einen Vermerk in der Karteikarte in Form von drei Kreuzchen erhielt. Alles an ihr war «super». Sogar der Wassermann reagierte bei ihr positiv, wie Roman boshaft und nicht ohne Witz zu sagen pflegte. Die Tatsache, dass Bella an Syphilis erkrankt war, hinderte ihn nicht daran, sie zu besuchen. Er beschenkte Bella mit Leckerbissen, an die ein gewöhnlicher Häftling nicht einmal im Traum zu denken wagte. Er hatte aber Macht, Beziehungen und einen Stubendienst, der alles zu erbeuten verstand, was sein «Herr und Gebieter» wünschte. Zwar gegen die Goldzähne der Verstorbenen, aber wer hätte sich überhaupt über solche Kleinigkeiten Gedanken gemacht. Bella versuchte, wie sie nur konnte, dem freigebigen Beschützer ihren Dank für seine Sorge, seine Geschenke und Obhut zu zeigen. Was konnte sie ihm aber als Entgelt anbieten? ... Ans Bett gefesselt, konnte sie nur ihren Körper geben, weil sie nichts anderes

besass; Roman wusste von ihrer Krankheit, war also gar nicht erpicht, körperlich mit Bella zusammenzukommen. Ihm genügte es, sie zu sehen, vielleicht manchmal ihren fiebrigen Körper zu berühren, ihren von Fieber glühenden Körper, da sie ausser Syphilis eine offene Tuberkulose hatte. Roman, ein Ästhet, ein Künstler, ein Mensch mit – ohne Zweifel – grosser Phantasie, sättigte seine Augen an dem Bild ihrer wunderschönen Gestalt, ihrer sonnengebräunten feinen Haut, die von der zerstörenden Krankheit noch nicht befallen war. Mit den Spitzen seiner zitternden Finger beklopfte er die feinen jungen Brüste, indem er angeblich ihren Gesundheitszustand untersuchte. Die Kranken redeten ihn doch als «Doktor» an! Eine gelungene Mystifikation! Gleich daneben, auf den Nachbarbetten, starben die ausgehungerten, schmutzigen und stinkenden Skelette, die mit einer schwärenden Haut bedeckt waren, jung und alt, alle mit dem gleichen erschreckenden Aussehen, erbarmenswerte Frauen – die Tuberkulosekranken. Im Vergleich mit ihnen schien Bella noch schöner zu sein. Es ist übrigens zu bezweifeln, dass Roman etwas ausser Bella sah, die auf einem sauberen Laken lag, so auffallend neben den vereiterten Pritschen, auf denen die anderen Frauen starben. Wozu sollte er auch seinen ästhetischen Genuss dadurch stören, dass er sich in dem widerlichen Raum voll Leid, Qualen und Tod umdrehte!

Ich schaute von dem Türspalt weg, durch den ich sie beobachtete. Ich hatte mich immer selbst dabei ertappt, dass ich auch lieber die nackte Bella anschaute als die abgekehrten, verlassenen und ratlosen kranken Frauen, die nur auf den Tod warteten.

Bella schlief ein. Roman verliess den Saal auf Zehenspitzen. Die entsetzlich dünnen, von Dreck schwarz gewordenen Hände der Kranken streckten sich ihm hilfeheischend entgegen. Roman schien sie nicht zu sehen. Leise schloss er hinter sich die Saaltür.

«Armes Mädchen!» sagte er mit echter Erschütterung in der Stimme. «Weisst du, dass sie eine offene Tuberkulose hat?» Ich schwieg. «Na, viel hast du nicht gemacht in der Zeit, als ich bei Bella war!» bemerkte Roman. «Ach, du stinkender Faulpelz!» fügte er hinzu, weil ich nur lachte.

«Arbeit ist kein Hase, sie läuft nicht davon... es wird gemacht... es wird gemacht werden ...», antwortete ich phlegmatisch. «Und wie viele Kranke haben sie während der Zeit untersucht?» fragte ich ihn meinerseits aggressiv. «Aha, jetzt kommt's raus! Du hast heimlich geguckt, du Scheisskerl, statt zu arbeiten.»

Als Antwort schlug ich ein paar Nägel in die Bretter des Schranks, übrigens völlig unnötig. Um meine Betretenheit zu überspielen, begann ich erneut, den «Bolero» zu pfeifen, diesmal ganz korrekt, ohne falsche Töne.

«Du hast ein recht gutes Gehör! Wenn du nur so arbeiten würdest, wie du pfeifst...», bemerkte Roman boshaft, als er die Baracke verliess.

Kapitel LIV

Mein erstes Werk, der Schrank, war schliesslich fertig. Nach dem Urteil von Staszek hatte ich ihn gar nicht schlecht gemacht. Wir brachten ihn in das Ambulatorium. Fast gleichzeitig fuhr ein Rollwagen aus Auschwitz vor der Baracke vor. Die Leute aus Auschwitz brachten Kartons voll mit Medikamenten und einige chirurgische Instrumente. Die Pflegerinnen gaben sie sich von Hand zu Hand, und Ena, eine hübsche slowakische Jüdin, Chefärztin im Frauenkrankenbau, entschied, wohin man sie in dem grossen, von mir angefertigten Schrank zu legen hatte. Dr. Zbozien schien zufrieden zu sein. Es wurden viel mehr Medikamente gebracht, als es die offiziellen Zuteilungen erlaubten. Vertieft in ein Gespräch mit Bock und der Kapo des Reviers, Orla, über die Entwicklung des Frauenkrankenbaus, sah er gar nicht die heimlichen, bewundernden und sehnsüchtigen Blicke von Basia S., die über beide Ohren in den jungen, energischen Arzt verliebt war. Der SDG Scherpe sass rittlings auf dem Tisch und nahm an dem Gespräch nicht teil, er reagierte auch nicht auf die viel zu grosse Menge von Medikamenten, die von «Tolinszczak» aus den riesigen Kartons herausgezogen wurden. Es schien ihm gleichgültig zu sein, ob es sich um Medikamente für die Behandlung von Kranken oder um Phenol handelte, mit dem er durch Spritzen die Neugeborenen und Schwerkranken tötete. Er tat es übrigens nicht mit so grossem Enthusiasmus und Eifer, wie sein Kamerad auf diesem Gebiet, der SDG Klehr.

Der Lagerälteste Bock grüsste mich freundlich und machte seine Spässchen. «Wie geht's, Tischler? Wieviel Weiber hast du schon gehabt?»

Ich wurde rot bis über die Ohren, da es die Kameradinnen von Halina hörten, in die ich in der letzten Zeit ein wenig verliebt war. Bock markierte den Lustigen, ich erfuhr aber dabei, dass er ernste Schwierigkeiten hatte. Die Politische Abteilung vermutete weiterhin auf dem Männerrevier eine organisierte Aktion. Es begannen die Vernehmungen von manchen Angehörigen des Krankenbaupersonals. Kurz danach wurden viele Ärzte und Pfleger in den Bunker gesperrt. Man warf Bock wieder vor, dass durch ihn das Revier zu einem Sitz der polnischen Intelligenz geworden war. Nach einer Weile wurde ein Teil der Häftlinge aus dem Bunker entlassen, einige blieben aber weiterhin eingesperrt, unter anderen Gienek Obojski, Georg Zemanek und Fred Stessel. Den letzteren wurde zur Last gelegt, Verbindung mit dem Frauenlager und der Zivilbevölkerung ausserhalb des Lagers unterhalten zu haben, hauptsächlich, um Nachrichten aus dem Lager weiterzugeben und die Flucht vorzubereiten. Ihr Schicksal war ungewiss. Sie konnten jederzeit erschossen werden. Es waren keine erfreulichen Nachrichten. Hier in Birkenau war es wenigstens in dieser Hinsicht etwas ruhiger. Die Politische Abteilung – so schien es wenigstens vorläufig – zeigte keine

grosse Aktivität. Leider war es eine Stille vor dem Sturm. In den ersten Junitagen 1943 holte die Politische Abteilung eine junge Frau ab, bei der ein von Gienek Obojski geschriebener Kassiber gefunden wurde. Die Affäre zog immer grössere Kreise. Man wusste, wie das enden konnte.

Im Januar kam starker Frost. Da ich keinen Mantel hatte, frohr ich auf dem Weg zum Frauenkonzentrationslager immer tüchtig. Ich hatte zwar einen Wollpullover, der mir von Zuhause geschickt worden war, das war aber entschieden zuwenig. Eine mitleidige Frau, die in der Effektenkammer arbeitete, schenkte mir einen dicken, warmen Pullover. Ich freute mich nicht lange daran. Noch an demselben Tag, am Abend, als wir von der Arbeit zurückkehrten, wurden wir von zwei Blockführern angehalten und zur Wache gebracht, wo uns bereits der Rapportführer Schillinger erwartete. Wer etwas Verdächtiges hatte, versuchte sich dessen zu entledigen, bevor die Durchsuchung begann. Nicht allen gelang das. Bei Julek fand man ein Feuerzeug, Nicet hatte eine Ampulle mit Medikamenten dabei, ich hatte zwei aufeinander angezogene Pullover, was ebenfalls verboten war. Es halfen keine Erklärungen. Schillinger hatte uns endlich auf seinem Gebiet erwischt, er hatte schon lange auf so eine Gelegenheit gewartet. Im Frauenlager, wo unser unmittelbarer Vorgesetzter, der Lagerarzt Rhode, uns gegenüber wohlwollend gestimmt war, konnte er uns nichts antun. Hier aber, im Männerlager, war er, Schillinger, Herr über Leben und Tod. Er schrieb unsere Nummern auf, gab jedem von uns ein paar Tritte und trieb uns im Laufschrift ins Lager, wobei er uns als Strafe unterwegs zu Sportübungen zwang. Nach dem Morgenappell sollten wir uns bei Rapportführer Palitzsch, der jetzt in Birkenau war, und bei Lagerführer Schwarzhuber, den wir fast überhaupt nicht kannten, zum Strafrapport melden.

Niedergeschlagen legten wir uns zum Schlafen, ohne ein Wort miteinander zu wechseln. Jeder von uns war mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt, die unter diesen Umständen nicht gerade lustig ausfielen. Das Schweigen wurde von der spröden Stimme Romans unterbrochen.

«Ich habe schon lange vermutet, dass euer Herumtreiben im Frauenlager so endet!» sagte er und war über diesen Vorfall überhaupt nicht traurig. «Man wird wohl jetzt die freien Stellen besetzen müssen, nicht wahr, Georg? Man weiss ja nicht, wie lange sie bei der SK bleiben...!» Georg zuckte nur mit den Schultern. Was ging es ihn an! Sie gehörten doch zu Bock, sollte er sich darum kümmern! Dr. Zbozien machte uns ein wenig Hoffnung. Er versprach, morgen mit Rhode zu sprechen, vielleicht könnte man doch etwas erreichen.

Am nächsten Morgen meldeten wir uns zum Strafrapport. Wie es Roman vorausgesagt hatte, wurden wir zum Aufenthalt in der Strafkompagnie verurteilt. Je-

doch aufgrund der sofortigen Interventionen von Dr. Rhode, wir wären bei unserer Arbeit im Frauenlager unersetzlich, änderte man unseren Aufenthalt in der Strafkompagnie in Stehbunker. Wir sollten die Strafe nachts verbüßen und am Tage normal wie bisher arbeiten. Da ich die höchste Strafe, drei Wochen Stehbunker, erhielt, was eigentlich einem langsamen Tod gleichkam, wurde auf Einschaltung des Lagerarztes hin diese Strafe auf die Dauer von sechs Wochen ermässigt, so dass ich normal zur Arbeit gehen und jede zweite Nacht im Bunker stehen sollte. Was mich anbetraf, durfte Schillinger volle Genugtuung bekommen haben.

Um sieben Uhr abends am gleichen Tag musste ich mich auf dem Block 2 in der Hauptschreibstube melden, von wo mich der diensthabende Blockführer zu einem der gemauerten Blocks, in dem sich die Zellen des Stehbunkers befanden, abführen sollte.

Kapitel IV

Pünktlich um neunzehn Uhr wartete ich im Vorraum der Schreibstube auf den SS-Mann. Ich war allein. Die Kameraden verbüsstes ihre Strafe zu einer anderen Zeit. Nach einer Weile erschien der SS-Mann; er war gross, düster, einer von denen, die uns gestern mit Schillinger zusammen durchsucht hatten. Mit einem Schlüsselbund in der Hand, mit dem er ständig rasselte, führte er mich in den Block, der sich unmittelbar neben der Strafkompagnie befand. Er drehte den Schlüssel im Vorhängeschloss an der dicken, beschlagenen Holztür um, nahm den Riegel ab, schob die eisernen Gitter zurück und liess mich dann einen sehr schmalen Korridor betreten, der mit einer einzigen Birne, die hoch an der Decke hing, schwach beleuchtet war. An der mit einer Reifschicht bezogenen Decke spiegelte sich das Licht in tausend glitzernden Funken. An der inneren Wand des Bunkers, direkt über dem Betonboden, befanden sich vier kleine Türen in gleicher, vielleicht meterlanger Entfernung voneinander, die mit schweren Riegeln, an denen Vorhängeschlösser hingen, verschlossen waren.

Der SS-Mann trat mit seinem schweren Stiefel nach dem ersten Türchen und fragte mit scharfer, durchdringender Stimme:

«Ist jemand da?» Hinter der Betonwand antwortete eine schwache, halberstickte Stimme:

«Hier, Herr Blockführer!»

«Wieviel?» fragte der SS-Mann kurz.

«Drei», liess sich die schwache Antwort vernehmen.

«Also rein!» wandte sich der SS-Mann zu mir und öffnete das Türchen, aus dem die Stimme des Häftlings herauskam.

«Los, du Schweinehund!»

Auf allen vieren, anders hätte ich mich nicht hineinzwängen können, schob ich mich in die schwarze Öffnung der Stehzelle. Der Blockführer half mir bei dem unbeholfenen Hineintapsen in die schmale, nach Kot stinkende Zelle dadurch, dass er mich mit ganzer Kraft in das vorgestreckte Gesäss trat. «Schneller, schneller, du Hund!» trieb er mich ungeduldig an.

Es war nicht leicht, sich zwischen drei Menschen zu schieben, die auf so kleiner Fläche zusammengedrängt waren. Endlich! Der SS-Mann schloss das Türchen hinter mir, ich hörte, wie er den Schlüssel im Vorhängeschloss umdrehte. Durch eine Luftklappe oben an der Zelle sah ich, wie das Licht im Korridor ausging. Es wurde vollkommen dunkel und still, nur unterbrochen vom Zuschlagen der Tür des Haupteingangs in den Bunker. Die schweren Schritte des sich entfernenden SS-Mannes verklangen in der Ferne. Jetzt erst lebte der Bunker auf. In der undurchdringlichen Dunkelheit spürte ich auf der Höhe meines Gesichtes

den verbrauchten Atem der drei übrigen Leidensgenossen. Einer von ihnen atmete besonders schwer und wimmerte von Zeit zu Zeit mit schwacher Stimme: «Wasser! Essen! Wasser!» Mit dem ganzen Gewicht seines Körpers hing er jetzt an mir und suchte Stütze und Wärme. Ich fühlte, wie sein abgemagerter Körper vor Kälte und Entkräftung zitterte, er stank fürchterlich. Die Ausdünnung von schlimmsten Phlegmonen und Durchfällen schien im Vergleich zu diesem Gestank ein Geruch des besten Parfüms zu sein.

Die beiden übrigen hielten sich noch einigermassen. Von ihnen erfuhr ich, dass sie seit zwei Tagen in dieser Zelle ohne Essen und Trinken stehen. Sie wurden für einen angeblichen Fluchtversuch aus dem Lager zur Strafe zum Stehbunker verurteilt. Als sie in diese Zelle hineingestossen wurden, befanden sich dort bereits zwei andere Häftlinge. Einer von ihnen ist kurz danach gestorben. Mit grosser Erleichterung entledigten sie sich gestern der Leiche.

Zu dritt war es besser zu stehen. Dass ich gerade in ihre Zelle kommen musste! jammerten sie. Es gab nur noch eine Hoffnung, dass dieser Dritte bis zum Morgen fertig sein werde. Dadurch wären wir dann wieder nur drei. Man könnte dann die Lage des Körpers verändern, die Füsse bewegen, die Arme strecken. Und jetzt kam noch der Neue, und nicht genug, dass es hier sowieso eng ist, er versucht sich noch durchzudrängeln! «Du, dräng dich nicht! Du!» Ich drängte überhaupt nicht, ich versuchte lediglich, ein wenig meine Lage zu ändern, weil jener Wimmernde buchstäblich auf mir hing. Die anderen dachten, dass ich versuchte, viel Platz um mich herum zu schaffen, sie drückten mit vereinten Kräften zurück, infolge dessen wurde ich wohl etwas freier, weil ich noch genügend Energie hatte, ihren Druck abzuwehren; der Schwächste aber war buchstäblich in die Wand des Bunkers gezwängt. Das half gar nichts, denn schon bald bekam ich erneut das ganze Gewicht des bewusstlosen Nachbarn zu spüren. Ich liess es sein und deswegen blieb es eine Zeitlang ruhig.

Vom Betonboden kroch feuchte Kälte herauf. Mit dem Rücken lehnte ich mich an die vereiste Wand des Bunkers. Unter dem Schulterblatt fühlte ich ein immer stärkeres Stechen. Der Schmerz in den Beinen wurde mit jedem Augenblick stärker und stärker. Wie sollte ich es hier bis zum Morgen aushalten! Und die anderen drei? Sie werden doch überhaupt nicht lebendig hinauskommen! Die Nachbarn begannen, als ob sie meine Gedanken lesen könnten, sofort zu jammern:

«Lieber Himmel, ich kann nicht länger! Man muss hier wohl verrecken!» Ein fremder Klang zwang sich zwischen dieses Jammern und Lamentieren. Das war der Gong. Ist die Nacht schon vorbei? Ich bewegte mich unruhig.

«Nachtruhe!» seufzte mit Bedauern mein Nachbar von rechts.

Und ich dachte, es wäre schon Morgen! Wie langsam verging doch die Zeit! Also hatte ich noch zehn volle Stunden vor mir! Mein linker Nachbar glitt immer tiefer und tiefer und stöhnte immer schwächer. Der an der gegenüberliegenden Wand stehende Häftling stützte seinen Kopf an meinen Arm. Ich tat das gleiche.

So war es sogar wärmer.

Ich schlief wohl eine Weile, weil ich dann plötzlich zu mir kam, als einer der Häftlinge schrie:»Wieder scheisst du, du Scheisskerl!«

Das betraf meinen Nachbarn von rechts, der sich mit letzter Kraft auf den Füßen hielt, etwas Unverständliches vor sich hinhurmelte und in die Hose machte. Ein neuer Hauch in dem sowieso entsetzlichen Gestank füllte die enge Zelle. Er glitt immer tiefer und drückte mit seiner ganzen Last auf meine beiden Beine. Da meine Hände frei waren, hob ich ihn erneut in die stehende Lage zurück. Jetzt stützte er sich kraftlos auf meinen Körper und legte den Kopf auf meine Schulter. Die Ermüdung war immer mehr und mehr zu spüren. Dort im Lager, dachte ich, liegen sie jetzt ganz bequem auf den Pritschen!... Wenn diese verfluchten Wände wenigstens irgendwelche Einbuchtungen oder Vorsprünge hätten... hier war nichts, nur eine glatte, gefrorene und glitschige Oberfläche, mit Reif bedeckt... Ich schlief ein. Schreckliche Kälte, die, wie es mir schien, bis zum Knochenmark durchgedrungen war, weckte mich auf. Ich fühlte mich vollkommen steif. Lediglich im Rücken stach es so, als ob mir jemand ein scharfes Messer zwischen die Schulterblätter gejagt hätte. Der Nachbar von rechts stand wie vorher und stützte sich mit seinem ganzen Gewicht auf mich. Ich änderte die unbequeme Lage, und in diesem Moment glitt sein Körper vollkommen kraftlos zu Boden. Ich versuchte ihn hochzuziehen, aber ohne Erfolg. Zufällig berührte ich mit der Hand sein unrasiertes Gesicht. Es war eiskalt. Er war, während ich schlief, gestorben.

«Lebt er nicht mehr?» fragte ängstlich derjenige, der ihn vor Kurzem noch einen Scheisskerl genannte hatte.

«Armer Kerl! Sie werden uns hier alle töten! Herrgott, habe Mitleid mit uns!» schluchzte er hemmungslos. Der zweite begann laut zu beten. Seine Stimme zitterte, ihn selbst schüttelte es wie in einem Malariaanfall.

Und so verging die Zeit. Langsam, ganz langsam, Sekunde und noch eine Sekunde, in Erwartung des unbarmherzigen Hungertodes für beide noch am Leben gebliebenen Häftlinge. Ich war ja in viel besserer Lage als sie. Ich wartete auf den Morgengong und auf den SS-Mann, der mich von hier herausholen sollte, damit ich zur Arbeit gehen konnte. Das Herz schlug mir heftig, als ich den Gong hörte, dessen Klang kaum in diese dunkle und kleine Zelle, die mit dicken Mauern vom Lager isoliert war, durchdrang.

Vor der Tür des Bunkers knisterte der gefrorene Schnee unter den Füßen des

SS-Mannes, der wieder mit den Schlüsseln klapperte. Auf dem Korridor schimpfte er fürchterlich und sagte angewiderte:

«Was stinkt ihr so? Brr! Lebt noch jemand hier?»

Als Antwort ertönten wimmernde Stimmen der in den Zellen eingeschlossenen Häftlinge.

«Ruhe da!» schrie er laut, und danach wurden alle sofort still.

Als er die Tür unserer Zelle öffnete, wandte er sich im Befehlston deutlich an mich:

«Na, Pfleger, komm raus, du Hund!»

Unbeholfen, auf allen vieren, kam ich durch die dunkle Öffnung gekrochen und zog hinter mir den Körper des Verstorbenen, der bereits steif zu werden begann.

«Nur einer?» fragte erstaunt der Blockführer.

«Die zwei leben noch!» erklärte ich und stand schwerfällig von den Knien auf. Ich zog die Leiche auf den Schnee vor den Block, während der SS-Mann den Bunker mit allen Riegeln und Vorhängeschlössern unter Begleitung der verzweifelten Klagerufe der Eingesperreten wieder schloss. Draussen war es noch dunkel, lediglich die beleuchteten Fenster der Lagerküche warfen ein helles Licht auf die mit Schnee bedeckte Erde. Starker Frost kniff in die Wangen. Der SS-Mann erlaubte mir fortzugehen, nicht ohne mir vorher mit dem Schlüsselbund einen Schlag auf die Schultern zu geben.

«Hau ab, du stinkendes Schwein! Weg!»

Die steifgewordenen Beine konnten mich kaum tragen, ich lief aber trotzdem auf meinen Block zu, als ob ich die Freiheit erlangt hätte.

Die Pfleger standen ausgeschlafen und erholt auf. Im Öfchen brannte das Feuer. Roman fragte mich teilnahmsvoll, aber gähmend:

«Was hast du denn geträumt, mein Junge? Du siehst nicht so aus, als ob du gut geschlafen hättest...»

Niemand lachte über diesen mittelmässigen Witz. Vielleicht klang es ihm auch selbst ziemlich dumm, er stellte sich daher gleich um, versuchte mir gegenüber herzlich zu sein und liess sich am Stubendienst aus.

«Wacek, wo bist du, du Lümmel! Siehst du denn nicht, dass hier ein Mensch bis auf die Knochen verfroren ist? Gib ihm gleich einen heissen Kaffee! Und mit Zucker, du Dieb...»

Er zog ein warmes, wollenes Unterhemd an und murmelte zu sich selbst empört:

«Das hat ihm dieser Hurensohn Schillinger eingebrockt... diese Bestie...» Lange konnte er aber nicht die Pose des mitleidvollen Kameraden beibehalten, stellte also gleich eine anzügliche Frage:

«Das ist für Anni, nicht wahr?»

Der Kaffee war heiss und süss. Ich verzieh Roman seine dummen Sticheleien. Als ich in das Frauenkonzentrationslager, in unsere Werkstatt, kam, befahl mir Staszek, mich sofort schlafen zu legen. Ich stieg auf die obere Pritsche neben Lisa.

Sie dachte, ich kam zu ihr.

«Mach keinen Spass, Weschek!» kicherte sie und machte dabei ihr Haar zu-recht.

Ich legte mich auf das Nebenbett und deckte mich mit mehreren Decken zu. Ich schlief sofort ein. Wach wurde ich dadurch, dass mich jemand an der Hand zog. Das war Lisa.

«Steh auf!» sagte sie und schaute hinunter, «Mittagessen!»

Unten stand Anni mit einer dampfenden Schüssel Suppe.

Die nächste Nacht ging ich wiederum in den Bunker, um die nächste der zwanzig auf mich wartenden Stehstrafen in der Stehzelle abzubüssen.

Kapitel LVI

Ich beschloss, den Rat meiner erfahrenen Kameraden zu befolgen. Vor allem musste ich herausbekommen, wer von den Blockführern am Tage der Verbüßung meiner Strafe im Stehbunker Dienst hatte. Davon, wie er war, gut oder schlecht, sollte vieles abhängen. In der Hauptschreibstube erfuhr ich, dass an diesem Tag der Blockführer Schneider Dienst hatte. Daraus ging hervor, dass man sich teilweise die strengen Bestimmungen zu umgehen erlauben konnte, weil Schneider weder als besonders streng noch als eifrig bei der Erfüllung seiner Pflichten bekannt war.

Ich zog warme «kanadische» Wäsche an, den Rücken sicherte ich durch das Papier eines Zementsacks, darüber kamen zwei Hemden, die Füße umwickelte ich mit Verbandpapier. Die Füße, bereits mit Wollsocken versehen, umwickelte ich zusätzlich mit Fusslappen und zog dann erst die gestreifte Kleidung an sowie zwei Pullover und einen Schal. Statt der Lederschuhe hatte ich viel zu grosse Holzpantinen an. So angezogen, sah ich mächtig aus. Dem Aussehen entsprechend bewegte ich mich ungeschickt und erweckte dadurch allgemeine Heiterkeit unter den Kameraden, die meine Vorbereitungen beobachteten. Ich prüfte noch den Inhalt meiner Taschen: Zigaretten, Streichhölzer, ein Stück Brot mit Margarine, eine Kerze.

So ausgerüstet, zwängte ich mich durch das um diese Zeit überfüllte Ambulatorium. Die Muselmänner gingen mir ängstlich aus dem Wege. Meine mächtige Gestalt erweckte Respekt in ihnen, im Gegensatz zu Roman, der sich auf meinen Anblick hin an den Kopf fasste:

«Verrückt, vollkommen verrückt geworden! Idiot! Wenn dich jetzt Schillinger schnappt, kommst du nicht lebend aus seinen Händen!...»

«Eee, Herr Roman, Schillinger steckt seine Nase nicht aus der Wachstube bei diesem Frost... und Dienst hat Schneider ... Ich habe mich vergewissert!» sagte ich und ging an Peter vorbei, der schweigend an der Ausgangstür des Ambulatoriums stand. «Warte mal!» hielt mich Roman zurück. «Du sagst, Schneider?» Roman griff in die Tasche und zog ein Päckchen mit Luxuszigaretten heraus. «Gib sie Schneider und sag, sie sind vom Blockältesten aus dem Revier. Er wird dich besser behandeln! Und sag ihm noch, er soll später zu uns kommen. Nicht wahr, Peter?»

Peter nickte zustimmend.

«Also weg mit dir, und mach das Tor hinter dir zu, es zieht wie verrückt!» Der Frost muss stark gewesen sein, weil die Feuchtigkeit in der Nase gefror, und die Ohren ganz steif wurden. Zur Schreibstube hatte ich es nicht weit. Einige Minuten später öffnete ich bereits das Tor des Blocks 2. Die Uhr im Korridor zeig-

te Punkt neunzehn. Im Korridor war niemand. Nach ein paar Minuten hörte ich draussen Stimmen und sich nähernde Schritte. Zuerst kam Schneider, hinter ihm der Lagerälteste Siwy und der Arbeitsdienst Viktor, der mit den Armen fuchtelte. Ich meldete mich bei Schneider und händigte ihm danach die Zigaretten aus, ohne die Gegenwart der beiden Funktionshäftlinge zu beachten, wobei ich wiederholte, was mir Roman gesagt hatte. Der Blockführer schaute eine Weile das Geschenk an, dann pffte er anerkennend und steckte es in die Manteltasche. Währenddessen öffnete Viktor sein Zimmer und drängte Siwy, Schneider dorthin zu führen. Schneider musste mich aber zuerst in den Bunker bringen.

«So ein Frost!» sagte Siwy und rieb die Hände. «Du wirst schön frieren dort, zum Donnerwetter!»

«Komm, komm!» trieb mich der SS-Mann zur Eile und stiess mich leicht zum Ausgang, da er sich so schnell wie möglich der unangenehmen Aufgabe entledigen wollte. Eine doppelte Siesta erwartete ihn doch, beim Arbeitsdienst und auf dem Revier. Als wir bereits draussen, auf dem Wege zum Bunker waren, fragte er mich in gebrochenem Polnisch: «Wofür hast du die Strafe bekommen? Was hast du verbochen, he?»

«Ei, gar nichts!» antwortete ich. «Ich hatte zwei Pullover an, und der Rapportführer...» Schneider unterbrach mich lachend.

«Und wie viele hast du jetzt denn an? Wahrscheinlich fünf! Du bist so dick!» Im Bunker herrschte Stille. Er war leer. Anscheinend waren meine Kameraden von der Nacht vorher bereits gestorben, und ihre Leichen waren noch am Tage weggeräumt worden.

Ich suchte mir die letzte Zelle aus, um so weit wie möglich weg von der Tür zu sein, von der es zog.

«Herr Blockführer ...», nahm ich meinen Mut zusammen, «darf ich den Nachtopf aus der freien Zelle mitnehmen?»

«Nimm, soviel du willst, aber schnell!»

Nach einer Weile hatte ich vier Nachttöpfe in meiner Zelle. Erstaunt, aber gleichzeitig amüsiert, stellte er fest: «Du hast sicher einen starken Durchfall!» Schneider verschloss hinter mir das Türchen der Zelle, machte das Licht aus und drehte eine Weile später den Schlüssel an der Haupttür des Bunkers um. Ich blieb allein in der undurchsichtigen Dunkelheit und der vollständigen Stille. Ich hörte, wie mein Herz klopfte, hörte sogar das Rascheln des Papiers an meinen Schultern, mit dem ich umwickelt war.

In der Ecke der Zelle stellte ich die vier Nachttöpfe aufeinander. Jetzt konnte ich darauf bequem sitzen. Deswegen hatte ich sie aus den anderen Zellen geholt. Schneider dachte, ich hätte Durchfall, erinnerte ich mich nicht ohne Genugtuung.

Im Sitzen erwartete ich den Abendgong. An diesem Abend hörte man ihn aussergewöhnlich gut. Ich wartete noch eine ziemlich lange Zeit und horchte, ob nicht ein Unbefugter in der Nähe war. Stille! Ich konnte also die Kerze anzünden. Sofort wurde es wärmer und angenehmer. Die dicken, mit Reif übersäten Wände der Zelle glitzerten in tausend Eisfunken. Ich zündete die Zigarette an. Sie schmeckte mir sogar.

Wie gut, dass ich allein in der Zelle bin! dachte ich laut. Als ich meine Stimme hörte, fühlte ich mich nicht so allein. Diese Stille regte mich auf. Wenn mir die Beine einschlafen, kann ich aufstehen, springen, sogar singen. Ich begann zu singen, ich stampfte mit den Holzpantinen, mit einem Wort, ich begann Krach zu machen, um bloss diese verfluchte Stille zu verjagen, die mich, ich weiss nicht warum, mit Angst erfüllte. Die Holzpantinen isolierten die Füsse wunderbar von der Kälte, die von dem Betonboden heraufkroch. Ich fror zwar an den Fingern, aber dazu war die Kerze da. Das nächste Mal musste ich ein paar davon nehmen. Man könnte sich damit wärmen, auch etwas lesen. Im Revier war ein zerlesenes Buch im Umlauf, ich glaube, das war *Die Aussätzige*. Egal was für ein Buch, die Zeit im Stehbunker sollte nur schnell vergehen.

Die Kerze begann abzubrennen, ich löschte sie also. Trotz der warmen Kleidung wurde es sofort kälter. Um mich zu wärmen, fing ich an, einen Fantasietanz zu gepfiffenen Melodien zu hopsen. Aber wie lange konnte man pfeifen und mit Holzpantinen auf den Boden stampfen? Schliesslich machte es mich müde. Ich wollte schlafen. Ich setzte mich auf meinen Nachttopfthron und schlief bald ein. Ich wusste nicht, wie lange ich geschlafen hatte, auf jeden Fall wachte ich plötzlich von einem schrecklichen Krachen und Klirren der auseinanderfallenden Nachttöpfe auf. Verschlafen verstand ich nicht sofort, wo ich mich befand und was geschehen war. Ich sprang hoch, stiess mit dem Kopf an die Wand des Bunkers und wurde davon sofort nüchtern.

Ich stellte die Nachttöpfe aufeinander, ass ein Stück Brot und verbrannte, um die Kerzen zu sparen, stückweise die Papierverbände, von denen ich eine grosse Menge bei mir hatte. Sie brannten gut, ohne Asche und Rauch, und gaben für einen Augenblick ein riesiges Feuer und viel Wärme, so dass nach einer Weile der schmelzende Reif in Stücken von den Wänden des Bunkers zu fallen begann. Ich setzte mich und schlief augenblicklich ein. Ich wachte vom Geräusch der Bunkertür auf, die geöffnet wurde.

«He, du dort! Bist du nicht erfroren! Wo bist du denn? Komm heraus!» Schneider hatte anscheinend vergessen, in welche Zelle er mich am Abend eingesperrt hatte. Er musste sich ganz schön einen hinter die Binde gekippt haben, weil er ganz mitgenommen aussah.

Ich gewöhnte mich schliesslich an diese Nächte im Stehbunker.

Auch die SS-Männer gewöhnten sich an mich und behandelten mich als alten Kunden nicht schlecht. Sie durchsuchten mich nicht und schlugen mich nicht, was sie mit den Neuen oft taten. Vor allem Blockführer Perschel oder das «Pferdegesicht», der Kommandoführer der Strafkompagnie. Ich bemerkte, dass meine niedrige Lagernummer ihnen einen gewissen Respekt einflösste und auch die Länge der abzustehenden Strafe, die ich tapfer ertrug, da ich mit der Erholung im Frauenlager eine wundervolle Hilfe hatte, von der sie natürlich nichts wussten. Ohne grössere Schwierigkeiten erreichte ich den letzten Tag oder eher die Nacht, nach der meine Strafe enden sollte.

Es war Ende Februar, und obwohl es keinen Schnee mehr gab, war der Abend aussergewöhnlich kalt. Während ich, wie gewöhnlich, im Vorraum der Schreibstube auf den Blockführer wartete, fror ich entsetzlich. Ich wollte so schnell wie möglich in den Bunker gelangen, wo ich mir schon Rat wusste. Der Blockführer Baretzki kam mit dem Fahrrad an. Ohne meine Meldung zu beachten, nahm er vom Radrahmen eine gefüllte Tasche ab und ging in das Zimmer des Lagerältesten. Nach etwa einer Stunde kam Baretzki aus der Stube heraus, rief mir zu, sein Fahrrad vorzuführen und war auf und davon, ohne mich überhaupt zu Wort kommen zu lassen. Er kehrte nach ein paar Minuten mit einer vollgestopften Tasche zurück, in der geheimnisvoll Glas klirrte. Um etwa zehn Uhr kamen sie heraus. Viktor führte das Fahrrad mit der leeren Tasche, die am Radrahmen hing. Baretzki sah betrunken aus. Ich stellte mich ihm in den Weg und wollte auf diese Weise mein Dasein demonstrieren. Baretzki aber stiess mich ab und murmelte aufgeregt: «Was machst du hier? Geh weg! Lauf davon, zum Donnerwetter!» «Sonst wird er es sich womöglich anders überlegen!» flüsterte Siwy und stiess mich hinter das Tor des Blocks. Von Weitem hörte ich noch die Stimme des Blockführers, die langsam in der Nacht verwehte:

«Alles Scheisse!»

Kapitel LVII

Seit einiger Zeit zeigte sich eine leichte Besserung der Bedingungen auf dem Frauenrevier. Zum grossen Teil war es ein Verdienst von Dr. Zbozien und seiner Pflegergruppe, die alles taten, um das Schicksal der unglücklichen Frauen zu erleichtern. Die «Versorger» aus dem Stammlager Auschwitz arbeiteten gut, trotz der Verschärfung, die im Spätherbst von der Politischen Abteilung eingeführt wurde und trotz der Ende Januar 1943 erfolgten Erschiessung einiger Angehöriger des Krankenbaupersonals im Stammlager. Unter anderen ist Gienek Obojski umgekommen, der von seinem Arbeitgeber Palitzsch persönlich erschossen wurde. Das Schicksal Gieneks teilte auch Teofil Banasiuk, der auf Befehl der Politischen Abteilung von Klehr mit der Spritze getötet wurde. Auf diese Weise entledigten sie sich der Augenzeugen aller Morde, die hauptsächlich auf dem Hof des Blocks 11 begangen worden waren. Georg Zemanek und Fred Stessel sind auch nie mehr aus dem Bunker herausgekommen. Sie wurden erschossen. Der Tod des letzteren rehabilitierte ihn in den Augen mancher Häftlinge, mit denen er es sich durch seinen übergrossen Eifer und sein Kriechen vor den Lagerbehörden verdorben hatte. Er verstellte sich, konnte aber die Wachsamkeit der Politischen Abteilung und deren Spitzel nicht irreführen. Bock wurde von der Funktion des Lagerältesten des Häftlingskrankenbaus abgelöst, er ging auf ein Kommando, weit vom Stammlager. Ein Teil seiner Schutzbefohlenen, die so keine Stütze mehr hatten, suchten ihr Glück woanders.

Wenn auf dem Frauenrevier jetzt einigermaßen Ordnung herrschte, so waren die Bedingungen im Lager weiterhin furchtbar. Schmutz und Hunger dezimierten die sowieso bereits durch das Lagerleben abgezehrten Frauen. Das fehlende Wasser begünstigte die Verbreitung der Fleckfieberepidemie, welche man unter diesen Umständen unmöglich in den Griff bekommen konnte. Die Lagerbehörden wandten das gleiche radikale Mittel zur Liquidierung der Fleckfieberepidemie an, dessen sie sich vergangenes Jahr schon im Männerlager bedient hatten. Es wurden Selektionen durchgeführt. An einem Tag gingen einige tausend Frauen ins Gas. Der Lagerarzt Rhode hatte mit einem Schlag seine ganze bisherige verdienstvolle Leistung durchgestrichen, indem er sehr aktiv an den Selektionen teilnahm. Anscheinend kapitulierte er. Die Gruppe von Dr. Zbozien wurde aufgelöst. Ein Teil der Ärzte und Pfleger kehrte nach Auschwitz zurück, ein Teil blieb für immer in Birkenau, unter ihnen auch ich.

Ich wurde Revierschreiber auf Block 12. Die Schreibstube befand sich in einem kleinen Zimmerchen an der rechten Seite des Korridors, der zum Ambulatorium führte. Wir arbeiteten hier zu dritt: Karol, als Ältester, war der Chef, Zygmunt,

mein Landsmann und gleichaltriger Kamerad, aus dem Tarnower Transport wie ich, sein Stellvertreter. Meine Arbeit bestand im Ausschreiben der Totenmeldungen. Die Beschreibung der Krankheit, an der der Häftling starb, betraf auch diejenigen, die im Lager ermordet wurden. Erschossen, abgespritzt, vergast. Jeder musste seine Krankheitsgeschichte haben – eine fiktive selbstverständlich. Das verlangten die Lagerbehörden, und das befahl man mir zu tun. Zuerst schrieb ich allerdings bei den Häftlingen, von denen ich wusste, dass sie erschossen worden waren, «Herzschlag», später jedoch kam ich zur Überzeugung, dass es zu viele von diesen Herzschlägen gegeben hatte, was für mich schlecht ausgehen könnte, wenn es die Politische Abteilung bemerkte. Ich schrieb also die Totenmeldungen so, wie sie sie sich wünschten: bei einem Erschossenen schrieb ich zum Beispiel Durchfall, bei einem an Durchfall Verstorbenen schrieb ich Herzschlag, bei einem mit der Spritze Getöteten «Nierenentzündung» usw. Kurz gesagt, es war eine perfide Fälschung der Sterbeurkunden, die Verwischung der Spuren von Massenmorden, die an den wehrlosen Häftlingen begangen wurden.

In der ersten Märzhälfte begannen grosse Häftlingstransporte aus Auschwitz und Birkenau in andere Lager abzugehen. Hauptsächlich die Polen wurden fortgeschickt. Auf einer der Transportlisten befand sich die Mehrheit des Personals aus unserem Krankenbau, darunter auch ich. Am nächsten Morgen mussten wir nach Auschwitz ausrücken, von wo man uns angeblich in das Lager Neuenгамme bringen sollte.

Der letzte Abend in Birkenau. Ich trat vor den Block, um etwas frische Luft zu schnappen. Das ganze Lager schlief bereits fest.

Ich stand hinter der angelehnten Barackentür, an der Stelle, wo das Licht der Glühbirne, die sich über der Tür befand, nicht hinreichte, und wollte gerade eine Zigarette anzünden, als mir eine schleichende Gestalt auffiel, deren gebeugte Silhouette hinter der Ecke des Blocks auftauchte. Das war Wacek, der Stubendienst von Roman. Einige Schritte von mir entfernt blieb er stehen, schaute wachsam umher, und als er sich versichert hatte, dass ihn niemand beobachtete, begann er zu arbeiten. Mit einem Werkzeug hob er ein tiefes Loch aus, zog unter dem Arm ein kleines Päckchen hervor, schaute sich nochmals aufmerksam um und vergrub dann dieses Päckchen sehr sorgfältig. Als er auf den Block zurückkehrte, berührte er mich fast, ohne mich jedoch zu bemerken. Wacek, schlau und vorsorglich, sicherte seine Zukunft. Vielleicht hatte er nur den Auftrag seines Herrn, Roman, ausgeführt, der ebenfalls mit dem Transport fortging? Vielleicht kehren sie irgendwann zurück, graben es aus, werden reich! Das Gold wird in der Erde nicht verrosten!

Ich erriet die Herkunft dieses «Schatzes». In unserer Schreibstube stand unter dem Tisch eine kleine Holzkiste. In diese Kiste legte der Zahnarzt, Tag für Tag, Goldzähne, die Kronen, die den Toten ausgezogen wurden. Von Zeit zu Zeit

entleerte der SDG diese Kiste und brachte das Gold auf das SS-Revier, wonach der emsige Zahnarzt erneut die kleine Kiste füllte, die immer unter unseren Füßen herumstand, uns im Wege war und nach den Resten der verwesenen Körper der Toten stank. Diese kleine Kiste widerte uns an, wir durften sie aber nicht von dort entfernen, weil der SDG fand, dass sie bei uns an passender und sicherer Stelle stand. Niemand von uns kam auf den Gedanken, dass die Goldzähne hier im Lager irgendeinen Wert haben sollten, obwohl uns manchmal die Tatsache verwunderte, dass der Zahnarzt täglich etwas in die Kiste hineinwarf und sie niemals ganz voll wurde. Entweder Wacek oder Roman erkannten den Wert dieser Zähne und teilten sie mit der SS. An die Bretter der Baracke gelehnt, inhalierte ich den Rauch der Zigarette. Sie schmeckte mir immer mehr. Langsam wurde ich zu einem notorischen Raucher. Hoffentlich wird es dort in einem neuen Lager etwas zum Rauchen geben!

Von weit her bellten die Hunde. Von dem Wachturm, der neben der Wache stand, erklang die Stimme des meldenden SS-Mannes: «Posten drei, nichts Neues!» Anscheinend ging eine höhere Charge die Posten entlang und kontrollierte, ob die Wachmänner nicht schliefen. Vom kleinen Wald her zog schwerer, süßlicher Rauch heran und verdeckte langsam die nicht enden wollende Linie der Glühbirnen des unter Strom stehenden Zaunes. Ich schauderte, weil es plötzlich so kalt wurde. Man muss schlafen gehen! Man darf dieses Birkenau nicht bedauern! Vielleicht wird es in einem anderen Lager doch besser! ... Man begann hier mit dem Bau der riesigen Krematorien und das verhiess nichts Gutes.

Mit diesem Transport bin ich dennoch nicht fortgefahren. Zusammen mit einigen Pflegern wurde ich reklamiert und sollte als unentbehrlicher Fachmann, als «Tischler», zum Personalbestand des Krankenbaus auf Block 8 gehören. Wacek und sein «Herr» sind trotz emsiger Bemühungen mit dem Transport fortgefahren. Ihr Schatz blieb in Birkenau.

Kapitel LVIII

Die Sache der merkwürdigen Reklamierung einiger Pfleger aus dem Transport klärte sich bald. Also der Blockälteste von 8, «Papa» Biernacik, der vorläufige Stellvertreter Peters, der «wegen Frauen» zur Strafkompagnie kam, nutzte geschickt die Spannungen, die zwischen den SS-Ärzten und der Lagerverwaltung bestanden, und überzeugte unseren Lagerarzt, bei der Kommandantur wegen der beabsichtigten Wegnahme der besten Arbeitskräfte aus dem Revier zu intervenieren. Dr. Kitt gelang es, einen Teil der Pfleger zu reklamieren, an denen Biernacik am meisten lag. Auf diese Weise suchte er sich ein Personal aus, auf das er bauen konnte, und entledigte sich vor allem der Prominenten in der Art von Roman, der «grauen Eminenz», oder Georgs, der gezwungen war, nach einem anderen «Posten» zu suchen, als die Stütze, welche ihm die Position Peters gab, verlorenging. Aus Auschwitz schickte man uns als neuen Lagerältesten des Häftlingskrankenbaus einen deutschen Kommunisten, einen gutmütigen Menschen mit ruhigem Gemüt, der aber sehr wenig «auf Draht» war. Der «Papa», energisch, schlau, arbeitsam, vorsorglich, spielte auf dem Revier die erste Geige. Der Lagerälteste war mit allem, was «Papa» verlangte, einverstanden. Die Blocks 7 und 8, geteilt durch einen grossen Hof, der mit einer hohen Mauer umzäunt war, bildeten einen weiteren Teil des Krankenbaus, obwohl sie von Block 12 durch eine ziemlich grosse Entfernung getrennt waren. Block 7 war der sogenannte Schonungsblock, mit anderen Worten also das Vorzimmer des Krematoriums. Alle paar Tage fanden hier Selektionen statt, die von Lagerarzt Dr. Kitt vorgenommen wurden. Wenn aus irgendwelchen Gründen einige Tage lang keine Selektion stattfand, erreichten die Haufen der Leichen, die an die Mauer des Hofes gelegt wurden, die Höhe des Blockdaches, weil die Leichenträger mit dem Abtransport zur Leichenhalle, die sich auf dem anderen Ende des grossen Lagers befand, nicht nachkommen konnten. Die Sterblichkeit war so erschreckend, dass die Selektionen lediglich das beschleunigten, was sowieso nach einigen Stunden unvermeidlich geschehen musste. Manchmal kam es vor, dass ein Kranker, der bereits für das Gas bestimmt war, gerettet wurde. Das war ein Verdienst des Blockältesten Viktor M., der unangenehm im Umgang und ungleichmässig war, der sich aber manchmal zu einer wahrhaft menschlichen Tat aufraffen konnte. «Papa» Biernacik betrachtete es als Ehrensache, aus Block 8, der sich nicht viel von Block 7 unterschied, ein richtiges Hospital zu machen. Er war allgemein beliebt, und da er gute Bekannte unter den Kapos verschiedener nützlicher Kommandos hatte, organisierte er auf Teufel-komm-raus Ziegelsteine, Kalk, Zement, Holz, Wasserrohre usw., alles, was sich nur zur Reparatur der bereits auseinanderfallenden Baracke des Kranken-

baus eignete. In kurzer Zeit wurde das durchlöcherterte Dach von innen mit Matten belegt und liess weder Wasser noch einen Windzug durch, wie es bis dahin geschehen war; da der Block ausserdem von innen verputzt und gestrichen wurde, schaffte man gleichzeitig den Anschein von Sauberkeit. Die sumpfige Tenne zwischen den Boxen wurde betoniert, die widerlichen, stinkenden Fäkalienkübel wurden durch einen kanalisiertem Abort ersetzt; man errichtete sogar einen Waschraum mit Duschen. Den Waschraum machten Installateure, die aus dem Lager Auschwitz zur Arbeit nach Birkenau kamen, benutzbar. Sie legten eigentlich erst die Wasserinstallationen im Frauenlager, was «Papa» nutzte, um sie manchmal bei sich als sogenannte Schwarzarbeiter zu engagieren. Bei der Gelegenheit hatte ich die Möglichkeit, Edek Galinski zu treffen, der als Installateur zwischen dem Frauenlager und dem Block 8 hin- und herpendelte. Im Frauenlager arbeitete er bereits seit längerer Zeit und hatte dort eine Flamme, von der er mir nur nebelhaft erzählte. Ich nutzte die Gelegenheit, durch Edek einen Kassiber ULJ Zigaretten an Halina zu schicken.

Auf unserem Block arbeiteten einige Ärzte, hauptsächlich Juden, die mit dem Schicksal, das ihnen erlaubte, weit vom Block 12 zu arbeiten, also in sicherer Entfernung von der harten Hand des Chefarztes Dr. Zengteller, zufrieden waren. Innerhalb der Baracke liefen einige Pfleger und Rekonvaleszenten herum, die als Helfer fungierten. Vielleicht waren es zu viele, aber der «Papa» schrieb sie nicht ins Lager um, weil er wusste, dass es entweder meine Proteges oder die von Waldek N., seinem Stellvertreter, waren.

Der Tischler war ein kleiner und abgemagerter Jude aus der Gegend von Wilna, der von «Papa» als arbeitsamer und ausgezeichneter Fachmann geschätzt war. Da ich mich nach meiner Ausbildung im Frauenlager bei Staszek Paduch selbst für einen guten Tischler hielt, begann ich mit selbständiger Arbeit, mit der uns «Papa» überhäufte. Der echte Meister erkannte schnell meine mangelnde Qualifikation, er wollte mir aber nicht wehtun und gab mir von Zeit zu Zeit eine weniger wichtige Kleinigkeit, die er dann später sehr lobte, womit er mir, wie es ihm schien, eine grosse Freude bereitete, weil er sah, wie ich mich bemühte, dieses Lob zu rechtfertigen.

Die Tischlerei war auf dem Hof. Sie befand sich in einem Holzschuppen, dessen Wand die Mauer bildete, die den Hof von der Lagerstrasse trennte; mit der anderen Seite stiess der Hof an unseren Block, an die Stelle, wo das von «Papa» errichtete Ambulatorium lag, das später von den SDG zum Spritzen mit Phenol benutzt wurde.

In dieser Tischlerei hatte ich mich gar nicht schlecht eingerichtet. Das eiserne Öfchen, das zum Auflösen des Tischlerleims diente, war unsere Küche, und wir brieten darauf Kartoffeln, die wir in der Lagerküche organisierten. Leckerbissen wie Schmalz, durchwachsener Speck oder Zwiebeln, die man mir von Zuhause

schickte (man durfte bereits kleine Päckchen erhalten), bereicherten unsere kleine Speisekarte. Die Lagersuppe aus verfaulten oder erfrorenen Steckrüben schmeckte uns immer weniger.

Mein Kamerad von der Hobelbank war mit zwei «Tätowierern» befreundet, von denen einer aus demselben Ort wie er stammte. Der andere war ein junger slowakischer Jude. Die Tätowierer hatten aufgrund ihrer Stellung mit den Zugängen zu tun. Sie schwammen also in allem, was man jeweils von den neuangekommenen Transporten erbeuten konnte. Sie revanchierten sich für die Kartoffelpuffer, mit denen wir sie gastfreundlich bewirteten, und brachten uns Feigen, Rosinen, Datteln, Maiskuchen, die von den griechischen Juden, die damals massenweise in den Gaskammern liquidiert wurden, mitgebracht worden waren. Nur ein geringer Teil von ihnen gelangte ins Lager, nachdem man ihnen vorher auf den linken Unterarm die Nummer eintätowiert hatte. Die schwere Arbeit und die Lagerverhältnisse nicht gewohnt, wurden sie schnell zu Muselmännern. Sie hauptsächlich bildeten die Mehrheit der Patienten auf den Blocks 7 und 8.

Kapitel LIX

Der Frühling kam, der typische Birkenauer Frühling. Der Schnee schmolz, die Lehmerde liess das Wasser nicht durch und bildete grosse Wasserlachen. Der Dreck war so schrecklich, dass man nur mit Anstrengung den Fuss aus dem dicken Brei herausziehen konnte. Der «Papa», nachdem er die Reparatur des Blocks durchgeführt hatte, begann jetzt, Ordnung auf dem Hof zwischen den Baracken zu schaffen. Er spannte zu dieser Arbeit die Griechen ein, welche verloren durch das Lager schlichen und sich vor dem Lagerkapo versteckten, der sich ihrer mit besonderer Vorliebe annahm und sie ungeheuer misshandelte. Sie wollten lieber unter «Papas» Augen arbeiten, der zwar viel verlangte, aber von dem Stock, von dem er sich nicht trennte, nie Gebrauch machte. Man konnte bald trockenen Fusses über den Hof gehen, und an der Mauer entstand etwas, was einmal den Namen Gärtchen tragen sollte. Er pflanzte dort Büsche ein und säte Gras mit aus unbekanntenen Quellen erbeuteten Samen. Sofort kamen von irgendwoher Vögel, die bis jetzt das Lager gemieden hatten, und pickten den soeben gesäten Samen von der Erde auf. Der durch die Unverschämtheit der Spatzen in Wut geratene «Papa» lief mit dem Stock in der Hand zwischen den Beeten hin und her und verscheuchte die hungrigen Vögel wie eine dörfliche Hausfrau ihre Hühner, die Schaden anzurichten drohen.

«Fort mit euch! Fort mit euch, geht fort, ihr Diebe. Ich werde es euch zeigen, ihr Nichtsnutze!» Aber die Spatzen waren so, wie Spatzen eben sind. Fortgescheucht flogen sie schnell davon, aber nicht weit. Manche setzten sich aufs Dach, andere auf die Mauer, und sobald der «Papa» durch die Tür des Blocks verschwand, flogen sie lärmend zurück. «Papa» griff also zu einer List. Die Küche lieferte dem Krankenbau eine gewisse Menge verschimmelten Brotes und Kuchen, einen minimalen Teil dessen, was man den Griechen abgenommen hatte, die in das Lager gebracht und später im Krematorium verbrannt worden waren. Eigentlich war das Zeug nicht mehr essbar und vielleicht gab der Küchenchef deswegen die Reste dem Revier als ausserprogrammässige Ernährung für die Kranken. «Papa» erlaubte nicht, sie den Kranken zu geben, schickte aber nichts an die Küche zurück, um es mit dem Chef nicht zu verderben. Nichtsdestoweniger verschwanden die ausgetrockneten Kuchen irgendwo für immer. «Papa» streute eine Handvoll dieser Krümel in eine Ecke des Hofes und versuchte damit die nimmersatten Spatzen zu locken, damit sie nur sein Gärtchen in Ruhe liessen. Er rief aber umsonst «piep, piep, piep».

Die Vögel wollten ihr Futter lieber selbst suchen, und zwar auf den Beeten. Mit den Krümeln beschäftigten sich aber die fetten Ratten, die am helllichten Tag

von einer Ecke des Hofes in die andere wanderten. Sie hatten genug Fleisch, die Krümel aber waren für sie Leckerbissen. Viktor veranstaltete eine Jagd, aber die Ratten waren wachsam und schneller als er. Er hatte sich also eine Schleuder angeschafft und nutzte die Abwesenheit «Papas», indem er auf alles, was sich bewegte, schoss, so lange... bis er eine Fensterscheibe in Block 8 traf. Waldek, der bereits seit einer längeren Zeit die Versuche Viktors missbilligend betrachtete, hielt es nicht mehr aus. Ein Wort gab das andere, und es kam zum Handgemenge. Ein plötzliches «Achtung» von der am Tor stehenden Torwache unterbrach diesen Vorfall. Die vom Schrei verscheuchten Spatzen flogen laut davon, und im Tor erschien die schlanke Gestalt von Dr. Kitt in Begleitung des SDG und Dr. Zengtellers. Die betraten den Block Viktors, und das bedeutete Selektion für Block 7.

Währenddessen kehrte «Papa» mit seinen Griechen zurück, die grünen Rasen schleppten, den sie irgendwo an den Lagerperipherien ausgegraben hatten, und war zufrieden mit seiner Beute und mit seinem Sieg über die Spatzen, die ihm das Gras nicht mehr wegfressen konnten.

«Papa, Dr. Kitt ist auf dem Siebener», sagte Waldek zu ihm. «Sie sitzen dort schon lange! Es scheint eine grosse Selektion zu sein!»

«Gut, gut!... Ich gehe schon ...», antwortete «Papa» ruhig. «Ich werde nur noch den Griechen da erklären, was sie machen sollen!»

Endlich kamen sie heraus. Sie stellten sich vor den Block und beratschlagten eine Weile. Viktor hielt in der Hand einen dicken Packen von Krankenkarten, einen anderen Packen von Karten hatte der SDG. Man wusste, dass dies die Karten derer waren, die für das Gas ausgewählt waren. Dr. Kitt erklärte Viktor etwas sehr lange, und dieser schlug jeden Augenblick die Absätze zusammen, wobei er verständnisvoll nickte und energisch rief: «Jawohl, jawohl, Herr Obersturmführer! Jawohl!»

Auf einen Befehl Viktors begann die Bedienung des Blocks, die Kranken vor den Block zu führen. Unterdessen begaben sich Dr. Kitt und Zengteller mit «Papa» an der Spitze in unseren Block. Sollte es auch bei uns zu einer Selektion kommen? Das geschah seltener. Der Hof füllte sich langsam mit Kranken. Diejenigen, die noch stehen konnten, versammelten sich zu einer engen Gruppe in einer Ecke des Hofes. Viele setzten sich oder legten sich einfach auf die feuchte Erde, vollkommen gleichgültig gegenüber dem, was um sie herum geschah. Und aus dem Block wurden immer neue herausgeführt.

Auf unserem Block gab es noch keine Selektion. Dr. Kitt gab seinem SDG einen Befehl und wandte sich mit schnellem Schritt dem Tor zu; hinter ihm eilte Dr. Zengteller, der mit seinen kurzen, krummen Beinchen kaum Schritt halten konnte. Der «Papa» erinnerte sich an seine Griechen, die den kurzen Zeitraum ohne Aufsicht zum Faulenzen benutzten, und versuchte sie zur Arbeit zu treiben. Die Griechen stritten untereinander, ohne auf ihre Umgebung zu achten,

und reagierten gar nicht auf die Rufe «Papas»; zwei von ihnen kämpften in der Ecke des Hofes, dort, wo die Brotkrümel für die Spatzen ausgelegt waren, die, von den Ratten übriggelassen, jetzt Streitobjekt der um sie kämpfenden ausgehungerten Menschen waren.

Einige hundert Kranke wurden aus Block 7 herausgeführt, und kein Ende war abzusehen. Der SDG zählte die Karten in seiner Hand genau und ging wieder zurück auf Block 8, von wo er lange nicht mehr zurückkam, was darauf schliessen liess, dass er jetzt die Schwerstkranken, die soeben von Dr. Kitt angezeigt worden waren, mit Spritzen tötete.

Der Tischler war sehr bewegt – die Selektion selbst machte auf uns keinen besonderen Eindruck mehr: sie war an der Tagesordnung, sie war etwas, was sein musste, unabhängig davon, ob wir dadurch erschüttert waren oder nicht – und er schien seit einiger Zeit sehr aufgeregt zu sein. Als er das Motorengeräusch der am Tor vorfahrenden Lastwagen hörte, lief er wie ein Wahnsinniger auf den Hof und suchte jemanden unter den Kranken, zog sich aber sofort zurück, als er den aus Block 8 zurückkehrenden SDG sah. Wir schlossen uns in der Bude ein, legten die Gesichter an die Ritzen in den Brettern der Tischlerei und beobachteten, was sich auf dem Hof abspielte. Die ersten Reihen der Kranken, die vom Krankenbaupersonal hinausgeführt worden waren, verschwanden hinter dem Tor. Man hörte, wie man sie auf die vorgefahrenen Autos verlud. Der Tischler, der seine Augen nicht von den Ritzen in den Brettern losreissen konnte, zitterte am ganzen Körper und sprach etwas in Jiddisch vor sich hin, was den Eindruck vermittelte, als ob er betete. Plötzlich wandte er sich in äusserst gewähltem Polnisch an mich und sprach ein paar von innerer Bewegung immer wieder unterbrochene Sätze:

«Er ist noch da! Man hat ihn noch nicht weggebracht! Er steht dort! Dort an der Wand... Siehst du ihn? Er ist ganz gesund und geht jetzt ins Gas... Mein Gott! Und der Scharführer geht immer hin und her, und ich kann ihm nicht helfen. Wenn ich mich zeige, nimmt er mich auch noch mit.»

«Wie ist seine Nummer?» fragte ich und erriet, was er von mir verlangte. Wenn es sich um den SDG Klehr gehandelt hätte, würde ich sicher nicht gewagt haben, hinauszugehen. Vor dem aber hatte ich keine besondere Angst. Ich kannte ihn noch aus dem Frauenlager. Er war erträglich. Ich nahm also das erstbeste Handwerkszeug und ein Stück Latte mit und ging auf den überfüllten Hof hinaus. Ich schnappte mir Waldek und sagte ihm, um was es mir ging. Er wollte gerade zu «Papa», ihn zu bitten, das Leben von zwei Kranken zu retten, um die ihn die Tätowierer anflehten. Zwei oder drei, was für ein Unterschied!

«Papa», der von uns beiden angesprochen wurde, winkte schliesslich resigniert mit der Hand.

«Schon gut, schon gut! Ich habe auch einige, um die mich die Ärzte baten!

Jeder hat dort einen, den er versteckt hat, und ich muss sie jetzt im letzten Augenblick herausholen ... Der SDG hat sämtliche Karten in der Faust!» beklagte sich «Papa» und zeichnete mit dem Stöckchen auf dem Kies des Hofes irgendwelche geheimnisvolle Zeichen, was bedeutete, dass er ganz intensiv überlegte. Plötzlich wandte er sich an Waldek:

«Dicker! Lauf mal schnell auf den Block und hol die Karten von den Gespritzten! Beweg dich aber, du Taugenichts! Vielleicht lässt sich etwas machen! ...» Waldek lief auf den Block, und «Papa» begann ein lebhaftes Gespräch mit dem SDG, um seine Aufmerksamkeit davon abzulenken, was jetzt hinter seinem Rücken geschah. Das Personal des Blocks 7 nutzte die Unaufmerksamkeit des SDG und holte schnell seine Bekannten und Verwandten vom Platz weg, die es zurück auf den Block führte, wobei es zuvor Viktor deren Nummern gab. Viktor, der völlig unverschämt in den Karten herumsuchte, die der SS-Mann in der Hand hielt, während er durch das Gespräch mit «Papa» abgelenkt war, tauschte schnell die Karten der Kranken, die eben auf den Block zurückgeführt wurden, gegen die Karten, die ihm von Waldek hingeschoben worden waren. Auf diese Weise tauschte er die zur Vergasung Verurteilten gegen bereits Tote, das heisst, gegen solche, die der SDG vielleicht vor einer knappen Stunde mit Phenolspritzen umgebracht hatte. Viktor tat dies ziemlich lange, aber nur bis zu einem gewissen Zeitpunkt.

«Was machst du, Viktor, bist du verrückt geworden?» schrie schliesslich der SDG verärgert.

Der überraschte Viktor wurde im ersten Augenblick ganz steif, im nächsten aber verstand er, sich zu beherrschen. Er riss aus den Händen des vor Staunen verstummten SS-Mannes den ganzen Pack mit Krankenkarten, sprang auf seine Pfleger zu und begann, während er mit den soeben herausgezogenen Karten ihnen vor der Nase fuchtelte, ganz laut zu schimpfen:

«Eine Schweinerei macht ihr hier, ihr Hundesöhne! So passt ihr auf die Kranken im Block auf; ihr verfluchten Juden! Nehmt mir diese Muselmänner aus den Augen, damit sie mir nicht hier hin und her rennen! Verstanden, ihr jüdische Bande?» Viktor war ausser sich, er wütete, schimpfte mit den schlimmsten Ausdrücken, schlug sogar irgendjemanden, erreichte aber das, worauf es ihm am meisten ankam: er hatte die Krankenkarten in der Hand, und ohne sie wäre es nutzlos gewesen, die Kranken, die ins Gas gehen sollten, auf dem Block zu verstecken. Jede Karte in der Hand des SDG war ein Todesurteil! Währenddessen zog «Papa» den Deutschen bis vor unsere Bude mit und redete beruhigend auf ihn ein.

«Jemand muss hier Ordnung machen! Blockältester Viktor wird das schon sehr gut machen, keine Angst!»

«Ja, ja, ich glaube es!» antwortete der SS-Mann, bereits etwas milder gestimmt. «Aber alles muss stimmen!»

Viktor hatte tatsächlich auf alles geachtet. Siebenhundert Kranke, also so viele, wie der Lagerarzt angeordnet hatte, wurden auf die Autos verladen und in die Gaskammer gebracht. Zahlenmässig musste es stimmen, weil der SDG darauf gut aufpasste. Hier liess sich nichts machen. «Alles muss stimmen.» Man konnte lediglich die Kranken gegen die Toten auswechseln, und das gelang «Papa» und Viktor voll und ganz: sie schläfernten die Wachsamkeit des SDG durch die veranstaltete Dienstefrigkeit und das Herumreden ein. In Gegenwart von Kitt hätten sie sich so etwas nicht erlaubt. Man hatte eine Handvoll Kranker gerettet, aber für wie lange? In zwei, drei Tagen wird wieder eine Selektion stattfinden!

Der SDG war vielleicht nicht so dumm und sich vollkommen darüber im Klaren, dass hinter seinem Rücken irgendwelche Tricks mit den Kranken durchgeführt wurden. Sollten sie ruhig!... Früher oder später, es kommt sowieso niemand von hier raus.

Er warf einen Blick auf den mit Leichen besäten Hof, wo bereits die Leichen-träger emsig hin und her liefen, und ging mit langsamen Schritten dem Tor zu, hinter dem ihn ein Sanitätswagen mit dem Zeichen des Roten Kreuzes erwartete.

Kapitel LX

Der Block Viktors wurde schnell vervollständigt. In Birkenau fehlte es niemals an Kranken. Das Krankenbaupersonal hatte wieder alle Hände voll zu tun. Unterdessen lief Viktor mit der Schleuder auf dem Hof herum und amüsierte sich wie ein Junge, indem er auf die Ratten schoss. «Papa» stand im Tor und sprach mit Siwy. Das Gespräch musste interessant sein, er achtete nämlich gar nicht auf die Spatzen, die das Gärtchen plünderten. Waldek sass im Block und ass die Kartoffelpuffer, die ihm von Franek Karasiewicz hingeschoben wurden, einem Rekonvaleszenten, den Waldek länger auf dem Block hielt, weil er ihn wegen seiner Jugend und auch wegen der Tatsache, dass beide aus dem ersten Warschauer Transport waren, bemitleidete.

Mein geschärfter Geruchssinn führte auch mich zu diesem Fest. Die kleinen schlauen Äuglein von Franek liefen hin und her, er versuchte lieb Kind zu sein, wie er nur konnte, um so lange wie möglich den guten Posten des Stubendienstes zu behalten. Er half seinem kranken Kameraden Mietek Katarzynski, der in seiner Stube lag, und man konnte den Eindruck haben, dass er ein ganz braver Junge war. Wie sollte man damals ahnen, dass beide bald zu Mördern wurden und Mietek sich sogar den Spitznamen «der Blutige» verdiente!

«Ich suche euch überall, und ihr Taugenichtse habt euch hier versteckt!» hörten wir unerwartet die erhobene Stimme von «Papa».

«Soll ich immer für euch alle schufteln? Waldek! Die Suppe, die übriggeblieben ist (die Küche gab das Mittagessen für den ganzen Blockstand, sogar für die Gespritzten, aus), stellst du dem Lagerältesten Siwy zur Verfügung... er wird gleich die Stubendienste schicken! Man soll auch ins Lager gehen, um die Lebensmittelpakete zu holen!»

«Herr Blockältester, vielleicht ein Kartoffelpufferchen? Versuchen Sie bitte, sie sind ausgezeichnet!» redete Franek frech dazwischen und spielte sich vor «Papa» auf. «Papa» nahm mechanisch den Kartoffelpuffer in seine dicken, von der ständigen Arbeit mit Hornhaut bedeckten Finger, warf dann einen kritischen Blick auf Franek und fragte Waldek scharf:

«Was ist das für einer?»

«Er hilft hier», antwortete Waldek wie beiläufig. Franek aber, durch die Frage des Blockältesten nicht aus der Ruhe gebracht, schob ihm bereits eifrig einen zweiten Kartoffelpuffer zu.

«Es gibt hier entschieden zu viele Helfer, aber zur Arbeit habe ich niemanden!» stellte «Papa» schon ein wenig besänftigt fest. Dann wandte er sich an mich.

«Du bist ja angeblich Tischler. Ich sehe aber nicht, dass du dich überarbeitest.

Jener kleine Jude, der soll alles für sich und für dich tun, was? An die Arbeit, Taugenichtse! Und sag ihm, dass wir seinen Kameraden, sobald er gesund wird, auf unseren Block nehmen. Der ist angeblich ein guter Schneider...» «Papa» achtete die Handwerker sehr und liebte es, sich mit ihnen zu umgeben.

«Papa will wohl einen Anzug für sich machen lassen?» spassete Waldek. «Lach nicht, Dicker, wenn dir nämlich deine Buchsen auf dem Arsch platzen, wer wird sie dir zusammennähen, hm?» schoss «Papa» zurück und lachte dabei. «Also, an die Arbeit! Und du, Waldek, schicke mir noch Ganszer, weil in der Schreibstube, nach der heutigen Selektion, sicher Durcheinander herrscht.»

Ich sagte dem Tischler, dass der Blockälteste beschlossen hätte, den Schneider aus Block 7 auf Block 8 zu nehmen. Der Tischler machte grosse Augen. «Was für ein Schneider? Ich kenne keinen Schneider!»

«Tu doch nicht so! Es geht doch um deinen Kameraden, der heute ins Gas gehen sollte! ... Du hast doch um ihn gebeten!»

«Ach ja, ja», sagte er verlegen, er schien nämlich vergessen zu haben, dass er ihn dem «Papa» als Schneider vorgestellt hatte, da er von seiner Schwäche für die Handwerker wusste. Er fügte also schnell hinzu: «Dieser Biemacik, das ist ein guter Mensch, und der Blockälteste Viktor ist zwar etwas verrückt, aber auch nicht schlecht!» Es fiel dem Tischler schwer, seine Freude zu verbergen. «Papa» wird wohl wenig Freude mit diesem Schneider haben – dachte ich mir. Er ist soviel Schneider, wie ich Tischler bin!

Der Tischler begann zu hobeln, unterbrach aber nach einer Weile die Arbeit. Er ging zur Tür, schaute hinaus, ob niemand in der Nähe war, und nachdem er festgestellt hatte, dass alles in Ordnung war, schloss er die Tür mit einem Haken, näherte sich mir und sagte leise:

«Eisenbach war hier, der von den Tätowierern. Er sagte mir, morgen soll die Kontrolle der Nummern an den Armen stattfinden. Er will sie dir tätowieren! ... Er weiss gut, dass ihr es euch mit Tintenstift macht! Rauchst du?» fügte er freundlich hinzu, als er sah, dass ich von seinen Worten ganz überrascht war. Er bot mir eine griechische Zigarette an.

«Oho, ich sehe, du bist ein guter Organisator», sagte ich und tat erstaunt. Der Tischler antwortete nichts, aber man sah, dass er sich geschmeichelt fühlte. Mit einem geheimnisvollen Gesichtsausdruck griff er mit der Hand zwischen die in der Ecke der Tischlerei gestapelten Bretter und zog daraus einen Geldschein, der ganz klein gefaltet war.

«Ich habe den Schein von diesem ‚Schneider‘ bekommen!» sagte er und legte einen 500-Dollar-Schein auf den Tisch. «Eine Menge Geld, aber nicht hier! ... Hier habe ich nichts davon ... Du bist ein alter Häftling, du hast Bekanntschaften, vielleicht gelingt es dir, das umzusetzen...»

In jener Zeit begann in Birkenau eine «Schwarze Börse» zu blühen. Je zahlreicher die Transporte ins Gas wurden, desto mehr Wertgegenstände gelangten ins Lager. Die Häftlinge, die Verbindungen zu Zivilisten und manchmal sogar zu SS-Männern hatten, nutzten die Möglichkeit, sie gegen das Essen und immer häufiger gegen Schnaps zu tauschen, den Wunschtraum der Prominenten, denen kein Hunger drohte. Ich war mir noch nicht im Klaren, was für einen Wert jene 500 Dollar darstellten, ich sah aber ihren Abnehmer in Person eines Arbeiters in der Lagerkantine schon vor mir, von dem man sagte, dass er Wertgegenstände gegen Zigaretten tauschte.

Ich streckte bereits die Hand nach dem Schein aus, um ihn im Futter der Jacke zu verstecken, als ich mir plötzlich vergegenwärtigte, dass ich knapp drei Jahre vorher wegen einer ähnlichen Geschichte hereingefallen war. Ich hatte damals Kontakte!... Auf dem Revier lag Priester Kuzak, der Direktor des Werks der Salesianermönche, der im letzten Jahr verhaftet und ins Lager gebracht worden war. Seine Verhaftung stand zwar nicht mit der Sache von damals in Verbindung, aber er hatte doch Unannehmlichkeiten gehabt. Und es war nur um 20 Mark gegangen. Hier ging es um 500 Dollar. Besser nichts damit zu tun zu haben!

Ich zog meine Hand zurück.

«Weisst du, halte den Schein besser in deinem Versteck», sagte ich. «Ich möchte ihn lieber nicht bei mir tragen!»

«Zuerst muss ich den Käufer finden», tröstete ich den Tischler, als ich sah, dass er enttäuscht war.

Am Abend hatte Waldek mir auf dem Unterarm die Nummer mit kleinen feinen Ziffern eintätowiert. Bei sich auch. Es war besser, kein Risiko einzugehen. (Kleine Ziffern kann man im Notfall beseitigen und sie mit einem Stift übermalen.)

Die Nummern mit Tintenstift aufzutragen könnte uns in den Verdacht bringen, eine Flucht zu organisieren.

Ich hatte von Zuhause ein Päckchen bekommen, ein ganz bescheidenes Päckchen. Es schien den Eltern schlechtzugehen. Sobald ich von Zuhause einen Brief oder ein Päckchen bekam, stürzte es mich in eine Henkersmahlzeitstimmung. Erinnerungen wurden wach, und je deutlicher, desto krasser sah ich dann die Hoffnungslosigkeit dieses unglückseligen Lebens hinter den Drähten des Lagers. Ich ging ausnehmend früh schlafen. Gewöhnlich schlief ich fast sofort ein, nachdem ich in Gedanken das tägliche Gebet gesprochen hatte, das man mir noch in der Kindheit beigebracht hatte! Vater unser, Gegrüsst seist du, Maria. Aber an diesem Abend konnte ich lange nicht einschlafen. Ich dachte an Zuhause, an den Krieg, an das Lager, an die Gaskammer, an das Phenol, an die Selektionen, Liquidationen und an Kameraden, die bereits umgekommen waren, an mein scheussliches Schicksal, in dem ich, trotz allem, so viel Glück hat-

te; ich dachte schliesslich daran, was mir der morgige Tag und die danach folgenden Tage bringen würden, ob ich jemals die Freiheit erleben würde, die ich mir konkret nicht mehr vorstellen konnte. Waldek schnarchte mächtig. Vom Block hörte man das ständige Schlurfen der Holzpantinen der Kranken, die zum Abort gingen, das Stöhnen, das Husten und das Röcheln der Sterbenden. Lieber Gott, wann wird endlich dieses schreckliche Leben zu Ende gehen? Für wessen Sünden leiden diese Menschen! ... und ich ... Lieber Gott, wenn mein Schicksal in deinen Händen liegt, lass mich dieses teuflische Lager überleben! Nach einem innigen Gebet tauchten plötzlich Reflexionen auf. Könnten Gebete hier etwas helfen? ... Die Feinde beten doch auch ... zu demselben Gott! Mit diesen Zweifeln schlief ich ein.

Morgens weckte mich die gehobene Stimme von «Papa».

«Steht doch auf, ihr Taugenichtse! Habt ihr den Gong nicht gehört oder was?»

Während des Tages gab es keine Zeit zum Philosophieren. Es genügte zu denken, irgendwie den nächsten Tag zu erreichen, nicht aufzufallen, sich vollzufressen und sich nicht zu überarbeiten. «Nur bis zum Morgen» – im Sinne der alten Lagerlosung.

Es gelang mir, jenen 500-Dollar-Schein zu «verkaufen». Der Kantinenwirt gab mir zehn Päckchen Zigaretten «Zorka» und versprach, im Laufe der nächsten Zeit bis zu 50 Päckchen zu zahlen. Ich glaubte aber nicht ganz an diese vagen Versprechungen. Das war auch gut! Der zufriedene Tischler schenkte mir die Hälfte des Erlöses. Einen Teil der Zigaretten schickte ich durch Edek in das Frauenlager, zusammen mit einem Kassiber an Halina, mit der ich mich für den nächsten Sonntag zu einem «Rendezvous an den Drähten» verabredete.

Edek versprach mir, mich eines Tages in der Kleidung eines Installateurs in das Frauenlager mitzunehmen. Es war kein grosses Risiko dabei. Die Installateure gingen häufig ohne besondere Passierscheine von Lager zu Lager. Man musste nur an der Wache seinen Ausgang und Eingang melden, was von den Behörden erlaubt war, weil die Installateure sowohl im Männer- als auch im Frauenlager Arbeiten durchzuführen hatten.

Edek hatte im Frauenlager ein Mädchen, das seine Gefühle erwiderte. In der letzten Zeit war er dort die ganzen Tage lang, worum ich ihn beneidete. Von Zeit zu Zeit stürmte er zu mir aufs Revier, um einen Kassiber abzugeben oder Nachrichten von den Kameraden aus Auschwitz zu bringen.

Eines Tages brachte Edek Schnaps. Das letztemal hatte ich Alkohol in Auschwitz getrunken, im Krematorium bei Zemanek, in Gesellschaft von Gienek und Teofil. Keiner von ihnen war mehr am Leben. Der Alkohol wirkte schnell auf uns.

«Wo hast du den bloss organisiert?» fragte ich Edek und war ganz erstaunt, als ich das Etikett an der schon halbleeren Flasche las. Original Krakauer!

«Mensch!» lachte Edek geringschätzig. «Was ist denn das! Ich kann soviel davon haben, wie ich mir nur wünsche! Man muss nur Gold oder Dollar haben! ... Na, und die Kontakte zu den Zivilisten, von denen viele hier arbeiten. Geld, Bruder, nur Geld! ... Du kannst alles dafür haben! Nur die Freiheit kannst du nicht kaufen, Scheisse!» fügte er traurig hinzu und fuhr dann fort: «Erst gestern hatten sie zwanzig Jungen liquidiert, die entweder verdächtig waren oder bei der Flucht aus dem Lager erwischt worden waren. Teuer haben sie für die Fluchtabsicht bezahlt!»

«Bei euch in Auschwitz Liquidationen und bei uns in Birkenau zur Abwechslung die Gaskammern und die Krematorien. Der einzige Ausgang ist nur durch den Kamin, wie der verstorbene Teos zu sagen pflegte ... So oder so Krematorium ...» wiederholte Edek und zeigte mit dem Finger nach oben. «Trink, Bruder! So oder so, was sein muss, muss sein!...»

Edek nahm einen Schluck aus der Flasche, wischte den Mund mit der Hand ab und gab sie dann mir. Wir ersäufte unseren Kummer.

«Weisst du, was?» sagte Edek nach längerem Nachdenken. «Vielleicht probieren wir es, was? Man müsste alles nur ganz klug durchdenken!... So, trink du jetzt, du bist an der Reihe! Von hier, aus Birkenau, ist es leichter zu flüchten! Unser Kommando soll bald für ständig hierher verlegt werden. Das würde alles erleichtern. Man sollte sich das ernst überlegen, meinst du nicht?»

«Und die Kollektivhaftung?» fragte ich. «Ich hatte schon lange daran gedacht, als ich noch in Buna war! Du verduftest, und man bringt deine Familie ins Lager!...»

«Du hast recht! ... Scheisse!...», stimmte mir Edek zu und wurde nüchtern. «Man muss wohl warten ... Vielleicht wird im Westen etwas in Bewegung kommen? Angeblich Sikorski ...», er unterbrach sich, weil der Tischler an der Tür erschien. Klein, mager, nicht rasiert, sah er wie das Unglück selbst aus. Er liess sich schweigend auf den Hocker fallen. Edek beäugte ihn mitleidig und zwinkerte mir zu.

«Dein Meister ist heute irgendwie schlechter Laune! Wird er etwa zum Muselman oder was?»

«Ich habe keinen Grund zur Freude!» brummte der Tischler grimmig. «Weisst du...», wandte er sich an mich, «diesen ‚Schneider‘ hat man heute für die Spritze genommen.»

«Ach, das ist doch kein Unglück!» Edek winkte geringschätzig ab. «Du kannst doch nicht jeden beweinen!... Täglich sterben Hunderte. Oh, sogar in diesem Augenblick geht ein ganzer Transport aus Griechenland ins Gas. Komm, nimm einen Schluck, dann geht es bei dir vorbei... wie bei uns! Sei zufrieden, dass

man dich nicht genommen hat! Leb und trink!» mit diesen Worten gab er ihm die Flasche hin. «Also, trink aus! ... siehst du!» Der Tischler verschluckte sich, stellte die leere Flasche weg und flüsterte mit gebrochener Stimme:

«Der ‚Schneider‘, das war mein eigener Bruder!»

«Scheisse, woher sollte ich das wissen ...», sagte Edek verwirrt und sprang von dem Werkisch auf. Er nahm seinen Kasten mit dem Werkzeug, gab dem Tischler einen freundschaftlichen Klaps auf den gebückten Rücken und wandte sich dem Ausgang zu.

«Haltet die Ohren steif! Morgen schaue ich wieder bei euch vorbei, fall hier rein ... falls ich nicht selbst hereinfalle...», fügte er vieldeutig hinzu und verschwand hinter der Tür der Tischlerei.

Kapitel LXI

Sonntag Nchmittag hatte ich das «Rendezvous» mit Halina. Da ich noch etwas Zeit hatte, beschloss ich, Edek S. auf seinem Block zu besuchen. Es stellte sich heraus, dass er ebenfalls dabei war, sich für ein Treffen mit seiner Freundin, die in der «Weiberküche» arbeitete, zurecht zu machen. Er wusch sich, säuberte seine Kleidung, rasierte sich – er hatte wenig Bartwuchs – mit einem Wort, er putzte sich wie zu einem richtigen Rendezvous heraus.

Auf seinem Block wohnten hauptsächlich griechische Juden. Die Nachmittage, die arbeitsfrei waren, verbrachten sie in der Baracke, obwohl draussen schönes Wetter war. Die Mehrzahl von ihnen waren bereits Muselmänner. Die «Sänger» und die «Pipel» des Blockältesten, hauptsächlich sehr junge Männer mit olivfarbenem dunklem Teint, regelmässigen Gesichtszügen und riesigen schwarzen Augen, sahen noch einigermassen aus. Der Blockälteste hatte als Gäste einige, die ihm ähnlich, aber jetzt milde gestimmt und in das schöne melodische Lied «Mama» versunken waren, das von den «Sängern» mit grossem Talent vorgelesen wurde.

«Noch einmal!» brüllte der besoffene Blockälteste hinter der angelehnten Tür seines Zimmers, jedesmal, wenn das Lied zu Ende ging.

«Singen! Singen!» riefen ebenfalls seine Gäste, die genauso betrunken waren wie er.

Die Griechen sangen schön und mit Gefühl, man sah aber, dass sie genug davon hatten und dass sie sich lieber auf die Pritschen legen und sich für den morgigen Tag ausruhen wollten. Sie sangen aber, weil sie dafür eine Belohnung in Form der Zulage erwarteten. Der Blockälteste wird sie mit dem Brot der Häftlinge beschenken, denen er es nach der Läusekontrolle abnimmt, zum Beispiel als Strafe dafür, dass sie Läuse oder Krätze haben. Das war noch sehr milde von ihm. Ein paar Monate vorher hätte er einfach ein paar Häftlinge getötet, um dadurch einige Zusatzportionen zu haben.

Edek war endlich fertig. Auf der Lagerstrasse war es voll wie auf der Hauptstrasse einer Grossstadt. Alle eilten zum Konzert an der Lagerküche, die sich in der Nähe der Drähte befand, die das Männerlager von dem Frauenlager trennten. Dazwischen teilte eine Strasse ein ziemlich grosses Gelände; auf einer Seite berührte sie das Brotlager, mit der anderen die Wache, die ein paar Dutzend Meter davon entfernt lag. Das Frauenlager war genau wie unser Lager aufgeteilt: links war die Küche, rechts die Sauna, deren einer Flügel die Wache verdeckte. An dieser verdeckten Stelle versammelten sich alle, die ein Rendezvous hatten. Das Lagerorchester spielte lustige Walzer. Ich suchte mit den Augen Halina, die sich irgendwo in der Menge der gestikulierenden und mit den Händen redenden Frauen befand; von einem Gespräch konnte jedoch keine Rede

sein. Erstens war die Entfernung zu gross, zweitens übertönte das Orchester alles. Sie ist da! Gross, schlank, langes blondes Haar, das leicht im Winde wehte. Ich glaubte, sie sah mich, weil sie etwas mit Zeichensprache zu sagen versuchte; es sah so aus, als ob sie mir für die Zigaretten, die ich ihr durch Edek Galinski geschickt hatte, dankte. Gesten und Handbewegungen, das war das ganze Gespräch! Es war aber angenehm, sie wenigstens anzuschauen.

Alle winkten mit den Händen, alle drückten etwas mit ihren Gesten aus, die nur dem anderen verständlich waren. Dort standen Mütter, Ehefrauen, Töchter, Flammen, Bekannte.

Edek wurde lebhaft und gab mir einen Rippenstoss.

«Siehst du, dort ist auch die meine! Dort, sie steht vor der Küche!»

Ich tat interessiert, konnte aber meine Augen nicht von der lieblichen Gestalt Halinas losreissen.

«Aber, siehst du denn nicht?» erregte sich mein Kamerad. «Das ist die, die jetzt nach vorne gekommen ist!» erklärte Edek ganz elektrisiert.

Ich musste schliesslich dorthin schauen. Sie fiel mir gleich auf.

«Das ist doch eine Deutsche?!» sagte ich erstaunt. «Kapo! Hat doch eine Armbinde!»

«Na und, du Dummkopf!» antwortete er empört.

«Mit unseren gibt es nur Scherereien! Mit so einer gehst du gleich zur Sache ... ohne grosse Worte und Einführungen! Sie gibt dir auch einen Margarinwürfel als Geschenk, damit du nicht von Kräften kommst!» lachte Edek schalkhaft.

«Man lebt nur einmal! Morgen kannst du vielleicht an die Wand gehen, ohne das überhaupt probiert zu haben, du Depp!!»

Plötzlich kam Bewegung in die Frauen. Sie rannten nach allen Seiten auseinander, so schnell, wie ihre Füsse sie nur tragen konnten. Ich machte Halina ein deutliches Zeichen, dass sie fliehen sollte. Sie war aber so beschäftigt, meine unverständliche Gestikulierung zu enträtseln, dass sie gar nicht die Rapportführerin Drechsler sah, die auf dem Fahrrad die Lagerstrasse entlang direkt auf sie zuraste.

«Lauf! Lauf schnell, Halina!»

Umsonst versuchte ich, das Orchester zu überschreien. Zu spät. Die widerliche Drechsler mit ihren grossen Zähnen war bereits bei Halina. Sie warf ihr Fahrrad auf die Erde und schlug sie mit den knochigen Händen auf Kopf, auf Rücken, auf Brust. Halina, die so plötzlich überfallen wurde, schützte sich gar nicht vor den Schlägen, konnte sich auch nicht losreissen, weil die Drechsler sie jetzt am Haar hielt und wie eine Furie ins Gesicht schlug. Wir schauten dieser Szene machtlos zu. Ich schloss die Augen, weil ich dieses Bild nicht mehr ertragen konnte.

«Sie hat sie bereits losgelassen, diese alte Hure!» hörte ich eine hasserfüllte Stimme. Ich öffnete die Augen. Die misshandelte Halina lief gerade schwankend hinter das Gebäude der Sauna davon. Die triumphierende Drechsler setzte sich auf ihr Fahrrad in dem Augenblick, als der von der Wache herkommende Läufer zu rufen begann:

«Lagerälteste nach vorne! Lagerälteste nach vorne!»

Nach einer Weile wurde Lagersperre verkündet. Angeblich wär ein grosser Transport angekommen. Uns trieb man auf die Blocks. Lediglich das Sonderkommando rückte zu seiner täglichen Arbeit im Krematorium aus. «Links, links und links!» gab der Kapo den Schritt an. «Ein Lied!» Hinter ihnen bewegte sich das «Kanada» in Begleitung einiger aufgeregter Blockführer. Sie werden einen Transport aufnehmen. Einen reichen Transport. Diesmal sind keine armen Griechen gebracht worden. Dieser Transport kommt aus Frankreich. «Los, schneller, schneller!» trieben nervös die SS-Männer an.

Es wird «Kanada» geben!

Am Abend rötete ein Feuerschein den Sonnenuntergang. Ein schwerer, süsslicher Rauch von verbrannten Körpern zog vom Wäldchen her, ein Zeichen, dass das Sonderkommando nicht faulenzte.

In dieser Nacht schlief ich trotz allem gut.

Kapitel LXII

Es vergingen Wochen, die sich von den vorhergehenden in nichts unterschieden. Die Transporte kamen an und wurden meist gleich in den Krematorien liquidiert, man führte die Selektionen durch, Fleckfieber, Malaria und Durchfall dezimierten die Häftlinge weiterhin. Die Politische Abteilung wütete, die Bunker waren überfüllt, und die Erschiessungen gehörten in Auschwitz zur Tagesordnung. Manchmal versuchte jemand zu flüchten, das endete aber im Allgemeinen tragisch. Mit der Zeit wuchs das Lager, es entstanden immer neue Abschnitte, und zwar jenseits der Rampe, auf der die zahlreichen, fast aus ganz Europa gebrachten Transporte ausgeladen wurden. Einer der Abschnitte, Abschnitt E, war mit Zigeunern belegt. Auf den Abschnitt D wurden bereits Häftlinge aus unserem Lager verlegt, ein Teil von C war noch nicht vervollständigt, genau wie B, worauf in Bälde ein Familienlager errichtet werden sollte; das Lager A war die Quarantäne. Der Krankenbau erhielt einen gesonderten Abschnitt F, der in nächster Nähe des Krematoriums III und IV lag, das bereits kurz vor der Fertigstellung stand.

Vor der Verlegung fanden eine grosse Entlassung und eine Selektion statt. Den Abschnitt, den bis jetzt die Männer belegt hatten, übernahmen die Frauen.

Der Abschnitt F, der sogenannte Krankenbau, war erst im Stadium der Errichtung und der Organisation. Es standen bereits etwa ein Dutzend Baracken, davon vier typische Birkenaubaracken, sogenannte Pferdeställe, grosse Holzställe, in denen bis zu tausend Kranke untergebracht werden konnten, sowie elf kleine Baracken mit Fenstern, die je einhundertzwanzig Patienten aufnehmen konnten. Im Bau befand sich auch eine gesonderte Badebaracke, ein Lieblingskind von «Papa», der jetzt die verantwortungsvolle Funktion des Lagerkapos des Krankenbaus innehatte.

Der Lagerälteste war weiterhin Hans, jetzt vollkommen unterjocht durch den machtgerigen Dr. Zengteller.

Ich richtete mich in dem Block von Bock ein, der aus dem Nebenlager Jaworzno, glaube ich, hierher verlegt worden war. Bock war am Ende. Die Tuberkulose zerfrass seine Lungen. Das Morphinum, das er sich heimlich einspritzte, belebte ihn für eine Weile, sobald es aber zu wirken aufhörte, wurde ein Mensch sichtbar, der am Ende seiner Kräfte war, willenlos und machtlos, eine völlige Ruine. Er tat mir sehr leid, ich konnte ihm aber nicht helfen. Die Sucht beherrschte ihn vollständig. Kurze Zeit später wurde er erneut aufs Kommando geschickt, wo er starb, nachdem er sich eine grössere Morphinumdosis gespritzt hatte.

Ich war einer der ältesten Häftlinge auf dem Revier. Ich sah darin einen ausrei-

chenden Grund, gar nichts zu tun, oder fast gar nichts. Ich versteckte mich, wo ich nur konnte, und ich hatte diese Kunst während des dreijährigen Lageraufenthaltes so gut gelernt, dass der Lagerälteste Hans vollkommen davon überzeugt war, dass ich eine wichtige Funktion im Krankenbau hätte, weswegen er mich freundlich behandelte. Ich konnte wohl den alten Hans irreführen, nicht aber Dr. Zengteller, der jetzt an der Machtspitze als Chefarzt dem ganzen Krankenbau vorstand. Er kannte mich gut und wusste, dass ich mich nicht überarbeiten wollte. In seiner Gegenwart täuschte ich vor, etwas zu tun zu haben. Er hatte es ganz deutlich darauf angelegt, mich beim Nichtstun zu ertappen.

Eines Tages traf er mich, als ich spazierenderweise zwischen den Blocks wandelte. Schnell dachte ich mir aus, dass ich zur Schreibstube ginge, wohin mich der Blockälteste geschickt hätte. Ich wusste, dass er gleich gehen würde, um meine Angaben bei dem Blockältesten zu prüfen, und ich wusste, dass der mich schützen würde, wenn auch nur deswegen, weil er Zengteller nicht mochte. Ein anderes Mal ertappte er mich erneut im Waschraum bei einem kleinen Plausch mit Staszek P., der dort die Funktion des Bademeisters hatte. Staszek war nicht auf den Kopf gefallen und verstand alles sofort und lud mir den ersten besten Muselmann auf den Rücken, wobei er mir seine Karte aushändigte und mir befahl, ihn auf den Durchfallblock zu bringen, wohin er eine Überweisung hatte. Zengteller war wütend, aber machtlos. Alle ertrugen übrigens meine Faulheit leichter als seinen Übereifer, weil meine Faulheit im Grunde genommen niemandem schadete, sein Übereifer aber oftmals die Todesursache für manch einen Kranken war.

Manchmal half ich «Papa» bei seinen Ordnungsarbeiten, von denen es einen Haufen in dem neuerrichteten Krankenbau gab. Meistens dann, wenn auf dem Revier der Lagerarzt Helmersohn anwesend war. «Papa» kapierte schnell, worin mein Kunststück bestand.

«Warte nur, warte, ich werde dir noch eins auswischen, du Taugenichts!» drohte er, als er sah, wie ich verschwand, sobald Helmersohn das Lager verließ. Dann winkte er resigniert ab und murmelte vor sich hin: «Arschloch, so ein Arschloch! ... Warte nur, ich werde schon den Zengteller auf dich hetzen!»

Selbstverständlich machte er diese Drohung niemals wahr. «Papa» mochte ihn auch nicht, obwohl er in ihm die ungebrochene Energie und den Arbeitseifer schätzte.

Edek Galinski besuchte mich immer öfter, was dadurch erklärt werden konnte, dass die Installateure hier auf dem Revier viele Arbeiten durchzuführen hatten, da sie auf dem Badeblock Wasserinstallationen legten. Er brachte Schnaps mit, an dem wir immer mehr Geschmack fanden, weil er in unseren jugendlichen Geistern Gedanken befreite, die wir niemals im nüchternen Zustand auszuspre-

chen gewagt hätten, so phantastisch und so wenig realistisch sie waren: wir planten nämlich eine Flucht aus dem Lager. Im Laufe der Zeit beherrschte dieser Gedanke unsere Köpfe so sehr, dass wir keinen Anreiz in Form von Alkohol mehr brauchten, um die Flucht in verschiedenen Versionen auszuarbeiten, vorläufig noch theoretisch, bis Edek die Möglichkeit bekam, für ständig nach Birkenau zu kommen; er sollte in nächster Zeit die Bemühungen in dieser Richtung verstärken. Nach unseren Plänen sollte die Flucht nächstes Jahr im Frühjahr realisiert werden, falls wir nicht gezwungen würden, diesen entfernten Termin früher anzusetzen.

Der erste Schritt zur Realisierung unserer Absicht war die Anknüpfung von Kontakten mit jemandem ausserhalb des Lagers, mit jemandem, auf den man sich verlassen konnte, der uns niemals verraten, dafür aber helfen würde. Kurz danach ergab sich eine Gelegenheit. Aber noch vorher wurde ich unerwartet Blockältester. Meine Bitten und Erklärungen, dass mir an dieser Funktion überhaupt nichts läge, halfen nichts. Der «Papa» antwortete kurz und bündig: «Du musst es sein und Schluss! Du hast genug gefaulenzt. Und wenn nicht, dann los, fort mit dir, ins Lager!»

Jetzt, als bereits der Herbst begann, war es gar nicht verlockend, ins Lager zu gehen, wo ich keine Bequemlichkeiten wie hier im Krankenbau haben würde. Andererseits war die Funktion eines Blockältesten – seit einiger Zeit bestand die Tendenz, die wichtigsten Stellen im Lager mit Polen zu besetzen – trotz allem unbequem, nicht allein wegen der Verantwortung, sondern weil mit ihr die schlimme Tradition aus der Zeit, als der Blockälteste Herr über Leben und Tod war, verbunden war. Und «Papa» hatte seine Politik, die er konsequent durchführte. In kurzer Zeit also hatte er fast alle wichtigsten Stellungen im Krankenbau mit Polen besetzt. Die Deutschen hatten hier nicht viel zu sagen. Zu Wort kamen die Juden, welche die Mehrheit des ärztlichen Personals bildeten. Wir bekamen auch einen neuen Lagerarzt in Person des jungen Arztes Dr. Helmersohn, der angeblich dank der Beziehungen seines Vaters, der Polizei- oder Gendarmeriegeneral in Berlin war und auf diese Weise sein Söhnchen vor den Gefahren des Krieges schützte, direkt von der Ostfront hierher verlegt wurde. Dr. Helmersohn verstand sehr schnell, worin seine Arbeit bestehen sollte. Wenn er am Anfang seiner «Herrschaft» noch wagte, eine Selektion aufzuhalten, so begann doch nach kurzer Zeit und nach entsprechender Belehrung durch die Behörden über seine Pflichten und die Art, wie er sie durchzuführen hatte, ein wahrer Wahnsinn. Er lief fast täglich in den Blocks umher, suchte sich Kranke «zur Spritze» oder selektierte sie zur Liquidierung in den Gaskammern. Am häufigsten war er auf den Infektionsblocks, wo er sich am schlimmsten auführte.

Gerade diese zwei Blocks, die hauptsächlich für Fleckfieber- und Malariakranke bestimmt waren, überliess man mir als dem neuen Blockältesten. Um nicht

sofort ins Lager entlassen zu werden, war ich gezwungen, die Funktion des Blockältesten anzunehmen, legte mir aber auf alle Fälle nicht die Armbinde des Blockältesten an. Da Dr. Helmersohn mich noch nicht kannte, schickte ich immer meinen Stellvertreter, einen sympathischen Krakauer Juden namens Gang, der die deutsche Sprache ausgezeichnet beherrschte. Nach einigen Visiten auf dem Infektionsblock kam Dr. Helmersohn zur Überzeugung, dass Gang nun der Blockälteste war, während ich unter dem erstbesten Vorwand zu verduften pflegte. Dr. Zengteller war wütend auf mich, obwohl er loyal schwieg und ihn nicht über diesen Irrtum aufklärte, ähnlich wie der Lagerälteste Hans, der jetzt Angst hatte, den echten Blockältesten vorzuzeigen, der während des Besuchs des Lagerarztes niemals auf dem Block war, was dieser als Missachtung seiner Person auffassen könnte. Hans hielt mir später Strafpredigten, Zengteller wütete und drohte, ich aber verschanzte mich immer wieder hinter derselben Erklärung, dass ich kein Deutsch konnte. «Papa» stand immer hinter mir, weil er mich gegen meinen Wunsch und meinen Willen um jeden Preis auf dieser Funktion des Blockältesten behalten wollte.

Zengteller blieb wegen der entschiedenen Einstellung «Papas» machtlos. Ich war weiterhin Blockältester, meine Funktion wurde aber Helmersohn gegenüber von Gang gespielt. Diese Art Status quo konnte nicht von Dauer sein, nichts desto weniger hielt er sich noch einige Zeit.

Kapitel LXIII

Ich verabredete mit Edek, dass wir versuchen wollten, bald mit Szymlak zu sprechen und herauszufinden, ob er geeignet wäre, uns eventuell im Falle unserer Flucht aus dem Lager zu helfen. Ich sollte alles vorsichtig anpeilen, ohne Hast und ohne unsere Absichten zu eröffnen, bevor ich mich nicht überzeugen konnte, dass man auf ihn zählen konnte.

Szymlak war einer der wenigen Zivilisten, die innerhalb des Lagers arbeiteten, und zwar ohne besondere Aufsicht. Die Behörden hatten Vertrauen zu ihm, und der beste Beweis dafür war die Tatsache, dass er seit der Gründung des Lagers, das heisst seit Sommer 1940, auf dem Gebiet des Lagers tätig war und niemals irgendwelche Auseinandersetzungen mit ihnen hatte. Das hätte eigentlich von seinem Geschick und seiner Vorsicht zeugen können, weil unter den Häftlingen allgemein bekannt war, dass er manchmal kleine Gefälligkeiten erwies, ohne dabei jemals geschnappt zu werden. Der alte Szymlak war ein geachteter Fliesenlegermeister und als solcher unter anderem auf unserem Krankenbau bei der Einrichtung des Revierbades beschäftigt. Ich lernte den Alten bereits vor drei Jahren in Auschwitz kennen, als er ähnliche Arbeiten auf dem SS-Revier, auf der Kommandantur und in dem Häftlingskrankenbau durchführte. Das erleichterte es mir weitgehend, ein Gespräch mit ihm anzuknüpfen.

Szymlak erkannte mich sofort und begrüßte mich herzlich. Er zog ein Kästchen mit Tabak heraus, drehte sich eine Zigarette, bot mir eine an, und dann setzten wir uns auf ein Mäuerchen und begannen zu reden. Man konnte ohne Angst sprechen, weil der Blockälteste, Staszek P., nachdem er sah, wie sehr wir miteinander beschäftigt waren, vorsichtshalber einen Jungen Schmiere stehen liess, um uns im Falle einer Gefahr rechtzeitig zu warnen.

«Sie halten sich gut!» bemerkte der Alte. «Drei Jahre ist es jetzt her, seit wir uns zuletzt gesehen haben. Sie sehen jetzt sogar besser aus...»

«Man schlägt sich irgendwie durch», antwortete ich ehrlich. «Von Zuhause bekomme ich Lebensmittelpäckchen, und auch in ‚Kanada‘ lässt sich manchmal etwas organisieren», erklärte ich und zeigte in Richtung des Krematoriums, um auf diese Weise das Gespräch in richtige Gleise zu lenken.

«So viele Menschen gehen hier zu Grunde!» Der Alte nickte bedauernd mit dem Kopf. «Die Leute wissen alles, was sich hier abspielt... Den Rauch sieht man von Weitem! Aber wenn Gott will, wird alles bald zu Ende gehen!» Szymlak kam ins Reden. «Man schlägt sie jetzt im Osten, und auch der Westen beginnt sich zu rühren. Sie bombardieren, soviel sie nur können.» Der Alte wechselte plötzlich das Thema. Anscheinend war er der Meinung, dass er bereits zuviel gesagt hatte.

«Alles ist in Gottes Hand ... irgendwie wird es schon werden ... nur ausharren!» So ein Gespräch führte zu nichts. Ich brauchte Szymlak doch nicht darüber aufzuklären, was im Lager geschah. Er kannte das Lager durch und durch, seit Jahren schon! Er sah alles, er wusste von allem. Man musste von einer anderen Seite an ihn herankommen. Wir gingen beide um den heißen Brei herum, keiner wagte, offen zu sprechen. Es zeigte sich, dass wir trotz allem kein grosses Vertrauen zueinander hatten. Ich war jetzt Blockältester und mit Funktionshäftlingen passierte ja verschiedenes. Er begünstigte zwar die Häftlinge, hatte aber auch gute Beziehungen zu den SS-Männern und grüsste sogar mit gehobenem Arm.

Wie sollte ich anfangen? Ich kratzte mich am Kopf, als ob es mir helfen könnte. «Sie haben Sorgen!» bemerkte der Alte. «Vielleicht kann ich irgendwie helfen?» Szymlak gab mir deutlich zu verstehen, dass er geneigt wäre, mir Hilfe zukommen zu lassen. Wenn ich jetzt nicht anfangen, dachte ich, werden wir niemals zueinanderfinden. Am Anfang werde ich ihn um eine kleine Gefälligkeit bitten, und dann werden wir sehen.

«Herr Josef, ich möchte einen Kassiber nach Hause schicken», sagte ich rasch und beobachtete von der Seite, was für einen Eindruck diese Worte auf den Alten gemacht hatten. Szymlak zwirbelte seinen dichten Schnurrbart hoch, überlegte eine Weile, dann schaute er mir direkt in die Augen und sagte aufatmend:

«Das hättest du gleich sagen sollen! Ich mach' das für dich! Schreib mir den Inhalt des Briefes auf einen kleinen Zettel, damit ich keine Schwierigkeiten mit dem Verstecken habe. Die Tochter schreibt es ab und schickt es an die Adresse, die du mir jetzt mündlich angibst ... erledigt!» Seit der Zeit duzte mich der Alte. Den Kassiber nahm er mit.

«Aber zu niemandem ein Wort!» befahl er. «Übermorgen, am Montag früh, schau mal in diesen Ofen rein ...», fügte er geheimnisvoll beim Weggehen hinzu.

Das Eis war gebrochen. Jetzt musste der Alte nur noch systematisch und vorsichtig in eine immer ernstere Zusammenarbeit hineingezogen werden.

Kapitel LXIV

Edek kam jetzt täglich. Er war in der Gruppe der Installateure, die Wasserleitungen auf dem Block 16 legten. Sie kamen zu dritt: Edek, Jurek Sadczykow und Zbyszek B., der Älteste von ihnen, ein Riese mit imponierender Gestalt und Kraft, ein richtiger Tausendsassa. Ihr Kommando führte die Arbeiten in ganz Birkenau durch. Auf geteilt in kleinere Gruppen, legten sie Leitungen auf allen Lagerabschnitten. Als Fachleute wurden sie von den Behörden geachtet. Da sie die Möglichkeit hatten, sich innerhalb der grossen Postenkette zu bewegen, besuchten sie der Reihe nach jeden der Abschnitte, hielten sich aber am häufigsten im Frauenlager auf, weil dort am meisten zu tun und die Arbeit, selbstredend, am attraktivsten war. Sie waren Verbindungsleute zwischen dem Stammlager Auschwitz und Birkenau. Im Laufe der Zeit, nachdem sie Bekanntschaften mit den zahlreichen Zivilisten gemacht hatten, die in diesem riesigen Areal arbeiteten, knüpften sie Beziehungen zu der Welt ausserhalb der Drähte an.

Szymlak waren die Installateure gut bekannt. Es ist also nicht verwunderlich, dass der Alte, obwohl er immer sehr vorsichtig war, diesmal sogar mit uns trank. Die Flasche war im Nu leer. Edek, animiert, verlangte nach der nächsten. «Herr Josef, Sie haben doch noch, wir werden sie bezahlen!» Szymlak hatte keine Flasche mehr, weil er am Morgen einen halben Liter für mich in den Ofen, unser vereinbartes Versteck, gelegt hatte. Und gerade diesen halben Liter tranken wir soeben aus. «Papa» kam herein. Szymlak begann an seinen Fliesen zu arbeiten. «Papa» schaute sich auf dem Block um, überlegte, betrat schliesslich den zukünftigen Waschraum und kritisierte, dass zuwenig gemacht wurde; er sagte bissig: «Der Krieg wird zu Ende gehen, bevor ihr hier die Leitungen legt, ihr Taugenichtse!» Er stiess dabei Edek mit seinem unentbehrlichen Stöckchen. Edek, gar nicht verwirrt, antwortete lustig: «Aus dem Leeren wird sogar der ‚Papa‘ nichts giessen können. Es gibt keine Rohre. Wir müssen ins Frauenlager, um zu organisieren, nichts zu machen!» Und zu mir gewandt, flüsterte er leise: «Komm mit uns, ich habe dort einen Halben.»

Der «Papa» hatte es jedoch gehört.

«Dir werde ich dein Frauenlager geben! Du sollst auf den Block aufpassen! Ins Arschloch mit so einem Blockältesten!»

«Papa» regte sich nicht gern auf, jetzt aber war er wohl böse. Edek versuchte ihn wieder milde zu stimmen. Er stellte sich vor ihm in Achtungstellung, zog mit grosser Geste die Mütze ab, schlug die Haken zusammen und begann zu rezitieren:

«Herr Lagerkapo! Ich bitte um Entschuldigung...»

Zbyszek hielt es nicht aus und prustete. Was sollte «Papa» machen, er lachte mit.

«Mit euch wird man nicht fertig, ihr Taugenichtse! Macht, was ihr wollt!» Er winkte resigniert mit dem Stöckchen.

«Die Rohre müssen aber her!»

Die Rohre waren auch da, nur «Papa» wusste nichts davon. Sie lagen im Graben an den Drähten, an der Rampenseite, und waren gestern aus dem Frauenlager dort herübergeworfen worden. Edek dachte sich dieses Märchen mit den Rohren einfach aus, damit er mit mir ins Frauenlager gehen konnte. Wir gingen zu dritt. Jurek Sadczykow blieb zurück und gab mir seinen Overall und seinen Werkzeugkasten, in den ich ein paar Zigaretten für Halina gesteckt hatte. In diesem blauen Overall, mit dem Werkzeugkasten auf der Schulter, unterschied ich mich überhaupt nicht von den andern Installateuren. Als ich zur Blockführerstube marschierte, schaute ich mich aufmerksam um, damit mich der Lagerälteste Hans, oder, was noch schlimmer war, Dr. Zengteller nicht zu sehen bekäme. Als wir bereits auf der Wache waren, meldete Zbyszek dem am Fenster sitzenden Blockführer unser Verlassen des Reviers. Der SS-Mann suchte eine Weile auf der Liste, die vor ihm lag, fand darauf unsere Nummern und strich sie durch.

«Wohin?» fragte er.

«Zur Arbeit ins Frauenlager, Herr Oberscharführer!»

Er war nur ein Rottenführer, Zbyszek beförderte ihn aber ein paar Sprossen höher. Der SS-Mann steckte seinen Kopf aus dem Fenster und schaute sich um.

«Haben Sie was zu rauchen?» fragte er wie von ungefähr.

«Ich rauche nicht», antwortete Zbyszek.

«Ich frage dich nicht, ob du rauchst... was schmuggelt ihr in diesen Kästen? Habt ihr Zigaretten?»

Edek griff in meinen Kasten.

«Hat er keine mehr?» fragte Schneider polnisch. Ich erkannte ihn jetzt, als er sich ganz aus dem Fenster herausbückte, um in unsere Kästen hineinzuschauen.

«Deutsche sind Scheisse. Habt ihr keine ‚kanadischen‘? Gauloise? Also, gebt mir das zweite Päckchen auch. Bei der Arbeit ist Rauchen verboten, verstanden? Ihr habt Glück, dass ich hier heute Dienst habe, ein anderer hätte euch gründlich durchsucht. Haut ab!»

«Was soll ich jetzt der Halina geben?» beklagte ich mich bei Edek, als wir uns bereits in sicherer Entfernung von der zweiten Wache des Abschnitts D befanden.

Wir bogen gerade auf die Strasse, die direkt zur Rampe und zum Frauenlager führte.

«Keine Angst, ich habe genug in unserer Bude. Ich gebe dir ein Päckchen Gauloise. Und für diesen Rumänen, Scheisse. Er ist jetzt viel zu schlau,» ärgerte sich Edek. Zbyszek beruhigte ihn.

«Reg dich nicht so auf. Gut, dass Schneider in der Wache war. Was sind schon ein paar Zigaretten? Ein anderer hätte uns gefilzt, und ich bin von oben bis unten mit Kassibern an die Weiber tapeziert. Das wäre schlimmer geworden.»

Genau an der Rampe bogen wir nach rechts. Ein paar Schritte weiter hielten wir bereits vor der Bude der Installateure. Im Holzschuppen war ein Lager für Werkzeuge und Material. Die Bude, die zentral zwischen sämtlichen Lagerabschnitten stand, war ein ausgezeichnete Beobachtungsposten. Da sie unschuldig aussah und in unmittelbarer Nähe der Wache lag, die sich auf der anderen Seite der Rampe am Eingang in das Frauenlager auf dem Abschnitt B1b befand, erweckte sie bei der SS keinerlei Misstrauen. Die Häftlinge verstanden dies geschickt auszunutzen. Hier war ein Zentrum für Schmuggel aller Art; eine Ausgangsbasis, ein Sammelpunkt für sämtliche Installateure, Schlosser, Elektriker, Glaser, Schornsteinfeger und Dachdecker, die aus dem Stammlager Auschwitz zur Arbeit nach Birkenau kamen. In der Bude hatte immer jemand Dienst. Ich wartete draussen und schaute mich neugierig auf der Rampe um, auf der sich die Juden aus «Kanada» hin und her bewegten und die Reste des Hab und Guts, das nach dem nächtlichen Transport geblieben war, wegtrugen.

«Hier kannst du nichts mehr organisieren», hörte ich die Stimme von Edek, der aus der Bude heraustrat. «Nur Dreck ist geblieben. Was anständig war, hat man schon längst fortgebracht. Gehen wir! Jozek sagte, dass auf der Wache Ruhe herrscht. Zbyszek, komm doch!»

Ohne Hindernisse passierten wir das Tor des Frauenlagers. Zwei blutjunge Jüdinnen, die am Tor den Läuferinnendienst versahen, hoben den Schlagbaum hoch.

«Sagt Mala, dass ich hier bin», warf ihnen Edek halblaut zu.

«Ja, ja», antworteten verständnisvoll die schönen Slowakinnen.

Der Abschnitt B1b war um diese Zeit wie leergefegt. Hier wohnten nur Frauen, die draussen arbeiteten. Es war also nicht verwunderlich, dass man nur Funktionshäftlinge sah und ein paar solcher, denen es gelang, dem Ausmarsch mit den Kommandos zu entgehen. Sie versteckten sich vor den Blockältesten und der Lagerkapo, sass mal in den gemauerten «modernen» Aborten oder auf dem grossen Platz hinter den Baracken, wo sie zu arbeiten vorgaben. Wir betraten den im Bau befindlichen Waschraum, wo wir mit Ovationen aus der Gruppe von Auschwitzern begrüsst wurden, die anscheinend etwas Gutes von uns erwarteten, weil wir von draussen kamen. Sie gingen nicht fehl. Edek schlug schon den Korken aus der Flasche heraus, die er anscheinend in der Bude orga-

nisiert hatte. Wir tranken jeder einen Schluck, sprachen eine Weile und begaben uns energiegeladen auf den Abschnitt Bla, wo sich das Revier befand.

Mala sollte im Röntgenraum auf Edek warten, wo sie sich gewöhnlich trafen. Mala kannte ich lediglich aus den Erzählungen von Edek. Sie war Jüdin polnischer Herkunft. Sie war mit einem der ersten belgischen oder holländischen Transporte gekommen. Wahrscheinlich blieb sie dank ihrer Schönheit und ihren guten Sprachkenntnissen am Leben. Als Dolmetscherin und später Läuferin stand sie zur Verfügung der Rapportführerin Drechsler und des Rapportführers Taube. Ihrem einnehmenden Äusseren verdankte sie ihre gute Behandlung durch die Deutschen, obwohl sie Jüdin war. Dank ihrer Opferbereitschaft und Kameradschaftlichkeit erfreute sie sich allgemeiner Beliebtheit. Vor dem Röntgenraum trennte ich mich von Edek. Ich traf Halina, die ich schon lange nicht gesehen hatte, und ging in ihren Block, wo sie noch immer Schreiberin war. Die nette Halina schickte sofort jemanden in die Schreibstube, um «meine» Haiinka zu benachrichtigen, dass jemand auf dem Block 24 auf sie wartete. Ich setzte mich unterdessen ins Zimmer der Blockältesten und wartete ungeduldig auf unser Wiedersehen; da ich vom Alkohol leicht animiert war – was mir mehr Mut gab –, versprach ich mir viel davon. Normalerweise wirkten Frauen auf mich einschüchtern, besonders Halina, die immer lustig, lebhaft und voll Witz war. Sie begrüßte mich herzlich und überschüttete mich mit einer Lawine von Worten. Ich schaute sie an wie eine überirdische Erscheinung und vergass vollständig meine vorher geplante «Strategie». Warum schüchtern sie mich so ein? dachte ich und war böse auf mich selbst. Sie ist doch so natürlich.

«Oh, er ist so ernst!» Sie rang die Hände und wandte sich mit dieser Geste an Halina, die, um uns allein zu lassen, gerade zum Ausgang ging. Plötzlich schrie das an der Tür des Blocks stehende Mädchen mit piepsender Stimme: «Achtung!» Ohne nachzudenken, sprang ich in die dunkelste Ecke des Zimmers, wo irgendwelche Regale standen, und versteckte mich hinter dem weissen Vorhang, der aus einem Laken gemacht war und die Regale verdeckte. Ich war überzeugt, dass jetzt ein SDG oder zumindest ein Lagerarzt eintreten würde. Indessen hörte ich Frauenstimmen, die Deutsch sprachen. Ich näherte mein Auge dem Vorhang und sah durch den Stoff hindurch die Revierkapo Orli, die grosse Lagerkapo, und Ena Weiss, eine gut aussehende slowakische Jüdin, die Chefärztin auf dem Revier war. Ena verliess übrigens gleich das Zimmer und begab sich sicher zu den Kranken auf den Block. Die anderen aber hatten nicht die Absicht wegzugehen und sprachen lustig mit den beiden Halinas. Ich hätte mich zeigen sollen, genierte mich aber jetzt hinter diesem verfluchten Laken herauszukommen. Ich wollte abwarten, bis sie weggingen. Aber nichts dergleichen, sie schienen sich für eine lange Sitzung gemütlich niedergelassen zu ha-

ben, und, was das Schlimmste war, es sah aus, als ob sie von mir sprachen. Sollten sie mich gesehen haben? Sie lachten sich kaputt, sie platzten bald vor Lachen und Freude. Ich stand in einer unbequemen Lage, so tief wie möglich in die Ecke der Regale gedrückt. Der Schweiss lief mir über die Augen, unter meinem Overall, den ich über die gestreifte Kleidung zog, wurde mir heiss. Ich erstickte fast, weil ich versuchte, fast gar nicht zu atmen, damit sich der Vorhang nicht bewegte. Nach einer Weile überzeugte ich mich, dass meine mühsame Qual umsonst war. Die Lagerkapo, die anscheinend mein freiwilliges Erscheinen nicht abwarten konnte, zog mit einer schnellen Bewegung den Vorhang zurück. Das Bild, das sich ihnen bot, musste äusserst komisch gewesen sein, weil sogar die für gewöhnlich ernste Orli Tränen lachte. Und Halina, obwohl sie am wenigsten lachen durfte, versteckte das Gesicht in den Händen und versuchte so ihren Spass zu verbergen. Ich stand wie am Pranger. Mit einem dummen Gesicht wischte ich mir den Schweiss von der Stirn. Ich habe mir vielleicht etwas eingebrockt! Zum Teufel mit dem Ganzen! Don Juan, verflucht! Später, als die Deutschen fortgingen, versuchte mich Halina irgendwie zu trösten.

«Mach dir nichts daraus! Erinnerst du dich, wie mich die Drechsler an den Drähten geschnappt hat! Ich kam so aufgedonnert, und was hat sie aus mir vor den Augen des ganzen Männerlagers gemacht?...»

Ich beschloss, ihr weh zu tun. Ich hatte schon auf der Zunge zu sagen: «Na und? Marian besucht dich nicht mehr? Ich habe gehört, er trifft sich jetzt mit der schönen Wienerin Sonja von der Zahnstation. Man erzählt mir, dass du dich schnell getröstet hast! Wer ist dieser schwarze Elektriker, der ständig um dich herum-scharwenzelt?» Rechtzeitig aber biss ich mir auf die Zunge. Ich hatte aus mir einen Dummkopf gemacht, sollte ich jetzt noch zum Schwein werden? Die Frauen warteten immer mit Sehnsucht auf unsere Ankunft. Sie sahen in uns Männern vor allem ihre Beschützer, tapfere, ritterliche, geschickte Beschützer, die die Lagerbehörde auf die raffinierteste Art und Weise zu belügen verstanden, nur um ihnen, den schwachen Frauen, zu helfen...

Haiinka beobachtete mich eine Weile aufmerksam, dann zauberte sie ihr schönes, ehrliches Lächeln her, das für sie so charakteristisch war. Sie berührte meine Wange mit ihrer Blondlocke und ich ... ich war bereits ganz entwaffnet.

«Oh, Wiesiu, Wiesiu, du bist so ein Kindskopf...»

Ich bin aber auch ein Dummkopf, ein Blödian, dachte ich unterwegs, als ich von diesem nicht gelungenen Treffen zurückging. Wie habe ich mich lächerlich gemacht! Ich konnte mir das nicht verzeihen. Am Tor des Reviere passierte ich einige Frauen, Muselmänninnen, die man anscheinend vom Krankenbau auf den Block 25 führte, wo sie unter den primitivsten Bedingungen in einigen Tagen

sterben mussten, wenn nicht eine vorher durchgeführte Selektion sie alle in die Gaskammern bringen würde. Es roch plötzlich nach Durchfall und Schweiss. Eine Frau schwankte und griff, nach einer Stütze suchend, den Arm einer der Funktionshäftlinge, die ein Spalier bildeten, durch das die Kranken gehen mussten. Die dicke Deutsche warf sie voll Abscheu von sich wie eine lästige Fliege. Fluchend stiess sie mit einem Stock in die Mitte der Kolonne.

«Ach, du Drecksack, du alter Mist!» schimpfte sie weiter und lächelte mich dabei freundlich an, als ob sie bei mir die Anerkennung für ihre Tat suchte.

«Oh, warum bist du so stolz, Junge?»

Ich beeilte mich, da ich einen Blockführer, der auf dem Fahrrad von der Wache herkam, bemerkte. Ich erkannte in ihm Perschel, einen der jüngsten, dümmsten und gefährlichsten Blockführer des Frauenlagers. Er fuhr an mir vorbei und warf mir mit der Hand die Mütze vom Kopf herunter. Dann bremste er plötzlich, verstellte mir mit dem Fahrrad den Weg, wobei er es auf der Lagerstrasse querstellte, und sagte:

«Bist du taub, du?» Er holte zum Schlag aus.

Ich stand aber in sicherer Entfernung, und das Fahrrad, von dem er nicht herunterstieg, hinderte seine Bewegungen.

«Weisst du denn nicht, dass das Sprechen mit den Weibern verboten ist?» «Ich habe nicht gesprochen, Herr Blockführer», verteidigte ich mich. Doch er hatte von Weitem gesehen, dass diese Kapofrau mich angesprochen hatte. Er zog sein Notizbuch aus der Tasche und wollte eine Meldung machen. «Was für eine Nummer hast du?»

Mir wurde ganz schlecht. Auf dem Overall war natürlich die Nummer von Jurek angenäht. Zum Glück hatte Jurek ebenfalls eine dreistellige Nummer, also eine sehr niedrige, und das wirkte bei Perschel.

«Du hast Glück, du alter Verbrecher!» Er schloss das Notizbuch, ohne davon Gebrauch zu machen. Ich atmete auf, weil Jurek morgen nicht für mich zum Strafrapport zu gehen brauchte. Das Glück zeichnete sich aber zu deutlich auf meinem Gesicht ab, und der boshafte Perschel konnte mir das nicht verzeihen. Er schrie: «Hinlegen!» Ich fiel zu Boden. «Auf!» Ich stand auf. «Hinlegen! Auf! Hinlegen! Auf!» Mein blauer Overall war bereits grau vom Staub. Hinter mir krächzte freudig die Kapofrau, die ich vor einer Weile ignoriert hatte. Hahaha! Sie hatte ihre Genugtuung, die Hexe. Auf ihre Stimme hin versteinerte sich Perschel. «Du alte Hure! Was lachst du!» drohte er in ihre Richtung. «Und du hast auch mit ihm gesprochen», erinnerte er sich plötzlich. Er setzte sich aufs Fahrrad und radelte zu der Deutschen, indem er mit ganzer Kraft in die Pedale trat. Ich klopfte flüchtig den Staub ab, warf die Kiste auf den Buckel und lief, ohne mich umzudrehen, schleunigst zum zweiten Abschnitt des Frauenlagers, wo es am sichersten zu sein schien.

Das war aber nicht das Ende unseres unglücksreichen Ausflugs in das Frauenlager, wie es sich später herausstellte.

«Wo ist Edek?» fragte Zbyszek aufgeregt. Es war höchste Zeit, zurückzugehen. Aber Edek war nirgends zu finden. Eine Frau sah ihn auf dem Block von Mala. Es war aber nicht seine Mala, die Läuferin. Diese Mala, die Slowakin, eine der ersten hierhergebrachten Jüdinnen, kannte ich. Sie war die Blockälteste. Wir fanden ihn auf einer der Pritschen auf dem Block von Mala. Er war total besoffen. Bis zur Bewusstlosigkeit. Er war nicht in der Lage, mit uns zurückzugehen. «Scheisskerle! Sich an Schnaps heranzumachen, ohne ihn vertragen zu können!» schimpfte wütend Zbyszek. «Wo ist die Blockälteste?» Zbyszek stiess die Tür zu ihrem Zimmer auf. Sie sprang hoch, halbwegs beieinander, erschreckt. «Was hast du mit ihm gemacht, du Idiotin?»

«Ich weiss nichts, ich weiss gar nichts», murmelte sie und stiess auf.

«Bring ihn jetzt zu sich, so wie du ihn betrunken gemacht hast. In einer Stunde spätestens müssen wir zurück nach Auschwitz. Wie soll er in diesem Zustand das Tor passieren?»

«Ich weiss nicht, ich weiss nicht», ahmte er die erschrockene Mala nach. Zbyszek wusste aber, was er zu tun hatte. An Edeks Stelle ging ein anderer mit uns zurück. Währenddessen sollte man Edek wieder nüchtern machen. Wir gingen durch dasselbe Tor, durch das wir das Frauenlager betreten hatten. Die Zentralstrasse legten wir im Laufschrift zurück, genauso den Abschnitt zu unserer Blockführerstube. Ich weiss nicht, warum, aber Zbyszek ärgerte sich mehr über mich als über Edek. Schneider hielt uns nicht an. Er strich lediglich die Nummern und befahl uns, aufs Revier zu gehen.

Als ich Jurek seinen Overall zurückgab, erwähnte ich meine Abenteuer mit Perschel nicht. Zbyszek drängte zur Eile. Sie mussten den Weg ins Frauenlager nochmals zurücklegen. Und dort wartete auf sie noch die Kalamität mit Edek. Am nächsten Morgen kamen sie komplett. Zbyszek erzählte, wie viele Schwierigkeiten er mit dem Transport Edeks durch die erste und zweite Blockführerstube gehabt hatte. Durch die Wache des Frauenlagers transportierte man Edek in einem Rollwagen. Der dumme Perschel liess sich irgendwie einnebeln. Schlimmer war es im Stammlager, aber auch dort ist es ihnen gelungen. Für die Zukunft sollte es uns eine Lehre sein. Man muss in allem masshalten.

Kapitel LXV

Ich bekam ein grosses Lebensmittelpaket. Ich war ganz erstaunt, weil mein Paket von Zuhause erst vorgestern angekommen war. Der Name des Absenders erklärte alles. Szymlak Antonina, Dorf Kozy bei Bielsko, Nummer 560. Also war dieses Päckchen von Tosia, der Tochter des Alten, abgeschickt worden. Das war aber eine nette Überraschung! Im Päckchen lag viel Obst, Gemüse, Brot, Butter, Speck und Mürbeteigplätzchen eigener Herstellung. Ein kostspieliges Geschenk. Wie sollte ich mich dafür revanchieren? Von dieser Sorge rettete mich Gang. Die beiden Tätowierer, die bereits seit längerer Zeit auf unserem Block lebten, hatten die Möglichkeit, dank ihrer unmittelbaren Kontakte zu den Zugängen, die sie tätowierten, Schmuckstücke zu organisieren.

Einen Teil davon konnten sie manchmal ins Lager bringen. Was sie nicht schmuggeln konnten, vernichteten sie an Ort und Stelle in der Sauna und warfen alles einfach in den Kanal, damit es nur nicht in die Hände der Deutschen fiel. Da die Tätowierer das Lager oft verliessen, wenn sie zu den Zugängen gingen, und die Fama sie Besitzer von Schätzen nannte, wurden in ihrer Abwesenheit ihre Betten und ihre persönlichen Sachen von den teilungswilligen Häftlingen gefilzt. Auf dem Infektionsblock hatten sie einigermassen Ruhe, weil das Betreten des Blocks Fremden untersagt war. Gang, der mit ihnen befreundet war, fungierte als Hüter ihrer Schätze, falls sie überhaupt welche besaßen. Ohne Zweifel besaßen sie etwas, der Beweis dafür war eine goldene 20-Dollar-Münze, die mir Gang aushändigte.

«Das ist von den Tätowierern, als Dank für die Vitamine.»

Die mir zugeschickten Naturalien ass ich selbst nie auf, ich teilte sie mit ihnen, und sie boten mir als Gegenleistung Sardinen oder andere Konserven an. Ein Apfel, eine Zwiebel oder eine Gurke waren für sie eine Rarität, wie übrigens eine Dose Sardinen für mich. Ich erwähnte Gang gegenüber, dass es gut wäre, der Tochter von Szymlak ein Geschenk zu machen. Ohrringe oder einen Ring.

«Wird gemacht», antwortete er kurz.

Szymlak war verlegen, als er im Ofen das Geschenk entdeckte.

«Ich kann es nicht annehmen, das ist von diesen Menschen, die dort umkommen», zeigte er auf das Krematorium. «Wir haben von ganzem Herzen gegeben. Die Tochter fragt ständig nach Ihnen. Sie hat die Plätzchen selbst gebacken.»

«Herr Josef! Diese Kleinigkeiten haben hier überhaupt keinen Wert. Was zählt, ist nur das Leben. Aber um zu leben, muss man essen. Sie haben es auch nicht leicht, und ausserdem gehen sie ein Risiko ein. Ich habe keine Möglichkeit,

mich anders zu revanchieren. Danken Sie auch schön Ihrem Töchterlein, besonders für die Plätzchen in Herzform.»

Der Alte wurde ganz weich. Er zwirbelte seinen Schnurrbart und drückte mir die Hand.

«Wenn der Krieg vorbei ist, kommst du zu uns... Ich habe eine schöne Tochter. Wie ein Reh, mein Herr...»

Am nächsten Morgen fand ich im Ofen Zigaretten und eine Flasche Schnaps. Und so war es ziemlich oft. Manchmal legte auch ich etwas hinein. Damit wurde es immer leichter. Die Transporte kamen jetzt massenweise. Nicht nur aus dem Getto in Sosnowiec und Bedzin. Man liquidierte Gettos in allen grösseren Städten des besetzten Polen. Als besondere Zierde brachte man Transporte aus Frankreich. Gleichzeitig fanden im Lager immer häufiger Massenselektionen statt. Jetzt wurden nicht nur Kranke liquidiert. Aus dem Männerlager D sowie aus der Quarantäne (Abschnitt A) wmden während der Selektion ein paar tausend Juden ausgesucht, die man als unfähig ansah, schwere Arbeit zu verrichten. Sie wurden vergast, und an ihre Stelle kamen neue aus den frischen Transporten, die man als arbeitsfähig selektiert hatte. Die Krematorien rauchten immerfort. Widerlicher, schwerer und süsslicher Rauch glitt ganz tief zwischen die Baracken, drang überall ein, man hatte buchstäblich keine Luft zum Atmen. Hinzu kam, dass die feuchten regnerischen Herbsttage begannen, düster und hoffnungslos. Sogar die grössten Optimisten, die an ein baldiges Ende des Krieges glaubten, verloren jetzt jegliche Hoffnung. Wir müssen hier alle umkommen. Jetzt erledigen sie die Juden, es blieben gewiss nicht mehr viele, bald fangen sie mit uns an. Wir trösteten uns nur mit dem Gedanken, dass wir uns nicht widerstandslos in die Gaskammern treiben lassen würden. Währenddessen beobachteten wir, wie Tausende von Menschen ihren letzten Weg in das Wäldchen antraten, von wo es keine Rückkehr mehr gab. Die einzige Spur, die von ihnen blieb, war dieser widerliche, süssliche, erstickende Rauch, der wie mit einem Trauerschleier Hunderte von niedrigen Baracken bedeckte, in denen mehrere tausend Häftlinge wohnten und, unterjocht von einer Handvoll von bewaffneten und rücksichtslosen Übermensch, darauf warteten, dass sie an die Reihe kamen.

Die SS führte nur «saubere» Arbeit durch. Sie tötete lediglich. Den Rest, jene «schmutzige» Arbeit, erledigte das Sonderkommando, das aus einigen hundert jungen, starken Juden bestand, die um den Preis, ihre Töchter, Frauen, Kinder und Eltern zu verbrennen, noch weiterleben durften. Sie waren Zeugen, nicht nur das! Gezwungenermassen nahmen sie sogar aktiv teil an den grausamsten Verbrechen, die sich die Menschheit ausgedacht hatte. In dem Entkleidungsraum des Krematoriums händigten sie den Neuangekommenen Handtücher und Seife aus und sagten ihnen, dass sie ins Bad gingen.

Dann führten sie sie in die Gaskammern, von wo nach einer Weile nur noch das Stöhnen und die Schreckensschreie der Sterbenden zu hören waren. Die Angehörigen des Sonderkommandos waren keine Menschen mehr. Sie wurden aller menschlichen Gefühle beraubt, die gleichzeitig mit ihren Liebsten und ihren Herzen am nächsten stehenden Personen verbrannten – sie waren abgehärtet gegen das menschliche Leid. Der Tod der anderen machte auf sie keinen Eindruck mehr. Sie wussten, dass die Fetten besser als die Mageren brannten, dass es mit den Transporten, die aus dem Westen kamen, weniger Schererei als mit den örtlichen Transporten gab. Sie glaubten einfach an diese Handtücher und Seife. Die Angehörigen des Sonderkommandos wussten sehr genau, dass sie so lange am Leben blieben, wie sie etwas zu verbrennen hatten, weil sie so lange noch notwendig waren. Von den Gefühlen, die sie noch kannten, blieb ihnen lediglich die Angst vor dem eigenen Tod, eine umso grössere Angst, je mehr sie die ganze bestialische Maschinerie der Tötung kennengelernt hatten. Sie kannten gut den Preis für ihr Leben, deswegen gab sich jeder von ihnen der Täuschung hin, er würde am Leben bleiben, wenn er ordentlich, ohne Fehler arbeitete und alles täte, was ihm befohlen wurde. Irgendwo, tief im Herzen, ganz tief drin, glomm jedoch die Flamme des Hasses, vorläufig gedämpft durch die Angst um das eigene Leben.

Lauernd führten sie eifrig sämtliche Befehle aus, um nur nicht aufzufallen, um zu überleben, weil gerade ihnen vielleicht das Schicksal der Rächer zuteil werden sollte.

Die vorausschauenden Deutschen liquidierten sie ganz heimlich immer wieder in gewissen Abständen. Sie verschwanden plötzlich in den Augenblicken, wenn ihre Wachsamkeit durch die gute Behandlung eingeschläfert war. An ihre Stelle traten neue ... und die Geschichte wiederholte sich. Im Lager galt trotz allem das Sonderkommando als eines der besseren. Sie waren vollgefressen, gut angezogen, sie präsentierten sich gut, und man beachtete sie, weil sie die Wertgegenstände der Vergasten schmuggelten, mit denen alle handelten. Ähnlich war es mit «Kanada», einem Kommando, das in den Magazinen mit den Sachen der Vergasten arbeitete, mit dem Unterschied, dass sie nicht mit den Leichen zu tun hatten, also nicht liquidiert zu werden brauchten. Das Effektenlager, das heisst «Kanada», war der letzte Lagerabschnitt, direkt hinter unserem Revier, hineingeschoben zwischen die Krematorien III und IV, von denen es nur einige Drähte eines nicht unter Strom stehenden Zaunes trennten. Also war sowohl von «Kanada» als auch von dem Revier aus alles, was im Krematorium IV und dem spärlichen Fichtenwäldchen, das es umgab, geschah, wie auf dem Präsentierteller sichtbar. Man stellte zwar so etwas wie einen Paravent auf, etwa drei Meter hoch, der den Eingang in die Gaskammer und die Verbrennungsgräben verdeckte, nichtsdestoweniger aber erlaubte diese undurchsichtige Pseudohecke, von der die verwelkten Blätter abfielen, gerade das zu sehen, was sie verstecken

sollte. Am besten sah man alles vom Block 15 aus, der noch nicht bewohnt war und sich gegenüber dem Krematorium IV, etwa 70 Meter davon entfernt, befand. Wenn man das Windfenster am Giebel des mit Pappe bedeckten Daches ein wenig aufmachte, konnte man bequem, auf einem leeren Bett stehend, die ganze Vergasungsaktion wie auf dem Präsentierteller sehen. Für die Angehörigen des Sonderkommandos, die gewohnt waren, täglich Szenen dieser Art zu sehen, war das eine normale Sache. Für uns aber, obwohl wir schon viel erlebt und in diesen mehr als drei Jahren im Lager viel gesehen hatten, war das jedesmal eine Erschütterung, so gross, dass man den Glauben an alles, sogar an Gott verlor. Wenn Er existierte – und in diesem Glauben bin ich von Kind an erzogen worden –, wie konnte er diese Morde an den wehrlosen Menschen zulassen, die von anderen Menschen, deren Soldaten zudem auf der Schnalle ihrer Militärkoppel die Worte «Gott mit uns» trugen, durchgeführt wurden? Mit kaltem Schweiss übergossen, schaute ich diesen dantesken Szenen zu und drückte fest die feuchte Hand Edeks oder Waldeks, die sicher in diesem Augenblick wie ich dachten, dass es keinen Gott gäbe. Wenigstens hier nicht, auf diesem kleinen Stück Erde, das sich anscheinend seiner Kontrolle entzog. Etwas Aussergewöhnliches geschah. In der Nacht, während der Liquidierung eines der zahlreichen Transporte, wurde der Oberscharführer Schillinger, der Rapportführer des Männerlagers in Birkenau, einer der am meisten verhassten und grausamsten SS-Männer, erschossen. Diese Nachricht verbreitete sich wie ein Lauffeuer im ganzen Lager und erweckte allgemein eine fröhliche Stimmung.

«Die Hand Gottes» sagten die einen. «Das Schicksal hat den Verbrecher bestraft», behaupteten die anderen. Im Verlauf weniger Stunden waren sämtliche Einzelheiten dieses Vorfalles mehr oder weniger glaubhaft bekannt. Tatsache war, dass ihn eine Frau umgebracht hatte – er hatte ja immer eine Schwäche für Frauen – das wurde ihm zum Verhängnis.

Es sollte sich folgendermassen abgespielt haben: Schillinger, wie immer eifrig, assistierte bei der Aufnahme eines nächtlichen Juden transportes an der Rampe, in Begleitung seines Kumpans, des Hauptscharführers Emmerich. Beide, angeheitert, begleiteten den Transport bis zum Krematorium. Sie betraten sogar den Entkleidungsraum, geleitet entweder durch die Lust an einem kleinen Raub oder durch sadistische Freude, sich an dem Anblick der verschüchterten, wehrlosen, entkleideten Frauen zu weiden, die einen Augenblick später unter Qualen in der Gaskammer sterben sollten. Diese Version schien mir die wahrscheinlichere, wenn man die Vorliebe Schillingers in Betracht zog, vor allem wenn er betrunken war. Seine Aufmerksamkeit fiel auf eine der jungen und angeblich schönen Frauen, die sich in Gegenwart der SS-Männer nicht ausziehen wollte.

Der wutentbrannte Schillinger näherte sich der Frau und versuchte, ihren Büstenhalter herunterzuziehen. Während des Handgemenges gelang es ihr, ihm seine Pistole zu entreissen, mit der sie Schillinger erschoss und den ihm zur Hilfe eilenden Emmerich am Bein verletzte.

Gleichzeitig versuchten andere Juden, die Tür von innen abzuschliessen. Auf die Schüsse hin stürzten die SS-Männer, welche bis jetzt draussen standen, in den Entkleidungsraum und begannen, nachdem sie das, was geschah, bemerkten, alle der Reihe nach zu massakrieren. Aus dieser Gruppe von Juden ist keiner in der Kammer umgekommen. Die wütenden SS-Männer erschossen sie alle.

Dieser Vorfall, von Mund zu Mund weitergegeben, auf verschiedene Weise kommentiert, wuchs zu einer Legende. Ohne Zweifel stärkte diese heldenhafte Tat einer schwachen Frau, und zwar angesichts des unvermeidlichen Todes, den Geist aller Häftlinge. Wir wurden uns plötzlich darüber klar, dass, sobald wir es wagten, die Hand gegen sie zu heben, diese Hand töten konnte, dass auch sie sterblich waren. Die SS-Männer versuchten, weil sie die Folgen dieser bedeutsamen Tat fürchteten, das Lager zu terrorisieren. An diesem Tag wurden die Methoden verschärft und die Kugeln pfffen auf den Lagerstrassen. An der Tatsache änderte sich jedoch dadurch nichts. Der Rapportführer Schillinger ist im Krematorium umgekommen, dort, wohin er Tausende von Menschen im Namen der nazistischen Ideologie geschickt hatte. Auf die Folgen brauchte man nicht lange zu warten. Die Häftlinge richteten sich auf, die Hoffnung wuchs. Es wurde eine spontane, obwohl noch schwache Selbstverteidigungsaktion geboren.

Am Nachmittag des gleichen Tages setzte sich ein Teil der Menschen, die im Wäldchen neben dem Krematorium IV in einer Reihe standen, aktiv zur Wehr. Auf die Geräusche von starkem Geschützfeuer hin lief ich mit Waldek auf unseren Posten im Block 15. Eigentlich war es bereits vorbei. Nur noch hier und da hörte man einzelne Schüsse. Das Wäldchen war mit Leichen übersät. Hauptsächlich Männer. Sie waren noch angezogen.

Gewöhnlich, wenn es ein grosser Transport war, konnten nicht alle auf einmal in dem Entkleidungsraum Platz finden, daher befahl man ihnen, sich im Wäldchen zu entkleiden. Diesmal war es ähnlich. Die Frauen und Kinder entkleideten sich anscheinend als erste und stellten sich in einer langen Reihe direkt hinter dem «Paravent» auf, von wo sie allmählich in der Tür des Entkleidungsraums verschwanden. Jetzt, noch durch das Geschützfeuer verschreckt, wahn-sinnig vor Angst, drängten sie sich in den «rettenden» Entkleidungsraum, hielten ihre Kleidungsbindel krampfhaft in der Hand und traten sich gegenseitig. Das Piepsen der verlorengegangenen Kinder, die herzerreissenden Schreie der Frauen, das Stöhnen der Zertretenen und über all diesem dumpfe Schläge der SS-Männer – Kolben auf den Köpfen, Schultern, Rücken der halb ausgezoge-

nen Männer, von denen ein Teil noch lebte und die sich der in das Krematorium drängenden Menge anschlossen. Für sie war eine Kugel zu schade. Es genügten Drohungen, Schreie und Schläge. Sobald die letzten in den Entkleidungsraum gedrängt worden waren und sich die Tür hinter ihnen schloss, trat vollkommene Stille ein. Nach einigen Minuten kam aus der Nebentür des Krematoriums eine Gruppe der Angehörigen des Sonderkommandos. Durch den SS-Mann zur Eile getrieben, entkleidete ein Teil von ihnen die Erschossenen, die anderen aber legten die Leichen auf dem Hof des Krematoriums auf einen Haufen zusammen. Ein dumpfer, von weit her kommender Schrei der Hunderte von Menschen kam trotz der dichten und dicken Mauern aus dem Innern der Gaskammern heraus. Das Zyklon B wirkte bereits.

Kapitel LXVI

Unser Krankenbau grenzte ausser seiner nächsten Nachbarschaft zum Krematorium und zu «Kanada» auch noch an das Zigeunerlager, von dem ihn lediglich ein Graben und ein paar Stacheldrähte, die am Tage nicht unter Strom standen, trennten. Der Zigeunerkrankenbau wurde von Ärzten und Pflegern hauptsächlich aus dem Stammlager und von einigen Frauen aus dem Revier des Frauenlagers betreut. Es war leicht, sich mit ihnen zu verständigen. Es genügte, lediglich eines der Kinder, die ständig in der Nähe der Drähte hin- und herliefen, zu bitten, und sie brachten dann denjenigen, um den es ging. Die Kinder taten gerne diesen Dienst, da sie bereits wussten, dass sie belohnt wurden. Sie waren hungrig, verlassen, unheimlich schmutzig und zerlumpt, wie übrigens ihre Eltern auch, die stundenlang vor den Baracken sassen und in ihren zerschissenen Anzügen und Kleidern nach Läusen suchten. Man sah aber auch gut angezogene Zigeuner und Zigeunerinnen, besonders die jungen und schönen. Sie brauchten nicht an die Drähte unseres Lagers zu gehen und um ein Stück Brot oder eine Zigarette zu betteln. Sie sassen in den Zimmern der Blockältesten in Boudoirs, wo Musik spielte, die Mädchen tanzten, wo der Schnaps floss und die freie Liebe blühte. Die Rassenunterschiede verwischten sich im Verlauf der Orgien und der Trinkgelage, an denen die ganze High-Society teilnahm, also die Funktionshäftlinge des Zigeunerlagers, tja! sogar die SS-Männer mit dem Rapportführer Plagge – dem «Pfeifchen», dem alten Bekannten – an der Spitze, der jetzt fast nicht wiederzuerkennen war, verwandelt, milde, fast freundschaftlich. Er hatte hier auch eine Geliebte, soff tüchtig und füllte seinen Geldbeutel mit leicht zu erbeutenden Schmuckstücken. Da ich ein so enger Nachbar war, wusste ich von allem, was bei den Zigeunern geschah. Manchmal gelang es mir unter einem Vorwand, das Zigeunerlager zu betreten, entweder um Zwillinge oder irgendwelche anderen Kranken auf den Sonderblock des Krankenbaus zu bringen, der zu ausschliesslicher Verfügung des Anthropologen Dr. Mengele, des Lagerarztes von Abschnitt B, stand, eines äusserst eleganten und gut aussehenden SS-Offiziers, der dank seines netten Äusseren und seiner guten Manieren den Eindruck eines milden und kultivierten Menschen machte, der gar nichts mit den Selektionen, Phenol und Zyklon zu tun hatte. Wie er in Wirklichkeit war, sollten wir bald erfahren. Das bunte Leben, so verschieden von dem unseren, zog uns an. Insgeheim beneideten wir sogar manche. Es war also nichts Verwunderliches, dass wir nach dem Abendappell an den Drähten des Zigeunerlagers standen und das «freie Leben» der Zigeuner beobachteten. Junge Zigeunerinnen, jene von der zweiten Sorte, die von den einflussreichen Prominenten nicht bemerkt und nicht in ihre Harems engagiert wurden, produ-

zierten sich vor uns, tanzten für einige Zigaretten, die ihnen als Tribut und Anerkennung für ihr Talent und, was soll ich hier verheimlichen, für die zufällige oder gar absichtliche Entblössung fraulicher Reize von mässiger Sauberkeit, durch die Drähte geworfen wurden.

Es gab dort so ein Mädchen, das dies auf eine besonders aufreizende Art tat, wofür sie von den grosszügigen und erregten Zuschauern die meisten Zigaretten zur Belohnung bekam. Die Auftritte der «temperamentvollen» kleinen Zigeunerin endeten tragisch. Eine der hinübergeworfenen Zigaretten sprang von den Drähten ab und fiel zwischen sie, aber auf der Zigeunerseite. Das Mädchen sprang, ohne viel zu überlegen, über die verbotene Zone und versuchte hockend die Zigarette herauszuholen. Sie berührte jedoch mit der Schulter die Drähte, die zu dieser Zeit bereits unter Strom standen. Sie war trocken und sie wurde vielleicht deswegen nicht sofort tödlich getroffen. Der verbrannte Körper zischte an den Stellen, wo ihn die Drähte berührten. Die Drähte drangen immer tiefer in Hand und Brust des Opfers, das krampfhaft zuckte. Alle waren vor Entsetzen wie versteinert. Es fand sich jedoch ein geistesgegenwärtiger junger Zigeuner, der das Mädchen zum Tanzen animiert und ihm später die «verdienten» Zigaretten abgenommen hatte. Er warf seine Jacke über die Hände und griff nach einem Kleiderzipfel des Mädchens, wobei er mit ganzer Kraft zu ziehen begann. Die Drähte gaben nicht nach. Ein anderer sprang hinzu und hakte mit einer Stange die hängengebliebene Hand ab. Der Posten winkte von Weitem von seinem Turm, er schoss aber zum Glück nicht. Das bewusstlose und verbrannte Mädchen trugen die Zigeuner aufs Revier. Sie ist nicht gestorben. Ich sah sie nach einigen Tagen, zwar noch verbunden, aber bereits gut angezogen und anscheinend gepflegt. Auf dem Revier hatte sicher jemand von den «Einflussreichen» die Schönheit und die verborgenen Vorzüge der jungen Zigeunerin bemerkt. Sie besuchte jedoch den Block wieder, neben dem sie fast ihr Leben verloren hätte. Wahrscheinlich wohnte hier ihre Familie. Auf ihren Anblick hin wurden immer wieder Zigaretten hingeworfen. Obwohl sie weit von den Drähten fielen, bückte sie sich nie wieder, um eine aufzuheben. Manchmal spazierte in Begleitung der schönsten Frauen Jurek Z. an den Drähten vorbei. Seit Beginn des Lagers war er Pfleger. Er arbeitete im Ambulatorium auf Block 28 beim Verbinden. Später wurde er Vertreter auf Block 5 der Jugendlichen, bei dem Blockältesten Baltazinski, kam dann nach der Errichtung des Zigeunerlagers dorthin als Kantinenleiter, zusammen mit einem Freund, der aus derselben Stadt stammte wie er. Die Kantine war für die sonstigen Lagerverhältnisse ziemlich gut versorgt, und es blühte ein ausgezeichnetes Geschäft im Zigeunerlager. Die Zigeuner durften grundsätzlich ihr privates, mehr oder weniger wertvolles Hab und Gut behalten. Die Behörden erlaubten es und gaben damit den Anschein eines normalen, obzwar kasernierten Lebens. Die Kantine ging nicht

schlecht. Man konnte darin verschiedene Spezialitäten kaufen, wie Schnecken, rote Beete oder nicht ganz frische Salate sowie Kämmе, Toilettenpapier oder «Matoni-Wasser». Man konnte kaufen, man musste aber Marken haben. Die Zigeuner hatten bereits alles, was sie besaßen, ausgegeben. Es war bekannt, dass manche von ihnen Gold und Schmuck besaßen. In der Kantine durfte man zwar nichts dafür kaufen, der Kantinenwirt aber hatte Marken, man konnte also mit ihm einig werden. Welchen Wert hatten alle diese Schmuckstücke, wenn die Kinder nach Essen riefen, wenn man doch wenigstens angesäuerte Salate dafür kaufen konnte, da die Lagerportionen nicht ausreichend waren!

Ausserhalb des Zigeunerlagers gab es viele Marken, da die Häftlinge sie offiziell von Zuhause bekamen. Auch «Kanada» lieferte grössere Mengen von Marken, die ausserhalb des Zigeunerlagers keinen besonderen Anklang fanden. Wenn man also «Köpfchen» hatte, konnte man ein gutes Geschäft machen. Jurek, wie es sich herausstellte, hatte ein besonders kluges Köpfchen. Die Kantine lief, das Geschäft blühte. Man musste aber etwas mit den angehäuften Glitzerstücken machen, damit sie wiederum einen Wert darstellten. Durch die Drähte hindurch fand also ein Tauschhandel statt. Das dem Zigeunerlager benachbarte Männerlager sowie auch unser Revier brauchte zwar kein Zigeunergold, weil es eigenes Gold aus «Kanada» hatte; was man brauchte, waren dagegen Zigaretten, welche die mit den Häftlingen Handel treibenden Zivilisten nicht genügend lieferten, weil die Ware verhältnismässig billig, daher nicht lohnend war. Mit Schnaps war es leichter, weil er hoch im Preis stand. Deswegen wanderten aus der Zigeunerkantine durch die Drähte ganze Kartons mit Zigaretten auf den Abschnitt D und F und im Austausch dafür floss Schnaps oder Spiritus aus diesen Lagern in die Hände der rührigen Kantinenwirte. Die Bedürfnisse des Zigeunerlagers waren jedoch riesig. Das Essen lieferte die Küche. Nicht die Steckrüben- oder Brennesselsuppe! Die war für die gewöhnlichen Sterblichen! In den Magazinen der Küche gab es Lebensmittel, die den Transporten, die ins Gas gingen, abgenommen worden waren: Sardinen, Schokolade, Orangen, Konserven – zusätzliche Versorgung für die SS. Nicht für die einfachen Sterblichen. Für die Chargen und ihre Familien. Die rührigen Küchenchefs verkauften einen Teil davon gegen Gold und Dollars den bewährten Häftlingen, die «Köpfchen» hatten. Sie nahmen übrigens auch an den Gelagen teil. Auf diese Weise verdienten sie doppelt. Was sie verkauften, assen sie auch. Da man auch immer zuwenig Schnaps hatte, lieferten sie ihn, nicht umsonst, natürlich. Der Rapportführer hatte etwas gerochen. Man musste ihn also weichkneten. Schliesslich war das Zigeunerlager kein Konzentrationslager. Ein Familienlager! Es gab hier zwar auch Funktionshäftlinge. Ja! Aber ohne sie gäbe es hier nicht so viele Annehmlichkeiten. Sie hatten «Köpfchen» und – es war das

Wichtigste – sie waren diskret. Sie würden nichts weitertragen, weil sie dabei selbst hereinfließen. Wenn man schon so weit mitgegangen war, musste man noch weiter gehen. Das Risiko zahlte sich aus. Noch vor drei Jahren hätte Plagge einen so mickrigen Häftling wie Jurek kaltblütig misshandelt. Jetzt sass er mit ihm an einem Tisch, trank Schnaps und befummelte das Mädchen, mit dem Jurek schon längst geschlafen hatte.

Jurek hatte sie alle in der Hand. Er stellte sie zufrieden, hatte dafür freie Hand. Der Handel blühte vorzüglich. Er hatte etwas Angst vor Bogdan Komamicki. Dieser schnüffelte ständig im Zigeunerlager, es war bekannt, dass er von der Politischen Abteilung geschickt wurde, er war ja Spitzel. Was anderes könnte auch den schwarzzügigen Bogdan hergeführt haben? Vielleicht wollte er eine Geheimorganisation denunzieren? Im Zigeunerlager? Ausgeschlossen! Niemand dachte hier an solche Sachen. Also, was nun!? Klar! Wird gemacht!... Zuerst der Schnaps. Bogdan trank, hatte aber einen harten Schädel. Vielleicht eine Zigeunerin? Er war jung, hübsch. Also, warum denn nicht! Das Mädchen wollte auch etwas davon haben. Gut, ein Ringelchen, ein Brillantchen. Tja! Das war aber allein zuwenig für Bogdan. Im Falle eines Reinfalls könnte man die Sache vertuschen. Also eine kleine Erpressung. Wenn das der Alte erfahren würde, könnte er ihn wie nichts liquidieren. Die Chefin, die Frau von Boger, sah die Glitzerdinge gern. Wie jede Frau. Sie könnte mal nützlich werden. Sie hatte Einfluss auf ihren Mann, und es war wichtig, eine solche Fürsprecherin beim Chef der Politischen Abteilung zu haben.

Die «Bedürfnisse» wuchsen. Bogdan hatte einige Scherereien gebracht, man wurde aber irgendwie damit fertig. Man musste den Handel ankurbeln. Der Kantinenchef musste mehr Zigaretten geben. Der Küchenchef musste mehr Essen geben. Wenn sie die Taschen vollstopfen wollten, sollten sie geben, das kostete sie doch nichts. Bogdan hatte schliesslich irgendwelche Heimlichkeiten mit Rapportführer Palitzsch. Möge es nur nicht schlecht enden. Aber was für ein Wunder, sogar der grausame Palitzsch war milde geworden. Vielleicht nach dem Verlust der Frau? Und vielleicht ... als Witwer? Diese Katia schaute er sogar ganz menschlich an ... So oder so, man musste ziemlich viel zusammenhamstern, dann das Geschäft liquidieren und verduften. Die Umsätze waren gross, alles ging aber für «Bedürfnisse» weg. Man wurde von allen Seiten gerupft. Sogar die Zigeunerinnen wurden klüger. Oder ihre Väter. Sie hatten sie selbst hingereicht, als sie noch minderjährig waren. Was hiess hier Unschuld? Besser, sie verloren sie, als dass sie verhungerten. Junge Mädchen unterhielten ganze Familien, und nicht genug damit, sie bekamen sogar das Gold und die Schmuckstücke zurück, die seinerzeit von den Vätern gegen den niedrigen Preis von einigen Schüsseln mit Steckerübensalat verkauft und jetzt von ihren Beschützern als Geschenk an sie wiedergegeben wurden. Man wusste übrigens

nicht, ob das hier das Zigeunergold war. Es war auch ohne grössere Bedeutung. Die Hauptsache, es gab Gold, und es wird Gold geben. Darauf deuteten sämtliche Zeichen am Himmel und auf der Erde.

Aus den Schornsteinen der Krematorien schoss eine hohe Flamme empor, der Rauch, dieser charakteristische süssliche Rauch, kroch wieder von dem Wäldchen herüber und verpestete die Luft. Solange sie verbrannten, würde es genug Gold und Schmuckstücke geben. Man musste sie nur entsprechend absetzen, dann konnte man sich nicht schlecht einrichten. Man musste nur «Köpfchen» haben, und Jurek hatte es ohne Zweifel. Nicht umsonst nannte man ihn «König der Zigeuner».

Kapitel LXVII

Edek kam bereits seit ein paar Tagen nicht mehr. Ich hatte mich so an seine Anwesenheit gewöhnt, dass ich eine Leere empfand, wenn ich ihn eine längere Zeit nicht zu sehen bekam. Wir hatten zuletzt viel miteinander gesprochen und sind zu gewissen konkreten Ergebnissen gekommen: Wir müssen aus dem Lager fliehen! Wir wussten noch nicht, wie und wann. Auf jeden Fall sollten wir uns langsam darauf vorbereiten. Auf hopplahopp liess sich nichts machen. Zu viele hatten bereits diese Eile mit dem eigenen Kopf bezahlt. Und nicht nur mit dem eigenen. Wir sollten alles so ausdenken, dass niemand Repressalien seitens der SS ausgesetzt werden könnte. Die Bekanntschaft mit Szymlak könnte sehr nützlich sein. Das Kommando von Edek sollte in kurzer Zeit für ständig nach Birkenau verlegt werden. Von Birkenau war es leichter zu flüchten. Das passte also gut. Sobald sie verlegt wurden, wollte ich mich bemühen, zu seinem Kommando zu kommen, damit wir zusammen waren. Das Kommando war bequem, weil es Möglichkeiten bot, sich auf dem ganzen Gebiet innerhalb der grossen Postenkette zu bewegen. Das war nicht ohne Bedeutung. Etwas würden wir uns schon ausdenken. Wir hatten uns Schweigen geschworen. Niemandem ein Wort. Einmal gab es die Gelegenheit, mit «Papa» und Dr. Zengteller zur Quarantäne in das Ambulatorium zu gehen. Man musste dorthin zwei Kartons mit Medikamenten bringen, also meldete ich mich mit Waldek freiwillig. «Papa» sah, dass wir einen Spaziergang machen wollten, und widersetzte sich nicht. Zengteller musste, wenn auch nur ungern, zustimmen – er mochte uns nicht –, weil er es mit «Papa» nicht verderben wollte. Bis zum Abschnitt A, wo sich die Quarantäne befand, gab es ein ziemlich grosses Strassenstück, an dem alle hundert Meter voneinander entfernt die Blockführerstuben aufgestellt waren, die den Eingang und Ausgang eines jeden Lagerabschnitts bewachten. Wir passierten die Wache des Zigeunerlagers, des Männerlagers und des noch nicht vollendeten Abschnittes C, auf dem seit Kurzem das Familienlager errichtet wurde, und erst dann kam die Quarantäne. Auf der anderen Seite der Strasse wurden Arbeiten beim Bau eines neuen Lagers ausgeführt, das so gross wie alle Abschnitte von A bis F zusammen sein sollte. Hier arbeiteten viele Zivilisten und eine riesige Zahl von Häftlingen. Neben der Wache stand der Rapportführer Kurpanik, von seinem Gefolge umringt. Sogar Perschel stellte sich vom Frauenlager her ein. Gut, dass er mich nicht erkannt hatte, er hätte sich wieder an mich heranmachen können. Direkt hinter dem Tor waren die Blockältesten in einer Reihe aufgestellt. Alle trugen Breeches und hatten hohe Stiefel an. In den Händen hielten sie riesige Stangen. Lediglich Siwy, der ganz vorne stand, war ohne Stock. Sie waren hauptsächlich Deutsche. Es gab aber unter ihnen auch

Polen. Unsere früheren Patienten Mietek Katarzynski und Franek Karasiewicz ... Sie hatten es hier bereits zu den Funktionen von Blockältesten gebracht. Die Fama lautete, dass sie diese Funktion im Sinne all der Grundsätze, die sie von den alten Kriminellen abgeguckt hatten, ausübten und die Tradition der früheren Jahre wieder hoch in Ehren hielten. Mietek hatte sogar einen ruhmvollen Spitznamen, «der Blutige». Franek war angeblich nicht besser. Bei Mietek hatte immer schon das Böse aus den Augen geschaut, Franek aber schien noch so ein Jüngchen zu sein und hatte doch schon die Erfahrung eines Mörders?

Es war schwer, daran zu glauben.

«Eh, ihr Jenseitsagenten! Kommt doch zu mir auf den Block, wenn der Appell zu Ende ist!» rief uns Mietek zu.

Zuerst mussten wir ins Labor gehen, um die Medikamente abzuliefern. Es stellte sich heraus, dass die Hälfte des Inhalts der von uns gebrachten Kartons aus Margarinewürfeln und Weissbrot bestand. Dies nahm sofort «Papa» in Obhut, und den Rest, das heisst die Medikamente, bekam Dr. Kleinberg, der hier Leiter des Ambulatoriums war. Schikaniert und von Zengteller kaum gelitten, war er neben ihm still und klein, trotz seiner Grösse. Der echte Kleinberg. Da Dr. Thilo, der hiesige Lagerarzt, erschien und die Ärzte, die mit ihm in das Ambulatorium gingen, um Kranke aufzunehmen und zu selektieren, blieb uns nichts anderes übrig, als auf Block 12 zu Mietek Katarzynski zu gehen. Naja, wir wollten mal sehen, wie dieser blutige Mietek tatsächlich war. Der Appell schien ohne Zweifel zu Ende zu sein, weil die Funktionshäftlinge die verängstigten Neulinge, die schwere Steine schleppten, mit denen die Hauptstrasse des Lagers ausgelegt wurde, mit Stöcken schlugen. Mietek war drinnen im Block. Einige Häftlinge sassen in Hockstellung und hielten auf der Höhe des Kopfes Hocker. Welch ein bekanntes Bild!

«Die Schweinehunde haben sich hier versteckt, und ihre Kameraden müssen dort schwer arbeiten», sagte er, um sich zu entschuldigen, und zeigte mit dem Kinn irgendwo hinter die Tür des Blocks, hinter dem das schwere Schlürfen der Holzpantinen auf dem Morastweg und die antreibenden Schreie des Kapos: Los, Bewegung! zu hören waren.

«In den Ofen und jedem fünfmal auf den Arsch!» befahl Mietek den Stubendiensten.

«Bitte kommt rein», wandte er sich höflich an uns. Sein «Pipel», ein griechischer Junge, öffnete diensteifrig die Tür in das Zimmer des Blockältesten mit Einzelpritsche und Filzdecke. Ein brennendes Öfchen, draussen war es bereits ziemlich kalt. In der Ecke ein Waschtisch, ein Schränkchen, Regale mit Vorhang. An der Wand eine Bleistiftzeichnung – das Porträt des Blockältesten mit einem netten, süssen, unschuldigen Lächeln auf den Lippen. Mit einem Wort: komfortabel. Es fanden sich bald eine Flasche, die SS-Wurst, Sardinen. Aus ei-

nem Päckchen, das ihm die Mutter geschickt hatte, zog er Zwiebeln und Zwieback, solche, die ich auch von Zuhause bekam. «Esst nur», lud er ein. «Beisst euch nur nicht die Zähne an diesen Zwiebacken aus! Die dumme Alte schickt mir einen solchen Quatsch. Wenn sie klüger wäre, hätte ich ihr durch Kurpanik wenigstens einen Sack Gold schicken können ... sie schreibt aber, sie hätte Geld für eine Messe für mich gestiftet. Und wie geht es diesem Priester Kozak oder Kuzak, der neben mir auf der Pritsche lag? Bummelt er immer noch bei euch? Ihr müsst bei ihm beichten, weil ihr doch mit mir Schnaps getrunken habt ... mit dem ‚blutigen Mietek’...» Plötzlich sprang er aus dem Zimmer und griff unterwegs nach dem Stock, der in der Ecke stand.

«Ich werde euch schon das Markieren zeigen, ihr Schweinehunde!» Durch die offene Tür sah man, wie er seine Stubendienste, die den Auftrag des Blockältesten nicht gut auszuführen schienen, wütend mit Schlägen belegte. «Ich werde euch beibringen, wie man schlägt! Kopf in den Ofen, aber schnell!»

Wir gingen zum Ausgang. Mietek unterbrach das Schlagen. «Wartet doch, Franek sollte auch kommen. Dieser Idiot hängt bestimmt an den Drähten von ‚Teresin’ und turtelt, statt mit den Kameraden zu trinken.»

Wütend schlug er mit der Stange auf das zuckende Gesäss, das aus dem Ofen ragte.

«Warum schlägst du diese Leute, statt sie zur Arbeit anzutreiben?» hörten wir die Stimme «Papas», der vor dem Block stand. «So ein Arschloch! Und er will Blockältester sein! Kommt mit, Taugenichtse», wandte sich «Papa» an uns.

«Zengteller bleibt. Wir gehen zurück!» Und leise fügte er hinzu. «Es gibt wieder eine Selektion.»

Auf der Wache bekam ich einen Tritt. Perschel setzte sich auf das Fahrrad und fuhr direkt auf uns zu. Bevor ich zur Seite springen konnte, stiess er mich im Vorbeifahren ins Gesäss.

«Mach Platz, du Sklawiner», hörte ich noch, bevor er schnell davonfuhr. «Ihr sollt die Armbinden tragen, ihr Taugenichtse, dann werdet ihr nicht von so einem Perschel getreten!» machte uns «Papa» unterwegs Vorwürfe. Wir kehrten schweigend zurück. Der verfrühte Katzenjammer nahm uns jegliche Lust zum Sprechen. Wozu hat uns der Teufel geritten, auf diese Quarantäne zu gehen? Und dann noch dazu bei dem «blutigen Mietek» zu trinken!

«Kameraden, trinkt!» klang mir die einladende Stimme Mieteks in den Ohren. ... Waldek schnaufte und zerdrückte Verwünschungen zwischen den fest geschlossenen Lippen. Wahrscheinlich machte er sich auch Vorwürfe. «Papa» ging vornweg und stiess mit dem Stöckchen die Steine, die den Weg verunstalteten, in den Graben. Er liebte Ordnung.

Kapitel LXVIII

Schliesslich erschien auch Edek. Er war etwas abgemagert nach einigen Tagen im Bunker. Er hatte Glück. Er ist weder zur Liquidierung noch zur Strafkompanie bestimmt worden. Er kam in die Gruppe der Fachleute und wurde als Installateur nach Birkenau auf den Abschnitt D des Männerlagers überstellt. Auf dem Block 4 wohnten also nur die besten Kombinatoren unter den Installateuren, Glasern, Dachdeckern, Schlossern, Elektrikern usw., die bisher aus dem Hauptlager zur Arbeit kamen. Sein Kommandoführer war weiterhin Rottenführer Lubusch, gleichzeitig Chef der Schlosserei von Auschwitz. Ich kannte Lubusch noch als Blockführer aus dem Jahre 1940. Er war zu milde, daher hielt er diese Stellung nicht zu lange durch. Er hatte sogar Kollisionen mit den Behörden und kam infolgedessen für einige Monate nach Breslau oder Stutthof. In einem Sonderstraflager für die SS wollte man ihm die entsprechende Behandlung der Häftlinge in den Konzentrationslagern beibringen. Das Ergebnis war – wie es sich herausstellte – gerade umgekehrt. Nicht nur, dass er sich den Häftlingen gegenüber nicht verändert hatte, er kam ihnen noch mehr entgegen. Er war aber jetzt vorsichtiger und verstand sich besser zu tarnen.

In unseren Plänen betrachteten wir ihn als einen Menschen, auf den man immer zählen konnte. Besonders Edek, weil ich eher die Hilfe von Szymlak erwartete, der mir sicherer erschien, wenn auch nur deswegen, weil er keine SS-Uniform trug.

Als ich wie gewöhnlich morgens im Waschraum war – dort versteckte ich mich meistens, wenn Heltersohn meine Blocks besichtigte –, wurde ich plötzlich von Zengteller gerufen und zum erstenmal vor das Antlitz des Lagerarztes geführt, der in meinem Bett eigenhändig die Durchsuchung vornahm. Ich war überzeugt, dass es das Werk Zengtellers war. Ich war bereits ein zu alter Häftling, um in meinem Bett etwas aufzubewahren. Ich war also sicher, dass er nichts finden konnte. Ich stellte mich vor seine Majestät und meldete: «Blockältester von 7 und 8 meldet...» Ich beendete nicht, weil er mich energisch unterbrach. «Blockältester? Sind Sie Blockältester?» Er sprach ironisch mit unterdrückter Wut und schaute dabei mit einem deutlichen Tadel auf den verwirrten Lagerältesten Hans, der gnadenlos in meinem Strohsack wühlte, um seine Bestürzung zu überspielen und nicht, um etwas darin zu finden. Die Durchsuchung wäre wohl damit zu Ende gewesen, wenn man nicht unter dem Bett zwei grosse Lebensmittelpakete in Pappkartons gefunden hätte. Ein Paket war von den Eltern, das zweite bekam ich erst gestern von der Tochter Szymlaks. Hans zog alles der Reihe nach heraus und legte es auf den Tisch.

Helmersohn war grün vor Wut. «Unsere Soldaten sterben vor Hunger an der Front und solche schwimmen hier in allem!»

Das war noch nichts. Lebensmittelpakete durfte man doch erhalten. Es begann erst, als der Spind geöffnet wurde, aus dem die seidene «kanadische» Wäsche herausquoll. Ich benutzte die Seidenwäsche, weil sich die Läuse darin nicht so wie in der baumwollenen Wäsche hielten. Es war nicht schwer, sie zu bekommen, wenn man «Kanada» nebenan hatte. Übrigens hatte man schon seit längerer Zeit in Birkenau ganz offiziell Wäsche und Zivilkleidung aus dem Effektenlager erhalten. Ich erklärte also perfide: «Das ist die Wäsche von Juden, vom Transport...» ich stolperte weiter «... aus der Bekleidungskammer.»

Vielleicht hätte ich mich noch irgendwie herausgewunden, aber auf dem Brett lagen etwa 20 Stück Lagerseife «Rif». Diese Seife lag im Spind, was sollte ich sonst damit tun? Ich hatte sie für die Kranken bekommen, für die Schwerkranken auf dem Infektionsblock, die sich gar nicht waschen konnten, weil man auf dem Block gar keinen Waschraum hatte. Die Kranken wuschen sich nur nach der Aufnahme auf den Krankenbau und beim Verlassen des Krankenbaus, und zwar im Baderaum von Staszek Paduch. Ich war nicht in der Lage, mit meinen Deutschkenntnissen das Ganze zu erklären und Zengteller versuchte gar nicht, mir zu helfen, weil er mich reinlegen wollte. Er wollte, dass ich wie ein Dieb dastände. Er wusste nur zu gut, dass ich diese Seife, diese Lehmstücke, gar nicht brauchte, weil alle die gute, wohlriechende «kanadische» Seife organisierten, die nicht schwer zu bekommen war.

«Lagerältester», sagte Helmersohn streng und zeigte auf mich, «sofort ins Lager entlassen. Zur Strafarbeit!»

Sie gingen schliesslich. Ich hatte gerade nach diesem unerwarteten Besuch mit Erleichterung aufgeatmet, als man mich wieder rief. Der aus der Puste gekommene und verschreckte Gang kam, um mich zu holen. Er hatte gerade noch Zeit, mir zu sagen, dass Helmersohn den kleinen Wladzio geschnappt hatte. Wobei sollte er Wladzio geschnappt haben? dachte ich und ging voll Unruhe hinter Gang her. Wladzio war ein vielleicht fünfzehnjähriger Junge, der wie durch ein Wunder mit einigen Gleichaltrigen von einem Transport aus der Zamoscer Gegend übriggeblieben waren. Er war Waise. Seine Eltern wurden sofort nach ihrer Ankunft in Auschwitz im Rahmen der Befriedungsaktion der Zamoscer Gegend vergast. Ich hatte ihn bei mir auf dem Block innerhalb des Krankenstandes versteckt, was nicht erlaubt war, aber dann allgemein praktiziert wurde, wenn man jemandem konkret helfen musste. Wladzio half den Pflägern, putzte, kümmerte sich um meine Garderobe und um ... meine Lebensmittelpakete, weil er niemanden hatte, von dem er welche hätte erhalten können. Jetzt gerade wusch er für mich vor dem Block ein Hemd und wurde bei diesem Verbrechen geschnappt. Es kam heraus, dass er kein Kranker, aber auch kein Pfleger war, dass

er mein Hemd, übrigens ein seidenes Hemd natürlich, wusch und dabei zum Glück «kanadische» Seife benutzte. Der Lagerälteste Hans versuchte Wladzio zu schützen und nannte ihn meinen «Pipel», was sich Helmersohn wahrscheinlich so erklärte, dass er mein Diener wäre, weil er bei dem Wort «Pipel» giftig auf mich schaute und mit einer verzweifelten Geste die Hände auseinanderbreitete. Zengteller erklärte etwas lange und eindringlich und zeigte mal auf mich, mal auf den nichts verstehenden Wladzio, woraus ich entnahm, dass er ihn – er musste doch schliesslich auch jemanden gern haben – zu retten versuchte, und mich dabei mit Absicht noch tiefer hineinstiess. Die Sache nahm eine so schlechte Wendung für mich, dass ich mir ernstlich Sorgen zu machen begann, es könnte mindestens mit Strafkompagnie enden. Zu meinem Glück befahl Dr. Helmersohn dem Lagerältesten Hans, mich lediglich sofort nach dem Abendappell aus dem Revier in das Männerlager D zu entlassen, mit der Auflage, mich bei den schweren Arbeiten auf dem Königsgraben, wo die Strafkompagnie tagtäglich arbeitete, zu beschäftigen. Da dieser Befehl mündlich war, ging es noch ohne Meldung zum Strafrapport ab. Ich wurde normal auf den Abschnitt D verlegt und so dem Arbeitseinsatz überstellt.

Kapitel LXIX

Der Arbeitsdienst war ein alter Häftling, ein Pole aus Schlesien, Jozek Mikusz, bekannt wegen seiner äusserst wohlwollenden Einstellung den Mithäftlingen gegenüber.

«Donner und Doria, was hast du denn dort angestellt, dass man dich so plötzlich verlegt hat?» fragte Jozek belustigt.

Ich erzählte ihm kurz, was geschehen war.

«Gut, dass er keine Meldung gemacht hat. Wo soll ich dich nur reinstecken?» überlegte er. «Du wirst doch nicht mit dem Spaten gehen.»

«Er soll zu uns kommen», brachte ihn Edek auf die Idee, zufrieden, dass wir jetzt zusammen sein würden, was unseren Plänen entsprach.

Vielleicht hätte man das auch bewerkstelligen können, doch es kam der Arbeitsdienst Viktor Tkocz zu uns und durchkreuzte unsere Absichten.

«Du warst dort Schreiber und sogar Blockältester, dann kannst du hier auch Schreiber sein. Du bist ja doch kein Fachmann. Du kommst auf Block 8. Dort gibt es zwar einen Schreiber, er kann sich aber nicht zurechtfinden, und du wirst ihm helfen...» Ich dachte mir, dass diese Funktion gar nicht so schlecht wäre. Der Winter näherte sich, es war besser, unter einem Dach zu sein als auf den Kommandos herumzulungern, besonders weil das Frauenlager, wohin ich mich begeben wollte, jetzt angeblich wegen einer Epidemie für alle aus den anderen Lagern gesperrt war.

Als ich mich auf Block 8 häuslich eingerichtet hatte, verstand ich sofort, warum Viktor so darauf erpicht war, mich als Hilfsschreiber dorthin zu bekommen. Der Blockälteste war ein Deutscher, ein politischer Häftling, ein Buchenwälder, der erst vor Kurzem nach Birkenau verlegt worden war. Er war intelligent, beherrscht, milde und weich, zuwenig energisch, entschieden anders als die Mehrheit der deutschen Funktionshäftlinge, obwohl sie jetzt wegen des gemilderten Regimes im Lager nicht mehr so blutig waren. Er hatte für keinen Pfennig Achtung bei den russischen Kriegsgefangenen, die die Mehrheit des Blocks bildeten. Seine Kultiviertheit hielten sie für Schwäche, deswegen missachteten sie ihn vollkommen und nahmen ihn überhaupt nicht ernst.

Anders war es mit dem Schreiber. Lustig und natürlich, ein alter Auschwitzer aus dem ersten Transport, Nummer 537, «der Gorale», wie man Jozek Wasko nannte, der aus Altsandez stammte – er verstand es, Sympathien und sogar Anerkennung bei der, wie es schien, wenig disziplinierten Gruppe der sowjetischen Kriegsgefangenen zu gewinnen. Das Gut-Freund-Verhältnis zwischen Jozek und den Russen gefiel aber dem Lagerältesten Danisz nicht. Er mochte die Russen nicht, weil sie frech waren, und «der Gorale» war auch hart, zu selbstsicher,

und schätzte seinen «Herm und Gebieter» und dessen Anordnungen gering. Daher schikanierte Danisz den Jozek. Er konnte sich aber seiner nicht entledigen, weil dann völlige Anarchie auf dem Block geherrscht hätte. Ich verstand also, warum Viktor, ein grosser Freund von Danisz, mich so gerne auf dem Block 8 als Hilfsschreiber sah. Ich sollte einfach Jozek – früher oder später – sobald sich eine Gelegenheit fand, ihn zu entfernen, ablösen. Man rechnete sicher damit, dass ich diese «Gnaden», die man mir zukommen liess, indem man mich nicht zum Spaten schickte, gebührend zu schätzen wusste und als immerhin ehemaliger Blockältester imstande sein würde, die «Bolschewiken» an die Kandare zu nehmen. Als ich Hilfsschreiber wurde, hatte ich nichts zu tun. Nachdem er den Stand des Blocks festgestellt hatte, faulenzte Jozek, und wir schlugen die Zeit zusammen bei nicht enden wollenden Gesprächen tot. Der «Gorale» hatte nämlich einen unerschöpflichen Schatz an folkloristischen Themen und war dabei ein wunderbarer Plauderer. Während solcher Plaudereien überraschte uns einmal Danisz, als wir in Schwaden von Zigarettenrauch gemütlich dasassen. Als ich den sich nähernden Danisz bemerkte, machte ich schnell die Zigarette aus. Jozek aber inhalierte noch tiefer als sonst und provozierte dadurch den Lagerältesten, der sowieso auf ihn wütend war.

Zu diesem Zeitpunkt hätte kein Funktionshäftling gewagt, einen alten Häftling zu schlagen. Danisz war aber in Rage gekommen. Wenn Jozek schliesslich nicht weggelaufen wäre, hätte er ihn wohl totgeschlagen. Der Blockälteste blieb vorsorglich in seiner Stube. Ich stand wie gelähmt und wartete, dass er jetzt mich angehen würde. Stattdessen hörte ich:

«Du wirst jetzt Schreiber, verstanden? Blockältester!» Der verschreckte Blockälteste glitt hinter der Tür hervor. «Das ist dein Schreiber!»

Und zu mir sagte er in gebrochenem Polnisch:

«Wenn ich dich noch mal beim Rauchen erwische, wirst du was erleben, du Hurensohn!»

So wurde ich der Nachfolger von Jozek. Zum Glück kam bald ein neuer Blockältester. Diesmal war es ein Pole, Adam B., der vor knapp einem Jahr in das Lager gebracht worden war. Er sah solide aus. Gross, kräftig gebaut, elegant, immer ernst. Er trug ständig Breeches sowie Offiziersstiefel und machte den Eindruck eines typischen Offiziers aus der Vorkriegszeit. Vielleicht bewog dieses kriegerische Aussehen Danisz dazu, ihn gerade auf diesem «schweren» Block zum Blockältesten zu machen. Wie aber der Schein trügen konnte! Es stellte sich heraus, dass Adam ein richtiger Mensch war, anständig, ziemlich energisch, aber gerecht. Er war geschickt genug, sich durch Geschrei und dienst-eifriges Gehabe vor den Blockführern und Danisz zu maskieren. Im Grunde genommen war er sentimental, weich, sogar gefühlvoll, was besonders dann deut-

lich wurde, wenn er die Briefe seiner Frau aus Krakau bekam, die er anbetete und nach der er sich sehnte. Ich werde niemals den Augenblick vergessen, als einer der Blockführer ihm befahl, einem Häftling, der sich während des Ausmarsches des Kommandos zur Arbeit unter der Pritsche versteckt hatte, die Prügelstrafe zu verabreichen. Der Russe hielt diese fünf Schläge leicht aus, Adam aber litt beim Schlagen furchtbare Qualen. Man sah es an seinem wie mit Blut übergossenen und mit Schweiß bedeckten Gesicht. Er war für den Block verantwortlich und musste den Befehl durchführen. Andernfalls hätte er es selbst abgekriegt. Die Funktion des Blockältesten verpflichtete. Ich hätte nicht in seiner Lage sein mögen. Zu seinem Glück und zur Verzweiflung einiger Dutzend Juden aus «Kanada» und der Bekleidungskammer, die ebenfalls auf unserem Block wohnten, brachte Danisz seinen Freund, den Lagerkapo Jupp, in dem Zimmer unter, in dem sich bislang die Schreibstube befand. Jupp vertrat den Blockältesten gern bei dieser Art der Pflichterfüllung. Er war ein alter Krimineller, klein und dürr, eine körperliche Null mit der Fratze eines Sadisten und Alkoholikers. Er war eine aussergewöhnliche Bestie, ein Mörder von Juden und Muselmännern, von all solchen, die Schwäche zeigten. Nur vor den «Russkis» zeigte er Respekt. Sobald sie in einer Gruppe waren, griff er sie nicht an, weil er Angst hatte. Mich sah er schief an, tat mir aber nichts, nicht anders als Danisz, der mich gnädig behandelte. Sie waren aus mir noch nicht schlau geworden. Mit dem Blockältesten wurde ich schnell einig. Ich war lediglich verantwortlich für die Führung der Karteikarten der Zugänge und der Abgänge, für die eventuelle Begleitung der Kranken zum Ambulatorium und für die Aufsicht über die Stubendienste.

Es waren ihrer drei. Alles Juden. Der älteste von ihnen, Jankiel, gutmütig und sehr religiös, ein Metzger aus Radom oder Kielce, war ruhig und beherrscht, ehrlich. Sofort spürte ich Sympathie und Vertrauen zu ihm. Der Friseur – weil er unter anderem auch diese Funktion ausübte – war schnell, nervös, sehr geschwätzig, geschickt und nicht allzu ehrlich, befand sich aber unter dem Einfluss und der Obhut Jankiels. Der dritte war Ici Mayer, ein mächtig gebauter Rotkopf, faul, boshaft, mit kleinen hin- und herlaufenden falschen Äuglein, die Schlechtes versprachen. Er hatte bereits eine dunkle Vergangenheit in Majdapek, wovor man mich auf alle Fälle warnte. Angeblich hatte er nicht nur einen Juden auf dem Gewissen. Es war übrigens zu sehen, dass er ein Spitzel, Feigling, Bandit und Arschlecker war. Danisz und Jupp behandelten ihn sehr gut. Ich war überzeugt, dass er diese Gunst gut bezahlte, da er sehr viele Bekannte im Sonderkommando hatte. Die beiden anderen Stubendienste hassten ihn aus ganzem Herzen und wünschten ihm einen plötzlichen Tod. Ich musste mich also vor diesem Typ in Acht nehmen und versuchen, ein Mittel zu finden, mich seiner auf dem Block zu entledigen. Er könnte gefährlich werden.

Edek verbrachte jetzt ganze Abende bei mir, und wir sprachen fast ausschliesslich über unsere Fluchtpläne. Er könnte uns also belauschen. Ici wusste, dass ich ihn nicht leiden konnte, machte sich aber nichts daraus. Er hatte starken Rückhalt bei Danisz und Jupp, brauchte mich also nicht besonders zu beachten. Sogar der Blockälteste unterstützte ihn, weil er anscheinend Angst hatte, bei dem Lagerältesten in Ungnade zu fallen.

Meine Schlafstätte befand sich, von der Tür aus gesehen, in der ersten Koje auf der rechten Seite des Blocks, auf der oberen Pritsche. Meine unmittelbaren Nachbarn waren: Jozek Wasko, Priester Kuzak, Wacek – ein polnischer Krimineller, Dino Schab – ein Kapo aus «Mexiko», weder ein Pole noch ein Deutscher, ein wenig Italiener und wahrscheinlich ein Schlesier mit einer Prise jüdischen Blutes, Hochstapler, aber trotzdem sympathisch, sehr musikalisch, mit einer ganz guten Stimme, schliesslich der «Bucklige», ebenfalls aus Schlesien, der als Unterkapo im Kommando von Dino fungierte, ein boshafter, schlauer und raffinierter Kombinator, von dem man alles, auch das Schlimmste, erwarten konnte. Das war eine zufällige Zusammensetzung von Menschen verschiedener Art. Auf der unteren Pritsche befanden sich die Stubendienste mit dem ewig die Ohren offenhaltenden Ici Mayer und noch drei Häftlinge, die zu dem Kommando der Zimmerleute gehörten. Ganz unten in der Koje sowie auf den uns benachbarten Pritschen lagen einige Juden aus der Bekleidungskammer.

Auf der Seite gegenüber wohnten Juden aus «Kanada», etwa zwanzig mit ihrem Kapo an der Spitze und mit den Vorarbeitern. Einer der Vorarbeiter war David, mein alter Bekannter noch aus Buna. Der Rest der Kojen, die zu beiden Seiten des Ofenrohrs, das durch die Mitte des Blocks lief, aufgereiht waren, besetzten die «Russkis», etwa vierhundert an der Zahl. Hans, der Kapo von «Kanada» mit seinem roten Gesicht, das keine Haut zu haben schien, und einer grossen Hakennase, heftig, impulsiv, herrisch, war eine der populärsten Gestalten im Lager, aufgrund seiner geldbringenden Stellung. Er war König der Schwarzen Börse. Deswegen achteten ihn alle Funktionshäftlinge ohne Ausnahme, einschliesslich Danisz. Sogar manche SS-Männer hatten verschiedene Kontakte zu ihm, selbstverständlich rein geschäftlicher Natur. Hans bezahlte mit Dollar und Schmuck seiner vergasteten Landsleute für seine Immunität und seine unbegrenzte Macht über die Menschen des ihm unterstellten Kommandos, von denen jeder ihm seinen Teil abgeben musste. Wer sich nicht danach richtete, bekam zuerst Schläge und dann, wenn er unverbesserlich war, verlor er die gute Stellung. Edek Galinski hatte freundschaftliche Beziehungen zu ihm, weil er ein angeblich entferntes Verwandtschaftsverhältnis zwischen Hans und Mala Zimetbaum ausnutzte. Das entsprach nicht den Tatsachen, Edek wusste es von Mala selbst, die diese Verwandtschaft überhaupt nicht anerkannte. Er brachte

ihn aber nicht von seinem Irrtum ab, im Interesse seiner Freundin, die von dem freigebigen «Vetter» mit verschiedenen Kleinigkeiten beschenkt wurde. Ein Teil dieser Gnade fiel auch auf mich als einen Freund Edeks in Form der von Zeit zu Zeit geschenkten Konserven, Sardinen, Früchte oder Zigaretten.

Die vierhundert «Russkis», die den Block bewohnten, bildeten eine kompakte Masse, die, wie es schien, nicht allzu diszipliniert war. Später, als ich sie näher kennenlernte, stellte ich zu meinem Erstaunen fest, dass unter ihnen eine eigene Disziplin herrschte, für deren Übertretung die Lynchjustiz drohte. Wenn sie einen Spitzel unter sich festgestellt hatten, liquidierten sie ihn sofort. Sie bildeten eine gesonderte Kaste im Häftlingslager. Sie waren «Kriegsgefangene», und obwohl man sie zuerst wie die anderen Häftlinge behandelte, gelang es ihnen mit der Zeit doch, zum Teil wenigstens, die Kriegsgefangenenrechte für sich zu erkämpfen. Vielleicht war ihnen dabei Stalingrad behilflich, obwohl Lagerführer Schwarzhuber ihnen gegenüber auch vorher manchmal eine merkwürdige Schwäche zeigte, indem er sie etwas besser als den Rest der Häftlinge behandelte. Deswegen hatten die Übriggebliebenen, die nicht Totgeschlagenen aus den ersten russischen Transporten ganz ordentliche Funktionen, besonders in der Küche, in den Magazinen und auf manchen Blocks.

Die Mehrzahl von ihnen arbeitete jedoch in den Zerlegerbetrieben und in «Mexiko», zwei riesigen Kommandos, die Hunderte von Häftlingen beschäftigten. Die Zerlegerbetriebe bedeuteten die Ausladung, Demontage und Sortierung der abgeschossenen sowohl alliierten als auch deutschen Flugzeuge, die massenweise auf das Nebengleis zwischen der Eisenbahnlinie Auschwitz-Dziedzice, in der Mitte der Strecke zwischen dem Stammlager in Auschwitz und Birkenau gebracht wurden, dort, wo seinerzeit die Judentransporte ankamen, als das Nebengleis noch nicht zerbombt war, das direkt vor das Krematorium II oder III führte. Die Arbeit dort war sehr schwer. Trotzdem drängten sich die «Russkis» in dieses Kommando, aus Gründen, die nur ihnen allein bekannt waren. Später lernte auch ich jenen «Magnet», der sie zu den Zerlegerbetrieben zog, kennen. Äusserlich schien es aber so, dass der Hauptmotor, der sie dorthin zog, Alkohol war, der sich in verschiedenen Flugzeugteilen befand und in grossen Mengen in das Lager in den Feldflaschen, von denen sie sich niemals trennten, geschmuggelt wurde.

Der gefundene Alkohol war zweierlei: Äthyl- und Methylalkohol, oftmals giftig. Sie kannten sich darin bereits gut aus. Sie handelten mit beiden. Sie selbst tranken auch gern, und er schadete ihnen übrigens niemals. Sie waren keine schlechteren Händler als manche Juden aus dem Sonderkommando oder «Kanada». Ich würde sogar sagen, dass sie raffinierter waren. Die «Ware» brauchten sie zum weiteren Umtausch, diesmal für die Zivilisten, die bei den Zerlegerwerken arbeiteten. Für das ausgehandelte Gold oder die Schmuckstücke er-

hielten sie den wertvollen Tabak «Machorka» und vor allem Alkohol, den man im Lager für Brot, Speck, Wurst und andere so notwendige Lebensmittel umtauschen konnte, die sie brauchten, um bei dieser schweren Arbeit, die sie unter der Leitung von zwei Oberkapos durchführten, eine einigermaßen gute Kondition zu behalten. Einer von den Oberkapos war ein athletisch gebauter, politischer Häftling holländischer Nationalität, phlegmatisch und beherrscht, ohne eine Hypothek, wie sie der andere Oberkapo hatte, ebenfalls ein politischer Häftling, Alois Stähler. Dieser, ein langjähriger Häftling aus dem Lager Sachsenhausen, hatte den Ruf, wohl der grösste Sadist und verkommenste Mensch zu sein. Plötzlich erwachte in Alois ein Mensch, der jahrelang von dem Nazi-regime unterdrückt war, und er wurde, ja fast ein Freund der «Russkis». Er klopfte sie freundschaftlich auf die Schulter, schlug sie niemals, und wenn er manchmal in Wut geriet, so entlud er sie hauptsächlich an den Häftlingen anderer Nationalität, besonders an den Juden, wobei er auch das diskret zu machen versuchte. Er war intelligent genug, um zu verstehen, was Stalingrad bedeutete. Er kokettierte mit den «Russkis», sagte manchmal «Russki gut, Russki nicht viel arbeiten, Russki Kamerad, Russki Schnaps». Er sicherte sich gegen jede Eventualität. Er wollte einen guten Namen hinterlassen, er erwartete nämlich seine baldige Entlassung, weil er sich zusammen mit vielen anderen Kapos und ähnlichen Personen freiwillig zu den aus Verbrechern zusammengestellten Sondereinheiten gemeldet hatte, die angeblich an den am meisten gefährdeten Abschnitten der auseinanderfallenden Ostfront eingesetzt werden sollten. Die Häftlinge, besonders die alten Häftlinge, erinnerten sich gut an seine Taten und liessen sich durch seine Milde nicht täuschen. Man nutzte die immer längeren Abende und schlug ihn in der dunkelsten Ecke des Lagers ziemlich zusammen. Es gelang ihm jedoch, lebend, obzwar stark angeschlagen, zu entkommen. Er wusste zu gut, wer sich an seine früheren Sünden erinnern könnte, und notierte daher die alten Häftlinge. Dieses Glück ging auch nicht an uns vorbei, dass heisst an Edek und mir.

Kapitel LXX

Zuerst fiel es mir schwer, mich mit den «Russkis» zu verständigen. Ich kannte ihre Sprache nicht, ich hegte auch kein Gefühl der Sympathie ihnen gegenüber, was sie mir mit gleicher Münze heimzahlten und mich als den Nachfolger des allgemein beliebten «Goralen» mit Reserve und einem unverhüllten Misstrauen behandelten. Sie ignorierten mich vollkommen und beantworteten jede meiner Anordnungen mit der kurzen, aber inhaltsvollen Redewendung: «Fick mich!»

Am schlimmsten war es am Sonntag, dem arbeitsfreien Tag. Nachmittags fand die obligatorische Läusekontrolle und danach eine einstündige Bettruhe statt. Die Läusekontrolle änderte die hygienischen Verhältnisse im Lager nicht radikal. Sie zwang aber doch manche Drecksäcke, sich wenigstens einmal in der Woche, zwar in kaltem Wasser, aber doch zu waschen, und die Wäsche zu wechseln, wenn auch mit Nissen darin. Auch das einstündige Zwangsliegen an einem Sonntagnachmittag nach einer Woche zwölfstündiger Tagesarbeit war nichts anderes als eine Art der Schikane, Knebelung des Bewegungsdrangs für eine bestimmte Zeit und Verhinderung von Kontakten zwischen den Häftlingen auf den einzelnen Blocks. Nichtsdestoweniger war das eine Verordnung, die von dem Lagerältesten Danisz und von den Blockführern sorgfältig beachtet wurde. Das Nichterfüllen dieser Pflicht gab ihnen Grund zu neuen Schikanen und Schlägen. Ich konnte mir den Hals heiser schreien. Sie verstanden mich nicht oder wollten mich nicht verstehen. Der «Gorale» kam mir zu Hilfe.

«Du verstehst nicht, mit ihnen umzugehen! Reg dich nicht auf, schrei nicht, sie machen sich sowieso nichts daraus.»

Jozeq sprang auf den Ofen, stellte sich in eine napoleonische Positur, mit einem Wink seiner Hand beruhigte er die Schreie und begann mit einer weittragenden Stimme eine Rede zu halten, indem er Russisch zu sprechen versuchte:

«Genossen, Jungs, Rotarmisten!»

Die «Russkis» kannten diese ernste Einführung. Manche lachten bereits und begannen, die Hemden auszuziehen.

«Also los, ausziehen, was steht ihr hier noch herum? Wollt ihr, dass euch die Läuse lebendig auffressen?» wandte er sich an eine Gruppe von Häftlingen, die keine Lust zeigten, ihre Wäsche durchzusehen. «He, Wania, halt dein Hemd, es wird dir von allein herunterfallen!» witzelte er über einen besonders verlausten Russen, der gerade sein Hemd auf den Ofen legte. Auf diese Weise, scherzend, aufziehend, lachend, drohend, überredend, erreichte er schliesslich sein Ziel. Ich schrieb die Nummern der besonders Schmutzigen und Verlausten auf, die

später von dem Stubendienst zur Entlassung abgeführt werden sollten – einem Eingriff, den die Häftlinge am wenigsten mochten.

An demselben Abend wurde im Lager Blocksperrung angeordnet. Der Blockälteste stellte mich an die Tür – damit ich aufpasste, dass ja niemand den Block verliess – und begab sich selbst in seine Stube.

Kola, einer der übriggebliebenen ersten Kriegsgefangenen, der als alter Lagerinsasse in der Küche arbeitete und sich nichts aus dieser Verordnung machte, schob mich rücksichtslos beiseite und versuchte, nach draussen zu gehen. Ich erklärte ihm, er sollte nicht aus dem Block gehen, weil er, wenn er von Danisz oder einem der Blockführer, die jetzt im Lager auf- und abgingen, geschnappt werden sollte, Schläge erhalte und auch ich dabei etwas abbekäme. Ich verstellte mit meinem Körper den Ausgang aus dem Block. Kola drückte mich jedoch nach vorne, dass wir zu ringen begannen. Plötzlich riss er sich los, es gelang mir aber, ihn am Kragen zu fassen und auf den Block hineinzuziehen. Plötzlich bekam ich eine solche Serie von Schlägen, dass mir schwarz vor Augen wurde. Wütend sprang ich auf ihn zu und blieb ihm nichts schuldig. So schlugen wir uns eine ganze Weile. Wie zwei aufeinander fixierte Kampfhähne massierten wir uns gegenseitig die Gesichter mit den Fäusten in einem geschlossenen Halbring von Zuschauern, die aus dem ganzen Block zusammenliefen. Die «Russkis» feuerten selbstverständlich Kola an, und ich wurde von Edek und noch ein paar Häftlingen bei dem Kampf angeheizt. Alle hatten einen wunderbaren Spass daran. Wir aber schlugen uns wirklich. Der Lagerkapo quietschte vor Vergnügen angesichts des Blutes, mit dem wir beide bereits besudelt waren. Der Blockälteste versuchte uns zu trennen, da er aber sah, wie aufgeregt wir waren und dass kein Zureden half, nahm er zu dem in solchen Fällen einzigen Mittel Zuflucht. Ein Eimer Wasser, den man auf unsere Köpfe goss, half sofort. Die «Russkis» führten ihren Kämpfer mit angeschlagener Nase und einem tintenblauen Auge in das Innere des Blocks, ich aber blieb auf dem Kampffeld mit einer aufgeschlagenen Lippe, die bereits ziemlich angeschwollen war. Jankiel machte mir einen Umschlag. Der Friseur wusch meine Kratzer aus. Edek beklagte sich, dass ich Kola zuwenig gegeben hatte. Der Priester Kuzak sagte mit Entrüstung:

«Lieber Himmel, Junge, habt ihr denn nicht genug vom Lager?»

Ici Mayer verschwand irgendwo, sicher erstattete er bereits Danisz einen Bericht. Dino, belustigt, kam nicht aus dem Lachen heraus. Der «Bucklige» brummte drohend: «Ich hätte ihn fertiggemacht...» Die Juden aus «Kanada» und der Bekleidungskammer waren etwas konsterniert, wahrscheinlich fürchteten sie sich vor den Folgen dieser Schlägerei. Kapo Hans, den diese Schau anscheinend in Hochstimmung gebracht hatte, schickte durch seinen «Pipek» eine Sardinenbüchse und eine Flasche Schnaps... Und ich, nachdem ich lang-

sam wieder mein Gleichgewicht gefunden hatte, begann die Geschmacklosigkeit dieses Vorfalls zu spüren. Nach einer Weile kam Mischa mit dem «Professor» als «Parlamentarier». Die beiden genossen eine grosse Autorität bei den übrigen «Russkis». Manchmal gingen sowohl der Blockälteste wie auch ich sie in dringenden Situationen um Hilfe und Interventionen an. Nie versuchte irgendjemand von den «Russkis» ihnen zu widersprechen. Sie waren gerecht, und das musste jeder anerkennen. Man konnte eine gut versteckte Organisation vermuten, die stark diszipliniert war und deren Motor und Seele jene zwei Männer waren, die mit ihrem Geist die Mehrzahl der Kriegsgefangenen auf dem Block 9 überragten. Ich war also gar nicht besonders erstaunt, als ich sie jetzt vor mir sah und mir ihre Vorwürfe wegen meines Verhaltens und wegen der Teilnahme an einer dummen Schlägerei mit dem ziemlich primitiven Kola anhörte; ich stellte mir selbst dadurch kein sehr günstiges Zeugnis aus und gab ein schlechtes Beispiel jedem einzelnen Bewohner dieses Blocks, allen politischen Häftlingen, die von dem gemeinsamen Feind – den Deutschen – unterjocht waren. Ungefähr in diesem Ton hielt sich die ganze «Rede» des Professors. Ich hatte genug von diesen Moralsprüchen, obwohl ich ihm innerlich teilweise zustimmte. Das wäre nicht notwendig gewesen. Sicher hatte ich auf diese Weise keine Popularität bei den «Russkis» gewonnen, bei Menschen, mit denen ich doch irgendwie leben musste, wenn wir schon zusammen auf einem Block untergebracht waren. Schliesslich schlug mir Mischa vor, Kola um Verzeihung zu bitten. Das war zuviel für mich, und Edek sprang von seinem Hocker hoch. Mischa hatte aber, wie sich herausstellte, etwas anderes im Sinn, und es ist erst dem Professor, mit Hilfe von Jankiel als Dolmetscher gelungen, die Sache vollständig zu klären. Es ging nämlich darum, dass ich mit Kola vor den Augen des ganzen Blocks Frieden schliessen sollte. Ich stimmte dem zu, obwohl nicht sehr gerne, weil ich eine Falle befürchtete. Die «Russkis» waren aufgewühlt. Wenn ich in den Block hineinging – das Gespräch führten wir in der Brotkammer-, würde ich unter Umständen nicht mehr herauskommen. Andererseits musste man den guten Absichten Mischas und des «Professors» glauben, weil sie mir wohlgesonnen waren. Wir waren bereits durch gewisse Dinge, die zwar gering waren, aber den ersten Schritt zur Erreichung des gemeinsamen Ziels – der Freiheit – bildeten, verbunden.

Das Herz in der Hose, ging ich zu Kola. Edek blieb auf alle Fälle an der Tür der Baracke stehen, als Sicherheit, falls man um Hilfe rufen sollte. Kola hatte seine Koje irgendwo in der Mitte der Baracke. Mischa und der «Professor» entfernten sich aus dem Block und liessen mich vor seiner Koje allein. Kola sass auf der oberen Pritsche, allein, und legte sich einen Lappen auf das schmerzende Auge. Auf dem Block wurde es still. Alle beobachteten uns gespannt. Wir setzten uns nebeneinander, schweigend, dann schaute er mich an und ich ihn, und wir be-

gannen zu lachen. Als erster sagte Kola: «Dummkopf, du ... Dummkopf, ich! Komm, lass uns auf die Versöhnung trinken, Schreiber ...» Er umarmte mich, zog unter der Decke eine bereits vorbereitete Flasche hervor, schlug mit einer geschickten Bewegung den Korken heraus, zeigte mir mit dem Finger die Stelle, bis wohin ich trinken durfte und sagte, indem er mir die Flasche aushändigte:

«Trink, Schreiber, auf die Versöhnung!»

Ich würgte bereits, weil ich wusste, dass es Spiritus war.

«Trink, trink!»

Die Augen sprangen mir aus den Höhlen, die beissende Flüssigkeit floss über die Lippen, die Wunde brannte wie Feuer. Mühsam erreichte ich die angezeigte Stelle, weil sonst das «Trinken auf die Versöhnung» nicht gültig gewesen wäre. Kola trank seinen Anteil mit einem Schluck, so dass sich sofort der leere Flaschenboden zeigte. Wir drückten uns erneut die Hände, und erst dann setzten sich die anderen zu uns. Ein Trinkgelage begann. Immer wieder brachte jemand neuen Schnaps.

Edek, der bereits über mein Schicksal beruhigt war, brachte ebenfalls eine Flasche, jene, die ich von Hans als Belohnung für die kämpferische Haltung bei der Schlägerei bekam. Der Spiritus tat das seine. Es dröhnte mir im Kopf, alles drehte sich vor meinen Augen und ich sah doppelt. Das vom Alkohol schwächer gewordene Gehör liess mich kaum den Gesang der «Russkis» hören. Ich wachte morgens in meiner Koje mit schrecklichen Kopfschmerzen und Durst auf. Neben mir sassen Edek und Kola. Sie gaben mir etwas zu trinken, und mir wurde danach etwas besser. Später erfuhr ich, dass es Schnaps war. Ich musste aber die gestrige Schlägerei und das Trinkgelage mit einer Krankheit bezahlen. Aber, es war Schluss mit sämtlichen Missverständnissen zwischen den «Russkis» und mir. Seit der Zeit vertrauten sie mir.

Kapitel LXXI

Edek verbrachte fast alle Abende mit mir zusammen. Auf meinem Block baute ich die Brotkammer aus, einen bequemen Platz für unsere Treffen und Gespräche. Oft kam auch Mischa mit dem «Professor» dazu. Der letztere las regelmässig deutsche Zeitungen, die ihm von Edek gebracht wurden. Der «Professor» verstand, wie er behauptete, zwischen den Zeilen zu lesen. Wenn er eine Nachricht über die Siege der Deutschen las, putzte er vergnügt seine Brille, klopfte sich auf die Schenkel und sprach:

«Gut, gut, alles geht planmässig, gut, gut.»

Er wusste bereits, wie das Ende des Krieges sein würde. Die Deutschen werden zerschlagen, die Nazis bis auf den letzten gehängt, sämtliche slawischen Völker in einer grossen Kommune vereinigt usw. Was den Sieg in diesem Krieg anbetraf, waren wir mit dem «Professor» einig. Dafür aber stimmten wir seinen weiteren Weissagungen nicht so sehr zu. Wir hatten über diese Sache eine ganz andere Meinung. Sobald Mischa und der «Professor» mitten in einer temperamentvollen Diskussion waren, verdufteten wir diskret und liessen sie mit Jankiel, mit dem sie sich leichter verständigen konnten, zurück. Wir hatten unsere Pläne. Was sollte man mit der Politik! Unsere Absichten nahmen von Tag zu Tag realere Formen an. Der Blockführer Pestek war ein häufiger Gast bei meinem Blockältesten. Pestek dürfte etwa 30 Jahre alt gewesen sein. Er war dürr und unscheinbar. Auf den ersten Blick machte er einen eher unsympathischen Eindruck, und die Hasenscharte erhöhte nicht gerade seinen Charme. Mit den SS-Kadern durfte es nicht zum Besten stehen, wenn sie so einen Waschlappen in ihre Reihen aufgenommen hatten, dazu als Blockführer im Rang eines Rotenführers, dessen Aufgabe es war, mit den Häftlingen entsprechend umzugehen. Ich hatte niemals gesehen, dass er jemanden geschlagen hätte. Er hob auch niemals die Stimme, um wenigstens auf diese Weise vor den Vorgesetzten sein feindliches Verhältnis den Häftlingen gegenüber vorzuspielen. Er stammte von irgendwo an der polnischrumänischen Grenze, angeblich von Tschernowitz, so behauptete wenigstens Blockführer Schneider, der ebenfalls aus jener Ecke war, ziemlich gut Polnisch sprach und sich nicht durch Grausamkeit auszeichnete. Die beiden hatten eine gemeinsame Vorliebe für den Handel. Sie unterschieden sich lediglich darin, dass Schneider gern feilschte, Pestek aber alles nahm, was man ihm gab. Er nahm sogar gewöhnliche Uhren ab, die auf der Lagerbörse am niedrigsten notiert waren.

Das Geschäft blühte, ich brauchte mich überhaupt nicht in Gefahr zu begeben. Ohne das Lager verlassen zu müssen, hatte ich Schnaps, SS-Wurst, Zigaretten, manchmal sogar englische Schokolade. Pestek fuhr einfach mit seinem Fahrrad

vor den Block, überliess mir die vollgestopfte Tasche; ich nahm die Ware heraus und legte die «Bezahlung» hinein. In der Zwischenzeit ging Pestek, angeblich dienstlich, andere Blocks durch, nach der Rückkehr nahm er seine Tasche, knöpfte sie an das Fahrrad an und fuhr pfeifend davon. Manchmal kam er unerwartet. Ich hatte dann nichts, womit ich ihn hätte bezahlen können. Er wartete geduldig bis zur nächsten Gelegenheit. Mit dem Blockältesten hatte er irgendwelche Geheimnisse. Vermutlich anderer Art als die handelsbezogenen, da er diese doch mit mir erledigte. Ich vermutete, dass Adam durch ihn mit seiner Frau, die in Krakau wohnte, in Verbindung stand. Ich dachte mir also, dass Pestek, wenn er neben dem Betreiben eines illegalen Handels vielleicht auch Verbindungsmann zwischen dem Lager und der Freiheit war – worauf das ständige Flüstern im Zimmer des Blockältesten deutete –, hätte er also auch auf irgendeine Weise zur Realisierung unserer Pläne, die mit der beabsichtigten Flucht aus dem Lager zusammenhingen, beitragen können.

Man musste ihn prüfen. Edek war ganz Feuer und Flamme, wir stellten nämlich fest, dass es am besten wäre, die Verbindung mit einem SS-Mann aufzunehmen, der uns zwei Uniformen verkaufen würde, weil wir in dieser Kleidung zu flüchten beabsichtigten.

An einem Tag, von dem uns bekannt war, dass Pestek in unserem Lager Dienst hatte, ging Edek nicht zur Arbeit, sondern versteckte sich bei mir auf dem Block. Da der Blockälteste abwesend war, setzten wir uns in dessen Stube und warteten mit Ungeduld auf das Erscheinen des Blockführers. Auf dem Korridor stand Jankiel vor der Tür. Er sollte dort während der ganzen Zeit unseres Gesprächs mit Pestek bleiben, der gerade angefahren kam. «Achtung!» kreischte Jankiel und hielt ihm gleichzeitig das Fahrrad.

«Ist niemand da?» fragte Pestek und schaute in das Zimmer auf der gegenüberliegenden Seite des Korridors, wo der Lagerkapo Jupp wohnte. Ich sprang aus dem Zimmer heraus, um ihm zu melden:

«Block acht belegt mit...»

Er unterbrach mich, nahm seine Tasche vom Rahmen des Fahrrads und begab sich in das Zimmer des Blockältesten. Edek stand in Achtungstellung. Er fragte erstaunt: «Wo ist der Blockälteste?»

Die Tasche legte er auf den Tisch neben der Kartothek.

«Der Blockälteste ist zur Hauptschreibstube gegangen, er kommt gleich», antwortete ich ruhig in polnisch.

«Was ist denn das für einer?» fragte er ebenfalls in polnisch, setzte sich hin und schaute Edek aufmerksam an.

«Das ist mein Freund, ein alter Organisator, Herr Blockführer. Er ist es, der mir diese verschiedenen Kleinigkeiten lieferte.»

«Ist er sicher?» fragte er und griff nach der Tasche. «Sicherer als ich.»

Edek spielte mit einer 20-Dollar-Münze und warf sie von einer Hand in die andere. Pestek musste sie schliesslich bemerken.

«Was hast du da?»

«Das können Sie sich nehmen», sagte Edek nonchalant und händigte ihm die harten 20 Dollar aus. Pestek suchte noch ein bisschen in seiner Tasche und zog eine Tafel Schokolade hervor. Sie sollte für den Blockältesten sein, da er aber nicht da war... Er rieb sich die Hände und näherte sich dem Öfchen, in dem das Feuer brannte.

«Der Winter kommt», bemerkte er.

Edek schlug den Korken aus der Flasche.

«Was machst du, Verrückter? Ich bin im Dienst», fügte er schon milder hinzu. «Nur ein Gläschen, Herr Blockführer, das schadet nicht. Niemand wird es merken, weil doch alle trinken», sagte Edek frech und goss ihm in die Tasse ein. Er trank mit uns, sprach über alles, wir konnten aber irgendwie das Gespräch nicht auf das uns interessierende Thema bringen.

«Vielleicht können Sie uns noch mal diese englische Schokolade bringen?» suchte Edek erneut einen Ansatzpunkt. Er traf wohl gut, weil Pestek sofort von den englischen Kriegsgefangenen zu sprechen anfang und sogar konkret von einem Offizier, dem er die Herstellung einer Verbindung mit einer jüdischen Familie im Familienlager Theresienstadt ermöglicht hatte.

Edek zwinkerte mir triumphierend zu. Er war auf dem richtigen Weg. Wenn Pestek bereits jetzt von solchen Sachen sprach, wird man ihm etwas Vorschlägen können.

«Ich habe genug von dem Lager», sagte er plötzlich. «Wenn ich eine SS-Uniform hätte, dann würde ich fortgehen ...» Edek sagte ganz zart «fortgehen». Pestek verstand ihn aber gut.

«Fortgehen, fortgehen», lachte er. «Wohin würdest du gehen? Der Winter steht vor der Tür. Hier droht euch nichts, und bis zum Frühling kann sich vieles ändern.»

Nicht geklappt. Pestek war klüger, als er uns erschien. Wozu sollte er so Ernstes riskieren und mit uns solche Geschichten anfangen. Das war was anderes als Handel treiben. Ich glaubte, wir hatten ihn verscheucht. Er kam jetzt seltener und vermied deutlich Gespräche mit mir, die er lediglich auf den Warenaustausch beschränkte. Ich verlor aber nicht die Hoffnung, dass er eines Tages weicher sein würde.

Es war Winter. An eine Flucht dachten wir jetzt nicht mehr. Pestek übrigens zeigte sich bei uns fast gar nicht. Er wurde Blockführer im Familienlager. Ich wusste das von Schneider, einem häufigen Besucher in unserem Block. Schneider handelte auch mit Schnaps, ich hatte aber kein grosses Vertrauen zu ihm. Er war zu gut Freund mit dem Blockführer Grapatin, und vor dem musste man sich in Acht nehmen.

Kapitel LXXII

Trotz der zahlreichen Transporte ins Gas und Selektionen unter den Kranken, und sogar unter den Gesunden, besserten sich die Verhältnisse im Lager, allgemein betrachtet, zusehends. Man kommentierte es unterschiedlich. Die Auschwitzler schrieben es dem neuen Kommandanten, Liebehenschei, dem Nachfolger von Höss, zu. Die «Russkis» und vor allem der «Professor» meinten, dass es das Ergebnis der Misserfolge der deutschen Armee an der Ostfront wäre. Andere behaupteten, da sie Nachrichten aus «informierten Quellen» hätten, die Änderung des Lagerregimes wäre auf Meldungen des Londoner Rundfunks hin erfolgt, der angeblich über alles, was sich hier tut, Bescheid wusste. Es waren auch solche, hauptsächlich alte Häftlinge, welche die jetzige Zeit als einen Übergang betrachteten, der ein Ergebnis der gelockerten Disziplin unter den SS-Männern wäre, die mit der Liquidierung der Juden beschäftigt waren und bei jeder Gelegenheit deren Wertgegenstände stahlen, wodurch sie nicht viel Zeit für die Lagergeschehnisse hätten. Sie zählten auf die gut ausgebildeten Kader der Funktionshäftlinge mit alten deutschen Kriminellen und einigen entarteten und machthungrigen Häftlingen anderer Nationalitäten, bei denen sie sicher waren, dass sie als ihre würdigen Vertreter handelten. Um sie noch mehr zu gewinnen, gab ihnen die SS einen Freiheitsersatz, indem sie ihnen erlaubte, als Belohnung für gutes Betragen das Haar lang zu tragen. Manchen versprach man sogar die Entlassung unter der Bedingung, dass sie in den Militärdienst eintraten. Aber der Kampfgeist dieser Häftlinge schwächte sich auch ab. Es waren andere Zeiten als jene, in denen ein Blockältester oder Kapo wegen ein paar Portionen Margarine oder ein paar Scheiben Brot ohne Pardon tötete. Jetzt erhielten die Polen Lebensmittelpakete. Die Juden hatten Gold und Schmuck, die «Russkis» brachten Spiritus.

Zuerst versuchten sie noch die alte Methode, verwarfen sie aber bald. Sie bemerkten, dass sie, falls sie diese Methode unter den jetzigen Bedingungen anwendeten, Brot mit Margarine würden essen müssen. Sie wären zudem nicht imstande, alle auszumergen, besonders nachdem die Behörden immer deutlicher die Häftlinge als Arbeitskräfte behandelten. Ein geringer Teil jedoch blieb weiter bei seinem Handwerk, wenn auch nur aus Gewohnheit, und entlud seine Wut auf die Muselmänner, wobei man das nicht allzu offen tat, um die «einflussreichen Häftlinge» nicht zu reizen. In der letzten Zeit kam es vor, dass ein zu eifriger Kapo oder Blockältester in einer dunklen Ecke des Lagers, wohin er sich zu seinen Opfern verirrt, tüchtige Schläge bekam. Die «Einflussreichen» hatten unterdessen immer mehr zu sagen, und man musste sie respektieren. Hauptsächlich Polen besetzten sämtliche wichtigen Lagerposten, wobei sie die günstige

Konjunktur ausnutzten. Die Verbrecher blieben zwar an der Spitze, ihre Hände waren aber bereits gebunden. Es blieb ihnen nichts anderes übrig, als Freundschaft zu mimen, da sie mit der Feindschaft nichts erreichen konnten.

Sie versuchten also, durch eine verhältnismässig gute Behandlung die alten Sünden zu tilgen, die sie in die Haut eines jeden Einzelnen von uns, den «Einflussreichen», hineingeprügelt hatten. Sie respektierten besonders die Hauptschreibstube, die eine unbegrenzte Möglichkeit hatte, die Menschen, deren man sich in diesem Lager entledigen wollte, in Transporte, die immer häufiger in andere Lager abgingen, einzuschreiben.

Von Birkenau wollte niemand in ein anderes unsicheres Lager fahren, besonders die alten Kriminellen und die «Verdienten» nicht, die sich vor der Rache derer fürchteten, die sich noch erinnerten. Es gab Fälle, von denen sie bereits wussten, dass manch einer unter geheimnisvollen Umständen umgekommen war, transportiert und eingeschlossen in einen Waggon mit der grauen Masse der Häftlinge.

Ich beschloss, mich des Ici Mayer zu entledigen. Immer schnüffelte er, spitzelte herum, horchte. Zu diesem Zwecke konsultierte ich Jozek Mikusz aus dem Arbeitseinsatz. Im letzten Augenblick, um ihn zu überraschen und damit er keine Zeit hätte, zu intervenieren, wurde Ici in einen Transport eingetragen. Es gelang ihm jedoch freizukommen. Sicher hat er Danisz gut bezahlt, weil dieser ihn nicht nur im letzten Augenblick aus der Reihe der zum Transport aufgestellten Häftlinge herauszog, sondern ihn sogar auf den Block, wo er selbst wohnte, als Kalfaktor mitnahm. Ici Mayer vermutete vielleicht, dass es mein Werk war. Zu deutlich zeigte ich ihm meinen Unwillen. Auf alle Fälle hielt er sich von mir fern und hetzte den Lagerältesten Danisz gegen mich auf, bei dem ich deutlich an Wohlwollen verlor. Er duldete mich noch, ich fühlte aber, dass er nach einer Gelegenheit suchte, um mich bei etwas zu ertappen. Zu meinem Namenstag bekam ich eine schöne handgemalte Glückwunschkarte von Halina. Adam hatte auch daran gedacht. Das bestätigte mich in der Annahme, dass er mich gern hatte, gab aber auch Grund zu Mutmassungen. Er drückte mich an sich und händigte mir ein kleines Kärtchen aus, auf dem von einem Lagermaler mit dem Pinsel eine Landschaft gemalt war, wo ganz vorne ein zurückkehrender Pilger dargestellt war. Daneben die Aufschrift: «Dem Wiesio – die Freiheit – der Blockälteste». Wer von uns träumte nicht von der Freiheit. Ich dachte mir aber, ob Pestek, mit dem er doch irgendwelche Geheimnisse hatte, nicht etwas von unserem Gespräch erwähnt hätte. Mietek brachte Schnaps, die Tochter von Szymlak schickte ein Lebensmittelpaket. Ich erhielt auch ein Paket von Zuhause, von den Eltern, und einen Brief von der Schwester. Dem Brief fügte sie ihr Bild bei, das ging aus dem Inhalt des Briefes hervor. Es wurde selbstverständlich von der Zensur einbehalten. So sehr wollte ich nach den vielen Jahren ei-

nen Nahestehenden wenigstens im Bilde sehen. Leider war das verboten. Michael Suminski, der in der Hauptschreibstube bei der Postzensurstelle arbeitete, hatte mir eine grosse Überraschung und Freude bereitet. Er hatte das Bild gestohlen, ein anderes von irgendwo besorgt und an dessen Stelle gelegt. Ich versteckte alle diese Erinnerungsstücke in ein im Tisch angefertigtes Versteck, wo ich einen Zigarettenvorrat hielt, die einzigen Schätze, die ich besass.

Eines Tages wurde ich, mir nichts dir nichts, zum Besitzer eines ledernen Beutels, der mit echten Schätzen gefüllt war. Diesen Beutel brachte mir Mietek B., der jetzt im «Kanada» arbeitete, mit der Bitte, dafür ein Weihnachtsfest zu veranstalten. In dem Beutel waren etwa dreissig Trauringe, einige Ringe mit Steinen, goldene Münzen, Dollars und ein Pack von irgendwelchen Wechseln oder Wertpapieren. Wie es sich später herausstellte, waren es Pfund Sterlinge, mit denen ich mich nicht auskannte und die mir von Dino Schab, dem Hauptversorger, abgeluchst wurden. Ich hatte jetzt gar keine Verbindung zu Szymlak, musste mich also auf Dino verlassen, der nähere Beziehungen zu den Meistern – Zivilisten, die das «Mexiko» bauten – pflegte. Dino organisierte mit Schwung eine echte Schmugglerkampagne. Um nichts durch das Tor neben der Wache tragen zu müssen, wurde der ganze Schmuggel durch die Drähte abgewickelt. Die Feier fiel prächtig aus. Es gab Fleisch, Geflügel, Schinken, Wurstwaren, Schnaps. Die Atmosphäre war so, als ob wir in Freiheit wären. Volle Mägen und der Alkohol bestärkten den Optimismus. Übrigens waren die Nachrichten von draussen tröstend. Die unbesiegbare Hitlerarmee zog sich auf die «im Voraus festgesetzten Positionen» zurück, die Fliegerangriffe der alliierten Flugzeuge brachten Desorganisation in das Hinterland. Die berühmte Lagerrede «Nur bis zum Frühjahr» hatte endlich einen etwas realeren Grund. Ich glaube, wir verloren in diesen Tagen des «Überflusses» den Sinn für die Gegenwart. Die Krematorien nämlich hörten nicht auf zu rauchen, die Leichenstösse brannten und Dutzende von Menschen kamen durch einen «normalen» Tod täglich um, ganz zu schweigen von den Erschossenen, mit Spritzen Getöteten und Ausselektierten.

Gipfel des Ganzen war Silvester. Zum Abschied von dem alten Jahr blieb uns noch ein wenig Schnaps. Wir sassen zusammen mit Edek im Zimmer des Blockältesten und tranken ein wenig. Wir waren etwas angeheitert, vergassen daher die unter solchen Umständen normale Vorsicht. Der Oberkapo Alois, von seinem Trinkerinstinkt geleitet, schaute plötzlich in die Stube, anscheinend auf der Suche nach Alkohol. Hinter ihm schob sich der riesige Holländer herein. Das rote Gesicht des Trinkers mit der herausragenden, einer gelben Rübe ähnlichen, spitzen Nase, drückte fast Entzücken aus, als er auf dem Tisch die Flasche sah.

«Ja, ich habe eine gute Nase», röchelte er. Ohne unsere Einladung abzuwarten, setzte er sich wie zu Hause an den Tisch. Er stellte seinem Kumpel, dem Holländer, einen Hocker hin und begann, sich sofort an die Flasche zu machen. Die Angst lähmte unseren schüchternen Widerspruch. Wir hatten immer noch Angst vor ihm. Alois war aber sehr freundschaftlich gestimmt.

«Prosit, prosit, trinkt mal, Kameraden!» lud er uns ein, als wir es ablehnten, mehr zu trinken.

Wir tranken also, weil jeder Widerspruch für uns schlecht enden konnte. Alois war unberechenbar. Obwohl er sich um angenehme Gesten bemühte, könnte er unverhofft die Flasche an einem unserer Köpfe zerschlagen, wenn er plötzlich Lust darauf bekommen hätte. Um das Gelage schneller zu beenden, beschloss Edek, Alois betrunken zu machen. Sobald er betrunken sein würde, konnten wir uns von ihm befreien. Also zog ich die letzte Flasche, die mir noch geblieben war, heraus.

«Besaufen soll er sich. Vielleicht wird er schneller verrecken», sagte Edek und goss Alois ein volles Glas ein.

«Was, was hat er gesagt?» fragte der Holländer, der nichts verstand.

«Prosit», stiess Edek mit seinem Glas an das Glas von Alois, der wütend von seinem Hocker aufstand und anscheinend die Absicht Edeks ein wenig durchschaut hatte. Er stellte sich drohend Edek gegenüber auf, hielt in einer Hand das volle Glas Schnaps, mit der anderen Hand suchte er Halt am Tisch, weil er bereits auf den Füßen schwankte.

«Was hast du gesagt?» fragte er erneut. «Was?»

Edek hielt dem Blick des Banditen ruhig stand und lächelte dabei unschuldig.

«Trinken Sie, Herr Oberkapo! Verrecken sollen Sie!» schloss er in Polnisch. Jetzt war Alois deutlich perplex. In den polnischen Worten fühlte er etwas Unangenehmes, das süsse Lächeln von Edek widersprach dem aber. Ausserdem tat ihm sicher der Schnaps leid, der im eingegossenen Glas plätschte. Seine Augen gingen mit betrunkenem Blick über alle, und dann schaute er mich von der Seite an, wo ich doch wegen der Frechheit und Kaltblütigkeit Edeks voller Angst war. Ich versuchte jetzt ähnlich wie Edek zu lächeln, und der Holländer trieb Alois jetzt zur Eile, indem er auf seine Uhr schaute. «Trink, Alois, gleich ist zwölf. Das neue Jahr kommt.» Plötzlich schlug Alois eine andere Tonart an. «Ich bin kein Oberkapo. Das ist Quatsch. Ich bin auch Häftling, politischer Häftling, wie du, du und er...»

Er deutete auf den Holländer, der interessiert den Winkel von Alois betrachtete, als ob er jetzt erst bemerkte, dass er rot war.

«Wir alle sind Kameraden. Du, du und du», sagte er und deutete auf jeden von uns der Reihe nach mit seiner Hand, derselben Hand, die in seiner Lagerkarriere manch einen Häftling getötet hatte.

«Also, Kameraden, wir trinken im neuen Jahr auf die Freiheit.»

Mit einem Schluck trank er den Inhalt des ganzen Glases aus, wonach er es auf dem Boden zerschlug. Ich fürchtete schon, dass er jetzt alles rundum zerschlagen wollte, und schaute ihn entsetzt an.

«Keine Angst, Schreiber, ich bin nicht besoffen», sagte er beruhigend und schwankte dabei tüchtig, was seinen Versicherungen widersprach. Er näherte sich Edek und begann, ihn in einem Anflug von Herzlichkeit zu umarmen. «Wie heisst du, Junge? Edward? Also, trinken wir Bruderschaft.»

Auf diese Weise tranken wir «Bruderschaft» mit dem Oberkapo Alois Stähler, einem der grössten Verbrecher des Lagers Auschwitz.

Die ersten Neujahrswünsche, die Freiheitswünsche, hörten wir aus dem Munde dieses wegen seines Sadismus berüchtigten «blutigen Alois». Gut, dass niemand ausser dem Holländer Zeuge dieser für uns nicht allzu ehrenvollen Begebenheit war.

Kapitel LXXIII

Pestek, mit dem ich gerechnet hatte, liess mich sitzen. Er zeigte sich nicht mehr auf meinem Block, obwohl ich ihn sah, wie er manchmal in der Nähe der Blockführerstube auf- und abging. Er erschien eines Tages unerwartet, konferierte kurz mit dem Blockältesten und verschwand ebenso schnell. Seitdem habe ich ihn nie wiedergesehen.

Bis dann die Bombe platzte. Blockführer Pestek flüchtete und brachte dabei angeblich einen Juden aus Theresienstadt heraus. Man erzählte sich, dass er mit dem englischen Nachrichtendienst in Verbindung stand. So behauptete nämlich Schneider, gewöhnlich redselig nach dem Genuss von Alkohol. Wieviel Wahrheit darin steckte, war nicht bekannt, fest stand aber, dass Pestek verschwunden war. Edek kümmerte sich nicht zu sehr um diese unterbrochene Beziehung. Er sagte, er wäre dabei, jemanden zu bearbeiten, und dass man nur Dollars zu organisieren hätte, weil er sie später brauchte. Ich begann also zu sparen. Ich verdiente einfach als Mittler. Bis jetzt hatten wir gewöhnlich diese «Ersparnisse» auf gegessen und aufgetrunken. Seit jenem schändlichen Silvester hörten wir überhaupt auf zu trinken. Wir hatten jetzt ein Ziel. Die bis jetzt nebelhaften Fluchtpläne nahmen langsam realistischere Formen an. Wir werden im Sommer flüchten. Zu der Zeit müsste Jaroslaw bereits in sowjetischer Hand sein, wenn die Russen in demselben Tempo wie bis jetzt vorwärts gehen könnten. Der Familie würden dann keine Konsequenzen mehr drohen. Im Lager gab es nicht mehr die Kollektivverantwortlichkeit. Wir würden niemanden in Gefahr bringen. Wir hatten viel Zeit. Man musste sich nur gut vorbereiten. Mitte Februar kam Edek mit seinem ehemaligen Kommandoführer Lubusch zu einer Übereinkunft. Er sagte ihm die ganze Wahrheit. Man brauchte nichts zu verheimlichen, wenn er uns helfen sollte. Er versprach in kürzester Zeit zwei Uniformen zu besorgen. Er erwähnte, dass er Schwierigkeiten finanzieller Art hätte. Wir waren darauf vorbereitet. Er verlangte nicht zuviel. Jedoch, es ging eine Woche, zwei Wochen ins Land und es gab keine Uniform. Eines Abends sagte mir Edek, ich sollte ihm 200 Dollar besorgen, und zwar gleich für den nächsten Tag. Lubusch brauchte das Geld. Ich ging zu Karl, einem jugoslawischen Juden aus «Kanada». Er hatte das Geld auch nicht parat, bemühte sich aber bei den eigenen Leuten und besorgte es. Karl verlangte nichts dafür. Er trank keinen Schnaps, und Essen hatte er in Überfülle. Ich schenkte ihm dafür eine Zigarettenschachtel, die von einem Kriegsgefangenen aus einem Flugzeugteil angefertigt worden war. Er hat sich über diese Kleinigkeit mindestens so gefreut wie ich mich über die 200 Dollar. Karl gehörte zu jenen verhältnismässig wenigen Häftlingen, die im «Kanada» arbeiteten und durch die Leichtigkeit, ein Vermö-

gen zu gewinnen, nicht demoralisiert waren. Sicher, auch er brachte manchmal etwas ins Lager. Wenn er es tat, dann eher aus Trotz, damit so wenig wie möglich in die Hände der Mörder seiner ganzen Familie fiel. Was er nicht herüberbringen konnte, versenkte er im Abort. Etwas hatte er doch versteckt, weil er damit rechnete, mit irgendjemandem, der die Flucht aus dem Lager plante, einig zu werden. Als älterer Mensch und in keiner allzu guten körperlichen Verfassung war er kein Partner für ein solches Abenteuer. Schon einmal hatte ihn jemand von den ihm gut bekannten «Schwarzbörsianern» hereingelegt, ihn längere Zeit an der Nase herumgeführt und richtiggehend gemolken, indem er ihm versprach, mit ihm und seinem noch älteren Freund durch einen fiktiven Bunker, der sich angeblich im «Mexiko» befinden sollte, zu flüchten. Andrzej, der sich zufällig unter den «Kriegsgefangenen» befand und kaum von ihnen geduldet wurde, ein Dieb, Trinker, leichtsinniger Vogel hatte es noch nie im Leben so gut gehabt wie hier im Lager. Warum sollte er denn überhaupt von hier flüchten. Er betrog also die naiven Juden. Das war überhaupt kein Risiko. Es gelang ihm auch bis zu dem Zeitpunkt, als ich Karl die Augen öffnete. Vielleicht besorgte er mir deshalb die gewünschte Summe so schnell und uneigennützig. Da der Tag der Uniformlieferung nicht festgesetzt war, jedoch jeden Augenblick kommen konnte, machte ich Tag für Tag Dienst an den Drähten an der Seite der Rampe, wo sich die Bude der Installateure befand, da Lubusch das Paket mit dem wertvollen Inhalt dort zurücklassen sollte. Morgen wäre es bestimmt so weit. Der Tag war wunderschön und für Ende Februar sehr warm. Keine Spur von Schnee. Ich stand hinter der letzten Reihe der hölzernen Baracken, gestützt an die Bretter des Blocks, die von der Sonne leicht angewärmt waren. Vor mir, ein paar Meter entfernt, befand sich ein tiefer Graben. Dicht hinter ihm waren Drähte, dann die ausnahmsweise leere Rampe und seitlich davon die Bude der Installateure. Auf der anderen Seite der Rampe, der Bude der Installateure gegenüber, lag die Blockführerstube, die um diese Zeit vollkommen ruhig war. Anscheinend sassen die Aufseherinnen darin – weiter weg war das Frauenlager voll von den emsig hin- und herlaufenden Frauenhäftlingen und hinter ihm, weit, weit am Horizont, die fernen Berge, die schneeweiss glänzten und in das Blau des Himmels hineinfließen. Dort war die Freiheit. Ich schaute kurz auf die Uhr. Es war kurz vor zwölf. Nach unserer Vereinbarung sollte Lubusch um diese Zeit mit dem Fahrrad kommen und die Uniform in der Bude zurücklassen, wo Edek auf ihn wartete. Ich sah ihn von Weitem. Er kam aus der Richtung der Hauptwache, den Pfad neben den Eisenbahnschienen entlang. An dem Fahrradrahmen hatte er eine vollgestopfte Tasche befestigt. Als er vor die Bude auf der Seite unseres Lagers vorfuhr, so dass er von der Blockführerstube aus nicht mehr zu sehen war, schnallte er die Tasche ab, stellte das Fahrrad lässig an die Bretter und ging hinein. Er schloss hinter sich die Tür so

energisch, dass die ganze Bude zitterte und das daran angelehnte Fahrrad umkippte. Nach einer Weile kam Lubusch heraus. Ohne sich umzuschauen, setzte er sich auf das Fahrrad und fuhr davon. Er war aufgeregter oder es schien mir vielleicht nur so. Aus der Bude schaute Edek heraus und hielt unter dem Arm ein in Papier eingewickeltes Bündel. Er schaute sich genau um, ob ja niemand in der Nähe war, und sprang an die Drähte, denen ich mich ebenfalls schnell näherte. Der Lagerkapo Jupp schrie irgendwo von Weitem, er war aber noch unsichtbar. Als ich das grosse Paket entgegennahm und mich dabei nervös beeilte, blieb ich an den Drähten hängen und zerkratzte mir die Hände. Edek lächelte spöttisch. «Ruhig Blut! Das sind nur Klamotten. Die Waffe und die Koppel bringt er das nächste Mal. Versteck es aber gut!»

Der heisere Bariton von Jupp kam immer näher und näher. Ich sprang über den Graben und ging zur Sicherheit die Drähte des Zigeunerlagers entlang. Ohne jemanden zu treffen, betrat ich durch die Seitentür meine Baracke. Ich atmete auf. Ich hatte doch Angst. Plötzlich vergegenwärtigte ich mir, dass ich gar nicht wusste, wo ich dieses Paket verstecken sollte. Ich dachte an die Brotkammer, dort waren aber jetzt die Stubendienste. Ohne viel zu überlegen, sprang ich auf mein Bett und versteckte die Uniform in das Stroh des Strohsacks. Natürlich nicht in den meinen. Ich versteckte das Hemd und die Hose in den Strohsack des «Buckligen». Im Falle eines Falles würde er alles erklären müssen, nicht ich. Ich mochte ihn nicht. Ich beabsichtigte übrigens, die Uniform aus dem Versteck so bald wie möglich unter den Boden des Magazins zu bringen.

Am Abend ging ich mit Edek im Lager spazieren. Seit einiger Zeit gingen wir vom Block weg, um ungezwungen sprechen zu können.

«Du hast aber Schiss gehabt, sag nicht nein», lachte Edek. Ich hatte es nicht verneint.

«Hast du denn keine Angst gehabt?» fragte ich ihn.

«Nein!» antwortete er völlig natürlich. «Wozu Angst haben? Wir werden doch noch mehr riskieren. Viel schlimmer ist es, dass Lubusch keine grosse Hoffnung auf die zweite Uniform hat ... Hast du sie gut versteckt?» «Ruhig Blut», antwortete ich bestimmt.

Zwei oder drei Tage nach diesem Gespräch sassen wir, von dem «Goralen» zum Schnaps eingeladen, auf dem oberen Bett und hörten dem singenden Dino zu. Der «Bucklige», der daneben lag, wollte sich einkaufen, griff also in seinen Strohsack, um nach einer Flasche zu suchen, die er anscheinend dort versteckt hatte. Zum Erstaunen aller und zu meinem Schrecken zog er zusammen mit der Flasche die SS-Hose heraus.

Edek hätte mich fast mit dem Blick getötet. Der «Bucklige» suchte zum Glück nicht weiter in seinem Sack, er war nämlich absolut sicher, dass die Hose bei

dem Austausch der Strohsäcke während der letzten Entlassung zufällig dorthin gekommen war. Es kam übrigens niemandem in den Sinn, dass es eine SS-Hose sein könnte. Der schlaue «Bucklige» bemerkte etwas später dann doch die Ähnlichkeit, worauf ihn die grüne Farbe des Tuches brachte. Da er aber bereits etwas angeheitert war, prahlte er laut, dass er diese Hose einem SS-Mann verkaufen und auf diese Weise den Schnaps, den er uns vorgesetzt hatte, zurückbekommen würde. Man musste also abwarten, bis der «Bucklige» die Hose aus dem Lager heraustrug. Man musste auch erfahren, wem er sie anbot. Im Augenblick konnten wir auf keinen Fall Interesse an der Hose zeigen, damit der schlaue «Bucklige» uns nicht aufdecken könnte. Da Jozek, der «Gorale», Schreiber im Kommando des «Buckligen» war, musste man entsprechend mit ihm ins Gespräch kommen, ohne ihn dabei in unsere Fluchtpläne einzuweißen. Der «Gorale» durchschaute uns schnell. Seit Langem beobachtete er uns und vermutete, dass wir etwas ausheckten. Er versprach zu schweigen und auf den «Buckligen» aufzupassen. Am nächsten Tag bereits wussten wir, an wen der «Bucklige» diese Hose verscherbelt hatte. Der Glückliche war ein SS-Mann, ein Heizer im Kesselraum in den Kasernen, die an «Mexiko» grenzten. Mit dieser Nachricht assoziierte ich plötzlich die Erzählung Edek Kiczmanowskis, der während einer misslungenen Flucht im vergangenen Jahre angeschossen worden war. Edek kam in den Krankenbau, die beiden anderen, Jozef Szajna und Edek Salwa, wurden, nachdem sie den Bunker überlebt hatten, in den schweren Steinbruch in Flossenbürg oder Gusen überstellt. Da ich den verwundeten Edek oft besuchte, erfuhr ich, wer ihnen bei dieser Flucht behilflich war. Das war jener SS-Mann, der SS-Heizer, der sie bei sich im Kesselraum versteckt hielt. Er verdeckte nämlich einfach ein grosses Paket, in dem sie versteckt waren, bis zum Anbruch der Nacht mit Koks. Bei den Vernehmungen in der Politischen Abteilung hatten sie den SS-Mann nicht verraten. Wahrscheinlich war es derselbe Mann, der dem «Buckligen» die Hose abgekauft hatte. Edek, der immer noch böse auf mich war, hörte sich diese Nachricht mit einem Ohr an. Am nächsten Tag jedoch hatte er dieselbe Hose wieder zurück. Gefragt, wie er das gemacht hatte, schob er mich mit einem kurzen und lakonischen «Ruhig Blut» ab. Edek war im Recht und hatte allen Grund, über mich empört zu sein. Ich hatte die Sache auf die leichte Schulter genommen. Für die Zukunft beschloss ich, vorsichtiger zu sein. Jetzt versteckte ich die Uniform ordentlich in dem doppelten Boden der Brotkammer. Zur Sicherheit schob ich noch einen Schrank auf diese Stelle.

Kapitel LXXIV

Zwei Wochen waren bereits vergangen und Lubusch lieferte den Rest immer noch nicht ab. Währenddessen wurde das ganze Lager Theresienstadt vollständig vergast. Später ging das Gerücht um, dass London diese Nachricht per Rundfunk der ganzen Welt mitgeteilt hatte. Wieviel Wahres darin steckte, war schwer zu beweisen, weil das kleinste Gerücht im Lager einfach zu einer Legende wuchs, wie zum Beispiel die Nachrichten über die Taten des Generals Sikorski, der für uns ein Synonym für Freiheit war. Es entstand sogar eine populäre Redewendung: Je höher die Sonne, desto näher Sikorski. Die ersten Frühlingslüfte und die guten Nachrichten von draussen förderten trotz der unablässigen Selektionen, Liquidationen und Vergasungen eine bessere Stimmung, sie stärkten den Glauben an die Möglichkeit, das Lager zu überleben, den Glauben an ein besseres Morgen. Die Fluchtzahl steigerte sich rapide. Viele Fluchtversuche waren jedoch misslungen. Wir warteten unterdessen mit Ungeduld auf den Rest von Lubusch.

Es dauerte aber zu lange. Ich hörte also auf, an den Drähten zu wachen. Bis eines Tages ein junger, kleiner Jude in den Block gelaufen kam und mir mitteilte, dass mich jemand von der Rampe aus an die Drähte rief. Es konnte nur Edek sein. Lubusch hatte also Wort gehalten. Der Tag war für diese Art von Schmuggel nicht sehr günstig. Der Lagerkapo Jupp wütete im Lager herum und hielt sich meistens in der Nähe der Drähte auf, wo er Jagd auf Päckchen veranstaltete. Auf alle Fälle steckte ich mir eine Flasche mit Schnaps hinter den Gürtel. Ich kannte Jupps Schwäche für Alkohol. Ich lief zu den Drähten, wo Edek schon auf mich wartete. Von der rechten Seite, in einer Ecke, direkt neben der Zentralstrasse, beschlagnahmte Jupp gerade einem Häftling die soeben geschmuggelte Ware. Er war so mit der Bearbeitung des unglückseligen Häftlings beschäftigt, dass er uns überhaupt nicht beachtete. Ich wollte abwarten, bis Jupp aus dieser Gegend verduftete; Edek jedoch, da er sich anscheinend so schnell wie möglich der Waffe entledigen wollte – auf der Rampe bestand jeden Augenblick die Gefahr einer Durchsuchung – schickte mich in die entgegengesetzte Ecke neben das Zigeunerlager. In Sekundenschnelle knöpfte er seine Jacke auf, schnallte, ohne die Augen von Jupp zu wenden, das Koppel ab und gab es mir durch die Drähte. Ich öffnete ebenso schnell meine Jacke, legte das Koppel an und schob den Pistolenhalter an die Schulter. Jetzt sprachen wir eine Weile miteinander, um die Wachsamkeit des uns bereits beobachtenden Jupp einzuschläfern. Gemächlich entfernte ich mich von den Drähten. Ich sprang über den tiefen Graben und fand mich direkt Jupp gegenüber. Er stand mit weit gespreizten Beinen, selbstzufrieden, hielt in einer Hand die vorher erbeuteten Trophäen und in der anderen seinen Stock. Er lächelte verschmitzt, beschaute

mich mit zusammengekniffenen Äuglein, besonders die Stelle auf dem Bauch, wo ich die versteckte Flasche als Köder hatte. Er hob seinen Stock ein wenig, stiess mich gerade an dieser Stelle einige Male, spürte etwas Härteres und erriet sehr leicht, was ich dort versteckt hatte.

«Na, Schreiber, was hast du organisiert?» Ich spielte den besonders Schlaunen und öffnete die Jacke ein wenig, so dass er nur den Hals der Flasche zu sehen bekam. Jupp schmatzte zufrieden.

«Schnaps oder Sprit?» fragte er mit hoffnungsvoller Stimme. «Geh also jetzt auf den Block, ich komme später. Heute habe ich viel Arbeit.» Er lachte und händigte mir noch das soeben dem Häftling abgenommene Päckchen aus. «Nimm das auch, mein lieber Schreiber», er rieb sich zufrieden die Hände. «Heute wird der Lagerkapo viel Schnaps trinken!»

Er sprang plötzlich mit Geschrei davon, als er wieder jemanden bemerkte, der sich an die Drähte heranschlich. Ich lachte im Stillen und erreichte nun ohne Hindernisse den Block. Auch mir gelang schliesslich eine List.

Vielleicht wird Edek endlich wieder weich werden. Das Koppel und die Waffe versteckte ich sofort dort, wo schon die Uniform lag. Wir hatten also bereits eine SS-Montur komplett. Edek war zufrieden. Ich auch. Und Jupp ebenfalls. Er hatte einen guten Tag. Er hatte sich toll bereichert. Am Abend betrank er sich bis zur Bewusstlosigkeit, wir aber gingen zum Ambulatorium auf den Block von Modarski, zum Zahnarzt, bei dem Edek seine Zähne behandeln und plombieren sowie ich meine ziehen liess. Das Fehlende liess er sich mit Gold überbrücken. Der Zahnarzt, ein polnischer Jude, spottete manchmal über Edek. «Wozu brauchst du soviel Gold im Maul? Bevor du durch den Schornstein gehst, werde ich sie dir mit der Zange herausholen.» Baranek unkte ständig, dass wir alle hier im Lager vernichtet würden. Ich wusste aber, dass seine Prophezeiungen nur Provokationen waren. Er wollte immer wieder unseren heissen Widerspruch hören, da er selbst ein Optimist war.

Er stocherte mit Ausdauer in unseren Zähnen und opferte seine arbeitsfreie Zeit für den Preis, ein paar tröstliche Gerüchte zu hören, von denen viele im Lager umherschwirren. Ausserdem hatte er uns offensichtlich gern, besonders Edek, weil er wusste, dass er im Frauenlager eine Freundin hatte, eine Jüdin überdies.

Kapitel LXXV

Irgendwann in der zweiten Märzhälfte wurde ich erneut an die Drähte gerufen. Es war ruhig, also übergab mir Edek, ohne sich besonders zu verstecken, ein grosses Paket. Im ersten Augenblick war ich überzeugt, dass er eine zweite Uniform besorgt hätte. Ich fühlte aber ein schweres Gewicht in der Hand und schaute Edek erstaunt an.

«Das ist Fleisch' Frisches Fleisch! Jankiel soll es irgendwie zubereiten.» Frisches Fleisch im Lager, das war eine ganz besondere Freude. Jankiel behauptete, dass es sich um Wild, sicher um Rehfleisch, handelte. Der neue Blockälteste, Jasinski, stellte uns ein Öfchen zur Verfügung. Jankiel machte sich freudig an die Arbeit. Wundervolle Gerüche kamen aus dem Zimmer des Blockältesten. Sie lockten Jupp an, der immer in den Topf schaute und laut dabei schmatzte. Das Fleisch schmort bereits seit ein paar Stunden, war aber immer noch zäh. Am Abend verriet mir Edek unter dem Siegel der Verschwiegenheit die Herkunft des Fleisches. Die Drechsler hatte einen schönen Hund, den Schrecken aller Frauenhäftlinge. Zur allgemeinen Freude und tiefen Trauer der Drechsler wurde heute Morgen ihr Hund in der Nähe der Wache, in nächster Nachbarschaft der Bude der Installateure, in den Drähten hängend aufgefunden. Nachdem die Kommandos zur Arbeit ausgerückt waren, wurde der Strom abgeschaltet und sie befahl dann den Installateuren, ihren Hund von den Drähten abzunehmen und ihn in der Erde, die mit ihren Tränen reichlich begossen wurde, zu vergraben. Der Hund war stattlich und jung, man grub ihn also, sobald die Drechsler fortging, schnell wieder aus, schnitt das beste Fleisch ab und vergrub den Rest wieder. Wir probierten den Kadaver. Im Geschmack war er ganz gut, aber immer noch etwas zu hart. Wir beschlossen, niemandem zu erzählen, um was für Fleisch es sich handelte, besonders weil Jupp über den Topf wachte, weil er darin das Rehfleisch währte. Es gab viel Fleisch. Wir waren also freigebig, weil wir wussten, dass Jupp bereits seine besten Freunde Danisz und Bednarek eingeladen hatte. Sollten Sie doch das Hundefleisch essen!

Am nächsten Tag war der Namenstag Edeks. Wir feierten zusammen mit den Jozefs auf Block vier. Es gab viel mehr Schnaps als Essen, daher diente uns das Hündchen als Beilage, besonders weil es inzwischen mürber geworden war. Im Allgemeinen wussten alle Festteilnehmer, woher das Fleisch stammte, das stiess aber niemanden ab. Jozek M. setzte sich auch noch dazu, er war allgemein beliebt, und hinter ihm kam auch der Arbeitsdienst Viktor angelatscht, der sich keiner besonderen Popularität unter den Häftlingen erfreute. Er warf sich direkt auf das Fleisch, ohne aus dem Staunen herauszukommen, woher wir so viel davon hätten, weil er von diesem Rehfleisch bereits bei Jupp gegessen hatte. Er

ass, trank und verduftete schliesslich. Leider erschien er nach einer Weile wieder und brachte noch zwei Blockführer mit, Baretzki und Schneider, die äusserst friedfertig, fast freundschaftlich, gestimmt waren, weil sie wussten, dass es sich um eine Fresserei handelte. Die Stimmung war nicht gerade die allerbeste, weil uns die Gesellschaft der zwei Deutschen und Viktors erheblich störte, besonders weil es sich vor den Augen des ganzen Blocks abspielte. Wir waren bereits zu betrunken, um sie es nicht fühlen zu lassen, ohne uns vor den Konsequenzen zu fürchten. Sie bemerkten das jedoch nicht. Sie assen, tranken, scherzten, als ob sie unsere Kameraden wären. Plötzlich begann einer der Installateure zu bellen, zu knurren, mit dem Knochen zu spielen und einen Hund nachzuahmen. Nach einer Weile begannen wir alle uns wie bellende Hunde aufzuführen. Die SS-Männer waren zuerst von diesem wilden Spiel belustigt. Sie konnten jedoch so weit Polnisch, um zwischen diesem Bellen und Lachen einzelne Worte aufzuschnappen, die von der Tragödie des Drechslerschen Hundes sprachen. Sie taten so, als ob sie dieser Geschichte keinen Glauben schenkten. Sicher hätten wir das Fleisch irgendwo aus der Küche oder aus dem Schlachthof gestohlen. Sie verliessen jedoch bald den Block, mit einem lustigen Hundegebell verabschiedet. Auf alle Fälle gingen wir schnell auseinander, da wir die Rache der betrunkenen Blockführer fürchteten.

Das Lager erfuhr bald von dieser Hundefeier. Danisz, Jupp, Bednarek und Viktor wurden einige Tage lang von dem heimlichen Hundegebell verfolgt. Sie waren wütend, liessen sich aber nichts anmerken. Die Drechsler erfuhr auch niemals, dass ihr geliebter Hund von den SS-Männern gemeinsam mit den Häftlingen verspeist wurde, die dazu Schnaps tranken. Sie mussten schweigen, sie konnten sich nicht rächen, weil es eine Schande für sie gewesen wäre, so etwas einzugestehen.

Aber nicht alle Blockführer waren gleich. Manche waren unversöhnlich. Zu solchen gehörte Grapatin. Ich hatte eine panische Angst vor ihm. Gross, mager, knochig, mit einem langen Pferdegesicht und Augen, die einen durchbohrten. Er fand immer einen Grund, mich zu malträtieren. Ich stellte mich vor ihn in Achtungstellung, und er begrüsst mich mit einem Tritt oder schlug mir ins Gesicht. Als ich Grapatin sah, hatte ich den Posten aus Buna vor Augen, der mich damals zu erschiessen versuchte, so sehr war er ihm ähnlich. Manchmal schien es mir, als ob er derselbe wäre. Ich konnte es aber nicht mit Sicherheit behaupten, obwohl sein Verhalten, das mir gegenüber besonders boshaft war, diese Annahme bestätigte.

Er hatte gerade Dienst; deswegen nahm ich mich besonders in Acht. Er ging von Block zu Block und führte eine Durchsuchung durch. Ich wusste, dass er sich auf meinem Block am längsten aufhalten, alles auf den Kopf stellen, unter den Strohsäcken, wo die Juden schliefen, nach den Schätzen und bei den «Russ-

kis» nach dem Schnaps suchen würde. In Eile filzten wir zusammen mit den Stubendiensten die Betten, in denen wir Verstecktes vermuteten.

Wir fanden zwei Flaschen Spiritus und einige Sardinenbüchsen. Wir versteckten sie in einem Fass, das als Nachteimer diente. Dieses Fass stank entsetzlich, obwohl es mit Chlor behandelt wurde. Sicher würde er nicht darin suchen. Grapatin stürmte auf den Block in Begleitung von Danisz und Jupp. Bevor der Blockälteste aus seinem Zimmer herausstürzte, meldete ich bereits den Stand des Blocks. Aus Angst versprach ich mich, bekam also als Anfang mit der knochigen Tatze eins ins Gesicht. Jasinski meldete, wie es sich gehörte. Er hatte Erfahrung. Sie gingen zwischen den Pritschen und begannen sie umzuwühlen. Der Blockälteste war besonders eifrig, um seine Verschlafenheit zu tarnen, und wühlte hingebungsvoll die Strohsäcke durch. Die «Russkis» hatten die widerliche Angewohnheit, in ihren Betten die alten Lumpen aufzubewahren, die ihnen als Fusslappen dienten. Danisz holte die Stubendienste und zeigte ihnen diese schmutzigen Lappen; Grapatin befahl den Stubendiensten das Froschhüpfen zu üben, und zwar auf dem Ofen hin und her bis zum Umfallen. Der Friseur, als der jüngere und schlankere, kam irgendwie damit zurecht, aber für Jankiel war der Sport viel zu anstrengend. Er war schwer und dick, verlor alle paar Meter das Gleichgewicht und kullerte vom Ofen herunter. Er bekam einen Tritt und musste den Sport von neuem beginnen. Während der immer noch andauernden Durchsuchung wurden nur eine Flasche Spiritus und ein paar Sardinenbüchsen gefunden. Unter dem letzten Bett zog Jupp zwei «Russkis» heraus. Sie hielten sich dort wahrscheinlich seit dem Morgen versteckt, um sich auf diese Weise vor dem Ausrücken mit ihrem Kommando zur Arbeit zu drücken.

«Sabotage!» schrie Grapatin, notierte sich ihre Nummern, und der Lagerkapo gab ihnen fünf auf den Arsch. Er drohte Jasinski mit einer Meldung wegen ungenügender Aufsicht bei der Aufrechterhaltung der Ordnung auf dem Block. Ich bekam erneut eins in die Fresse, diesmal weil ich den unrichtigen Stand des Blocks angegeben hatte. In das Fass schauten sie natürlich nicht und mieden es von Weitem. In der Brotstube herrschte eine ideale Ordnung, sie konnten also an nichts Anstoss nehmen.

Bevor sie den Block verliessen, hielt Danisz dem Blockältesten eine Moralpredigt, Jupp aber stellte nach Abstimmung mit Grapatin bei sich im Zimmer die gefundene Flasche und die Sardinen auf den Tisch. Nach einer Weile begaben sich alle auf den Block 10 und nahmen Jasinski mit. Wir atmeten auf. Jankiel, vom Sport ermüdet, schnaufte schwer, und ich massierte meine von den Schlägen geröteten Backen. Jeder Besuch von Grapatin auf unserem Block endete ähnlich. Jetzt werden sie den Block 10 durchsuchen, einige andere Baracken schnell überspringen und dann die beschlagnahmten Sachen in das Zimmer von

Jupp bringen. Das Saufgelage kann beginnen. Vorläufig standen auf dem Tisch im Zimmer des Lagerkapos lediglich die eine Flasche und die Sardinen.

Ich kam plötzlich auf einen verrückten Einfall. Ich schickte den Friseur zum Block von Mordarski, um eine Spritze zu holen. So eine lange, mit einer grossen Nadel. Der Friseur lief wie beflügelt, weil er erriet, worum es ging. Schon nach kurzer Zeit war er mit der Spritze zurück. Ich liess ihn Schmiere stehen und ging selbst mit Jankiel in das Zimmer von Jupp. Wir pumpten aus der Flasche den Spiritus heraus und liessen an seiner Stelle klares Wasser herein. Es war die einzige Rache, die wir uns erlauben konnten.

Wie ich vermutet hatte, kamen sie nach Beendigung der Durchsuchung einiger weiterer Blocks beladen zurück und verkrochen sich in das Zimmer von Jupp. Die Zahl der Teilnehmer vergrösserte sich um den Blockführer Schneider, der immer eine gute Nase hatte, wenn es sich um Schnaps handelte, sowie um den vor den Deutschen kriechenden scheinheiligen Blockältesten der SK, Bednarek.

Nach der beendeten Feier riet mir der Blockälteste, der bereits angeheitert war, im Vertrauen, niemals von den «Russkis» Alkohol zu kaufen, da sie anstatt des Spiritus reines Wasser – diese Schweinhunde – zu verkaufen pflegten. Ich dachte mir, dass man anstatt Wasser Methylspiritus in die Flasche hineinpumpen könnte. Ich bedankte mich aber bei dem Blockältesten für die kollegiale Warnung und sagte hingerissen:

«So was! Ich werde jetzt sehr aufpassen, damit sie mich nicht anschmieren, ich bin ja keine Flasche!»

Kapitel LXXVI

Der Frühling siegte ganz offensichtlich. Draussen wurde es immer wärmer und wärmer. Die Pfützen trockneten aus, die Lagerhauptstrasse, die sogenannte Lagerstrasse, wimmelte nach dem Abendappell von Spaziergängern. In der Nähe heulte die Alarmsirene anders als sonst. Von irgendwoher hörte man das dumpfe Rollen der Flugzeugabwehrartillerie. Trotz strengem Verbot liefen wir vor den Block. Es herrschte eine vollkommene Dunkelheit, und man sah nichts ausser dem schwachen blauen Schein einer Taschenlampe, die in der Nähe der Blockführerstube aufblinkte.

Manchmal drang auch ein kurzer Lokomotivpfeiff vom Bahnhof in Auschwitz zu uns und etwas wie ein leichtes kaum hörbares Brummen von Flugzeugmotoren. Das Blitzen der SS-Taschenlampen war ganz nah, wir zogen uns also schnell in die Baracke zurück. Es herrschte grosse Aufregung. Lange konnte niemand in dieser Nacht einschlafen. Es gab Kommentare ohne Ende. Die «Russkis» behaupteten, dass ihre Offensive begann und man die schwere Artillerie hörte, dass die Flugzeuge auch russische waren, denn sie hätten sie an dem Geräusch erkannt. Wir dagegen waren davon überzeugt, dass es sich um englische und amerikanische Geschwader handelte, die unterwegs waren, um grössere schlesische Städte zu bombardieren. Die Diskussionen nahmen kein Ende. Erst als uns der Schlaf übermannte, verstummte das aufgeregte Flüstern.

Am nächsten Tag flüchteten drei «Russkis» aus den Zerlegerbetrieben. Es stellte sich heraus, dass sie aus meinem Block waren. Die Sirene heulte durchdringend. Die Blockführer zählten uns mit düsteren Gesichtern immer wieder, einen nach dem andern, unzählige Male.

Der Appell zog sich in die Länge. Die Blockführer und die höheren Funktionshäftlinge entfernten sich, um innerhalb der grossen Postenkette nach den Flüchtlingen zu suchen. Vor dem Einbruch der Dunkelheit kehrten sie zurück. Das Suchen war ergebnislos. Lagerführer Schwarzhuber ordnete das Ende des Appells und gleichzeitig Lagersperre an. Unser Block stand als Strafe weiterhin.

Wir verharrten unbeweglich in Achtungstellung, zu mehreren Reihen zwischen unserem Block und dem Block sechs aufgestellt. Die Blockführer schlenderten zwischen den schweigenden Reihen und schlugen stets jemanden von den «Russkis». In der Dunkelheit hörte man nur dumpfe Schläge und die Flüche der SS-Männer. Die Kälte quälte immer mehr. Zum Erwärmen begannen sie mit uns «Sport» zu treiben. Der «Sport» langweilte sie jedoch schnell. Sicher waren sie auch hungrig, weil sie einer nach dem anderen auf die Wache verschwanden. Der letzte hielt es auch nicht aus und ging fort, nachdem er die Macht in die

Hände Daniszys und des Lagerkapos gelegt hatte. Nach ungefähr einer Stunde kam der Rapportführer Wolf und befahl, auf den Block zurückzugehen. Es gab kein Abendessen. Der ganze Block wurde bestraft. Obwohl die Strafe empfindlich war, besonders für die «Russkis», die keine Pakete erhielten, bemühten sie sich, sich nichts anmerken zu lassen. Einige stiessen laut Verwünschungen aus, sie wurden aber schnell von den anderen beruhigt. Sie waren hungrig. Man sah jedoch, dass sie versuchten, ihre Solidarität mit jenen, die geflüchtet waren, zu demonstrieren. Sie legten sich schnell schlafen. Auf dem Block herrschte bald eine vollkommene Stille. Zwei Tage später heulte wieder die Sirene, die eine Flucht verkündete. Auch diesmal waren drei Russen aus unserem Block geflüchtet. Sie arbeiteten in den Zerlegerbetrieben. Der Appell dauerte kurz. Nur unser Block hatte Stehappell, der so lange wie das letztmal dauerte, Schläge und Sport. Diesmal wurde jedoch erlaubt, das Abendessen auszugeben.

Seit dieser Zeit wiederholten sich die Fluchtfälle immer häufiger. Hauptsächlich flüchteten Russen und Polen. Die Behörden gewöhnten sich langsam an diesen Zustand. Mit der Zeit verzichteten sie sogar auf die Stehappelle.

Unser Fluchtplan stand bereits endgültig fest. Da keine Rede davon war, einen zweiten Satz der SS-Montur zu erhalten, beschlossen wir, dass Edek, der besser Deutsch konnte als ich, als SS-Mann einen Häftling – das heisst mich – unter Bewachung zu einem Aussenkommando, das heisst nach Rajsko, Harmensee oder Budy bringen sollte. Das Datum der Flucht legten wir auf Juni, weil dann das Korn bereits hoch sein und das Zurücklegen der weiten Strecke, die zu den bewaldeten Bergen in der Nähe von Bielsko führte, erleichtern würde. Die Uniform und die Waffe waren gut versteckt. Wir hatten noch viel Zeit.

Im Mai würde ich mir die Versetzung zu einem anderen Kommando, das ausserhalb des Lagers arbeitete, am besten zu dem Bauleitungskommando, in dem Edek war, besorgen. Vorläufig bezahlte ich von den angesammelten Ersparnissen den Schuhmacher für zwei Paar hohe Stiefel, die ein wenig nach deutscher Art und ein wenig wie polnische Offiziersstiefel gemacht wurden. Ich besorgte mir auch Zivilkleidung und zwei Paar Breeches, von denen ein Paar für Edek bestimmt war, der sie jedoch nie trug. Er würde sie erst am Tag der Flucht brauchen, daher lagen sie in der Brotkammer. Die obligatorischen Streifen malte ich mit roter Farbe auf, die leicht zu beseitigen war.

Die schönen Tage begannen, daher erinnerte ich Edek, dass er mir versprochen hatte, mich mal in das Frauenlager mitzunehmen. Ich war schon lange nicht mehr dort. Ich wollte Halina wiedersehen. Unterwegs wollte ich auch das berühmte «Mexiko» besichtigen, von dem ich vieles aus dem Munde Dinos gehört hatte, der mit seinen erotischen Erfolgen bei den griechischen Jüdinnen dort prahlte.

Eines Tages benachrichtigte Edek den Glaser Tadek, den Kapo des Bauleitungskommandos, dass er mich morgen mitnehmen wollte. Ich setzte meinerseits Jasinski davon in Kenntnis, damit nicht zufällig Überraschungen eintraten. Der Blockälteste kam meinen Wünschen entgegen. Ich schützte ihn auch manchmal, wenn er mit dem Dachdeckerkommando aus dem Lager ging, um sich mit seiner Frau zu treffen, die extra zu diesem Zweck aus Schlesien in die Nähe von Auschwitz gekommen war.

Am nächsten Tag ging ich mit einem Arbeitsoverall und einem Handwerkzeugkasten zum Arbeitskommandoappell innerhalb einer grossen Gruppe von Installateuren, etwa 250 Menschen, im Kommando Tadeks aus dem Lager.

«Spielt mir ja keinen Streich!» warnte uns spasseshalber Tadek, aus Angst, dass wir vielleicht flüchten könnten, was letzter Zeit ja so in Mode gekommen war. «Hab keine Angst», beruhigte ihn Edek, «wenn wir das irgendwann machen, werden wir dich nicht in Gefahr bringen. Es gibt andere Kommandos.»

Kapitel LXXVII

Das Orchester spielte immerfort lustige Märsche, und wir passierten die Wache mit abgenommenen Mützen im Takt der Musik, sorgfältig abgezählt von den SS-Männern. Als wir einige Schritte weg waren, trennten wir uns von dem Kommando und begaben uns zum «Mexiko». Edek, in der Rolle eines Fremdenführers, wollte mir soviel wie möglich zeigen. Wir bogen nach links in die Richtung des immer noch im Bau befindlichen «Mexiko». Am Tage zuvor hatten wir noch mit Dino verabredet, dass wir ihn besuchten. Wir wollten dort bei ihm etwas einhandeln, um nicht mit leeren Händen in das Frauenlager zu kommen. Es war schwer, ihn unter den Dutzenden der hier aufgestellten Baracken zu finden. Als wir zwischen diesen Baracken gingen und nach dem Kapo Dino fragten, überholten wir Mengen ausgemergelter Frauen mit kahlgeschorenen Köpfen, die zerrissene, schmutzige Fetzen anhatten. Sie waren barfuss, nur manche hatten Holländer-Pantinen an den abgemagerten Füßen. Vor einem der Blocks sassen oder lagen einige fast nackte Griechinnen auf der blossen Erde. Fast alle waren jung, aber entsetzlich abgemagert, schmutzig, verwahrlost. Schweigend drehten sie mit langsamen Bewegungen die Reste ihrer Kleider um, suchten und töteten die Läuse. Ein Gestank schlug uns von ihnen entgegen, mit dem auch das Frauenlager nicht aufwarten konnte. Im «Mexiko» gab es übrigens kein Wasser. Die Brunnen wurden erst gegraben. Die Stärkeren, die noch nicht abgezehrt waren, wahrscheinlich aus den letzten Transporten, arbeiteten. Auf provisorischen Tragen, die hastig aus ein paar Brettern zusammengeschlagen waren, schleppten sie Erde, andere reichten Ziegelsteine, Bretter oder schoben mühsam schwere Handkarren, wobei sie ständig in Sand oder in Dreckpfützen steckenblieben. Dicke, untersetzte, deutsche Kapofrauen, mit schwarzen Winkeln auf der gestreiften Kleidung, trieben mit Geschrei und Schlägen diese sich kaum noch bewegenden, misshandelten Jüdinnen zur Arbeit an.

Bei manchen sah man noch die Spuren ihrer südländischen Schönheit. Zwei von ihnen zeichneten sich besonders aus. Besser angezogen und ernährt, mit verführerischen mädchenhaften Formen, waren sie deutlich favorisiert. Dort trieb sich auch der bucklige Unterkapo herum. Als er uns sah, sprang er auf uns zu und schlug im Vorbeigehen nachlässig auf eine Muselmännin, die ihm die Strasse versperrte.

«Was, Schreiber, bist wohl zum Ficken gekommen?! Hahaha!» lachte er derb. «Gleich wird's gemacht!» zwinkerte er lustig mit seinen schlitzartigen Äuglein. Ich antwortete ihm gar nicht. Ich hätte ihn am liebsten auf seinen herausragenden Buckel geschlagen. Ich konnte dieses Viehzeug nicht leiden. Ohne darauf zu achten, dass man ihn ignorierte, spielte er sich weiterhin auf.

Daneben standen zwei Kapofrauen. Er ging auf sie zu, begann mit ihnen zu spassen, sie zu necken und zu feilschen, wobei er ständig in Richtung der jungen und schönen Mädchen schaute, die ganz deutlich nur vorgaben zu arbeiten. Der «Bucklige» gab schliesslich einer der Deutschen ein Päckchen Zigaretten. Daraufhin streckte auch die zweite ihre freie Hand aus – die andere hielt den Stock – und verlangte ihren Anteil. Er war freigebig. Er gab ihr ebenfalls ein Päckchen. Die Sache war es wert. Jetzt konnte er eine der Griechinnen mitnehmen. Er wandte sich nochmals zu uns und nickte einladend mit dem Kopf. «Also, was nun, überleg's dir mal», sagte er mit einer von verhaltener Leidenschaft halb erstickten Stimme. «Also!» wiederholte er nochmals, ohne die Antwort abzuwarten. «Komm!» nickte er herrisch dem Mädchen zu, das ihm mit gesenktem Kopf gehorsam in die erste Baracke folgte.

Von einem der Vorarbeiter erfuhr ich, wo sich Dino befand. Er zeigte uns eine Baracke, in deren Tür ein grosser, gutgebauter griechischer Jude stand. Als er uns kommen sah, verschwand er sofort in der Baracke, um gleich darauf in Begleitung Dinos zu erscheinen.

Wir gingen hinein. Der Grieche blieb auf seinem Posten. Obwohl das Innere des Blocks sich noch im Bau befand, hatte Dino hier einen bequemen Raum. Auf einem Hocker sass, auf den Tisch aufgestützt, ein älterer Zivilist mit Brille auf der Nase und einer gelben Armbinde.

Dino stellte ihn als Baumeister vor und mich als den Schreiber des Sonderkommandos. Was fiel ihm bloss ein? wunderte ich mich, machte aber mit, weil Dino mir, als er hinter dem Rücken des Meisters stand, verzweifelte Zeichen gab. Der Meister sprach Polnisch und flöchte gern deutsche Ausdrücke in das Gespräch ein. Mich behandelte er mit einer besonderen Achtung, bot mir Zigaretten an und sprach mit mir per Sie. Der «Pipel», ein griechischer Jude, bemühte sich um das brennende Öfchen und bereitete dort irgendetwas Fleischiges zu. Dino zog Schnaps heraus, der Zivilist bot alle paar Minuten deutsche Zigaretten an. Wir wurden handelseinig. Gegen 20 «Weiche» kauften wir einen halben Liter Schnaps, für eine Uhr einige Päckchen Zigaretten. Später nahm Dino den Meister beiseite. Heftig gestikulierend sprach er auf ihn ein. Nach einer Weile nahm der Meister seine Tasche und begab sich zum Ausgang, wobei er uns mit gehobenem Arm verabschiedete. Heil Hitler! Also ein Reichsdeutscher. Dieser Meister musste eine gute Type sein. Dino legte mir seinen Plan vor. Jetzt erst kapierten wir sein unverständliches Benehmen. Der geldgierige Meister wollte um jeden Preis hier ein Vermögen machen, und zwar durch den Kauf von Schmuckstücken der vergasteten Juden, die er als Deutscher hasste. In den nächsten Tagen wollte er in Kattowitz seine Tochter an einen Nazi verheiraten. Als Hochzeitsgeschenk wollte er ihr einen schönen Ring mit einem grossen Brillanten schenken. Für einen schönen Stein würde er mit Lebensmitteln aller Art und mit Al-

kohol bezahlen. Die Tatsache, dass Dino mich als Schreiber des Sonderkommandos vorgestellt hatte, hatte ihren Sinn, weil der Meister sehr gut wusste, wer im Lager die meisten Schmuckstücke besitzen konnte: Juden von «Kanada» oder von der Bedienung der Krematorien. Er dachte ausserdem, dass ich als Jude es nicht wagen würde, mit ihm, einem Deutschen, viel zu feilschen. Es wäre mir auch nicht in den Sinn gekommen, ihn zu betrügen, wie es schon manchmal beim Handel mit Polen oder Russen vorkam. Dino war im Besitz eines echten Ringes mit einem vierkarätigen Brillanten und – ausserdem – einer Imitation, die dem echten Stein täuschend ähnlich war. Es blieb nur noch, einen geschickten Tausch der Steine vorzunehmen; er hatte sich das aber bereits ausgedacht. Die auf solche Weise erhaltene Beute sollte solidarisch geteilt werden. Ich war einverstanden. Sollte doch dieser schlaue Drecksack für seine Nazihochzeit blechen. Ausserdem würde ich dadurch bald wieder die Gelegenheit haben, aus dem Lager zu kommen, diesmal mit dem Kommando von Dino. Edek gefiel der betrügerische Plan von Dino ebenfalls.

Auf der Strasse zwischen den Abschnitten D und C erreichten wir, von niemandem angehalten, die Bude der Installateure, die letzte Etappe, bevor man in das Frauenlager kam. Den Schnaps liessen wir bei Jurek Sadczykow. In der Mittagszeit sollte er ihn durch die Drähte Jankiel oder dem Friseur übergeben, die zu der Zeit in der Nähe Wache zu stehen hatten. Die Zigaretten nahmen wir mit. Aus der Bude konnte man gut sehen, dass nur die Aufseherinnen Dienst auf der Wache hatten. Den Männern gegenüber waren sie im Allgemeinen milder gestimmt. Edek meldete sich schön und verkündete die Ankunft von zwei Installateuren zur Arbeit.

Die Aufseherin schaute mit Vergnügen den hübschen Häftling an.

«Ja, komm mal rein», sagte sie, ohne die Augen von dem selbstsicheren Edek zu wenden. Plötzlich fragte sie, wie im Vorbeigehen, einschmeichelnd: «Haben Sie vielleicht Zigaretten?»

Sie hob leicht, aber vielsagend den Deckel des Tisches, der zum Notieren des Häftlingsverkehrs diente und an dem sie stand. Wir kannten die Gewohnheiten dieser milden Deutschen. Fast gleichzeitig griffen wir in die Achselhöhle und zogen die dort versteckten Zigaretten heraus. In die leicht angelehnte Schublade fielen gleichzeitig zwei Päckchen Zigaretten. Aus Dankbarkeit warnte sie, wir sollten uns in Acht nehmen, da im Lager die Oberaufseherin Mandel und der neue Lagerkommandant von Birkenau, Kramer, wären. In der Tat, jetzt erst bemerkten wir das neben der Hauptwache stehende Kabrio Kramers. Der Chauffeur des Kommandanten, immer sehr eifrig, machte «Sport» mit einem Häftling. Zum Glück war die Entfernung zu gross, als dass er uns gefährlich werden konnte. Am Tor neben dem Schlagbaum standen wie immer die kleinen Slowakinnen.

«Na zdar!» begrüßten sie uns lustig. «Na zdar!» antwortete Edek und bat sie, Mala zu benachrichtigen, dass er zum verabredeten Treffen käme, sobald die Oberaufseherin mit Kramer aus dem Lager fortginge. Der Sicherheit wegen wollten wir die Besuche lieber auf später verschieben und begaben uns zuerst auf den Abschnitt B in den Waschraum, wo das Kommando der Installateure arbeitete.

Um die Zeit totzuschlagen, begannen wir zu arbeiten. Ich zersägte gerade ein Rohr, als Zbyszek mit der Nachricht erschien, dass die Mandel und Kramer fortführen. Jetzt begaben wir uns ohne Zögern auf den Krankenbau. Edek ging wie immer in den Röntgenraum, ich platzte in die Revierschreibstube hinein. Halina war nicht da. Von Wanda M. erfuhr ich, dass sie im Zimmer der Pflegerinnen lag, das sich in derselben Baracke wie der Röntgenraum befand. Halina freute sich über meinen unerwarteten Besuch. Ihre gute Laune verliess sie sogar während der Krankheit nicht. Sie war lieb und lustig. Sie zeigte mir ihr Bild aus der Freiheit, das ihr als Postkarte von den Eltern aus Plock ins Lager geschickt worden war. Die Zensur liess sie durch, wahrscheinlich wegen des unschuldigen Inhalts auf der Rückseite. Erst ein paar Minuten waren vergangen, als Stasio Slezak mir einen Wink gab, dass sich der SDG näherte. Ich hatte keine Möglichkeit zur Flucht, es gab dafür auch keine Zeit mehr. Ich hörte bereits das Scharren seiner Stiefel auf dem Korridor. Ohne viel zu überlegen, drückte ich mich mühsam unter das Bett von Halina. Kaum war ich dort untergekrochen, als der SDG hereinkam.

«Na, wie geht's, Halina. Bist du wieder krank?»

Halina war ziemlich oft krank. Diesmal hatte sie etwas mit den Augen, sie trug sogar eine dunkle Brille. Es war sicher etwas Ernstes, weil sich Dr. Rhode, wie ich gehört hatte, für diese Sache interessierte und sie – was im Lager ein ungewöhnlicher Fall war – angeblich sogar in die Augenklinik nach Kattowitz zu einem Facharzt gebracht hatte. Man musste zugeben, dass Dr. Rhode manchmal einen Beweis seiner menschlichen Einstellung gegenüber einzelnen Häftlingen gab, was ihn absolut nicht daran hinderte, im Rahmen des Kampfes mit der Fleckfieberepidemie im Frauenlager Massenselektionen ins Gas durchzuführen. Der SDG setzte sich bequem nieder, schob seinen Hocker an Halinas Bett und begann einen Plausch mit ihr. Das Gespräch zog sich ins Unendliche. Unbequemlich in einer unbequemen Lage liegend, erstickte ich fast, weil ich mich bemühte, so wenig wie möglich zu atmen, um meine Gegenwart nicht zu verraten. Meine Haut begann widerlich zu jucken, wahrscheinlich krochen die Flöhe über mich, die es hier in Überfülle gab. Ich litt also und verfluchte im Geiste mein Pech. Bereits zum zweitenmal befand ich mich in ähnlicher Situation. Der SS-Mann machte unterdessen Spässe, Halina lachte. Bei jeder ihrer Bewegungen fiel zerriebenes Stroh auf mich herab. Vor meiner Nase hatte ich die riesigen

Stiefel des Deutschen. So nahe, dass ich manchmal den Geruch der Schuhpaste spürte. Zum Teufel noch mal, wann wird er denn endlich Weggehen!

«Hallo, du, komm heraus!» hörte ich lautes Rufen. «Schnell, los, los!» Sollte er mich bemerkt haben? Da bin ich doch hereingefallen. Ich lag weiter bewegungslos. Jetzt liess sich Halina hören: «Du kannst herauskommen, er tut dir nichts. Er hat dich bereits gesehen, als er hereinkam.»

Es war leicht gesagt, «komm heraus». Ich musste mich tüchtig anstrengen, bevor ich unter diesem unglückseligen Bett hervorkroch. Ich musste komisch ausgesehen haben, weil der SDG Tränen lachte. Soll er lachen! Ich tröstete mich mit dem Gedanken, dass dies, wenn es Klehr wäre, mein Ende bedeutet hätte. Halina hätte dann auch etwas abgekriegt. So hatte ich mich lediglich wieder lächerlich gemacht.

Hinter den Fenstern hörte man den von Mund zu Mund von den Frauen im Chor wiederholten Ruf: SDG, SDG.

Sicher kam der Lagerarzt.

Der SDG rückte sein Koppel zurecht und lief hinaus; wir blieben allein. Ich hatte eine scheussliche Laune nach diesem dummen Vorfall. Halina schenkte mir, um mich wieder milde zu stimmen, ihr Bild, das mit Reisszwecken über ihrem Bett befestigt war. Als ob sie es ahnte, dass ich sie nie wiedersehen sollte. Ich holte Edek im Röntgenraum ab. Mala war nicht mehr da. Edek schlief süss auf dem gynäkologischen Tisch, der hier zur Sterilisation der Häftlinge diente. Staszek riet uns, so schnell wie möglich zu verduften, weil Dr. Schumann käme. In der Tat, es war uns kaum gelungen, den Röntgenraum zu verlassen, als wir auf Dr. Mengele stiessen, der Dr. Schumann lebhaft etwas erklärte. Hinter ihnen watschelte der SDG. Als wir sie passierten, zogen wir vorschriftsmässig die Kopfbedeckung ab. Schumann, in Zivil, anscheinend sehr zerstreut, grüsste uns mit gehobenem Arm. Der gut aussehende Dr. Mengele schaute überhaupt nicht in unsere Richtung. Der SDG hielt uns an. Mit einer scharfen und gehobenen Stimme fragte er, ob wir den Hahn im Waschraum repariert hätten.

«Jawohl, Herr Oberscharführer!» antworteten wir gleichzeitig. Er war nur ein Sturmmann, aber nach dieser geschickten Lüge sah er sich in unseren Augen befördert.

Auf dem Rückweg trafen wir Wiesiek P. Zuletzt war er Blockältester auf einem der Blocks des Abschnitts D. Ziemlich oft schlich er unter verschiedenen Vorwänden in das Frauenlager und, wie er selbst angab, hauptsächlich aus erotischen Gründen.

Das Lager hatte ihn ein wenig verdorben. Jung, gut aussehend, vollgefressen, selbstsicher, ein alter Lagerinsasse, hatte er zum Glück nur diese eine Schwä-

che: die Frauen. Seine ganze Energie entlud er in dieser Richtung. Darüber hinaus war er sogar ein guter und hilfsbereiter Kamerad. Er machte sich zum Zyniker, weil es ihm schien, dass er dadurch männlicher wirkte. Er log, weil er angeben wollte, besonders mit seinen Eroberungen auf dem Gebiet der Liebe. In seiner Pose fühlte man die Schule des «Pinguin», der ihm imponierte. «Ich hatte aber jetzt ein Abenteuer. Ich lag in der Kojе, nicht allein natürlich, na, und wisst ihr, was? Plötzlich hörte ich über mir die Stimme: ‚Was machst du hier?‘ Ich wandte den Kopf und über mir stand der Hössler selbst. Schluss mit mir – dachte ich. Er schaute mich aber an und lachte: ‚Oh, bist du das. Also weitermachen!‘ Was? Ihr glaubt mir nicht? Er hatte mich erkannt. Er mag die alten Häftlinge gerne. Aber noch mehr lieben uns die Aufseherinnen. Edek, kennst du Irma Grese? Hübsch, was? Die Frauen sagen, sie sei lesbisch. Sie ist so lesbisch, wie ich homosexuell. Ich sage euch, sie ist so leidenschaftlich ... Ich merke, dass ihr mir nicht glaubt. Ich schwöre bei Gott, dass ich sie ... Na, und? Die SS-Männer erlauben sich nähere Beziehungen zu den Frauenhäftlingen, so ein Effinger zum Beispiel, warum sollte ich, ein alter Häftling, nicht mit einer SS-Frau Liebe machen, wenn sie das selbst wünscht. Man lebt nur einmal. Morgen fliege ich vielleicht durch den Kamin hinaus! Also ich gehe, ich muss noch bei einer vorbeikommen. Heil!» Nachmittags traf Edek noch mal seine Mala. Ich blieb bei den Installateuren. Ich hatte genug von diesen romantischen Abenteuern. Es war Zeit zurückzugehen. Wir meldeten uns vom Frauenlager ab und marschierten auf den Sammelplatz des Kommandos Bauleitung. Man wartete bereits auf uns, und Tadek war ungeduldig. Vielleicht hatte er Angst, dass wir ihm doch einen Streich spielten. Als er uns sah, atmete er auf.

In voller Besetzung betraten wir im Takt des Marschierens das Lager. Einzelne Blocks stellten sich bereits zum Appell auf. Jasinski hatte schon alles für mich erledigt. Er gab auch den Stand des Blocks an die Hauptschreibstube weiter, zu Händen Kazek Gosks, des Rapportschreibers. Gosk sah mich morgens aus dem Lager mit den Installateuren Weggehen, es war aber zu spät, um mich daran zu hindern, ohne dass es für mich unangenehme Konsequenzen gehabt hätte, und das wollte er nicht. Er machte aber Jasinski darauf aufmerksam, dass er, wenn er mir zuviel erlaubte, sowohl sich selbst als auch ihn Unannehmlichkeiten aussetzte.

Die Blockführer kannten mich und konnten mich erkennen. Danisz wartete nur auf die Gelegenheit, mich bei etwas zu erwischen. Jasinski wiederholte mir loyalerweise alles.

In ein paar Tagen sollte ich mit dem Kommando von Dino nach «Mexiko» gehen, ich beschloss also, dem Blockältesten etwas zu schenken, irgendeine Kleinigkeit für seine Frau, damit er mir nach den Ermahnungen des Rapportführers keine Schwierigkeiten machte.

Kapitel LXXVIII

Wieder waren drei «Russkis», Bewohner meines Blocks, geflüchtet. Es gab keine Repressalien, und der Appell fand normal statt. Am nächsten Morgen, gleich nachdem die Kommandos zur Arbeit ausgerückt waren, fand eine grosse Durchsuchung auf Block 4 und 6 statt. Unter den durchsuchenden SS-Männern war Boger, der Chef der Politischen Abteilung in Birkenau. Dies bedeutete, dass die Politische Abteilung im Lager irgendetwas aufspüren wollte. Sie hatten nur diese zwei Blocks auf den Kopf gestellt und kamen zum Glück nicht bis zu meinem. Ich war in schrecklicher Angst. Es fiel mir schwer, mich zu beherrschen, was meine Stubendienste wohl bemerkten. Jankiel beobachtete mich aufmerksam, und sobald die SS-Männer das Lager verlassen hatten, eröffnete er mir klipp und klar, dass er mich und Edek im Verdacht hätte, irgendetwas in der Brotstube versteckt zu haben. Ausserdem vermutete er, was das sein könnte, und riet mir, dieses so schnell wie möglich woanders zu verstecken. Die «Russkis» flüchteten jetzt sehr häufig. Eine genaue Durchsuchung auf unserem Block war möglich, dann würden wir alle hereinfallen. Er hatte recht! Ich musste die Sachen für die paar Wochen, die noch blieben, irgendwo gut verstecken. Ich wusste nur nicht, wo. Schlimm war es, dass immer mehr Kameraden unsere Absicht, aus dem Lager zu fliehen, errieten. Jozek Wasko wusste es bestimmt. Jankiel und der Priester hatten das Versteck entdeckt, sie wussten also von seinem gefährlichen Inhalt. Edek würde mir wieder Vorwürfe machen, dass immer mehr Personen eingeweiht waren und diese Situation die zusätzliche Gefahr einer sogar zufälligen Entdeckung unserer Pläne vergrösserte. Was ihre Diskretion anbetraf, so hatte ich daran keine Zweifel.

Um unseren Schatz irgendwo ausserhalb unseres Blocks zu verbergen, war ich gezwungen, noch eine weitere Person ins Vertrauen zu ziehen, die sich entschliessen könnte, die Uniform und die Waffe bei sich auf dem Block zu verstecken.

Im ganzen Lager gab es nur eine Baracke, die sich für diesen Zweck eignete. Das war der sogenannte Zugangsblock, wo es keinen Blockältesten gab, weil der Block meistens leerstand. Der Schreiber, der ständig dort wohnte, war ein guter Kamerad, Jurek, die Nr. 227.

Jerzy stimmte ohne Zögern zu. Er dachte ebenfalls an Flucht und würde zu gerne mit uns gehen. Ich versprach ihm, mit Edek zu sprechen, obwohl ich von vornherein wusste, dass ich ihm gar nichts davon erzählen würde. Wenigstens jetzt noch nicht. Ich musste ihn zuerst bearbeiten, weil er doch wütend würde, sobald er erführe, dass noch eine weitere Person in unsere Pläne eingeweiht worden war.

Als ich mir das Ganze überlegte, zeigte mir Jurek den Platz, wo unsere gefährliche Ladung versteckt werden sollte. Das Versteck schien ausgezeichnet zu sein. Noch am gleichen Tag schleppten wir die Waffe und die Uniform aus meinem Block auf den Block Jureks. Jetzt lag die Ladung sicher im Vorplatz unter dem Dach, zwischen die doppelten Bretter gequetscht, die die Korridordecke bildeten. Wir hatten einfach eines der vielen Originalomamente, aus denen die ganze Baracke zusammengesetzt war, ausgenutzt, ohne irgendwelche Änderungen oder Anbauten zu machen, welche das Versteck verraten könnten. Es würde niemandem als möglich erscheinen, dass hier an dieser so gut sichtbaren Stelle etwas versteckt sein könnte, höchstens wenn sie die ganze Baracke zerlegten, und das wurde noch nie praktiziert, nicht einmal bei einer sehr genauen Durchsichtigung. Edek schien so sehr zufrieden zu sein, dass er mir keine Vorwürfe wegen der Einweihung von Jurek machte. Er kannte ihn übrigens sehr gut. Er war einer von den ganz Zuverlässigen. Von dem Augenblick an, da wir die Waffe und die Uniform auf dem Block von Jerzy versteckt hatten, waren wir häufig seine Gäste. Besonders in den Abendstunden, weil es /hier ruhiger als auf unseren Blocks war. Manchmal füllte sich der Block doch, besonders mit jugendlichen Juden, die aus den letzten Transporten ausgesucht wurden. Sie blieben hier aber nie lange, man verteilte sie nämlich auf die einzelnen Lager oder schickte sie zur Quarantäne, von der sie entweder weitergeschickt oder Dr. Mengele zur Verfügung gestellt wurden, besonders wenn es Zwillinge waren, von denen es hier während eines gewissen Zeitraums sogar einige Dutzend gab, die auf den Wunsch des SS-Arztbes am für ihn gesammelt wurden.

Eine Zeitlang gab es dort auch einen Blockältesten, der interessierte sich aber für gar nichts, was auf seinem Block geschah, ausser einer einzigen Tatsache. Wahrscheinlich in Übereinstimmung mit dem Lagerältesten Danisz und mit anderen interessierten Lagerbehörden befahl er immer den vollen Stand des Blocks anzugeben, auch dann, wenn mit Ausnahme einiger Personen niemand auf dem Block war. Sie kamen auf diese Weise zu etwa 400 Lebensmittelrationen pro Tag. Wo diese Lebensmittel später hinkamen, das wusste selbstverständlich niemand ausser den interessierten Behörden. Uns gingen diese Sachen nichts an, wir litten keinen Hunger zu diesem Zeitpunkt und hatten jetzt andere Probleme zu lösen.

Kapitel LXXIX

Eines Tages rückte ich mit dem Kommando Dinos nach «Mexiko» aus, um die Brillanten-Transaktion zu realisieren. Es war noch früh, wir trafen also den Meister noch nicht im Versteck an. Dino nutzte diese Gelegenheit aus, und brachte mir nochmals bei, wie ich mich während der Transaktion benehmen sollte. Er handigte mir eine goldene Zigarettdose und einen Packen Geldscheine aus, die geschickt präpariert waren, so dass oben einige Dollarscheine und unten unsichtbar deutsche Scheine lagen, die hier ohne grösseren Wert waren. Das Ganze machte aber den Eindruck, als ob es sich dabei um Dollars handelte.

Den Ring mit dem Originalstein zog ich mir auf meinen kleinen Finger, und den falschen hatte Dino bei sich in der Tasche. So ausgerüstet, sollte ich den auf Glitzersteinchen gierigen Meister mit dem Reichtum blenden. Da wir noch etwas Zeit hatten, ging ich aus dem Block, um mich mit Edek zu treffen, der sich, bevor er das Frauenlager betrat, noch in «Mexiko» aufhielt. Nach einer Weile kam der junge Grieche, den Dino schickte, zu mir. Der Meister erwartete mich voll Ungeduld und begrüßte mich wortreich wie eine grosse Persönlichkeit. Mit einer lässigen Bewegung zog ich aus der Tasche die goldene Zigarettdose und bot ihm eine Gauloise an. Ich sah, dass es auf ihn einen grossen Eindruck machte. Mit seinen dicken und zitternden Fingern betastete er «dieses Spielzeug» und wog es in der Hand.

«Wie schwer! Ihr habt sehr viel von diesem Gold dort im Lager, nicht wahr?» brach es aus ihm aus. Er gab sie mir aber zurück. «Man hat nur nicht genug zu fressen ... nicht genug zum Trinken, nicht wahr?» fragte er mit einer hoffnungsvollen Note in der Stimme.

«Ach, so schlimm ist es nicht», antwortete ich sicher und spielte dabei die mir vorgesehene Rolle. «Dafür gibt es alles.» Ich glänzte mit meinem Brillanten vor den Augen des Meisters. «Die SS-Männer selbst bringen, was man so braucht...» Er soll ja gar nicht denken, dass ich so sehr daran interessiert bin, das Geschäft mit ihm zu machen.

«Haben Sie was zu trinken, Meister?» sprang im entsprechenden Augenblick Dino ein, der aufpasste, dass man den Bogen nicht überspannte.

Der Meister fummelte lange in seiner grossen Wachstuchtasche. Er stellte auf den improvisierten Tisch eine Flasche und eine Scheibe Brot mit Speck. Es sah so aus, als ob es er anbieten würde. Ich griff lässig unter das Hemd und zog einen Packen der vorbereiteten Scheine hervor. Ich nahm den ersten 20er-Schein von oben und der verschwand schnell in der riesigen Tasche des Zivilisten, der sich dieser Verlockung nicht widersetzen konnte. Der Reichsdeutsche war von mei-

nem Reichtum sichtbar verhext. Er war bereits fertig. Man konnte jetzt mit dem eigentlichen Geschäft anfangen.

Der Meister drehte lange den wunderschönen Ring mit dem glitzernden Stein in seinen schmutzigen und gierigen dicken Fingern. Er schlug vor, diesen Brillanten mit nach Kattowitz zu nehmen, um seinen Wert schätzen zu lassen. Er hätte dort einen bekannten Juwelier. Nein, nein! Das nicht! Damit könnte ich nicht einverstanden sein. Wenn er die Ware brächte, dann könnte er den Ring haben. Andernfalls brauche man kein Wort mehr zu verlieren. Schliesslich wurde das Geschäft abgeschlossen, morgen sollte er mir zwei Schinken, eine Gans, eine Speckseite, ein paar Schweinswürste und vier Liter Spiritus in «Mexiko» abliefern. Den Brillantring würde er dann von Kapo Dino bekommen, dem ich diesen Ring übergeben wollte. Um das zu beweisen, reichte ich Dino den Ring. Damit war meine Rolle zu Ende. Ich hatte sie wohl gut gespielt und hatte keinen Augenblick lang Gewissensbisse, dass ich dadurch, dass ich den Zivilisten für dumm verkaufte, ein gewöhnlicher Betrüger wurde.

Der schlaue Meister hielt sein Wort nicht. Am nächsten Tag brachte er zwar die versprochene Ware, aber nur die Hälfte von dem, wozu er sich zur Bezahlung des gewünschten Rings verpflichtet hatte. Den zweiten Teil versprach er für später. Er bewies ohnehin viel Geschick, insofern er eine solche Menge Ware auf das Gebiet eines Nebenlagers, das von der SS sorgsam bewacht war, geschmuggelt hatte. Wie er es gemacht hatte, blieb sein Geheimnis. Dino war trotz allem zufrieden, als er dem Reichsdeutschen den Ring aushändigte – selbstverständlich den falschen! Dass die Transaktion zustande gekommen war, erriet ich um etwa 10 Uhr, als man mich an die Drähte bei der Zentralstrasse rief. Ich nahm mir Jankiel und den Friseur zur Hilfe. Dino mit seinen Leuten wartete bereits. Von den Tragen, die mit Grün und Ziegelsteinen beladen waren, wurde in grosser Eile die Ware abgeladen. Das Umladen erfolgte schnell und geschickt, direkt hinter dem Block des Lagerältesten Danisz. Wenn er geahnt hätte, was für Leckerbissen hinter seinem Rücken ins Lager geschmuggelt wurden ...!! Obwohl? Abends nach der Rückkehr vom Kommando brachte Dino die Hälfte von allem irgendwohin, vom Block weg. Vielleicht gerade zu Danisz? Niemand hatte uns doch während des Schmuggels einer solchen Menge Ware gestört. Zum Teufel mit ihm! Ich hatte meinen Teil bekommen. Und der Meister, sobald er merken sollte, dass er von dem Kapo und diesem schwarzen Juden aus dem Sonderkommando betrogen worden war, würde bestimmt einen Herzs Schlag bekommen. Er konnte Dino nichts anhaben; der gab übrigens vor, auch Opfer meines Betrugs geworden zu sein.

Kapitel LXXX

Das Leben im Lager verlief normal. Normal, das heisst, wie immer, die Mehrzahl arbeitete schwer, ständig den Schikanen, Schlägen, Selektionen, der Vergasung, Erschiessung, den Vernehmungen auf der Politischen Abteilung ausgesetzt, mit einer Schüssel Steckrüben- oder Brennnesselsuppe, von den Launen der SS-Männer, den Herren über Leben und Tod von Tausenden wehrloser Häftlinge abhängig. Niemand war sich des nächsten Tages sicher. Sogar die Prominenten, zu denen auch ich nach dem fast vierjährigen Aufenthalt im Lager zählte. Der Hunger drohte mir zwar nicht. Ich bekam ziemlich grosse Lebensmittelpakete von Zuhause und von der Tochter des alten Szymbak. Ausserdem würde ich zurechtkommen, auch wenn ich niemanden hätte. Die Politische Abteilung schnüffelte ständig im Lager herum. Man musste sich vor den Spitzeln und zu eifrigen Funktionshäftlingen in Acht nehmen. Und vor den Transporten, die man immer häufiger angeblich in das Innere des Reiches verschickte. Es war nie sicher, ob so ein Transport vielleicht irgendwo in der Gaskammer landete, und wenn nicht, dann würde die Abreise von Auschwitz dennoch unsere bereits gediehenen Vorbereitungen zur Flucht, deren Termin sich von Tag zu Tag näherte, durchkreuzen.

Grosse Transporte mit ungarischen Juden waren angekommen. So viele wie jetzt hatte es bisher noch nie gegeben. Ein Zug nach dem anderen fuhr auf die Rampe. Aus den Waggons stürzten Massen von Menschen heraus. Männer, Frauen, Greise, Jugendliche und Kinder. Sie brachten alles mit, was sie besaßen. Riesige Stösse von Hab und Gut wurden aus den Waggons geladen und zu grossen Haufen geschichtet, welche die nebeneinander aufgestellten Menschenreihen verdeckten, die langsam eine Gruppe von SS-Männern passierten. Hier, wo die Selektion stattfand, hing das Leben lediglich von einem Wink der Hand eines SS-Offiziers ab, der nach links oder nach rechts zeigte. Nur eine verschwindende Minderheit kam ins Lager, hauptsächlich junge Frauen und junge, gesund aussehende Männer. Der Rest ging in zwei Strömen mit seinem Handgepäck entweder die Rampe entlang in Richtung der im Wäldchen versteckten Krematorien II und III, oder sie füllten die Zentralstrasse, auf der sie das Männerlager und das Zigeunerlager umgingen und zum Wald mit den zwei weiteren Krematorien IV und V gelangten. Dort war das Ende ihrer Wanderung. Der süssliche Rauch der verbrannten Körper verschleierte mit seinen Schwaden die ganze Umgebung.

Währenddessen arbeitete auf der Rampe schwitzend das «Kanadakommando». Es führte auf der Rampe eine zweite Selektion durch ... die Selektion der Habe der Vergasten, unter der Aufsicht einiger SS-Männer. Mit Koffern, Taschen und Bündeln bepakte Autos fuhren nacheinander zu den Magazinen, die sich im

Effektenlager befanden, wo dann das ganze Vermögen einer weiteren, diesmal sehr genauen, Selektion unterworfen wurde. Ein grosser Teil der Sachen, besonders Esswaren und die Wertgegenstände, sickerte auf verschiedenen Wegen in das Lager ein.

Wieder begann im Lager eine Zeit des Überflusses. Die Küche kochte Brotsuppe mit Gänseschmalz. Es gab Konserven, Obst, Schuhe, Kleidung, schöne Wäsche, Daunendecken, Slivovitz ... na und ... Schmuck. «Kanada»! Es machte gar nichts, dass die Krematorien rauchten, dass in den mit Vergasten gefüllten Gräben menschliches Fett im Feuer brutzelte. Das Lager hatte genug zu essen! Das Lager atmete auf, weil die mit den Transporten beschäftigten betrunkenen SS-Männer nicht viel Interesse für die im Lager Lebenden zeigten. Sie suchten nach Gold und stopften sich damit die Taschen. Sie sicherten ihre Zukunft. Die Arbeiter und Häftlinge von «Kanada» taten das gleiche. Sie brauchten diese Schmuckstücke, um sich das Leben im Lager zu erleichtern. Die Angehörigen des Sonderkommandos siebten auf Befehl der SS sogar die Asche der Verbrannten und suchten darin nach den nicht geschmolzenen Brillanten. Das aus den Zähnen gezogene Gold wurde zu Barren geschmolzen und in das Innere des Reiches geschickt, um die Kasse des im Zerfallen begriffenen Staates zu füllen. Die Reste wurden in die Felder und Teiche gestreut. Nur das menschliche Fett wurde vergeudet. In Auschwitz machte man keine Seife.

Die Lagerbörse erlebte grosse Erschütterungen. Hans, der Kapo von «Kanada», war jetzt die populärste Person im Lager. Der Lagerälteste Danisz lächelte ihn einschmeichelnd an, und der Lagerkapo Jupp war jetzt sein Busenfreund und hakte ihn sogar unter. Hans strahlte vor Glück und überschüttete alle mit Geschenken. Dieser Zustand dauerte einige Wochen, solange die Transporte ankamen. Tage und Wochen vergingen. Wie viele von diesen Ungarn waren bereits vergast? 100-, 200-, 400-, 500 Tausend mindestens. Schliesslich fehlte es wohl an Juden in Ungarn, weil die Transporte kleiner wurden und immer seltener ankamen. Die Rampe war leer. Die SS-Männer erinnerten sich an das Lager und schauten jetzt immer häufiger herein. Die Blockführer wüteten und führten Durchsuchungen auf den Blocks durch. Jetzt suchten sie hier nach Gold. Die Kapos und die Blockältesten hörten auf, mit Hans zu kokettieren, und Jupp vergass sogar, dass er noch vor Kurzem wie der beste Freund mit Hans eingehakt umherging. Ba! Er ging sogar so weit in seiner Freundschaft zu Hans, dass er ihn eines schönen Tages durchsuchte. Da er aber nichts fand, schlug er ihn verbittert ins Gesicht.

«Hier hast du es, du widerlicher Jude! Verfluchter Jude!»

«Kanada» hatte auf gehört zu existieren und damit auch eine halbe Million menschlicher Wesen.

Kapitel LXXXI

Wer kam jetzt dran? ... Die Zahl der Fluchtversuche stieg mit dem anbrechenden Sommer. Es gab fast keinen Tag, an dem nicht einer zu flüchten versuchte. Am meisten flüchteten die «Russkis».

Die sich nähernde Ostfront gab ihnen Mut. Nach ihnen flüchteten die Polen. Eines Tages flüchteten drei Blockschreiber. Allesamt alte Nummern. Sie schlichen sich aus dem Lager mit einem Kommando, das draussen arbeitete, und verschwanden. Der Lagerführer erliess ein strenges Verbot für die Schreiber, unter irgendeinem Vorwand das Lager zu verlassen. Das war sowieso eine sehr milde Strafe dafür. Es hätte für uns mit der Strafkompagnie enden können. In meinem Block gab es die meisten Flüchtlinge. Nicht verwunderlich. Fast nur «Russkis» aus dem Zerlegerkommando. Ich fürchtete, wie auch andere Blockschreiber, unter der Beobachtung der Lagerbonzen zu stehen. Inzwischen näherte sich der Termin unserer Flucht.

Auf jeden Fall musste ich etwas tun, um auf nicht allzu auffällige Weise diese alles in allem ziemlich bequeme Funktion loszuwerden. Ich musste mit auf ein Kommando gehen! Anders könnte von einer Flucht keine Rede sein.

Mischa, der unzertrennliche Satellit des «Professors», eröffnete uns, dass er morgen flüchten wollte. Er brauchte zwei Zivilanzüge. Einen für sich und den zweiten für Grischa, den gut aussehenden, dunkelhäutigen Georgier, mit dem er zuletzt befreundet war. Ich musste ihm diese Anzüge besorgen. Ich mochte ihn. Er bekam ausserdem einen Kompass und eine Landkarte, die ich mit Edek zusammen eigenhändig gezeichnet hatte. Sie war nicht allzu genau, weil nach dem Gedächtnis gezeichnet, konnte aber immer noch einem Menschen behilflich sein, der sich überhaupt nicht in der Gegend auskannte. Er erfuhr von mir die Adresse meiner Tante, die in den Bergen, in der Gegend von Sanok wohnte, und lernte sie auswendig.

Wenn er in diese Gegend kommen sollte, würde sie ihm behilflich sein können. Sie flüchteten am nächsten Tag aus den Zerlegerbetrieben. Wieder meldete ich beim Abendappell: Zwei fehlen. Die Flucht war wahrscheinlich gelungen, weil man sie in den zwei folgenden Tagen nicht in das Lager zurückbrachte, was manchen Pechvögeln passierte. Wenn sie die Frontlinie überquert hatten, waren sie in Sicherheit. Edek begann ungeduldig zu werden. Der Sommer kam, und es war höchste Zeit, dass ich in ein Kommando gelangte. Wie sollte ich das aber machen? zerbrach ich mir den Kopf. Wenn ich um die Entlassung von der Schreiberfunktion bäte und den Wunsch äusserte, zu einem Kommando zu gehen, würde ich sofort der Fluchtabsicht verdächtig sein. Ich musste etwas tun,

damit man mich als Strafe von dieser Funktion entfernte, gleichzeitig aber nicht so, dass ich zufälligerweise in der Strafkompagnie landete.

Auf Anraten Edeks begann ich, die Appelle zu versauen. Kazek Gosk, der Rapportschreiber, verstand aber mein Spiel sehr bald. Jedesmal überprüfte er vor dem Appell genau meinen Rapport darauf, ob alles stimmte.

«In der letzten Zeit ist es bei dir mit dem Rechnen ganz schlimm!» sagte er boshaft und fügte noch scharfsinnig hinzu: «In einem solchen Fall müsste man dich eigentlich entlassen. Ich werde es aber nicht tun. Ich will nicht später im Bunker sitzen, wenn dich die Lust übermannt zu flüchten. Und das ist in der letzten Zeit eine Mode bei euch Schreibern!»

Nolens volens musste ich weiterhin Schreiber bleiben und konnte in kein Kommando kommen.

Schlimmer noch war es, dass sich im Lager Gerüchte zu verbreiten begannen, dass die SS in der nächsten Zeit alle bis jetzt am Leben gebliebenen Juden im Lager liquidieren wollte und dass danach die Reihe an andere Nationalitäten kommen sollte. Man musste immerhin mit dieser Möglichkeit rechnen. Wir kannten sie zu gut. Hier in Birkenau war alles möglich. Die Flucht aus dem Lager könnte jetzt die einzige Rettung bedeuten.

Da bereits feststand, dass wir keine zweite Uniform bekommen konnten, hatten wir einen anderen Plan für die Flucht entwickelt. Edek, der ziemlich gut Deutsch konnte, sollte ein SS-Mann sein, der einen Häftling, also mich, auf ein Aussenkommando, zum Beispiel Budy, das ein paar Kilometer vom Lager entfernt lag, eskortierte. Es war bekannt, dass so etwas ziemlich häufig vorkam, den Argusaugen der SS würde es also nicht besonders auffallen. Der Plan war einfach, man musste nur noch den sogenannten Passierschein besorgen. Zu diesem Zwecke versuchte ich eine Verbindung mit dem Läufer der Hauptschreibstube anzuknüpfen, der aus dienstlichen Gründen in der Blockführerstube ein- und ausging. Er konnte verhältnismässig leicht so ein Papier stehlen. Nach einigen einführenden Erkundungsgesprächen liess ich ihn in Ruhe. Dieser slowakische Junge war für diese Art von Arbeit nicht geeignet. Edek ging nachdenklich und wortkarg herum. Eines Abends, nach dem Besuch beim Zahnarzt, entschloss er sich zu einem Gespräch. Wir gingen auf den Revierblock, wo man um diese Zeit frei sprechen konnte. Wir wurden in der letzten Zeit vorsichtiger und führten auf dem Block keine geheimen Gespräche mehr.

Er begann ziemlich weit her über sein Verhältnis zu Mala zu sprechen. Das wunderte mich, weil er bis jetzt so diskret war, dass er dieses Thema eher mied und jedenfalls mir gegenüber sein Herz niemals in diesem Masse öffnete, wie er es jetzt tat. Er kannte sie so lange ... er hing so sehr an ihr ... sie lebten miteinander, und das verbinde sie besonders stark... es fiel ihm sehr schwer, sich von ihr zu trennen, besonders weil sie doch malariakrank wäre... wenn er

nur daran dächte, dass sie früher oder später das Schicksal aller Juden würde teilen müssen, dann ... Jetzt ist es gut, sie ist sogar ein Liebling der Drechsler, alle haben sie gern, sogar die SS-Männer ... wenn aber der Augenblick kommt, schickt die Drechsler sie als erste ins Gas... Ja, was das anbetraf, hatte auch ich nicht den geringsten Zweifel. Was aber bezweckte Edek, wenn er mir das alles erzählte! Ich vermutete, dass er sich mit dem Wort Zuneigung zu seiner Liebe bekannte. Er liebte sie, das war klar. Ich kannte ihn. Er wollte das nur nicht direkt sagen. Immer versteckte er seine Gefühle und wollte den Eindruck eines Zynikers erwecken. Er liebte sie, und es würde ihm sehr schwerfallen, sich von ihr zu trennen.

Ich wusste schon, was er beabsichtigte, was ihn so bewegte. Ich wartete nur auf den Moment, in dem er die Teilnahme Malas an der Flucht vorschlagen würde. Ich schob diesen Gedanken beiseite, war aber nichtsdestoweniger überzeugt, dass er es bereits beschlossen hatte.

«Edek, weiss Mala etwas von unseren Absichten?» fragte ich und wusste gleich, wie die Antwort ausfallen musste.

«Nein! Sie weiss noch nichts! Und das quält mich. Ich kann sie nicht länger in Unkenntnis halten. Ich kann sie nicht verlassen», sagte er fast flüsternd. «Das wäre nicht ehrlich von mir. Mala kommt mit uns!»

«Das wird sehr romantisch sein», versuchte ich zu spotten. «Wenn ich noch Halina vorschlage...»

«Sei nicht albern», unterbrach er mich. «Mit Halina verbindet dich nur ein Flirt. Sie würde dich auslachen. Ihr droht übrigens gar nichts. Sie ist in Quarantäne. Sie kann entlassen werden, sie ist ausserdem keine Jüdin. Versteh mich, ich habe Mala gegenüber Verpflichtungen. Ich habe einen Plan, der leicht zu realisieren ist, und dazu brauche ich gerade Mala. Der Fluchtplan bleibt unverändert. Nur Mala als Häftling verkleidet wird dazukommen!...» «Und der Passierschein?»

«Der Passierschein! Gerade den Passierschein wird Mala ohne grössere Schwierigkeiten besorgen. Sie kann jederzeit die Blockführerstube betreten, und da sie den SS-Männern gut bekannt ist, wird sie den Passierschein stehlen, ohne dass sie Verdacht schöpfen.»

Mit diesem Passierschein gab er mir einen Nasenstüber. Edek organisierte alles. Ich konnte nicht einmal einen Passierschein besorgen. Und auf ein Kommando zu kommen, gelang mir auch nicht.

«Edzio, hast du vielleicht an mir gezweifelt? Vielleicht zählst du nicht mehr auf mich, darum schlägst du eine solche Lösung vor?» fragte ich mit Bitterkeit in der Stimme.

«Überhaupt nicht! Es ist aber so, dass du wirklich zu einem Kommando hättest kommen müssen. Es ist also höchste Zeit! Wir gehen zu dritt. Das wird eine Nummer!»

Edek gewann seine frühere Vitalität zurück. Ich aber hatte immer grössere und grössere Zweifel.

«Weisst du, der Plan ist im Grunde genommen gut, aber mit einer Frau», versuchte ich ihn noch zu überzeugen. «Mit einer Frau, noch dazu mit so einer gebrechlichen wie Mala, mit Malariaanfällen, werden wir nicht weit gehen können, und man muss mindestens 30 Kilometer im scharfen Marsch zurücklegen. Sie schafft es nicht. Kann man denn auf eine mögliche Hilfe der Leute draussen bauen, wenn man in ihr eine Jüdin erkennt? Sie kann ausserdem noch innerhalb der grossen Postenkette als Frau erkannt werden!» Edek winkte geringschätzig mit der Hand.

«Risiken gibt es überall, aber wenn man etwas wirklich will, kann man immer Abhilfe schaffen. Also, beschlossen!» sagte er, als er sah, dass sich meine Gegenargumente erschöpft hatten. «Gib die Pfote!»

Wir drückten uns gegenseitig fest die Hände. Als wir durch die dunkle Lagerstrasse auf unseren Block gingen, kicherte Edek immer wieder und wiederholte ständig dasselbe: «Das wird aber eine Nummer!...»

Kapitel LXXXII

Ich pflegte gerade das Gärtchen vor meinem Block, als plötzlich die Sirene zu heulen begann. Anders als gewöhnlich. Sie verkündete einen Angriff. Von der Seite des Zerlegerbetriebes stiegen die Sperrballons hoch. Nach einer Weile floss der künstliche Nebel von Osten her und umwob das ganze Lager. Man hörte das Brummen der Flugzeugmotoren. Die Flak begann zu bellen. Granatsplitter fielen dicht auf das Lager. Man musste sich unter den Dachfuss stellen, der übrigens eine zweifelhafte Deckung gegen die herabfallenden Schrapnellstücke darstellte. Das Überfliegen der Flugzeuge dauerte bereits einige Minuten, als plötzlich die Luft von dem Lärm tieffliegender Bomber erzitterte. Das Pfeifen über uns fliegender Bomben war zu hören, danach eine Serie von nah erfolgenden Detonationen. Die Bombendetonationen schienen so nahe zu sein, dass ich meinte, zumindest die Hälfte des Lagers existierte nicht mehr und von den Krematorien blieb keine Spur. Plötzlich wurde alles still und es kam die Entwarnung. Als der Nebel sich lichtete, sahen wir im Osten schweren schwarzen Rauch. Es stellte sich heraus, dass Buna bombadiert worden war. Im Lager erschienen die Blockführer. Auf ihren Uniformen sah man die Erdspuren der Splittergräben, in denen sie während des Angriffs gelegen hatten. Das war ein angenehmer Anblick. Sie waren schon mutig, aber nur uns, den Wehrlosen, gegenüber. Jetzt begannen sie energisch, ihre «Arbeit» zu verrichten, schrien und schlügen die, denen es nicht gelang, ihren Händen zu entkommen.

In einem der Kommandos benutzte jemand das Durcheinander und flüchtete.

Mögen die Angriffe öfter stattfinden!

Edek brachte mir zur Aufbewahrung ein Porträt von Mala, das mit Kreide von einer Lagermalerin gezeichnet war.

«Schau mal, sieht sie aus wie eine Jüdin?»

Das Porträt zeigte ziemlich getreu das hübsche und liebe Gesicht Malas. Es war wirklich schwer, die semitischen Züge darin zu erkennen. Ich vermutete, dass Edek mir dieses Bild absichtlich brachte, um mich besser zu überzeugen und meine Zweifel, die sie betrafen, zu zerstreuen. Ich konnte mich nicht gut an Mala erinnern, weil ich sie eigentlich selten gesehen hatte. Jetzt hatte ich es schwarz auf weiss. Ich versteckte das Porträt unter der Tischplatte, wo ich den grössten Teil meiner Zigaretten und meine Erinnerungsstücke aufbewahrte: das Bild Halinas, meiner Schwester, die Kassiber sowie handgemalte Weihnachts- und Namenstagskarten von den Mädchen aus dem Frauenlager.

«Und jetzt schau dir das gut an!» Mit diesen Worten händigte mir Edek einen

grossen schweren Platinring mit eingesetzten Brillanten aus. Ein Kunstwerk! 23 Steine von mindestens je einem halben Karat, und der Stein in der Mitte noch grösser. In Gedanken rechnete ich um, wieviel man dafür zu essen und zu trinken bekommen könnte.

«Versteck ihn irgendwo, wir werden ihn auf der Flucht brauchen. Ich habe ihn für drei SS-Würste von einem Effinger-Mädchen gekauft...», erklärte er. «Würste musst du schon organisieren!» Ich glaubte diesem Märchen nicht. Ich war überzeugt, dass dies ein Geschenk Malas war. Übrigens, was soil's. Wenn sie mit uns gehen sollte, musste sie sich auch bemühen.

Ich habe die «Marquise» ins Taschentuch eingewickelt und ständig bei mir getragen. Das war sicherer als ein Versteck.

Ich schickte einen Kassiber nach Zakopane an die Adresse meiner Schwester Wlada. Ich hatte Angst, offen zu schreiben, gab ihr jedoch zu verstehen, dass sie Ende Juni zu ihrem Namenstag eine grosse und nette Überraschung erwarten könnte. Sie musste sich eigentlich denken, um was es ging. Nach der Flucht aus dem Lager beabsichtigten wir, uns in der Gegend von Zakopane aufzuhalten, wo wir Mala unterbringen wollten. Sie wäre dann unter dem Schutz meiner Schwester und deren Mannes, Jurek, der von Beruf Arzt war. Wir selbst beabsichtigten, uns nur kurz auszuruhen und danach die Verbindung mit der Partisanenbewegung aufzunehmen, zu der ohne Zweifel Jurek den nötigen Draht hätte. Da ich vorläufig nicht aus dem Lager konnte, gab ich den Kassiber dem «Goralen», und der vermittelte ihn weiter an den alten Szymlak. Er wusste schon, was weiter zu tun wäre. In Bezug auf Szymlak hatte ich gewisse Pläne, die ich Edek mitgeteilt hatte. Szymlak wohnte im Dorf Kozy, das direkt am Fusse des Beskidengebirges lag. Aus den Erzählungen des Alten kannte ich die Gegend schon ziemlich gut. Es waren von dort buchstäblich nur ein paar Schritte bis zum Wald. Ein herrlicher Platz, um zu verschnaufen nach dem «Tagesspaziergang» aus dem Lager. Szymlak würde keine Schwierigkeiten machen, wir kannten uns doch so gut. Ich musste nur alles mit ihm besprechen, sobald ich zu einem Kommando gekommen war.

«Also, ich sehe, du beginnst etwas Vernünftiges zu tun!» lobte mich der zufriedene Edek. «Ich habe schon befürchtet, dass du Schiss bekommen hast», sagte er wie im Spass.

Etwas schwer Fassbares, ein fast unmerklicher Schatten fiel jedoch seit einiger Zeit auf unsere bis jetzt reine Freundschaft und Offenheit. Edek fühlte intuitiv etwas Unausgesprochenes. Seine Zweifel waren nicht ganz grundlos. Seit längerer Zeit quälte mich ein Gedanke, vorläufig aber verriet ich ihn nicht. Wir hörten auf, unser Haar zu stutzen. Es war eigentlich nicht so besonders auffallend, umso weniger, weil bereits viele alte Häftlinge die Genehmigung erhielten, langes Haar zu tragen. Lediglich Kazek Gosk schaute argwöhnisch auf unsere Igelschöpfe, sagte aber nichts.

Den 14. Juni, den 4. Jahrestag der Ankunft des ersten Transportes in Auschwitz, beschlossen wir so feierlich zu begehen wie noch nie. Ich glaube, Zdzisiek M. war der Motor dieser ganzen Feier. Zur Zeit der Übernahme der wichtigeren Funktionen im Lager durch die Polen war er Oberkapo der Unterkunfts-kammer geworden; er war ruhig, allgemein beliebt. Zu dieser Feier stellte er einen der Blocks zur Verfügung, in dem sich ein Magazin der Unterkunft befand. Es war insofern bequem, weil der Block überhaupt nicht bewohnt war und die ganzen «Tischgedecke» an Ort und Stelle zur Verfügung standen. Die Vorbereitungen dauerten zwei Tage. Jeder der geladenen Gäste musste etwas zum Essen und zum Trinken organisieren.

Abends, am 13. Juni, gleich nach dem Gong zum Schlafengehen, schlichen fast aus jedem Block leise die alten Häftlinge und begaben sich zum Magazin. Der Empfang war bereits vorbereitet. Die Tische waren in Hufeisenform gestellt, mit Tischdecken bedeckt, es fanden sich sogar Teller, Messer und Gabeln. Wir hatten schon vergessen, wie man diese Werkzeuge benutzen musste. Neben den Tischen standen einige Kübel. In einem war das duftende Gulasch, im zweiten die geschälten Salzkartoffeln und im dritten Schnaps. Auf dem Tisch häufte sich das in Scheiben geschnittene Brot, Käse, die SS-Wurst, Konserven, Sardinen-dosen. Solange das Lager bestand, hatte es etwas Ähnliches nie gegeben. Wunderbar! Also der erste Trinkspruch. Hoch die Gläser, voll der beissenden Flüssigkeit, die gleichen Gläser, aus denen man vier Jahre lang die widerliche Grasbrühe hatte trinken müssen. Alle tranken aus, der Schnaps floss über das Kinn. Der erste Trinkspruch war auf die Freiheit, das brauchte man gar nicht laut auszusprechen.

Still, still! Der «Gorale» wollte etwas sagen. Die Stimme gehorchte ihm nicht! Bereits vor diesem Trinkspruch hatte er sich was hinter die Binde gekippt. «Wie viele waren wir damals ... 728 Mann, und wie viele sind wir jetzt? 30, 35!» Jemand unterbrach ihn.

«Still, wir haben doch Gäste! Papuga, Rysiek Kordek, Stefan, Jozek Mikusz ...», begann er aufzuzählen, aber die anderen hatten ihn bereits unterbrochen. «Genug! Genug dieser Aufzählung. In ein paar Tagen sind wir noch weniger!» Alle lachen, man weiss doch, um was es ging. Jeder dachte an die Flucht. Die Stimmung stieg im Verlauf des Essens und Trinkens.

«Es lebe Kukla! Wie wirst du das Ganze mit der Küche abrechnen können?» «Wir essen wohl den ganzen SS-Proviant auf. Zum Kuckuck mit ihnen!» schrie der ausgelassene Edek. «Bald werden wir unsere eigene Unterkunft und unseren eigenen Unterhalt haben!» Wieder lachten alle und guckten sich verständnisvoll an.

«Wann?» fragte Zdzisiek.

«In zwei Wochen», antwortete Edek ernst.

«Wir auch!» rief Zdzisiek und zwinkerte Papuga und Rysiek zu.

«Aber nicht alle auf einmal! Legen wir die Daten fest!» scherzte jemand. Im Kübel sah man bereits den Boden. Aufregung, Durcheinander, Lachen, Weinen, Umarmungen, gegenseitige Eröffnungen. Jemand fing an, ein altes Lagerlied zu singen, das von Tadzio Kanski gedichtet worden war: «Sie geben Kaffee, sie geben Suppe, nach dem Appell geben sie eins auf den Arsch...» Die einen sangen den Refrain, die anderen begannen bereits etwas Neues: «Im Lager Auschwitz war ich zwar...» Sie setzten sich in die Hocke und hielten die Schemel über den Kopf.

«So war es mal! Diese Zeiten kommen nie wieder!» meldete sich Edzio Ferenc. «Jetzt können wir singen ,Noch ist Polen nicht verloren'...» Es war laut, viel zu laut. Wir verstummten sofort, weil sich die Torwache zeigte, ein Häftling, der an der Tür der Baracke stand und verzweifelte Zeichen gab, dass man leiser sein sollte.

Aus der Richtung der Wache näherte sich jemand. Stille! Es stellte sich heraus, dass es Blockführer Schneider und Arbeitsdienst Tkocz waren. Sie schnuppern etwas und suchten nach Schnaps. Alle Lichter gingen aus. Wir standen schweigend, läuernd. Es war besser, sich nicht zu zeigen. Sie würden mittrinken, und später könnten sie einen doch verraten. Das hätte noch gefehlt! Sie waren auf dem Block auf der gegenüberliegenden Seite hängengeblieben. Jozek M. ging als Kundschafter. Er kehrte nach einer Weile zurück. Sie tranken bei dem Blockältesten. Sie fragten, wo hier ein Trinkgelage stattfände, weil man von Weitem Gesang hörte. Zum Glück fanden sie bei dem Blockältesten viel Schnaps und blieben dort deswegen länger. Gut, dass heute Schneider Dienst hatte und nicht Grapatın zum Beispiel. Der hätte die Flinte nicht so schnell ins Korn geworfen. Die beiden hatten an das Märchen geglaubt, das Jozek aus dem Stegreif erzählen konnte. Er log ihnen vor, dass er einige Betrunkene gesehen habe, die ihn wohl bemerkt hatten und schnell in der Dunkelheit verschwunden waren.

Wir gingen in kleinen Grüppchen auseinander. Edek und ich gingen zusammen fort. Die übrigen verabschiedeten uns mit verständnisvollen Blicken. Sie hatten uns verstanden. Und wir sie. Keiner übrigens verheimlichte es besonders. Jeder bereitete eine Flucht vor. Alle dachten nur an das eine. An die Freiheit.

Dieser letzte Angriff stärkte in uns den Glauben, dass die schlimme Zeit vorbeiging. Aus Auschwitz erreichte uns die Nachricht, dass die Todeswand liquidiert wurde.

Kapitel LXXXIII

Mala war ein tüchtiges Mädchen. Sie hatte den Passierschein bekommen. Er war zwar geschrieben, aber sie hatte ihn bereits an sich genommen. Mala war furchtbar froh darüber, dass wir sie mitnehmen wollten. Edek schien auch zufrieden zu sein. Ich etwas weniger. Ich war der Meinung, dass die Frau ein Klotz am Bein wäre, dass sie uns Pech bringen würde, besonders weil wir doch die Partisanenkämpfe und die Rückkehr in die Gegend von Auschwitz geplant hatten.

Edek brachte den Ausweis eines Postens. Er hatte ihn auf der Rampe gefunden. Der SS-Mann hatte ihn anscheinend während der Ausladung eines Transportes verloren, während er die Sachen der Juden plünderte. Er konnte von Nutzen sein. Vorläufig wanderte er unter die Klappe meines Tisches. Diesmal war es gelungen. Ich hatte den Appell so klassisch versaut, dass das ganze Lager über eine Stunde stand, bis der Fehler gefunden war. Rapportführer Wolf rührte mich gar nicht an. Ich hatte mit ihm früher einmal kombiniert, nicht sehr lange her, als er gewöhnlicher Blockführer war. Grapatin jedoch liess die Gelegenheit nicht aus, mir eins ins Gesicht zu schlagen. Sollte er! Bald würde ich die Gelegenheit haben, es ihm zurückzugeben. Vielleicht hätte man mich doch nicht von dieser Funktion entfernt, wenn sich der Blockälteste, SK Bednarek, nicht eingemischt hätte. Er trat als Verteidiger der Häftlinge auf, die gezwungen waren, wegen meiner Nachlässigkeit so lange auf dem Appell zu stehen. Wie sollte man einen Schreiber behalten, der nicht zählen konnte! Das ganze Lager musste wegen so eines Idioten Stehappell haben!, beklagte er sich bei dem Rapport-schreiber.

So. Das war der Verteidiger der Geknechteten! Ein Bandit, wie es im Buche stand, ein Karrieremacher! Um den SS-Männern zu gefallen, spielte er sich in ihrer Gegenwart besonders auf. Hatte ich denn nicht genug gesehen, was er mit den Häftlingen in der Strafkompagnie tat?!

Wütend wandte ich mich an ihn, er sollte seine Klappe halten. Ein Verteidiger! Er nörgelte noch etwas, also schlug ich ihm vor, mich am Arsch zu lecken. Er lief zu Danisz, sich zu beklagen. Sofort nach dem Appell ordnete Danisz eine Zusammenkunft der Blockschreiber an. Der Kapo Jupp und Bednarek waren auch anwesend. In einer gewissen Entfernung stand eine grosse Gruppe von Häftlingen, um zu beobachten, was geschah. Danisz sagte in ziemlich ruhigen Worten, dass er mich aus der Funktion des Schreibers entlasse, weil ich für sie anscheinend nicht geeignet wäre. «Zum Kommando! An den Spaten! Dort ist dein Platz!» beendete er energisch.

«Was?» empörte sich Bednarek. «Man müsste ihn streng bestrafen. Gib ihn mir. Ich werde ihn Gehorsam und Vernunft lehren. Zu mir in die Strafkompagnie mit

ihm!» plusterte er sich wie zu den früheren alten Zeiten. Er sprang auf mich zu und drohte mir mit der Faust vor der Nase. Er hob den Arm, als ob er mich schlagen wollte.

«Versuch's nur, mich anzurühren, du Schweinehund! Hast du noch nicht genug gemordet? Also! Schlag mich.» Ich stellte mich mutig vor ihn, als ich sah, dass die Gruppe der zuschauenden Häftlinge nähergekommen war und jetzt einen engen Kreis um mich bildete. Ich wusste nicht, wie es zu Ende gegangen wäre, wenn nicht plötzlich Danisz Bednarek zur Seite geschoben und mich in die Reihe der aufgestellten Schreiber geschubst hätte.

«Abtreten, los!» schrie er, ergriff den aufgeregten Bednarek am Arm und nahm ihn mit. Beim Weggehen wandte er sich nochmals zu mir um und sagte polnisch, wobei er mir mit dem Finger drohte: «Und du, Schreiber, sei nicht so schlau. Morgen zur Arbeit!» fügte er auf Deutsch hinzu. «An den Spaten.» Er drohte mir nochmals, man sah aber, dass er die ganze Sache bagatellierte. Die Zeiten hatten sich offensichtlich geändert.

Edek war vor Freude ganz aus dem Häuschen, als er von dieser Wendung erfuhr. Endlich konnte ich aus dem Lager zu einem Kommando kommen, und darum ging es doch. Der Arbeitsdienst Tkocz teilte mich dem Planierungskommando zu, wo Jozek Wasko arbeitete. Das passte mir nicht besonders, ich wollte nämlich so nah wie möglich bei Edek sein. Deswegen erledigte Edek diese Angelegenheit mit Chamek, einem Juden aus Mlawa mit einem schlechten Ruf, besonders unter den Juden; er war Kapo bei dem Kommando Strassenbau, das im Frauenlager arbeitete. Das passte mir am besten.

Jozek als Kapo des Arbeitseinsatzes schrieb mir die Zuteilung zu diesem Kommando in der Funktion des Schreibers. Der Schreiber war dort gerade so notwendig wie dem Verstorbenen der Weihrauch, aber darum ging es nicht. Am nächsten Tag bereits «baute» ich die Strasse im Frauenlager. Das Kommando Chameks zählte vierzig Männer, Juden, Russen und Polen. Die Arbeiten wurden auf dem Gebiet des Frauenkrankenbaus durchgeführt, der sich seit meinen Zeiten bedeutend vergrössert hatte. Gegenwärtig baute man eine Strasse zwischen den Holzbaracken, die noch nicht bewohnt waren. Jetzt erst wurden sie den Bedürfnissen des Reviers angepasst. Nichtsdestoweniger war das Blockpersonal bereits komplett, einschliesslich der Blockältesten, wie ich bemerken konnte.

Das Kommando Strassenbau hatte, wie jedes anständige Kommando, seinen Betreuer, einen Kommandoführer. Das war ein Oberscharführer, angeblich aus Memel. Er war still und ruhig. Chamek stellte mich dem Scharführer vor, jener nickte zustimmend mit dem Kopf, blieb noch eine Weile schweigend stehen und entfernte sich dann.

«Ein finer Kerl!» sagte Chamek. «Ich mach mit ihm, was ich will.» «Arbeiten! Arbeiten!» schrie er absichtlich, als er in der Entfernung einen SS-Mann auf dem Fahrrad sah. In der Nähe trieb sich ständig ein grosser und magerer Häft-

ling mit dem Gesicht eines intelligenten Menschen herum. Chamek rief ihn zu sich. Der alte Mann stellte sich in Achtungstellung. Er schlug die Hacken zusammen, so dass seine Brille fast herunterfiel, und wartete mit herausgestreckter magerer Brust auf die Befehle. Er war offensichtlich ein Vorarbeiter. «Oberst!» sagte Chamek mit Pathos. «Es muss alles in Ordnung sein! Verstanden?» «Jawohl, Herr Oberkapo», hörte ich eine laute militärische Antwort. «Ich werde hier, auf diesem Block sein!» Chamek zeigte hinter sich. «Falls etwas ... Naja, du verstehst, Oberst... Abtreten!» «Weisst du, wer das ist?» wandte er sich emphatisch an mich, als der angebliche Oberst fort war. «Das war eine Figur ... Beim Stab!»

Im zaristischen Russland, dachte ich mir. «Ich habe ihn zum Vorarbeiter gemacht, weil er alt ist und sich nicht mehr zu schwerer Arbeit eignet. Wenn er das Lager überlebt, wird er bestimmt in die Regierung kommen...»

Also auch Chamek sicherte sich für die Zukunft. Ich hatte vielfach von ihm gehört, dass er so blutrünstig wäre, dabei war er sanft wie ein Lamm, wenn auch clownhaft und exaltiert, wie sich herausstellte.

«Komm, Schreiber», nickte er mir zu, als er sah, dass ich mit dem Aufschreiben der Häftlingsnummern in unserem Kommando begann. «Lass das! Das hat Zeit! Komm!» fügte er geheimnisvoll hinzu. «Ich zeige dir meine Braut. Ein Wunder! Die schönste Frau der Welt. Wenn du sie kennlernst, wirst du dich selbst überzeugen! Und was für ein Temperament!»

Als ich hinter ihm in das Innere des Blocks ging, dachte ich, was für einen wohlthuenden Einfluss doch die Frauen sogar auf solche Typen haben, wie es ohne Zweifel Kapo Chamek war. Ein Clown! Aber doch ungefährlich. Jetzt wenigstens, hier im Frauenlager, machte er diesen Eindruck.

«Die Braut» fanden wir auf dem Zimmer der Blockältesten. Auf der Brust hatte sie einen roten Winkel. Eine Jugoslawin. Jung und hübsch. Chamek stellte mich galant vor: «Mein Schreiber. Ein Pole. Eine der ältesten Nummern im Lager.»

Sie begrüßte mich gleichgültig. Es schien mir sogar, dass sie Chamek mit unverhülltem Hass betrachtete. Ich begann ein Gespräch. Ein paar gleichgültige Sätze. Währenddessen legte Chamek Geschenke auf den Tisch: Schokolade, Sardinen und andere Kleinigkeiten. Wera schien das gar nicht zu bemerken. Ohne davon abgestossen zu werden, sagte Chamek einschmeichelnd: «Und jetzt sag ,Danke schöne, mein Liebling...»

Das Mädchen wurde rot. Er umarmte sie und begann zu küssen. Geschickt wand sie sich aus seinen Armen und klatschte ihm eins auf die Fresse, dass es nur so donnerte. Nichts zu machen! Das Mädchen hatte Temperament! So sah also diese Romanze aus...

Ich ging auf den Block zu Dzidka S. Ich erfuhr von ihr, dass Halina tatsächlich in Quarantäne lag. Es war schlimmer mit den Augen geworden. Also sollte ich Halina weder heute noch jemals wieder im Lager sehen.

Kapitel LXXXIV

Ich hatte Elzunia kennengelernt. Das war so: Unser Kommandoführer erschien in Begleitung der Revierkapo Orli sowie der Blockältesten, der «Braut» Chameks. Sie gingen lange durch den leeren Block, der repariert wurde. Sie vermessen etwas, gestikulierten, rechneten. Wie es sich später herausstellte, war das Ergebnis dieser Besichtigung die sogenannte «Schwarzarbeit». Der Scharführer verpflichtete sich Orli gegenüber, die ihm gefiel, auf dem Block einen Betonboden legen zu lassen. Chamek war sehr zufrieden mit dieser Wendung, er hoffte nämlich auf eine Gelegenheit, der Jugoslawin seine Freigebigkeit zu zeigen, um die er trotz der letzten Niederlage mit den verschiedensten Mitteln warb. Ich war auch zufrieden, weil ich jetzt ruhig innerhalb des Blocks faulenzen konnte, statt draussen in der prallen Sonne zu stehen und so zu tun, als ob ich dort zu arbeiten hätte.

Ich bemerkte einige Mädchen des Krankenbaupersonals, die die dreistöckigen Betten auseinandernahmen und vom Block wegtrugen, sprang also dazu, um ihnen zu helfen. Die Arbeit ging schnell voran. Es war sogar lustig. Ein kleines und lebhaftes Mädchen fiel mir besonders auf, das sich von den anderen durch eine Eigenart unterschied. Sobald sie zu sprechen aufhörte, begann sie sofort zu singen. Ich erinnerte mich, dass sie ständig ein und dasselbe Liedchen vom heiligen Thomas trillerte. Es ergab sich irgendwie so, dass ich immer neben ihr war. Die Kameradinnen schienen sie gern zu haben, weil sie sie mit einem Kosenamen ansprachen: Elzunia.

Während der nächsten Tage lernte ich sie näher kennen.

Edek rannte in den Röntgenraum zum Rendezvous mit Mala. Mala wartete dort auf ihn. Ich stand bereits seit längerer Zeit auf der gegenüberliegenden Seite des Röntgenraums. Ich war hier vom Kommandoführer zum Aufpassen hingestellt worden, damit sich kein Unberufener näherte.

Im Falle einer Gefahr sollte ich an die hölzernen Fensterläden am Zimmer Orlis klopfen, mit der er, wie er mich informierte, etwas zu besprechen hatte. Aus Langeweile und Neugierde versuchte ich, die beiden zu erspähen. Die Läden aber waren zu dick, um etwas bemerken oder hören zu können. Ich war neugierig, was eine Deutsche, ein politischer Häftling, die hübsch, intelligent und noch jung war, mit einem alternden SS-Mann, der überhaupt nicht den Eindruck eines Don Juan machte, verband.

Im anderen Zimmer huschten vor meinen Augen zwei aneinandergeschmiegte Gestalten vorbei. Edek und Mala. Sie hatten mich gar nicht bemerkt, so sehr waren sie miteinander beschäftigt. Ich zog mich diskret zurück. In den Pausen zwischen den Umarmungen besprachen sie wahrscheinlich die Einzelheiten und die Strecke der geplanten Flucht. In einem anderen Fenster sah ich Stasio, der

eifrig die vernickelten Sterilisationsinstrumente putzte. Ich ging um die ganze Baracke herum. Der Pflegerinnenraum war leer. Nicht verwunderlich. Die Bewohnerinnen dieses Raumes waren jetzt bei der Arbeit. Die geöffneten Fensterläden am Zimmer Orliis klapperten. Ich näherte mich dem Fenster. Der Scharführer lag im Bett und schlief oder tat nur so. Sonst war niemand mehr im Zimmer. Erstaunlich ... Hatten sich die Fensterläden von selbst geöffnet? Das war schon ein interessanter Block, dieser Röntgenraum...

Der Fluchttermin wurde festgesetzt! Samstag um die Mittagszeit. Nicht nur der Termin wurde übrigens festgesetzt. Die personelle Besetzung auch. Dieses Gespräch gehörte nicht zu den angenehmen. Man spürte ständig, dass etwas Unausgesprochenes blieb. Eher von meiner Seite. Ich erklärte schliesslich meinen Standpunkt. Edek war gar nicht überrascht. Er hatte es anscheinend erwartet. Ich hatte die Sache so ausgedacht, dass am Samstag Edek mit Mala gehen und am Montag, wenn die Flucht tatsächlich erfolgreich verlaufen sollte, ich und Jozek ihnen folgen werden. Edek und Mala sollten in Kozy haltmachen. Dort sollten sie Uniform und Ausweis Szymlak geben, der sie dann am Montag auf das Gelände des Nebenlagers bringen musste, wo Jozek arbeitete. Der Rest war bekannt. Wir würden dann aus dem Lager gehen, auf die gleiche Art und auf der gleichen Strecke. Der Plan schien einfach zu sein, man müsste nur mit Szymlak sprechen, und das tat ich auch am nächsten Tag. Szymlak war einverstanden, wenn auch ohne grossen Enthusiasmus. Er hatte Einwände. Ich überredete ihn schliesslich. Wenn Edek mit Mala Kozy erreichte, war erwiesen, dass ihre Flucht gelungen war. Die SS konnte nicht wissen, auf welche Weise sie aus dem Lager herauskamen, daher könnte man die Maskerade wiederholen. Diese Lösung war sehr bequem ... für mich natürlich. Die Versuchskaninchen sollten Edek und Mala sein. Sie trugen das Risiko, und ich versteckte mich bequem hinter ihrem Rücken. Ich kniff, das war klar! Dass ich nicht mit ihnen gehen wollte wegen der Teilnahme einer Frau, das war eher eine Ausflucht. Ja! Ich wollte, dass sie als erste gingen. Edek liess mich nicht spüren, dass ich feige war.

Edek hatte bereits einen Schlüssel zum Kartoffelbunker nachgemacht, der auf der Fluchtstrecke lag und in unseren Plänen eine Ausfallbasis dicht hinter dem Abschnitt A des Frauenlagers auf der rechten Seite der Strasse nach Budy war. Wir verabredeten, dass ich am nächsten Tag nicht zur Arbeit gehen, sondern im Lager bleiben sollte, um die Uniform und die Waffe herüberzuwerfen. Edek würde in der Bude der Installateure warten.

Kapitel LXXXV

Noch an demselben Tag abends gingen wir auf den Block Jureks. Der Block war nicht bewohnt, und doch fanden wir im Zimmer von Jerzy eine grössere Versammlung vor. Wir kannten diese Menschen wenig. Manche sahen wir zum erstenmal. Ihre Nummern waren meistens über 100'000. Also die Millionäre. Wir fühlten, dass wir ungebetene Gäste waren. Jurek versuchte die Situation zu entschärfen! «Ihr könntet ruhig sein», sagte er, «das sind unsere Leute...»

Sie waren nicht mehr ruhig, trotzdem setzte man das Gespräch, das durch unseren Eintritt unterbrochen wurde, fort. Ein unscheinbares Männlein, das auf einem Bein humpelte, war, wie ich bemerkte, die Seele des Ganzen. Wie es sich herausstellte, war er, wie er erzählte, vor Kurzem aus Warschau gebracht worden. Er sprach viel von der Landesarmee, von den Kontakten mit London, von dem bewaffneten Kampf mit den Besatzern in der Hauptstadt. Sowohl Edek als auch ich nahmen diese Erzählungen mit grosser Skepsis auf. Wir schauten uns verständnisvoll an und lächelten nachsichtig. Wir waren völlig überzeugt, dass der Kerl einen Helden aus sich machte und spann, soviel er nur konnte. Wir sassen bereits vier Jahre im Lager, und es war schwer, uns vorzustellen, wie die Besatzung wirklich aussah und erst recht, wie sich eine bewaffnete und organisierte Aktion einer mächtigen Nazi-Maschinerie widersetzen könnte. Und als das kleine Männlein, der frischgebackene Häftling, davon zu sprechen begann, hier im Lager Birkenau, in der nächsten Nähe der vier riesigen Gaskammern, eine organisierte Widerstandsaktion einzurichten in Anlehnung an eine bereits aktive Zelle im Stammlager, hegten wir grosse Zweifel über seine Zurechnungsfähigkeit. Da war ein «Millionär», der keine Ahnung hatte, was das Konzentrationslager Birkenau, das sogenannte Vernichtungslager, bedeutete. Im Verlauf dieser vier Jahre Lagerleben war es mehrmals zu Versuchen gekommen, eine Widerstandsbewegung zu organisieren. Sie endeten immer tragisch. Sie endeten mit Vernehmungen in der Politischen Abteilung, mit Folterungen, an der Todeswand oder an einem Galgen. Entweder denunzierte jemand, oder es fand sich ein Spitzel in den Reihen der Organisation selbst. Da hörte ich die Worte des Häftlings.

«Warschau weiss gut, was sich hier in Auschwitz abspielt. Warschau weiss, dass sich die meisten Spitzel aus den alten Häftlingen rekrutieren. Aus den Funktionshäftlingen und den Prominenten...»

Edek stand auf, zuckte die Schultern und ging hinaus. Jurek lief hinter ihm her. Recht hatte er irgendwie schon, dachte ich. Es gäbe sonst nicht so viel Reinfälle.

Andererseits verallgemeinern diese «Millionäre» alles, wenn sie jeden alten Häftling verdächtigen, sich den SS-Männern zu verdingen. Ich hatte bereits ähnliche Sätze aus dem Munde eines aufgeregten, frischgebrachten Zugangs gehört. Aber wie sollte ich ihm erklären, dass immer und überall ein schwarzes Schaf zu finden war. Ich konnte es nicht aushalten und gab ihm eine Ohrfeige. Das bekräftigte ihn noch mehr in seiner Überzeugung. Später lernte ich ihn näher kennen. Seine Schwester, eine in Polen bekannte Schauspielerin, liess sich mit Gestapo-Männern ein, er aber kam ins Lager. Wegen der Lebensführung seiner Schwester verdächtigte man ihn, ein Spitzel der Politischen Abteilung zu sein. Er hatte kein leichtes Leben im Lager. Vielleicht war er der anständigste Mensch unter Gottes Sonne. Oder war es in unserem Fall nicht ähnlich? Wegen einiger Entarteter unter uns wurden wir alle verdächtigt. Aber für solche gab es entsprechende Mittel. Entweder gingen sie mit einem Transport oder auf das Krankenrevier, von dem sie nicht mehr lebend herauskamen. Wer gab den Befehl, den einen oder den anderen Spitzel zu liquidieren? So etwas wurde bestimmt nicht während einer Versammlung, wie sie im Augenblick stattfand, beschlossen. Solche laute Organisation führte direkt an die Wand ... Ich hatte genug von diesem Palaver. Ich stand auf und beabsichtigte hinauszugehen, als sich die Tür plötzlich öffnete und ich Jurek sah, der Achtung schrie. Hinter ihm ragte die mächtige Gestalt eines SS-Mannes auf. Alle sprangen entsetzt auf und stellten sich automatisch in Achtungstellung.

Ich stellte mir vor, was sich in diesem Augenblick in den Gehirnen der Teilnehmer dieser Geheimversammlung abspielte, weil ich mich selber wie ein ertappter Dieb fühlte. Das war eine Geheimorganisation!!

«Was ist hier los?» fragte drohend der SS-Mann und sah sich aufmerksam um. In dem dunklen Zimmer – da nur ein wenig Licht durch ein kleines Fenster, das auf den Korridor ging, hereinkam – herrschte eine Grabesstille. Bevor jemand zu sich kommen und etwas von sich geben wollte, sagte der SS-Mann «weitermachen» und verschwand so schnell, wie er erschienen war, und hinter ihm Jurek.

Erst jetzt erkannte ich die Stimme Edeks. Das war vielleicht ein Verrückter! Aber gut so! Sogar eine Torwache hatten sie nicht aufgestellt und wollten Geheimorganisation spielen ... Alle waren über das merkwürdige Gehabe des SS-Mannes erstaunt, niemand vermutete aber, dass es Edek gewesen sein könnte. Glücklicherweise, dass damit alles beendet wurde, verliessen sie innerhalb weniger Sekunden das Zimmer. Ich blieb allein.

Wir prüften die Waffe, weil wir bis jetzt keine Gelegenheit dazu hatten. Im Magazin gab es zwei Kugeln. Eine befand sich im Lauf. Ich konnte damit nicht umgehen. Jurek dagegen kannte sich ausgezeichnet aus. Wie doch die Uniform

einen Menschen verändert. Die SS-Uniform stand Edek ausgezeichnet. Vielleicht waren die Ärmel etwas zu lang. Lubusch war ein wenig grösser. Ich hatte sie auch anprobiert. Die Mütze war entschieden zu gross. Man müsste Papierstreifen hineinlegen. Schlimmer war es mit meinem Deutsch. Aber es reichte schliesslich. Gegenwärtig konnten viele von der SS-Besatzung diese Sprache nicht gut. Am besten wäre es, überhaupt keine Patrouille unterwegs zu treffen, denn Sprachkenntnisse würden dann auch nicht mehr helfen.

Die Uniform und die Waffe wickelten wir in ein Päckchen. Morgen würde ich es Edek zuwerfen.

In dieser Nacht konnte ich nicht einschlafen. Sollte ich es mir vielleicht nicht doch anders überlegen und morgen mit ihnen zusammen gehen? Szymlak konnte versagen, und was dann? ... Und was wird, wenn sie geschnappt werden? ... Wer hat ihnen bei der Flucht geholfen? Vielleicht ist es besser, alles auf einmal hinter sich zu bringen? Was wird geschehen, wenn Mala unterwegs einen Malariaanfall bekommt?

Edek schnarchte leicht. Er schlief wie ein Murmeltier. Er brauchte sich den Kopf nicht zu zerbrechen ... er war entschlossen.

Kapitel LXXXVI

Die Uniform und die Waffe lagen bereits im Kartoffelbunker. Edek weihte einen seiner Kameraden von den Installateuren in unsere Fluchtpläne ein, Jurek Sawczykow, der ihm beim Umziehen Malas behilflich sein sollte. Der Abort auf der Wache war auch bereits vorbereitet. Also war alles auf das I-Tüpfelchen organisiert. Morgen war Samstag. Der Tag der Flucht! Ich erlebte die gleiche Nacht wie vorher. Edek schlief ausgezeichnet.

Morgens gingen wir wie gewöhnlich zu unserem Kommando. Das Wetter war schön. Ich lief auf dem Revier herum und wartete auf das Erscheinen Edeks. Je näher die Mittagszeit kam, desto schlimmer und unerträglicher wurde die Hitze. Das war gut so. Gerade darauf hatten wir gewartet. Bei solcher Hitze pflegten sich die SS-Männer gewöhnlich irgendwo in der Ecke zu verstecken, um ein wenig zu schlafen. Es gab bereits nicht mehr die Disziplin wie früher. Edek erschien schliesslich. Er war ruhig und lächelte wie immer – Mala war vorbereitet! Alles war fertig. «Ich gehe noch mal durch die seitliche Blockführerstube, um die Aufseherinnen zu beobachten.» Was sollte das? Wozu ging er hier soviel herum? fragte ich mich. Vielleicht wusste er noch nicht, wer an der Hauptwache Dienst hatte? Das hätte Mala doch leicht feststellen können! ... Ich beaufsichtigte die Arbeiten beim Bau des Bodens auf dem Block Elzunias, deren Gegenwart ich völlig vergass. In Gedanken war ich bei ihm. Er kam schliesslich um die Mittagszeit. Auf der Hauptwache hatten Blockführer Perschel und eine weniger wichtige Aufseherin Dienst. Perschel, dieser verrückte SS-Mann, könnte gefährlich werden! Es war niemals sicher, was ihm plötzlich einfiel. Es bestand aber die Hoffnung, dass er nicht zuviel herumschnüffeln würde, weil er nach einem Motorradunfall hinkte. Übrigens müsste er um diese Zeit zum Mittagessen fahren.

Wir gingen auf den Abschnitt B des Frauenlagers, wo Mala wohnte. Sie erwartete uns auf ihrem Block, eingeengt zwischen den Betten und dem Tisch, zusammen mit den beiden Läuferinnen, die angeblich ihre Kusinen waren. Also wussten auch sie von allem. Mala war blass und deutlich aufgeregt. Das rötliche Haar hatte sie kurz geschnitten. Auf dem Tisch lag eine Landkarte ausgebreitet, wie in einem Stab. Jetzt legten sie diese Karte schnell zusammen. «Edziu, versteck auch das noch ...», sagte Mala in einem schlechten Polnisch und gab ihm ein paar goldene Kleinigkeiten. «Die Mädchen haben sie mir gebracht. Unterwegs werden wir sie brauchen», fügte sie hinzu, als sie sah, dass Edek das Gesicht verzog. Durch die Wände der Baracke hörte man die Stimmen der Frauen. «Läuferin! Läuferin!» riefen sie im Chor. Die jungen Mädchen wurden auf die seitliche Wache gerufen. Die Slowakinnen warfen sich Mala um den Hals ...

Sie küssten sie ab, weinten und wünschten ihr Glück. Das dauerte entschieden zu lange, so dass der ungeduldige Edek die Mädchen unterhakte und sie gewaltsam zum Ausgang des Blocks hinausschob.

«Also, es ist Zeit für uns», sagte er, als er sah, dass Mala ganz in Tränen aufgelöst war.

Ich verabschiedete mich von Mala. Sie gab mir ihre kleine Hand. Sie zitterte, war kalt und feucht. «Alles ist in Gottes Hand», sagte sie unter Tränen. «Es wird alles gut werden!» stiess ich hervor, es klang irgendwie gekünstelt. Sie tat mir in diesem Augenblick sehr leid, ich hatte Mitleid mit Edek und war auf mich selbst einfach wütend. Wie wird er allein mit diesem schwachen Mädchen zurechtkommen? Sie kann doch kaum einige Kilometer laufen! In diesem Augenblick war ich bereit, mit ihnen zu gehen. Ich wagte aber nicht, das jetzt vorzuschlagen.

«Gehen wir!... Und du, Mala, sei in 15 Minuten an der Hauptwache!... Jurek wird dort warten.» Ich warf einen letzten Blick auf Mala. Sie stand da, verweint, ratlos, wie ein kleines Mädchen.

An der Tür der Baracke blieb Edek stehen. «Gib mir deinen Hosengürtel, weil meiner zu eng ist», mit diesen Worten öffnete er seinen Overall und ich sah darunter die grüne SS-Uniform und dann erst die Breeches. Das war wirklich ein Wahnsinn. Das war ein unnötiges Risiko, aber in seinem Stil. Er war selbstsicher und glaubte immer an seinen guten Stern. Jetzt wusste ich, warum er erneut aus dem Lager ging. Ich gab ihm meinen Gürtel mit einer geschmiedeten goldenen Schnalle. Meiner war länger.

Zwischen den Abschnitten A und B des Frauenlagers, direkt gegenüber der Strasse, die zu der kleinen Wache führte, wo bereits die kleinen Slowakinnen am Schlagbaum auf ihrem Posten standen, trennten wir uns. Normal, als ob gar nichts wäre. Wir gaben uns nicht einmal die Hand. Nur ein paar Worte. «Auf Wiedersehen! In Kozy warten wir auf euch! Wenn sich etwas ändern sollte, lass ich es dich durch den Alten wissen ... Servus!» Er rückte seinen Overall zurecht, warf das Kästchen mit dem Werkzeug aus einer Hand in die andere und ging direkt auf die kleine Wache zu.

Ich selbst begab mich auf den Abschnitt A.

Als ich an der Küche und der Sauna vorbei war, wandte ich mich nach Edek um. Er passierte bereits die Wache ohne jegliches Hindernis, meldete sich ab und ging mit sicherem Schritt auf der Strasse, die Rampe entlang, parallel zu meinem Abschnitt. Das Kommando Chameks arbeitete ohne Eile. Der Oberst stand auf seinem Posten und sah mich glücklicherweise nicht. Das war mein Glück, ich hatte nämlich keine Lust zu reden, jetzt, als ich Edek nicht aus den Augen verlieren wollte. Ich nahm vom Oberst nur das Metermass, das er immer bei sich trug, um fachmännischer auszusehen.

Ein paar Meter von der Hauptwache bog ich nach rechts ab, sprang über den

Graben und trat an die dort liegenden Kanalisationsröhren, die auf dem freien Platz in dieser Ecke des Lagers aufgestapelt waren. Ich zog das Metermass aus und gab vor, die Röhren auszumessen. Von dieser Stelle aus hatte ich einen ausgezeichneten Beobachtungspunkt. Links hatte ich das Revier, hinter ihm die Drähte und die Strasse entlang der Rampe, auf der sich mir kurz die Gestalt Edeks zeigte, bevor er in dem grossen Tor des quer über die Strasse stehenden Gebäudes verschwand. Nach einer Weile sah ich ihn wieder, aber bereits in Begleitung eines zweiten Häftlings, sicher Jureks. Beide in Overalls mit den Kästchen in den Händen, gingen sie jetzt auf der Strasse in meine Richtung, der Wache des Frauenlagers zu. Als sie dort eintraten, verlor ich sie erneut aus den Augen. Jurek blieb anscheinend auf der Wache stehen, weil hinter dem Gebäude die einsame Gestalt Edeks herauskam, der jetzt schnellen Schrittes zum Kartoffelbunker ging. Er schaute sich aufmerksam um, sah mich, machte eine unbestimmte Handbewegung, griff dann in das Kästchen, sicher um den Dietrich herauszuholen. Mit einer geschickten Bewegung drehte er das Schloss um und war bereits drin. Das geschah alles so blitzartig, dass ich glaubte, niemand hätte etwas bemerken können. Übrigens war es die beste, die geeignetste Zeit, Mittag, Hitze, kein Mensch in der Nähe, der auf einen an der Tür des Kartoffelbunkers manipulierenden Häftling hätte aufmerksam werden können.

Mala ging mit schnellen Schritten durch die Hauptstrasse des Lagers. Als sie das Revier passierte, rief ihr eine Frau, die die Drähte des Krankenzugangs entlanglief, etwas zu. Mala zeigte durch eine ungeduldige Bewegung, dass sie sehr in Eile wäre. Aus der Tür der Wache kam gerade der hinkende Perschel. Er sagte etwas zu Mala, sie stellte ihm dienstefrig sein Fahrrad hin, eines von den beiden, die an den Fahrradständer gelehnt waren. Perschel hob sein steifes Bein über den Rahmen des Rades, mit dem anderen gesunden Bein drückte er aufs Pedal und fuhr fort. Bis jetzt verlief alles programmgemäss und richtig. Währenddessen verstrichen lange Minuten. Ich sah auf die Uhr. Zwanzig nach zwölf. Was war geschehen? Warum kam sie noch nicht? Hinter der Scheibe des kleinen Fensters im Bunker bemerkte ich die undeutliche, kaum sichtbare Gestalt Edeks. Er zeigte mir, dass er in Sorge wäre. Von seinem Fenster aus konnte er nicht viel sehen. Er war lediglich von meinem Zeichen abhängig. Endlich! Sie kamen! Der untersetzte Jurek, neben einer kleinen Gestalt, ebenfalls im Overall, die eine schwere Kloschüssel auf dem Kopf trug. Das war eine gute Idee mit dieser Kloschüssel, die das kleine Köpfchen Malas fast vollständig bedeckte. Mala beugte sich bereits schwer unter dieser Last. Ich gab Edek ein Zeichen. Er hatte nur darauf gewartet, weil er schon im nächsten Augenblick ausserhalb des Bunkers erschien. Während er den unsichtbaren Staub von der Rottenführeruniform abputzte, näherte er sich dem Strassenrand und wartete,

bis ihn die anderen erreichten. Jurek hielt in der vorgeschriebenen Entfernung vor dem SS-Mann an, machte eine vorschriftsmässige «Kehrtwendung» und marschierte zurück. Mala blieb mit Edek zurück. Edek liess Mala vorneweg gehen, er selbst bewegte sich einige Schritte hinter ihr, lässig, normal, wie man oft einen SS-Mann sah, der einen Häftling mitführte. Langsam entfernten sie sich vom Lager. Ich begleitete sie mit den Augen noch gute 300 Meter, bis ich sie aus den Augen verlor, weil die Strasse leicht nach rechts abbog und hinter dem Gebäude des Kartoffelbunkers verschwand.

Das Schlimmste war also hinter ihnen. Jetzt blieb noch die grosse Postenkette zu überqueren, wo ein Schlagbaum war und dahinter wartete auf sie schon die Freiheit. Ich war ganz nass. Meine Knie waren aus Watte. Der Hals zog sich mir zusammen. Man musste doch viel Mut dazu haben. Jetzt passierten sie sicher das letzte Hindernis, den Schlagbaum, bei dem immer ein SS-Mann Dienst hatte. Wenn sie den hinter sich hatten, ohne aufgehalten worden zu sein – dann waren sie frei.

Ich wartete noch einige Minuten. Perschel kam wieder zurück. Die Strasse schwieg. Das Schlimmste hatten sie schon hinter sich. Auf der Strasse, die nach Budy führte, wurde niemand zurückgebracht. Sie waren schon frei! Aber was geschah mit mir? Mein Herz schlug wie ein Hammer. Die Kehle war weiterhin wie zugeschnürt. Die Aufregung nahm mir die Sprache. Ich sah, dass Chamek etwas zu mir sagte, hörte aber seine Stimme nicht. In meinen Gedanken war ich weit weg, dort hinter den Drähten, mit ihnen. In zwei Tagen werden wir zusammen sein. Wie lange musste man noch warten... Man hätte doch mit ihnen gehen sollen. Ach, diese dumme Vorahnung! Für sie war das Lager jetzt nur noch eine Erinnerung!

Die Sirene schwieg. Die Kommandos fangen an, sich zur Rückkehr zu versammeln. Feierabend! Die Sirene schwieg. Ausser einigen Personen weiss noch niemand, dass zwei Menschen im Lager fehlen. Vor der Wache des Männerlagers entstand ein Stau. So war es immer! Alle konnten doch nicht auf einmal hereinkommen. Die SS-Männer zählen die Hereinkommenden ab, ein paar werden kontrolliert. Das Orchester spielt einen lustigen Marsch. Ein Kommando nach dem anderen marschiert in das Lager. Jetzt waren wir an der Reihe.

Wir näherten uns der Wache und versuchten, den Schritt im Takt des Marsches zu halten. Chamek zählte laut die Fünferreihen ab. Eins, zwei, drei! Links und links! Er kommandiert, als wir bereits in der Nähe der Wache sind. Gegenüber von uns, auf der rechten Seite der Strasse, stellte sich noch das grosse Kommando der Bauleitung auf, zu dem unter anderem das Kommando der Installateure gehörte.

Das Kommando Bauleitung war in einzelne Gruppen aufgeteilt, die je nach ihrem Fach auf verschiedenen Abschnitten des weitläufigen Lagers arbeiteten,

daher dauerte es gewöhnlich ziemlich lang, bis alle komplett waren. Jetzt aber konnten sie immer noch nicht die vollständige Summe zusammenzählen. Sicher war bereits festgestellt, dass Edek fehlte. Tadek P., ein Glaser, der für das ganze Kommando verantwortlich war, sah mich marschieren und fragte, was mit Edek los wäre. Ich zuckte mit den Achseln. Ich weiss von nichts! Ich habe ihn im Frauenlager gesehen, aber noch vormittags ... Tadek ahnte schon seit Langem, dass wir eine Flucht beabsichtigten. Als er mich mit dem Kommando ins Lager zurückkehren sah, wurde er etwas ruhiger. Es ging ihm nicht in den Kopf hinein, dass Edek ohne mich flüchten könnte. Er wartete also noch und meldete den Behörden nicht, dass einer fehlte.

Alle waren bereits in den Reihen vor ihren Blocks zum Appell aufgestellt, und das Kommando Tadeks stand immer noch vor der Wache. Ich sah von Weitem, von meinem Block aus, dass sich Tadek schliesslich entschloss zu melden, dass ihm einer fehlte. Ein SS-Mann, man konnte schwer auf diese Entfernung sehen, wer es war, schlug ihn immer wieder ins Gesicht.

Appell! Die Blockältesten meldeten den Stand des Blocks den Blockführern. Die gaben die Meldungen dem Rapportführer Wolf weiter. Ein lautes Kommando «Das Ganze stillgestanden!» ertönte. Jetzt erstattete Wolf dem Lagerführer Schwarzhuber den Rapport. Nach einer Weile raste bereits ein SS-Mann in Richtung der Blockführerstube. Die Sirene fing an zu heulen. Lange, durchdringend, so dass es in den Ohren bohrte. «Einer fehlt...» Wir standen in Achtungstellung. Ich sah, wie die «Russkis» mich immer wieder von der Seite anguckten. Jankiel stand dicht neben mir, unbeweglich, er schaute direkt vor sich hin, ich fühlte aber, wie er meine Hand drückte. Woher konnten sie wissen, wer fehlte. Der Blockführer Schneider schaute die Stehenden ernst an, sein Blick verweilte lange auf meiner Person. Vielleicht schien es mir nur so!

Ich sah irgendwo nach innen und zuckte nicht mit den Wimpern. Die Sirene beendete stöhnend ihr Geheule. Wir blieben stehen. Das ganze Lager stand. Der Lagerführer verliess mit seinem Gefolge das Lager und begab sich zur Wache ... Jetzt war es ruhig, die Spannung wich zum Teil, ich konnte mich in die Richtung des Frauenlagers umdrehen. Es war zu weit, um von hier aus etwas zu sehen. Dort dauerte der Appell ebenfalls noch an, und sicher konnten sie auch dort nicht auf ihre Zahl kommen. Ich zuckte, weil jetzt die Stimme der Alarmsirene erneut zu heulen begann. Allgemeine Bewegung. Alle staunten, weil doch nur einer fehlte, die Sirene aber das Zeichen gab, dass noch ein zweiter fehlte, dass noch ein anderer geflüchtet war. «Lagerältester! Lagerältester nach vorne!» rief man von Richtung der Wache. Danisz rannte, so schnell er konnte, in die Richtung der Blockführerstube. Nach einer Weile kehrte er zurück. Die Funktionshäftlinge umgaben ihn. Der Lagerkapo brüllte: «Alles abtreten!» Ende des Appells. Es gab

also gar keinen Stehappell! Auch die Funktionshäftlinge gingen auseinander. Diesmal rückten sie sogar nicht einmal aus, um nach dem Flüchtling innerhalb der grossen Postenkette zu suchen, was in solchen Fällen gewöhnlich praktiziert wurde. Bald wusste man alles. Die Nachricht verbreitete sich im Lager in Windeseile. Aus dem Frauenlager war eine Jüdin, die Läuferin Mally Zimetbaum, Nr. 19880, aus unserem Lager aber der Installateur Edward Galinski, Nr. 531, geflüchtet. Der Schwarzhuber soll gesagt haben, wenn so ein alter Häftling geflüchtet sei, lohnte es sich gar nicht, nach ihm zu suchen.

Nach dem Abendessen lief ich zu Jurek. Ich konnte kaum zu ihm kommen. Alle paar Schritte wurde ich von einem Bekannten angehalten und gefragt, meine Hände wurden geschüttelt und jeder blinzelte mir zu, als ob sie alle viel wüssten. Die Fragen fanden kein Ende. Wie kommt es, dass du geblieben bist? Wann wirst du verschwinden? Auch mit einem Mädchen? Am meisten freuten sich die Juden. Sie zogen mich auf ihren Block, der Freude war kein Ende, sie boten alles an, was sie nur konnten.

Chamek brachte mich zu Hans, dem Kapo von «Kanada», zum Schnapstrinken, der froh darüber war, dass ich nicht geflüchtet war und er nicht Scherereien wie Tadek hatte. Hans wollte, dass ein Teil des Ruhmes auch ihm zuteil wurde, deshalb behauptete er laut, dass Mala seine Kusine wäre. Ich fing an, mich vor dieser plötzlichen Popularität zu fürchten. Manche fragten mich direkt, wann ich an der Reihe wäre. Ich konnte leicht zur Politischen Abteilung gerufen werden. Allein bei dem Gedanken daran überlief es mich kalt.

Bei Jurek traf ich den «Gorale». Jurek, ohne zu wissen, dass ich mit Jozek eine Flucht plante, riet uns, eine Zeitlang abzuwarten, bis sich alles beruhigt hätte. Der «Gorale» war ein Anhänger der Flucht durch den Bunker, von dessen Existenz und Lage er jetzt eben die Nachricht bekam. Das ist der sicherste Weg, behauptete er. Das andere Verfahren könnte das zweite Mal versagen. Ich beschloss, so oder so, zu flüchten, und zwar so schnell wie möglich.

Als ich zurückkehrte, hörte ich im Vorbeigehen die Gesprächsfetzen. Es war heute nur das eine Thema: Edek und Mala. Ihre Namen wurden zum Symbol der Freiheit.

Es war bereits dunkel, als ich auf Block 4 ankam, so konnte ich ungesehen von den neugierigen und aufgeregten Bekannten dorthin schleichen.

Ich rief Jurek Sadczykow heraus. Ich war sehr neugierig, wie er mit Mala zu-rechtgekommen war. Sie schien doch so aufgereggt! ... Wir fanden von der Seite des Zigeunerlagers eine stille Ecke, wo man verhältnismässig frei sprechen konnte. Jurek war sehr vorsichtig. Besser, wenn man uns nicht zusammen sah. Der Teufel schlief nicht. Er erzählte, was sich auf der Blockführerstube abspielte von dem Augenblick an, als Mala erschien und Edek in den Kartoffelbunker ging, um seinen Overall auszuziehen, also in dem Augenblick, als Per-

schei sein Fahrrad bestieg – das war eine glückliche Verkettung der Umstände, die man jedoch in Betracht zog –, als Mala in die Wache kam, wo nur eine Aufseherin anwesend war. Jurek gab dagegen vor, ein vorher von Edek abgerissenes Schloss im Abort zu reparieren. Die Klosettschüssel, und zwar eher die Waschschüssel, war vorher auch dorthin gebracht worden, sie lag vorbereitet daneben. Nach einer Weile erschien Mala. Er schloss sie in den Abort ein, wo der Kasten mit Handwerkszeug stand und der für sie vorbereitete Overall lag. Sie musste sich sehr beeilen, weil jeden Augenblick jemand dazukommen konnte. Jurek hätte sich dann leicht herauswinden können, er arbeitete doch dort. Schlimmer wäre es mit Mala. Jurek wartete, während er weiterhin so tat, als ob er das Schloss reparierte, mit Ungeduld auf Mala. Die Sekunden verstrichen, die ihm unendlich lang erschienen, aber ohne Ergebnis. Durch die lange Stille im Abort beunruhigt, öffnete er die Tür und sah das dort ratlos stehende Mädchen, blass vor Angst und völlig durcheinander. Sie machte den Eindruck einer Bewusstlosen. Ohne viel zu überlegen, schloss er sich mit Mala ein, zog ihr den Overall über, legte ihr die Waschschüssel auf den Kopf und stieß sie dann buchstäblich nach draussen, um sie dann in Richtung des Kartoffelbunkers zu führen. Mala ging gehorsam und klapperte laut mit den Zähnen. Es könnte ein Malariaanfall gewesen sein, ein Anfall der Krankheit, an der sie litt. Den Rest sah ich selbst von meinem Beobachtungspunkt im Frauenlager aus.

Kapitel LXXXVII

Der Sonntag – ein arbeitsfreier Tag – zog sich schrecklich in die Länge. Ich verliess den Block gar nicht, um auf diese Weise das Zusammentreffen mit den Neugierigen zu vermeiden. Das half nicht viel. Immer wieder kam jemand und langweilte mich; der Lagerkapo Jupp, auf den ich im Vorplatz des Blocks stiess, sagte bissig: «Na, Schreiber, wie geht's? Dein Kamerad ist weg...» Er machte dabei eine unbestimmte Bewegung mit der Hand, was bedeuten sollte, dass Edek weit wäre. Ich hatte immer mehr Angst, dass ich wegen Mithilfe bei der Flucht verdächtig wäre und plötzlich auf die Politische Abteilung gerufen werden könnte. Mit Ungeduld wartete ich auf den nächsten Tag. In der Nacht wälzte ich mich unruhig und konnte nicht einschlafen. Die letzte Nacht im Lager ... oder? Ich versuchte, an diese zweite Möglichkeit nicht zu denken, aber das Bild dieses Schrecklichen kam wieder, quälte und erfüllte mich mit Angst. Am Morgen stand ich früh auf, noch vor dem Gong. Aus dem Versteck zog ich die Zigaretten, das Bild meiner Schwester und das Porträt Malas heraus. Ich wusste nicht, wozu ich sie mitnahm. Die Kassiber von Halina, die Namenstagskarten mit den Landschaftsbildern, die von den Lagermalern handgemalt waren, liess ich im Versteck des Tisches zurück. Beim Appell des Arbeitskommandos stand ich wie gewöhnlich in der ersten Reihe, direkt neben Chamek. Wir gingen schweigend. Als wir das Tor des Frauenlagers passierten, entschloss sich Chamek zu einer Bemerkung: «Mach mir ja nicht so einen Streich wie Edek dem ‚Glaser‘. Bei ihm ging es noch, aber ich bin Jude, denk daran...!» Nach einer Weile, als er sah, dass ich ihm keine Antwort gab, fügte er hinzu: «Gib mir dein Ehrenwort, dass du, wenn du die Lust verspüren solltest, fortzulaufen, dies nicht von mir tun wirst!» Ich gab ihm mein Wort und hatte überhaupt keine Absicht, es zu halten.

Ich gab mir die Absolution durch die Gewissheit, dass Chamek kein Mensch mit sauberen Händen war, obwohl er sich mir gegenüber völlig korrekt benommen hatte. Es schadete nichts, wenn man ihm ein wenig die Haut verdreschen sollte, mehr drohte ihm doch nicht. Die Kollektivhaftung war doch bereits aufgehoben.

Aus einer grossen Kiste, die neben dem Block stand, verteilte der Oberst das Arbeitswerkzeug an die Leute. Der Scharführer sprach eine Weile mit Chamek und verschwand wie immer. Chamek tat das gleiche, nachdem er vorher dem Oberst seine Befehle bezüglich der Arbeit des Kommandos erteilte. Er verschwand auf dem Block der Jugoslawin. Er hatte immerhin Ausdauer... Hinter der angelehnten Tür des Blocks versteckt rauchte ich eine Zigarette und begann

einen Plausch mit dem Oberst. Währenddessen näherte sich eine der kleinen Slowakinnen und gab mir ein Zeichen, dass sie mit mir sprechen wollte. Der Oberst drückte seine Zigarette aus und entfernte sich diskret. Das freudestrahlende Mädchen erzählte mir, ohne ihre Gefühle verbergen zu können, alles, was am Samstag geschehen war. Erst während des Appells hatte man bemerkt, dass Mala fehlte. Die Rapportführerin Drechsler befahl, sie im ganzen Lager zu suchen, weil sie meinte, der Mala wäre schlecht geworden oder sie wäre in Ohnmacht gefallen. Da sie von der Krankheit der Mala, die an Malariaanfällen litt, wusste, vermutete sie nicht, dass ihre Abwesenheit durch irgendetwas anderes zu erklären sei. Man suchte also nach Mala überall, und der Appell zog sich, obwohl er früher als im Männerlager begann, in die Länge. Schliesslich musste man doch Alarm auslösen, weil man feststellte, dass ausser Mala auch einer der Häftlinge aus dem Kommando der Installateure, die innerhalb des Frauenlager arbeiteten, fehlte. Man vermutete mit Recht, dass sie zusammen geflüchtet sein mussten.

Die von Mandel in Gegenwart des ganzen Lagers abgekanzelte Drechsler war blau vor Wut. Dafür freuten sich Tausende von Frauen. Ich bin auch so glücklich! Mit diesen Worten endete die Slowakin ihren Bericht.

Jetzt war die Reihe an mir, beschloss ich. Ich sagte dem Oberst, dass ich auf dem Abschnitt B in der «Pumpe» wäre, falls Chamek nach mir fragen sollte. Das wunderte ihn nicht, weil ich oft dorthin ging. Verständnissvoll stupste er sich vielsagend mit dem Finger an den Hals, denn er wusste, dass ich dort manchmal zu trinken pflegte.

In der «Pumpe» fand ich Zbyszek B. und Lubusch. Sollte Zbyszek jetzt Lubusch bearbeiten? dachte ich mir. Zbyszek, der nichts von der Mitwirkung Lubuschs bei der Flucht wusste, stellte mich ihm als einen Freund Edeks vor. Lubusch wurde ein wenig verlegen, schaute mich aber danach mit Interesse an. Sein Blick schien eine stumme Bitte auszudrücken. Schweig! Zbyszek, als ob er etwas vermutete, änderte das Thema nicht.

Ich verliess die «Pumpe» so schnell wie möglich. Ich musste jetzt aus dem Frauenlager heraus, um Szymlak zu treffen, der sicher bei der Planierung, wo der «Gorale» arbeitete, auf mich wartete. Ich war jetzt vollkommen ruhig. Die nächtlichen Alpträume verschwanden auf Nimmerwiedersehen. Ich beschloss, mich genau wie Edek zu verhalten. Bei der kleinen Wache stand die Läuferin, dieselbe, mit der ich vor knapp einer Stunde gesprochen hatte. Sie flüsterte: «Still, ruhig, da sind nur die Aufseherinnen.» Mit den SS-Männern war es immer schlimmer. Die eine sass auf dem Brett des geöffneten Fensters der Wache, die zweite stand draussen. Sie schienen sehr gelangweilt zu sein. Als ich mein Verlassen des Lagers meldete, verdrehte ich etwas – ich hatte immer Schwierigkeiten mit meinem Deutsch –, ich stotterte, versuchte verständlich zu spre-

chen und drückte aufgeregt die Mütze in der Hand, womit ich die beiden sehr belustigte. Sie lachten roh und redeten immerfort etwas auf deutsch, was ich selbstverständlich nicht verstand. Die vom Fenster fragte mich schliesslich auf polnisch, wohin ich gehe und wozu. Darauf war ich vorbereitet. Völlig beherrscht erzählte ich das bereits ausgedachte Märchen: Mein Kommandoführer, der Oberscharführer, schickte mich zum Kapo des Kommandos, das an der Rampe arbeitete, der Kies und Steine liefern sollte, die notwendig waren, um die Strasse auf dem Revier zu bauen. Die Geschichte war ziemlich wahrscheinlich, nichtsdestoweniger wiederholte sie die Aufseherin der anderen auf deutsch, und diese nickte zustimmend mit dem Kopf. Das kostete mich trotzdem zwei Päckchen Zigaretten, weil die, die Polnisch sprach, den Tischdeckel öffnete und fragte, ob ich rauchte. «Aber jetzt geh weg, du ...» sagte sie schnell. Ich hörte nicht weiter und schoss wie ein Pfeil in Richtung der Rampe, weil ich das Geräusch eines von hinten ankommenden Autos hörte. Ich war bereits bei den Loren, als meine Ohren das Quietschen des bremsenden Wagens vor der Wache erreichte. Ein eleganter Chauffeur sprang aus dem Wagen und öffnete dienstfrig die Tür, durch die sich der dicke Lagerkommandant Kramer zwängte und seiner Begleiterin Mandel die Hand reichte. Die Aufseherinnen standen in Achtungstellung mit gehobenen Armen und begrüßten die Chargen. Heil Hitler! Ich griff nach einer der leeren Loren, die von den Häftlingen in Richtung der Hauptwache gezogen wurden. So kam ich an der Wache vorbei, legte eine grosse Strecke zwischen dem Lager und den Eisenbahnschienen der Strecke Auschwitz-Dziedzice zurück. Ungefähr in der Mitte der Strasse befand sich die Planierung, das Ziel meines Ausflugs. Hinter den Schienen zeichneten sich die Gebäude der Union und der SAW sowie die Wirtschaftsgebäude von Auschwitz I ab. Längs den Schienen ragten die Türme der grossen Postenkette in den Himmel, und weiter nach rechts lag der riesige Friedhof der zerschmetterten Flugzeuge, die Zerlegerbetriebe, wo die Russen arbeiteten und von wo sie auch flüchteten. Die Loren fuhren hinunter in einen grossen Graben für Ausschachtungen, zwischen vielen hin- und herlaufenden Häftlingen, die die Erde und den Kies förderten und dann auf die Loren aufladen.

Im kleinen Holzhäuschen, das auf die Schnelle zusammengebaut war, befanden sich die Magazine und das Büro. Der Meister war ein Deutscher, der einige Zivilarbeiter als Hilfen hatte. An der Stelle, wo die Häftlinge längliche, breite Gräben aushoben, sollten weitere Magazine errichtet werden. Dieses ganze Gelände war sehr günstig für Kontakte mit den Zivilisten und sogar mit den Wehrmachtsangehörigen, die nicht weit davon im Fliegerabwehrdienst tätig waren. Der alte Szymlak arbeitete jetzt in den SS-Kasernen, hatte es also nicht weit hierher. Deswegen trafen wir uns gerade hier von Zeit zu Zeit. Der «Gorale», Schreiber des Planierungskommandos, fungierte in gewissem Sinne als unser

Verbindungsmann. Ich traf ihn in einer hölzernen Bude, wo er anscheinend etwas sehr Interessantes erzählte, weil sich um ihn herum einige Menschen versammelten.

«Wo ist Szymlak?» fragte ich ihn. Jozek breitete die Hände aus. «Er ist nicht da.»

Daraufhin sprang einer der Zivilisten hoch, den ich bis dahin nicht kannte. Er schaute meine Nummer an, dann mich, und begab sich langsam dem Ausgang zu. Ich ging hinter ihm her.

«Szymlak kommt heute nicht!» sagte er. «Er bat mich, dir das da zu geben», er schaute sich jetzt aufmerksam um, ob uns niemand dabei beobachtete, nahm dann beruhigt die Mütze ab und zog ein kleines Zettelchen daraus hervor. Ich war überrascht, weil ich das nicht erwartet hatte.

Das war ein Kassiber von Edek. «Ohne Schwierigkeiten erreichten wir die Stelle», las ich. «Mala trug die Waschschüssel einige Kilometer – tapferes Mädchen! Hinter Budy warfen wir sie zusammen mit dem Overall in das Korn. Durch die Felder erreichten wir gegen Abend Kozy. Wir übernachteten in einem Heuschober am Rande des Dorfes. Mala fühlt sich gut, nur ihre Schultern schmerzen. Am Abend gehen wir weiter. Servus!» Das war alles! Ich war enttäuscht. Ich fühlte mich betrogen. Das ist deine Schuld! sagte die innere Stimme. Du hättest dich entschliessen müssen! Du warst feige. Und jetzt suchst du nach den Schuldigen .. Was tun? Ich war entschlossen, jetzt sogar durch den Bunker zu flüchten, auch allein, nur so schnell wie möglich fort. Der Zivilist beobachtete mich und sah meine Unruhe.

«Ich bin der Nachbar des Alten», erreichte mich seine ruhige Stimme. «Ich wohne am Rande des Dorfes. Sie konnten das Haus von Szymlak nicht finden und fragten die Leute im Dorf, wo der Alte wohnte. Im Dorf verbreitete sich schnell die Nachricht, dass ein SS-Mann (Edek war weiterhin in der SS-Uniform) nach Szymlak fragte. Der letztere hatte anscheinend Angst vor dem Reinfall und liess sie nicht bei sich übernachten, sondern schickte sie zu mir. Ich hatte auch Angst, sie bei mir übernachten zu lassen. Ich zeigte ihnen also auf meinem Feld die Heuschober, direkt in der Nähe des Waldes...» Ich verstand also, warum Edek die Uniform, die Waffe und den Passierschein nicht zurückgeschickt hatte. Wir hatten zuviel von Szymlak verlangt. Edek sah die Unlust der Dorfbewohner, ihnen eine Unterkunft zu gewähren, verzichtete auf die weitere Hilfe Szymlaks und überredete ihn nicht, das Risiko auf sich zu nehmen, das ohne Zweifel das Zurückbringen der Uniform gewesen wäre.

Als ich den Kassiber in kleinste Stücke zerriss, schaute ich ratlos um mich. Der Zivilist sah meine Konsternierung, klopfte mir freundschaftlich auf die Schulter und sagte: «Machen Sie sich keine Sorge! Der Krieg wird bald zu Ende sein! Ihr kommt alle frei!» Er hatte gut reden...

Chamek schrie aufgeregt auf seine Männer ein, schlug sie und trieb sie zur Arbeit an. Sicher hatte er von seiner Verlobten wieder eine auf die Fresse bekommen. Als er mich sah, wurde er sofort ruhig. Ich war also der Grund seiner Aufregung. Ich war zu lange fort. Er fürchtete sich vor dem Schlimmsten. Jetzt droht ihm bestimmt nichts mehr, dachte ich bitter. Ich blieb allein! ... Werde ich ohne Edek überhaupt etwas zustande bringen? fragte ich mich in Gedanken. Ich fühlte mich sehr einsam. Sogar die gelungene Flucht Malas und Edeks freute mich nicht mehr. Der Oberst näherte sich mir: «Elzunia fragte nach dir.» Ich hatte keine Lust auf Gespräche. Trotzdem ging ich, um nach ihr zu suchen. Auf dem Block war sie nicht. Sie war sicher zu ihrer Freundin gegangen. Eine merkwürdige Apathie breitete sich in mir aus. Mag kommen, was da wolle...

Kapitel LXXXVIII

Das Lager hatte sich noch nicht von der romantischen Flucht Edeks und Malas erholt, als am nächsten Tag bereits wieder die Sirene zu heulen begann. Zwei «alte» Häftlinge, und zwar auch aus dem Kommando der Bauleitung, die Dachdecker Tomek Sobanski und sein Freund Kostek Jagiello, waren weg. Die Lagerbehörden waren dieser Fluchtepидemie gegenüber dermassen wehrlos, dass sie sogar auf jegliche Repressionen verzichteten. Nur die Politische Abteilung, die eine organisierte Aktion spürte, steigerte ihre Aktivitäten. Sie schaute immer häufiger in das Lager herein und machte unerwartete Durchsuchungen. Sie hatten auch viele Spitzel geschickt. Ein Spitzel fand sich sogar unter den «Russkis», die im «Mexiko» arbeiteten. Er war von unserem Block. Kurz danach hat ihn ein Arbeitsunfall erwischt. Die «Russkis» liquidierten ihn selbst. Sie flüchteten wie immer in Gruppen, zu dritt, zu viert, fast jeden Tag. Ich wartete umsonst auf eine Nachricht von Edek. Szymlak liess nichts von sich hören, und auch der junge Zivilist war irgendwo verschwunden. Von meiner Schwester bekam ich ein Paket und einen Brief aus Zakopane, dort gab es aber keine, auch nicht die geringste Bemerkung über den Kassiber, den ich vor einem Monat geschickt hatte, geschweige denn etwas über Edek. Ich nahm an, dass sie noch nicht nach Zakopane gekommen waren. Mit Jurek und mit dem «Goralen» traf ich mich zuletzt fast gar nicht. Sie waren mit dem Plappern auf den Versammlungen im Block von Jerzy beschäftigt. Das ärgerte mich, und vielleicht mied ich sie deshalb. Etwas erfuhr ich manchmal von dem Obersten. Angeblich wurden irgendwelche Verbindungen zu Partisaneneinheiten, die in der Gegend von Bielsko wirkten, geknüpft. Wieviel davon Wahrheit und wieviel davon Phantasie war, konnte man schwer unterscheiden. Am häufigsten traf ich mich jetzt mit Karol aus «Kanada». Er träumte immer von einer Flucht. Andrzej verdrehte mir immer noch den Kopf mit seinem Bunker. Ich wartete aber auf ein Zeichen von Edek.

Vor der Schreibstube des Frauenkrankenbaus stand ein kleiner Rollwagen. Anscheinend brachten uns die Häftlinge aus Auschwitz Medikamente. Immer dieselben. Tolinski, Kosztowny. Ich sprang hinzu, um zu helfen, die Pakete in das Ambulatorium zu tragen. Marian sprach mit Orli und übergab ihr eine «Post». Der «Gonokokkus» kümmerte sich sorgfältig um einen Haufen von Ampullen. Es gab immer mehr davon, als die Lagerbehörden empfahlen. Auschwitz dachte an das Frauenlager.

«Tolinszczak» nahm mich beiseite und erklärte in einem Atemzug: «Edek und Mala festgenommen!!!» Zuerst wollte ich es gar nicht glauben. Wie war das möglich? Jetzt, nach so vielen Tagen! Leider war es eine schreckliche Wahr-

heit. Noch gestern Nachmittag hatte man sie auf den Block 11 gebracht und sie im Bunker eingeschlossen. Jetzt werden die Vernehmungen in der Politischen Abteilung beginnen. Eine schreckliche Angst überfiel mich. Was wird sein, wenn sie die Vernehmungen nicht aushalten? ... Gleich nach dem Abendessen traf ich mich mit Jurek Sadszykow. Er war von dieser Hiobsbotschaft so niedergeschlagen wie ich.

«Jetzt gibt es nichts mehr zu überlegen. Jetzt muss man flüchten, und zwar so schnell wie möglich», sagte Jurek aufgeregt. Der Misserfolg der Flucht Edeks und Malas liess Zdzisiek Michalak, Papuga und Rysiek Kordek von ihrer lange geplanten Flucht nicht abhalten. Dieses seit längerer Zeit sorgfältig vorbereitete Unternehmen gelang. Es gab keine Repressionen. Nein? ... Plötzlich, mir nichts dir nichts, wurde ein Blockältester gehenkt. Der frühere Kalfaktor des Bunkers in Auschwitz, der zur SK verurteilt und später in Birkenau als Blockältester in Gnaden aufgenommen wurde, war von einer deutschen Häftlingsfrau, mit der ihn irgendwann etwas verband, denunziert und wegen Abhörens von Rundfunk und Verbreitung von BBC-Nachrichten gehenkt worden.

Sollte der Terror jetzt wieder beginnen? Unter solchen Umständen schien die Lage Edeks und Malas bereits entschieden. Aber noch vorher würde die Politische Abteilung alles tun, um aus ihnen die Wahrheit herauszubekommen: vor allem, woher Edek die SS-Uniform und die Waffe bekommen hatte. Ich bekam von Edek einen Kassiber. Eigentlich bekam ihn Jurek S. mit der Anweisung, mir den Inhalt mitzuteilen. Edek beschrieb dort das Scheitern. Im Lager wurden verschiedene phantastische Versionen über dieses Thema erzählt; dass er in Bielsko in Geschäften gewesen war, dass er sogar in einem Lokal einkehrte und die Aufmerksamkeit auf sich zog, weil er mit dem Geld herumgeworfen hätte usw. usw. Die andere Version lautete, dass er mit Mala zu einem Zahnarzt gegangen war und für seine Dienstleistungen mit Gold zahlen wollte, der Zahnarzt aber leider ein Deutscher war usw. usw. Edek wusste anscheinend um die laufenden Gerüchte, darum beschrieb er kurz den ganzen Vorfall. Sie wurden in den Bergen von Zywiec festgenommen, wo sie auf eine Grenzpatrouille gestossen waren. Man schickte sie ins Gefängnis in Bielsko, ohne sie zu erkennen. Edek war nämlich weiterhin in der SS-Uniform. Zur Zeit wurden sie täglich vernommen. Die Politische behandelte sie unerwartet milde. Mala wurde sogar Kaffee und Kuchen angeboten. Sie wollten erfahren, auf welche Weise sie flüchteten, und vor allem, woher sie die Uniform und die Waffe bekommen hatten. Das würden sie selbstverständlich nie erfahren.

Dieser Kassiber beruhigte mich zumindest so, dass ich begann, mich damit zu trösten, dass man sie schliesslich in Ruhe lassen und die ganze Sache mit einer Prügelstrafe und höchstens mit «dauernd SK» enden werde. Jurek teilte jedoch

meinen Optimismus nicht. Er behauptete, wenn die Gestapo nichts von ihnen erführe, dann würde sie zu anderen Methoden greifen, die sogar den Härtesten die Zungen lösten.

«Flüchten! Flüchten! Und zwar so bald wie möglich, solange es noch nicht zu spät ist», sagte er aufgeregt.

«Ich rate dir, entschliesse dich endlich, ich habe mich bereits entschlossen, und zwar unabwendbar!»

Nach einigen Tagen brachte mir Jurek, der Verbindung zu Auschwitz hatte, einen neuen Kassiber von Edek. Er war sehr kurz und bereits in schlechterer Stimmung abgefasst. Die Politische hörte auf, mit ihnen zu spielen. Zbyszek, der ebenfalls Edek nahe verbunden war, hatte sogar ziemlich genaue Nachrichten. Edek wird mit einer Metallrute auf die nackten Füße geschlagen, und auch Mala fassen sie nicht mehr mit Glacehandschuhen an. Die Untersuchung wurde von Boger geführt!

Jurek hält es nervlich nicht mehr aus. Am Abend rief er mich zu einem entscheidenden Gespräch. Sie wollen morgen durch den Bunker in «Mexiko» flüchten. Sie werden zu viert gehen. Ich könnte mich ihnen noch anschliessen. Alles sei vorbereitet. Ich konnte mich dennoch nicht entschliessen.

Am nächsten Tag waren zwei Häftlinge geflüchtet: Jurek und «Rudy» aus der Packerei. Am gleichen Tag flüchteten aus Auschwitz ebenfalls zwei Personen. Sie sassen jetzt in der Erdhöhle auf dem «Mexiko» und warteten auf einen geeigneten Moment, um durch die grosse Postenkette durchzukommen, so dachte ich, als ich in der Koje lag und mir erneut Vorwürfe machte, dass ich diese Gelegenheit nicht wahrgenommen hatte.

Morgens rückte ich wie jeden Tag nach dem Arbeitskommandoappell mit dem Kommando Chameks zur Arbeit aus. Vor dem Ausgangstor, rechts gegenüber dem Orchester, bereiteten die SS-Männer eine besondere Schau für die Häftlinge vor.

Auf die Spaten gestützt standen oder besser gesagt hingen wie die Vogelscheuchen Leichen der auf der Flucht erschossenen Häftlinge, massakriert, mit Lehm und geronnenem Blut besudelt. Im ersten von ihnen erkannte ich Jurek. Den mittleren kannte ich nicht, der dritte war «Rudy», der Arbeiter aus der Packerei. Das Orchester spielte einen Marsch. Der SS-Mann gab das Kommando: Augen rechts. Die kleine Gruppe der Blockführer, die danebenstanden, beobachtete mit Genugtuung die Reaktion auf den Gesichtern der Häftlinge. Nur die glasierten Augen der Getöteten drückten bereits nichts mehr aus. Ich war so von diesem makabren Bild erschüttert, dass ich erst weit hinter dem Tor durch die Stimme Chameks zu mir kam, der sagte: «Siehst du, so enden die Fluchtversuche!» Chamek hatte ständig Angst, dass ich ihm irgendwann einen Streich spielen könnte, wie er zu sagen pflegte; er gab mir eine prophylaktische Warnungs-

spritze. Die Vorsehung wachte über mir, ging mir durch den Kopf. Ich könnte jetzt entweder im Bunker oder unter diesen dreien sein ... Drei? Warum drei? Es waren doch vier geflüchtet. Und wo ist der vierte? Entweder gelang es ihm zu flüchten, oder er hatte sie verraten, dachte ich aufgeregt. Kurz nach der Ankunft im Frauenlager bekam Chamek eine Nachricht von dem Kommandoführer, zu dem er ein gutes Verhältnis hatte. Das Rätsel wurde gelöst. Sofort nach der Feststellung der Flucht wurden die SS-Posten innerhalb der grossen Postenkette verstärkt. Die Nacht war ausnehmend dunkel. Einer der Wachmänner sah die Kriechenden, ohne von ihnen gesehen zu werden, er liess die Flüchtlinge ganz nah herankommen und eröffnete dann das Feuer. Drei legte er um, dem vierten gelang es zu entkommen.

Nach dem tragischen Tod Jureks hatte ich längere Zeit keine Nachricht von Edek. Zbyszek B. hatte gewisse Anhaltspunkte, dass ihre Sache nicht tragisch ausgehen würde. Er gab zu verstehen, dass man Bemühungen eingeleitet hatte, die mit gutem Erfolg gekrönt werden könnten. Zu diesem Zweck sammelte er Schmuck und hatte eine gute Quelle bei einer der Effinger-Häftlinge im Frauenlager. Er wollte die Schwäche der Frau Bogers für die Glitzerdinge ausnutzen, mit der er sprechen konnte, wenn er von Zeit zu Zeit verschiedene Arbeiten in ihrem Haus bei der Leitungslegung durchführte. Er war guter Hoffnung, was Edek anbetraf. Dagegen sah die Sache für Mala schlechter aus. Sie war Jüdin. Eines Tages schloss ich mich einem Kommando an, das Arbeiten beim Neubau in Auschwitz ausführte. Von dort gelangte ich mit Leichtigkeit in die Schlosselei, wo ich viele Bekannte hatte. Ich wollte Lubusch sehen. Vielleicht würde ich etwas von ihm erfahren. Er war nicht da. Ohne grössere Schwierigkeiten meldete ich mich auf das Gelände des Lagers. Ich begab mich auf meinen früheren Block 28 zur Diätküche, wo ich Julek K. und Marian M. vorzufinden hoffte. «Sie sind auf Block 11 gegangen», erklärte mir Felek W. Ich stiess auf sie neben Block 21, auf einem kleinen Platz. Sie kamen gerade aus dem Bunker, den sie mit zusätzlichem Essen versorgten. Das wurde ihnen von dem Kapo des Bunkers, Jakob, ermöglicht, der sich trotz seinem schlechten Ruf besonders um Mala und Edek sorgte, die ihm durch ihre ungebeugte Haltung imponierten. Sie hatten niemanden verraten. Die Politische hatte nichts von ihnen erfahren. Jetzt liess man sie in Ruhe. Marian und Julek gaben ihnen zusätzlich Essen, und Jakob erlaubte ihnen sogar, dass sie sich trafen. Angeblich hatte die Politische Abteilung die Sache zur Entscheidung nach Breslau geschickt, von wo der endgültige Beschluss kommen sollte. Sie warteten also auf das Urteil. Nach den letzten Strafen für die Fluchtversuche zu urteilen, könnte es mit der Bestrafung zur SK mit einem roten Punkt enden. Dies hätte eigentlich das bestätigt, was Zbyszek sagte. Ich kehrte sichtbar beruhigt nach Birkenau zurück. Die Straf-

Kompanie war in Birkenau, ich werde also tätig sein können. Bednarek würde wohl nicht wagen, Edek zu schikanieren.

Zwei oder drei Tage später erhielt ich erneut einen Kassiber von Edek. Er war in noch düstererer Stimmung geschrieben als der vorhergehende. Er teilte mit, dass sie auf das Urteil warteten, dass sie niemanden verraten hatten, dass Mala sich tapfer hielt. Sie erwarteten das Schlimmste. Lebendig werden sie sich aber nicht in die Hände des Henkers geben. Vom Tode Jureks wusste er. Er bat mich, Lubusch zu beruhigen, er sollte keine Angst haben. Diesen Kassiber erhielt ich von einem mir wenig bekannten Häftling aus dem Block 4. Ich hatte Angst, dass es sich um eine Provokation handelte, vernichtete also gleich den Kassiber, nachdem ich ihn gelesen hatte. Desgleichen tat ich mit den vorhergehenden Kassibern, die ich – ich weiss nicht, warum – in meinem Versteck zusammen mit anderen Sachen verwahrte.

Ich wachte in kaltem Schweiß gebadet auf. Ich hatte einen fürchterlichen Traum. Ich träumte, dass das Urteil erging und dass Edek gehängt wurde. Der Traum war lang, quälend bis in die kleinsten Einzelheiten. Morgens erzählte ich ihn dem Jankiel.

«Das ist ein gutes Zeichen. Gewiss würde alles gut enden», urteilte der gutmütige Jankiel.

Kapitel LXXXIX

Der Tag begann für mich mit Pech. Als ich, versteckt zwischen den dreistöckigen Betten auf ihrem Block – der Boden war noch nicht ganz gelegt – mit Elzunia sprach, bemerkte ich nicht, dass ein junger Blockführer unbemerkt auf den Block kam und uns bereits seit längerer Zeit beobachtete. Wenn ich diesen SS-Mann gekannt hätte, wäre vielleicht nichts weiter geschehen. Aber er war ein Neuer. Ich stand in Achtungstellung, und er schlug mir ins Gesicht. Es war eigentlich kein Schlagen, sondern mehr nur Ohrfeigen.

Chamek huschte vor meinen Augen vorbei, der sofort von irgendwoher unseren Kommandoführer gebracht hatte. Rot vor verhaltener Wut sprang der Kommandoführer auf den Blockführer zu. Jetzt stand der vor dem Scharführer stramm und bekam die wütenden Tiraden seines Chefs zu hören, die er lediglich mit der hingebungsvollen Redewendung «Jawohl, Herr Oberscharführer» unterbrach. Er verliess den Block wie ein begossener Pudel. So etwas hätte ich von dem ruhigen und bis jetzt beherrschten Scharführer nicht erwartet. Der andere aber rächte sich doch noch an mir. Er lauerte mir den ganzen Tag auf, bis er mich auf der Lagerstrasse, auf dem neutralen Gebiet und in Abwesenheit des Chefs schnappte. Er schlug mich jedoch nicht, er befahl mir nur, «Sport» zu treiben. Er schrieb auch meine Nummer auf. Der weitere Arbeitstag verlief ruhig.

Als wir wie gewöhnlich von der Arbeit unter den Klängen des Orchesters nach Hause zurückgingen, bemerkte ich von Weitem auf dem Platz neben der Küche, direkt an dem grossen Wasserbehälter, einen einsamen Galgen. Gewöhnlich waren es zwei oder drei. Jetzt stand nur ein einziger. Ich wusste bereits, für wen er aufgestellt war. Mein makabrer Traum bewahrheitete sich. Ich musste also die Exekution meines Freundes diesmal im wachen Zustand miterleben.

Nach der Rückkehr auf den Block stiess ich auf den Lagerkapo Jupp, der, als er mich sah, mit heftigen Bewegungen auf mich zukam und viel von Edek sprach. Ich verstand lediglich, dass Edek noch am Nachmittag gebracht worden war. Man hielt ihn in einer Kammer neben der Küche gefangen, wo Jupp ihm die Hände mit Draht gefesselt hatte.

«Nach dem Appell», sagte er dann. Ich wusste nicht recht, was das bedeuten sollte, obwohl es so aussah, als ob noch vieles zu sagen wäre, er aber jetzt keine Zeit dazu hätte, weil der Appell beginnen sollte. Der Blockführer trieb bereits die zögernden «Russkis» aus dem Block auf den Hof zwischen die Blocks, wo Jupp sie in Reihen aufstellte. Ich sah Grapatin. Auf der Brust hatte er eine Messingtafel als Zeichen, dass er heute Dienst hatte. Auf alle Fälle versteckte ich mich tiefer zwischen den Reihen der «Russkis». Der Appell begann. Jasinski

erstattete Grapatın Rapport. Dem reichte das aber nicht; er begann durch die Reihen zu gehen und selbst den Stand des Blocks zu zählen. Er blieb vor mir stehen und durchbohrte mich mit den Augen, dann hämmerte er mir mit ganzer Kraft ins Gesicht. Eins, zwei, drei! ... Er schlug mich mal mit der linken, mal mit der rechten Faust. Mein Kopf flog in die eine, dann wieder in die andere Richtung. Im Mund spürte ich den bekannten Geschmack des Blutes. Endlich liess er von mir ab. Im Kopf dröhnte und summte es. Ich hörte noch, wie er mich beim Weggehen beschimpfte. Befriedigt zählte er die Häftlinge weiter.

Der Appell ging zu Ende. Wir begaben uns jetzt alle, das ganze Lager, wie es unter diesen Umständen der Brauch war, vor die Küche und bildeten ein grosses Viereck, in dessen Mitte der Galgen stand. Ich stellte mich möglichst nahe an die kleine Kammer, aus der Edek herausgebracht werden sollte. Nach einiger Zeit öffnete sich die Tür der Kammer, und Edek erschien. Es wurde vollkommen still. Man hörte lediglich das Knirschen des Kieses unter den Stiefeln des in Richtung des Galgens gehenden Edek – des Verurteilten – und des hinter ihm gehenden Jupp – des Henkers. An der Stelle, wo ich mich aufgestellt hatte, öffnete sich der Durchgang. Ich schob mich in die erste Reihe und hoffte, dass mich Edek zu sehen bekäme. Er ging sehr gerade, blass, mit einem leicht aufgedunsenen Gesicht. Mit den Augen suchte er nach bekannten Gesichtern. Ich war sicher, dass er mich sehen wollte. Ich stand da, fast berührte er mich im Vorbeigehen. Es hätte ein Flüstern genügt: Edek. Aber sogar dessen war ich in diesem Augenblick nicht fähig. Ich stand wie gelähmt. Diese schreckliche Machtlosigkeit! Edek ging an mir vorbei, ohne mich zu bemerken. Ich sah jetzt seinen gestrafften Rücken und die Hände, die nach hinten gedreht und mit Draht gefesselt waren. Das Werk Jupps, der hinter ihm hertrippelte.

Edek betrat mutig das Podium und stellte sich sofort auf den Hocker, der unter dem Galgen aufgestellt war. Die Schlinge berührte seinen Kopf. Es erfolgte das Kommando «Achtung» und nach einer Weile, in vollkommener Stille, trat einer der SS-Männer aus der Gruppe vor, die auf der Seite der Wache stand. Von einem in der Hand gehaltenen Zettel begann er das Urteil in deutscher Sprache zu verlesen. In diesem Augenblick suchte Edek, auf dem Hocker stehend, mit dem Kopf die Öffnung der Schlinge, stiess sich stark mit den Füßen ab und hing. Er hielt sein Wort! Lebend würde er sich nicht in die Hände des Henkers geben! ... Die SS-Männer aber erlaubten so eine Demonstration nicht. Sie fing an zu schreien, und der Lagerkapo verstand sie rechtzeitig. Er fasste Edek in der Mitte, stellte ihn wieder auf den Hocker und lockerte die Schlinge; der Deutsche beendete das Verlesen des Urteils in deutscher Sprache und begann auf Polnisch zu lesen. Er las schnell und undeutlich. Er beeilte sich. Edek wartete, bis er geendet hatte. Im Augenblick einer vollkommenen Stille rief er

plötzlich mit erstickter Stimme: «Es lebe Polen ...» Er brach mitten im Wort ab. Jupp zog plötzlich den Hocker weg, die Schlinge zog sich diesmal fest zusammen. Der Körper Edeks spannte sich zuckend und blieb dann kraftlos hängen, der Kopf fiel auf die Seite. Er lebte nicht mehr. Der Körper drehte sich langsam im Kreis und wippte leicht an dem dicken Strick. Die Strahlen der untergehenden Sonne warfen blutige Reflexe auf den massiven schwarzen Wasserbehälter. Ich konnte meine Augen von diesem Bild nicht lassen. Um nicht mit den Zähnen zu klappern, biss ich sie schmerzvoll zusammen. Das Lager stand bewegungslos.

Die schweigende Menge der Tausende von Häftlingen verschwand langsam in der einfallenden Dunkelheit. Es herrschte Totenstille. Eine Gruppe von SS-Männern zog sich in Richtung des Ausgangs aus dem Lager zurück. «Mützen ab!» ertönte plötzlich unerwartet ein polnisches Kommando von der Seite des Vierecks, wo der Block 4 aufgestellt stand. Es schien mir, dass es die Stimme Tadek P.s war. Das ganze Lager erwies dem Toten die letzte Ehre. Plötzlich brüllte einer der sich zurückziehenden SS-Männer laut: «Alles raus! Wegtretten!» Danisz und Jupp schrien verbissen: «Raus! Raus!» Im Nu war der Platz vor der Küche leer. Es blieb nur Edek...

Ich weinte vor Ohnmacht und Schmerz. Niemand wunderte sich. Ich setzte mich auf die Kojе. Die «Russkis» klopfen mir auf die Schultern und versuchten mich zu trösten. «Schreiber! Haltung! Sie werden für alles bezahlen!» Neben mir schluchzte jemand. Das war Jankiel. Wie komisch sah dieser alte und uns so ergebene, anständige Jude in Tränen aufgelöst aus. Jemand gab mir ein Glas. Ich trank das Ganze mit einem Schluck. Der Alkohol beruhigte mich ein wenig, aber es breitete sich in mir eine grenzenlose Leere aus. An der Tür des Blocks erschien ein Läufer vom Block 2 aus der Hauptschreibstube. Er kam, um mich zu holen. Ich sollte mit ihm gehen. Im ersten Augenblick war ich entsetzt. Ich war sicher, dass sie mich auf die Blockführerstube riefen. Also war es auch mein Ende. Unterwegs beruhigte mich der Läufer, dass auf dem Block 2 kein einziger SS-Mann wäre. Dort wären nur der Lagerälteste Danisz, Jupp und der Rapportschreiber Gosk, die mir etwas übergeben wollten. In der Hauptschreibstube waren tatsächlich nur diese drei. Ich stellte mich unsicher an die Tür und schaute mich ängstlich in der Stube um. «Komm her», sagte Kazek Gosk weich. «Du brauchst keine Angst zu haben!»

Ich fürchtete immer noch eine Provokation. «Komm! Kommen Sie! Keine Angst, Schreiber!» fügte Jupp milde hinzu. Danisz sprach zu mir polnisch: «Dieser Edek, das war dein Freund ... es war ein anständiger Kerl... Er hat niemanden verraten!» Er sprach mit kurzen Sätzen und machte Pausen dazwischen. «Der Lagerkapo hat ihm die Hände gefesselt... Edek bat, dir diesen Zettel zu geben, und wenn Gott dir erlauben sollte, lebendig nach Hause zurückzu-

kommen, so gib ihn seinem Vater!» Dabei gab er mir einen zu einem winzigen Päckchen gefalteten Zettel. «Und jetzt geh auf den Block, sag niemandem etwas. Das dürfen wir nicht tun. Edek war ein guter Kamerad!» schloss er und stand vom Hocker auf. Sogar ihnen tat Edek leid.

Auf dem Block, in Gegenwart Jankiels und des Friseurs, überprüfte ich den Inhalt des Päckchens. Auf dem Zettel waren die Namen Edeks und Malas und ihre Lagernummern: Edward Galinski, Nr. 531, Mally Zimetbaum, Nr. 19880 und in Papier eingewickelt ein Haarbüschel: die kurzen Edeks und ein gold-blondes Löckchen Malas. Diesmal heulten wir alle drei. Und dann tranken wir. Das half mir nicht viel. Wieder überfiel mich diese mit nichts zu beschreibende Leere.

Die «Russkis» summten leise «Wenn morgen der Krieg...»

Am nächsten Tag erzählte mir weinend die kleine Slowakin – die Läuferin – von der Exekution Malas. Mala beschloss, genau wie Edek, nicht zuzulassen, dass das Urteil von den SS-Männern vollstreckt werde. Als sie bereits auf dem Podium des Galgens stand, schnitt sie sich, während das Urteil verlesen wurde, mit einer rechtzeitig vorbereiteten Klinge die Pulsadern auf – man erlaubte ihr aber nicht, ähnlich wie Edek, auf diese Weise zu sterben. Der Rapportführer Taube sprang auf sie zu, und sie ohrfeigte ihn mit ihren blutigen Händen. Die in Wut geratenen SS-Männer zertraten sie fast mit ihren Füßen vor den Augen des ganzen Frauenlagers.

Das Urteil wurde vollstreckt, aber anders, als es die Bestimmungen verlangten. Sie starb auf dem Weg zum Krematorium, auf dem Handkarren gezogen von Frauenhäftlingen, die nicht in der Lage waren, ihr wenigstens dieses Leiden abzunehmen. Eine dieser Frauen war die kleine Slowakin. Sie weinte jetzt und wischte die Tränen mit dem Ärmel ab. Ich fand keine Worte, um sie zu trösten.

Kapitel XC

In Warschau herrschte der Aufstand. Wir wussten wenig davon. Die SS-Männer, die wir näher kannten, jene, mit denen ich Beziehungen rein handelsmässiger Art hatte, bemühten sich, nicht viel über dieses Thema zu reden. Sogar Schneider, der meist redselig war, schwieg, als ob er Wasser im Mund hätte. In das Lager drangen aber verschiedene, unüberprüfbare Nachrichten durch. Auf dem Block Jureks fanden regelmässige Versammlungen statt. Ich nahm daran nicht teil, war aber ziemlich genau durch einen der Teilnehmer über die Themen dieser Besprechungen informiert. Dort fielen grosse Worte wie Aufstand, Offensive, Sikorski, Lublin, London, Partisanenbewegung, Organisation. Als ich davon hörte, dachte ich an Krematorien, an Vergasung, Selektionen, Liquidationen, Terror und Machtlosigkeit, an die Denunzation. Nein! Ich war weit entfernt vom Politisieren. Seit dem Tode Edeks wurde ich allem gegenüber gleichgültig.

Ich unterwarf mich passiv dem Schicksal und wartete, was es mir bringen würde.

Elzunia, mit der ich fast jeden Tag zusammenkam, fühlte diesen meinen merkwürdigen Zustand. Sie versuchte mich aus dieser Depression herauszuholen. Sie war mir Bruder und Schwester zugleich. Nur im Gespräch mit ihr fand ich Trost. Die gegenseitige Sympathie war frei von jeglichen erotischen Elementen. Unter ihrem Einfluss kam ich langsam wieder zu mir. Ich schüttelte die Apathie von mir ab, und mit der zurückkehrenden Energie erwachte in mir der Hass. Jetzt war der Wunsch nach Vergeltung das stärkste Gefühl in mir. So viel mitzumachen, das werde ich ihnen heimzahlen! Ich hasste sie. Der Anblick der SS-Uniform verursachte bei mir nicht mehr Angst wie früher, sondern nur einen grenzenlosen Hass.

Den Blockführern gegenüber benahm ich mich aufsässig. Ich stellte mich nicht mehr in Achtungstellung und nahm vor ihnen die Mütze nicht ab. O Wunder, irgendwie liessen sie mich gewähren und beachteten dies nicht. Nur Grapatin mied ich. Der hätte mir nichts durchgehen lassen.

Eines Abends rief mich Jasinski vom Block. In seinem Zimmer erwartete mich Rapportführer Wolf. Der Blockälteste verduftete diskret. Seit ich im Kommando arbeitete, hatte ich nichts mehr mit ihm zu tun. Ich stand frei neben dem Tisch, hielt in einer Hand die brennende Zigarette, die andere hatte ich in der Tasche, und die Mütze behielt ich auf dem Kopf. Er schaute mich mit seinen hellblauen Augen an. Sauber, glattrasiert, ernst, mit einem intelligenten, sympathischen Gesicht. Er schwieg. Ich auch! Durch welches Wunder war er Rapportführer geworden, dachte ich und erinnerte mich an sein Verhalten den Häftlingen gegenüber. Ich hatte niemals gesehen, dass er jemanden schlug, er hob nicht ein-

mal die Stimme. Am Aufschlag trug er ein Ordensband. Erst jetzt bemerkte ich das. Also hatte er sich doch irgendwie verdient gemacht, dachte ich boshaft. Er musste das in meinem Gesicht bemerkt haben, weil er, ohne den Blick von mir abzuwenden, das Ordensband mit einer nervösen Bewegung seiner langen zarten Finger zurechtrückte. Er sprach langsam, damit ich ihn verstand:

«Ich fahre in Urlaub ... nach Hause. Sie müssen etwas für mich organisieren, verstehen Sie?» Er griff in seine Tasche. Vier Flaschen Spiritus. Zwei dicke SS-Würste. Zigaretten. Niemals hatte er soviel auf einmal gebracht. Er wollte anscheinend seiner Familie viele Geschenke bringen. «Also, ich komme morgen Abend, gut?» In Gedanken rechnete ich schon aus, wieviel ich bei dieser Transaktion gewinnen könnte, als ich hörte, dass er auch Kleidung brauchte. Neue Zivilkleidung. Und auch Schuhe.

Er ging schnell hinaus, bevor ich zu mir kommen konnte. Das war bis jetzt noch nicht da gewesen.

Wollte er etwa desertieren?...

Ich hatte nicht viel Zeit. Die Zigaretten und eine der Würste behielt ich für mich. Den Rest hatte ich bei mir versteckt und lief zu Karol. Karol hatte gar nichts. Er führte mich aber zum Sonderkommando. Dort war die Börse. Auf dem Block herrschte ein Summen wie in einem Bienenstock. Vielsprachiger Lärm, Lachen, Streitigkeiten, Gespräche, Betrunkenenrufe, Drängen. Der Geruch von gebratenen Zwiebeln mischte sich mit dem Duft einer in der nächsten Koje geschälten Orange. Auf dem Ofen trockneten Kleidungsstücke – den ganzen Tag lang hatte es geregnet –, aus denen Übelkeit erregender Gestank ausdünstete. Ein äusserst eleganter Kommandopfleger verbreitete den Geruch von Pariser Parfüm um seine zarte Gestalt. Karl sprach mit dem Schreiber. Gross, schlank, brünett, mit einer Hornbrille, in Offiziersstiefeln und Breeches. Er hätte mir sogar ähnlich gesehen, wenn er nicht diese dicke Brille auf der Nase gehabt hätte. Ich lächelte in Erinnerung daran, dass ich einmal unter dem Einfluss Dinos einen Meister hereingelegt hatte, indem ich mich gerade für ihn ausgab. Jetzt zeigte der Schreiber zu einer Ecke des Blocks, wo ich die Transaktion erledigen sollte. Ohne die Hilfe Karls hätte ich hier nichts erreichen können. Ich kletterte vorsichtig auf die Koje und passte auf, dass mir die Flaschen nicht herausfielen. Oben begrüßten mich misstrauische Blicke. Besonders der Junge, der halb ausgezogen war und seinen riesigen Körper mit muskulösen und ungewöhnlich behaarten Armen zeigte, schätzte mich lange mit seinen herausquellenden Augen ab.

Ganz in der Ecke, dicht unter dem Dachfuss, sassen zwei gebeugte alte Juden. Einer von ihnen mit einem gelben, nicht rasierten Bartwuchs, unterbrach für einen Augenblick seine Beschäftigung. Mit einer Spicknadel pickte er aus den Goldkronen Gips oder auch abgebrochene Zähne aus. Er schaute mich kurz an

und pickte weiter. Die kleinen Gipsstückchen spritzten herum und prallten von den Schalen einer kleinen Waage ab, die auf einem in den Balken eingeschlagenen Nagel hing und einen leisen metallischen Laut von sich gab. Auf einer Daunendecke aus gemustertem Atlas, in einer Vertiefung, die durch die Schwere des Goldes entstanden war, lag ein Haufen von Münzen. Trauringen, Ringen und Zähnen, Broschen und Kettchen. Über dieser Handvoll Gold hockte ein fürchterlich abgemagerter und verrunzelter Greis, der mich jetzt mit einem Auge anstarrte. Das zweite Auge, obwohl auch auf mich gerichtet, war von einer Lupe verdeckt. Karol, der hinter mir heraufgeklettert war, erklärte ihnen etwas auf jiddisch.

«Also, zeig mal, was du hast», wandte sich der Athlet an mich in Polnisch. Die beiden anderen, wie ich es verstanden hatte, waren Holländer. Ich zog aus der Tasche eine Flasche. Vorläufig eine. Mit seiner schwarzen Tatze hob er die Flasche, schüttelte sie einige Male und betrachtete sie unter dem Licht der flackernden Kerze.

«Das ist Wasser! Wasser! Scheisse!» sagte er herabsetzend. Böse riss ich ihm die Flasche aus der Hand und schlug sofort den Korken heraus.

«Schau! Trink, wenn das Wasser ist! Reiner Spiritus», lobte ich meine Ware. «Aber nein, reg dich nicht auf. Darf man keine Witze mehr machen? Ich zahle schon!» Er griff mit seiner behaarten Hand nach der Stelle, wo das Gold lag, nahm eine ganze Handvoll und legte mir schliesslich das Stück eines Kiefers zusammen mit einer Prothese auf die Knie. «Es ist schwer jetzt», sagte er entschuldigend. «Es gibt keine Transporte. ‚Kanada‘, c’est fini», stellte er mit echtem Bedauern fest. Wütend warf ich die Zähne auf den Haufen, so dass es klimperte.

Der staunende Alte hörte auf, den direkt unter die Lupe gehaltenen Ring anzuschauen. Ich feilschte verbissen. Schliesslich hatte ich alles verkauft. Für die Wurst bekam ich eine Platinuhr, die mit Steinen verziert war. Fast das ganze «Häufchen» wanderte in meine Tasche. Leider waren es hauptsächlich Zähne ... Zähne! Zähne! Das waren echte Hyänen, die vom Sonderkommando! Es gäbe keine Transporte mehr!... Es wäre jetzt schwer! «Kanada» wäre am Ende! Hyänen! Ich dachte überhaupt nicht daran, dass einige dieser Zähne vielleicht von Edek stammten. Der Blockälteste gaunerte mir die Uhr ab. Den Rest nahm Wolf. Mit dem Anzug gab es keine Schwierigkeiten. Ich hatte die Zigaretten und die Wurst verdient.

In der letzten Zeit kehrte ich wieder zur Lagerernährung zurück. Ich bekam keine Pakete mehr, wie übrigens alle anderen auch.

Von dem Blockältesten erfuhr ich, dass Wolf vom Urlaub zurückgekommen war. Er trug Trauer. Er hatte weder sein Zuhause noch seine Familie vorgefunden. Seine Stadt war vollkommen ausgebombt. Ich stiess auf ihn an der Tür unseres Blocks, als ich abends von Edek F. aus dem Block 7 kam. Ich machte

ihm Platz, um ihn vorbeigehen zu lassen. Er hielt mich an. «Bist du verrückt?» sagte er mit ersticker Stimme. Ich schaute ihn erstaunt an. Er war betrunken. «Mütze ab!» befahl er. Ich griff nach meiner Mütze. «Lass das...!» verzog er den Mund, was sicher ein bitteres Lächeln bedeuten sollte. «Lass das! Alles Scheisse! Alles kaputt! Verflucht! Donnerwetter!» fluchte er torkelnd. «Weg! Weg!» Ich war mir nicht darüber im Klaren, ob er mich überhaupt erkannt hatte.

Kapitel XCI

Die Sirene heulte. Durchdringend, lang, wie beim Fliegeralarm. Ich schaute auf die Uhr. Es ging auf elf zu. Täglich um diese Zeit überflogen uns die alliierten Flugzeuge. Die Sperrballons hoben sich in die Höhe, der künstliche Nebel kam angeschwommen. Im Allgemeinen sah man überhaupt keine Flugzeuge. Manchmal hörte man von Weitem ein Zirpen, manchmal schwach, weit entfernte Detonationen. Die Herzen der Lagerinsassen flossen vor Freude über. Die Hoffnung wuchs. Sogar das tragische Ende des Warschauer Aufstandes vermochte jetzt den Glauben an den Sieg nicht zu brechen. Die Ostfront, obwohl in ihrem Anmarsch geschwächt, war nicht mehr weit. Die Kämpfe wurden angeblich auf der Linie San, Weichsel und Bug geführt. So sagten wenigstens die, die man jetzt massenweise nach der Kapitulation von Warschau hierhergebracht hatte. Es waren merkwürdige Transporte. Die Mehrzahl der Frauen, mit denen ich sprach, wollte nicht einsehen, dass sie Häftlinge des Konzentrationslagers geworden waren. Sie glaubten, dass sie aus dem Lager Pruszkow nur vorübergehend hier interniert und als Teilnehmer des Aufstandes besonders behandelt werden. Sie waren empört über die Verhältnisse, die sie im Frauenlager vorfanden. Nach einem kurzen Aufenthalt fuhr man sie weiter in das Innere des Reiches.

Mit den Transporten aus Warschau kamen viele Kinder. Im Frauenlager entstand ein besonderer Kinderblock. Zu diesem Zweck wurde ihnen einer der gemauerten Blocks abgegeben. Der Hof dieses Blocks wurde mit einem kleinen Zaun umgeben, und unter den Kindern lief eine Pflegerin im weissen Kittel herum. Sie war hell, blond, jung, hübsch, kokett. Ganz anders als Sylvia, Hainka oder Elzunia. Ihnen sah man die Spuren des Lagers an. Wanda war leichtsinnig, sorglos, zynisch, verdorben. Nichts Wertvolles. Aber sie gefiel mir. Anders als die anderen. Sie regte mich auf. Sie wusste davon. Umso mehr kokettierte sie. Ich stahl mich leise aus dem Block Elzunias auf den Block Wandas, wo mich erotische Emotionen erwarteten. Am Anfang unschuldige, im Laufe der Zeit immer mutigere. Bis wir zu dem Moment kamen, in dem ich mich als Mann zeigen sollte. Meine Erfahrungen in dieser Richtung waren mittelmässig. Eigentlich gar keine. Aber ich konnte mir das doch nicht anmerken lassen. Wanda übernahm die Initiative. Hinter dem Kinderblock gab es eine Baracke, die mir fast leer erschien. Auf den Pritschen, ohne Strohsäcke, zwischen dem Schmutz, Lumpen und weggeworfenen Decken lagen Dutzende von Leichen und Sterbenden. Wir wichen nicht zurück. Wir hielten uns an den Händen und suchten nach einem geeigneten Platz. Wohl hier. In einer Umarmung vereint, küssten wir uns leidenschaftlich. Jetzt nur noch auf diese Koje gleiten. Ich sah dorthin und wurde sofort nüchtern.

Auf mich schauten runde glasige Augen herab. Diese Augen kamen buchstäblich aus den Augenhöhlen, riesige, voll des erschreckenden Grauens. Aus der Brust kam ein Röcheln. Die Frau lag im Sterben. Wanda krallte sich an mir fest, es war schwer, sich von dieser Umarmung zu befreien. «Komm weg von hier, komm!» Ich zog sie zum Ausgang. «Ja, jetzt! Hier kann man nicht ...», fügte ich bereits ruhiger hinzu. Sie schaute mich wie einen Verrückten an.

Am nächsten Tag ging ich doch wieder zu ihr. Sie verhöhnte mich. Um mich wenigstens teilweise zu rehabilitieren, versprach ich ihr, eine entsprechende Stelle zu finden. Was war denn Böses dabei! Die anderen machten es auch, wenn sie dazu Gelegenheit hatten. Nur nicht dort, wo sie starben. Es war schrecklich, gestern.

«Lauf weg! Der dicke Blockführer kommt!» flüsterte sie plötzlich. Ich drehte mich um. Er war in einer Entfernung von vielleicht 30 Metern. Ich erkannte ihn. Ein alter gutmütiger Schlesier. Es war nicht lange her, gestern erst, da hatte er Schnaps mit Chamek getrunken und laut auf seinen verfluchten Dienst bei der SS geschimpft.

Man brauchte sich nicht vor ihm zu fürchten. Ich sprach weiter mit dem Rücken zu ihm. Wanda aber liess ihn nicht aus den Augen. «Hör mal, er kommt hierher!» sagte sie aufgeregt.

«Hab keine Angst! Ich kenne ihn gut!» beruhigte ich sie selbstsicher. «Wahrscheinlich will er eine Zigarette.» Hinter meinem Rücken hörte ich seine schweren Schritte.

«Donnerwetter, bist du blind oder taub?» zischte er wütend. «Und konntest du Hure ihn nicht warnen, dass ich komme?» Und er schlug sie mit dem in der Hand gehaltenen Stock. Bevor er zum zweitenmal ausholte, war Wanda nicht mehr da.

«Donnerwetter! Mütze ab!» Anstatt die Mütze abzunehmen, schaute ich erstaunt auf seine aufgedunsene, vor Wut rote Fresse. Er schlug mir jetzt mit dem Stock auf den Kopf, ich schützte mich mit der Hand. Ich verstand gar nichts. Was war mit ihm geschehen?

«Donnerwetter, ich schlag dich tot! Bist du blind oder was?» Er schlug und schlug. Die Hand, mit der ich mich schützte, war bereits so verschlagen, dass das Blut aus der geplatzten Haut spritzte.

«Mandel!! Siehst du denn nicht, du Dummkopf?» zeigte er mit den Augen auf die Lagerstrasse, wo die Mandel mit gespreizten Beinen in Begleitung einer anderen Aufseherin diese Szene beobachtete. «Donnerwetter! Hau doch endlich ab!» Jetzt hatte ich verstanden. Im Nu war ich in Richtung des Waschraums fort und verscheuchte die Muselmänninnen, die sich dort versteckt hielten und durch den Anblick eines flüchtenden Häftlings aufgeschreckt worden waren.

Die paar Beulen auf dem Kopf waren nichts im Vergleich zu dem Arm. Wenn ich wenigstens eine Jacke gehabt hätte, die die Schläge hätte mildern können. Aber so. Der linke Unterarm war wie Hackfleisch zerschlagen – eine einzige blutende Wunde.

«Was ist mit dir passiert?» fragte Chamek. Ich brauchte nichts zu verheimlichen. Ich erzählte ihm den Fall. «Gleich erzähle ich das dem Chef, der wird ihn schon zurechtbiegen!» «Lass das», antwortete ich, «das war meine Schuld. Ich habe mich blöd benommen.»

Andererseits, dachte ich mir, hätte er mich nicht so zu schlagen brauchen. «Und wer hat dir denn zugesetzt?» fragte ich Chamek, weil ich erst jetzt sein zerkratztes Gesicht bemerkte. Als ob ihn jemand mit Stacheldraht rasiert hätte.

«Ach», winkte er resigniert ab. «Wera hat mich so zugerichtet. Alle Frauen sind Huren!» verkündete er.

Im Block, hinter einer kleinen Bretterwand, gab es etwas wie ein Behandlungszimmer. Es gab zwar noch keine Kranken auf dem Block, aber in diesem kleinen Ambulatorium amtierte bereits Dr. Wegierska. Ich hatte die Hand zwar gewaschen, man musste sie aber irgendwie verbinden. Ich hatte Angst, dorthin zu gehen, um Elzunia nicht zu treffen. Was sollte ich ihr sagen?! Nichts zu machen, ich begab mich schliesslich doch dorthin in der irrigen Annahme, dass Elzunia zu Hanka gegangen war. Ja, sie war bei ihr, kam aber schon wieder zurück. Sie hatte sich meiner so fürsorglich angenommen, dass ich begann, Gewissensbisse zu verspüren. Ich konnte ihr doch nicht von dem Flirt mit Wanda erzählen.

Chamek war untröstlich. Sein Stolz erlaubte ihm nicht, sich seiner «Braut» auf dem Block zu zeigen. Er litt, stöhnte und trank, indem er seinen ganzen Kummer in Wodka ertränkte. Er hielt es nicht aus. Er schrieb einen Brief. Ganz in Versen. Vollgestopft mit fürchterlichen Liebeserklärungen. Er liess mich ihn lesen. Mit Mühe gelang es mir, nicht lauthals aufzubrüllen. Ich sollte diesen Brief nebst Geschenk dem Objekt seiner Wehklagen bringen. Ich konnte es ihm nicht abschlagen. Chamek war mir gegenüber wirklich sehr kameradschaftlich. Es wurde nichts daraus. Das Geschenk, zusammen mit dem nicht gelesenen Gedicht, flog ganz prosaisch aus dem Zimmerfenster der Jugoslawin. Meine vornehme Mission endete mit dem Auflesen der zerstreuten Leckerbissen. Chamek kündigte an, Selbstmord zu begehen. Es endete mit einem Rausch.

Marian war untröstlich. Unter verschiedenen Vorwänden war er aus Auschwitz in das Frauenlager gekommen, um Sonja F. zu sehen. Die schöne Wienerin wurde nach ihrem Aufenthalt auf der Quarantäne trotz der allgemeinen Mutmassungen nicht entlassen. Nach einem einmonatigen Aufenthalt im Wiener Gefängnis kam sie ins Lager, direkt in die Strafkompagnie, zurück.

Ich kannte die Blockälteste, daher bat ich sie, ihnen ein Wiedersehen zu ermöglichen. Sie hatten Pech und wurden von der Mandel erwischt. Marian gelang es zu flüchten, Sonja bekam Hiebe, verriet aber seine Nummer nicht. Um sie nicht in Gefahr zu bringen und um selbst nicht erkannt zu werden, ging er nicht wieder in das Frauenlager, schickte aber Kassiber.

Die Strafkompagnie arbeitete jetzt auf dem Gelände des Krankenbaus und brachte das Gebiet zwischen den Blocks in Ordnung. Das hatte unser Scharführer arrangiert. Sie hatten es hier relativ ruhig. Auf dem gesäuberten Platz fand ein Konzert für ... Kranke statt.

Einige Aufseherinnen und Funktionshäftlinge hörten zu. Gesungen hat Maja, eine grosse und schöne Warschauerin, die Kameradin Elzunias. Ich schaute mich nach Sonja um, für die ich einen Kassiber von Marian hatte. Sie arbeitete in einiger Entfernung, und ich konnte mich ihr nicht nähern, ohne die Aufmerksamkeit der SS oder der Frauenkapos auf mich zu ziehen. Nach den letzten unangenehmen Erfahrungen war ich vorsichtiger. Ich gab ihr Zeichen, sich mir zu nähern. Sie gab vor, mit dem Spaten längst umgegrabene Erde zu graben und kam an den Block. Von dort konnte ich ihr den Kassiber geben. Sie dankte mir mit einem schwachen Lächeln. Wie abgemagert sie war! Trotz der Wärme zitterte sie vor Kälte, weil sie nur ein gestreiftes Kleid anhatte, das von Regen und Sonne ausgebleicht war. Beim Weggehen zog sie an ihren schlanken, schönen Beinen die mit Lehm verklebten grossen Holzpantinen hinter sich her.

Ich hatte noch einen Kassiber abzugeben. Von Wojtek für Jadzia. Wojtek und Jadzia waren auf dem Revier des Zigeunerlagers beschäftigt. Kurz vor dessen Liquidierung war das ganze Revierpersonal plötzlich in seine Stammlager zurückgeschickt worden. Die Frauen kehrten in das Frauenlager zurück, unter ihnen Jadzia; die Männer kamen in das Männerlager auf den Abschnitt B. Dr. Mengele sorgte dafür, dass manche in die Strafkompagnie kamen. Unter ihnen auch Dr. Diem, der bis jetzt im Zigeunerlager Lagerarzt war, sowie Wojtek, der Hauptschreiber. Wojtek hatte jetzt keine Möglichkeit mehr, seine Frau – er hatte sich mit Jadzia bereits versprochen – zu sehen, daher benutzte er meine Dienste, weil ich sie beide gut kannte. Als einer, der im Frauenlager arbeitete, war es für mich kein grosses Problem, ihren brieflichen Kontakt aufrechtzuerhalten. Jadzia war ewig verweint, und Wojtek schien auch sehr niedergeschlagen zu sein, weil er sich vor dem Abtransport in das Innere des Reiches fürchtete, wohin seit einiger Zeit immer häufiger Transporte mit Häftlingen aus unserem Lager abgingen. Das hätte die Verbindung mit der Geliebten ganz abgerissen.

Kapitel XCII

Im Lager herrscht zu dieser Zeit eine merkwürdige Atmosphäre der Unruhe, der Aufregung und des Wartens auf etwas, was kommen und grosse Änderungen bringen musste. Ruhe vor dem Sturm. Nach den riesigen Transporten der ungarischen Juden und nach deren Liquidierung arbeiteten die Krematorien jetzt auf niedrigeren Touren. Transporte kamen jetzt seltener an. Man selektierte jetzt auch etwas toleranter, und deshalb vergrösserte sich die Zahl der Häftlinge im Lager bedeutend. Immer häufiger schickte man also Transporte in andere Lager, die im Reich selbst lagen. Im ausgebombten Deutschland brauchte man Hände zum Arbeiten. Eines Abends wurde ich als einer der Häftlinge aufgerufen, die sich sofort auf dem Waschraumblock melden mussten, wo man einen Transport für das Konzentrationslager in Flossenbürg zusammenstellte. Im Waschraum waren bereits etwa tausend Häftlinge versammelt, hauptsächlich «Russkis». Es gab auch einige Juden verschiedener Nationalität und Polen. Ich hatte nicht die Absicht, von Auschwitz fortzugehen. Kazek Gosk zeigte sich gnädig und strich mich von der Liste. Statt meiner gab ich die Nummer Ici Mayers an. Diesmal fuhr er doch. Wieder ein Spitzel weniger im Lager. Überhaupt wurden jetzt die «Eifrigen» vom Pech verfolgt. Der Lagerkapo Jupp wurde von der Dampfwalze, die die Hauptlagerstrasse stampfte, überfahren. Man brachte ihn schwerverletzt auf den Krankenbau. Man hörte sein Bellen im Lager nicht mehr. Danisz, der seinen teuren Freund unter so merkwürdigen Umständen verlor, wurde ganz milde und liess in seinem herrischen Ton nach. Sogar Bednarek änderte sich. Auf dem Block der Strafkompagnie fanden jetzt Boxkämpfe unter dem Patronat des geehrten Herrn Blockältesten statt. Das war Boxen unter Berücksichtigung aller Sportgrundsätze. Bednarek begann sich wohl wieder als Pole zu fühlen, weil er die polnischen Boxer Malecki oder Antek Czortek, den bisherigen «Rentner» der Strafkompagnie, der mit dem roten Punkt auf dem Rücken als Fluchtverdächtiger gekennzeichnet war, temperamentvoll anfeuerte. Eines Morgens wurden einige grüne Verbrecher, die am vorherigen Abend Schnaps angeboten bekamen, nicht mehr wach. Sie hatten sich mit dem von den «Russkis» aus den Zerlegerbetrieben gebrachten Spiritus vergiftet. Schneider, Trinker, Klatschbase und Kombinator, der den Häftlingen gegenüber nun wohlwollend eingestellt war (hauptsächlich wegen der Zähne), brachte die Nachricht vom Tode einiger Kapos, der Pechvögel, die sich vor ein paar Monaten freiwillig zu den Dirlwanger-Einheiten gemeldet hatten. Sie fielen auf dem Feld der Ehre, von Minen zerfetzt. Nicht genug damit, es desertierte eine ganze Kompagnie von SS-Wachmännern, die aus Wlasowleuten bestand, und nahm Waffen und Munition mit.

In der letzten Zeit wurde in den SS-Kasernen strenge Alarmbereitschaft angeordnet, man bemerkte nämlich verdächtige Bewegungen auf den neben dem Lager befindlichen Gebieten, dunkle Gestalten, die sich nachts dicht an die grosse Postenkette heranschlichen. Man hielt sie für Partisanen oder Störtruppen alliierter Fallschirmjäger. Blitzartig verbreiteten sich diese Nachrichten im Lager. Es war also nicht verwunderlich, dass ein Zustand der Spannung und der Erwartung herrschte.

Zu all diesen Nachrichten kam noch eine weitere. Das Lager sollte liquidiert werden. Auf jeden Fall baute man es nicht weiter aus. «Mexiko», dieser riesige neue Lagerabschnitt, hörte plötzlich auf zu existieren. Von den Tausenden der ungarischen Jüdinnen, die dort unter bedauernswerten Bedingungen lebten, wurde ein Teil in das zweite Frauenlager, das in Auschwitz I errichtet wurde, überstellt. Der andere Teil kam mit Transporten in andere Lager im Innern des Reiches, der Rest aber, der sich für die Arbeit nicht mehr eignete, wurde in den Gaskammern liquidiert. Das sich in unserer unmittelbaren Nähe befindliche frühere Zigeunerlager wurde in das Durchgangslager verwandelt. Immer zahlreichere Transporte machten dort eine zwei- bis dreiwöchige Quarantäne vor der Reise ins Reich durch.

Genau wie aus dem Stammlager Auschwitz wurden auch aus dem Frauenlager zahlreiche Transporte fortgebracht. Es war also nicht verwunderlich, dass man Vermutungen über die Liquidierung des Lagers anzustellen begann, besonders weil die Ostfront längst die San-Linie überschritten hatte. Die Häftlinge hatten sich allmählich mit dem Gedanken einer Fahrt in ein anderes Lager abgefunden. Es gab aber auch andere Vermutungen. Wir fingen an, uns zu fürchten, dass die SS uns irgendwann liquidieren könnte. Das wäre doch einfacher als ein – übrigens sehr mühsamer – Transport ins Reich. Eines Tages verbreitete sich die Nachricht – sie klang einfach unglaublich –, dass ein Lichtspieltheater kommen und den Häftlingen einen Film zeigen sollte. Die Vorstellung sollte in der Sauna direkt neben dem Krematorium IV stattfinden. Der Lagerälteste Danisz befahl den Blockältesten, ein paar Dutzend Häftlinge aus jedem Block auszusuchen, die würdig waren, diese ungewöhnliche Zerstreung zu geniessen. Selbstverständlich befand ich mich unter den Glücklichen und marschierte mit dem «Lied auf den Lippen» zusammen mit anderen Häftlingen in Richtung des Wäldchens, in dem sich die Sauna befand. Als wir das Gebiet des Krematoriums IV betraten – um in die Sauna zu gelangen, musste man an ihm vorbeigehen –, kam mir ein schrecklicher Gedanke. Sie könnten uns doch jetzt leicht liquidieren. Ich schaute mich ängstlich um. Nein, was für ein unsinniger Gedanke. Neben mir ging Schneider mit den Händen in der Tasche und sprach freundschaftlich mit einem Blockältesten. Es gab überhaupt nur drei oder vier Blockführer, die aber keine Maschinenpistole trugen, nur ein Seitengewehr am Koppel.

Das Krematorium sah harmlos aus, aus dem Schornstein kam keine Spur von Rauch; die Verbrennungsgräben, die sich auf den beiden Seiten der Strasse befanden und von zum Teil schon zerstörtem Reisiggeflecht verdeckt waren, zeugten davon, dass sie schon lange nicht mehr benutzt wurden.

Direkt vor der Sauna entstand eine kleine Unruhe. Obwohl die Tür weit geöffnet war, zögerte ein Teil der Häftlinge, hineinzugehen. Ich war unter den letzten, die Danisz schliesslich hineintrieb. Vorsorglich stellte ich mich neben die Tür. Ein Zivilist mit Tirolerhütchen bediente den Projektor, neben ihm sassen die SS-Männer. Die Vorstellung begann. Es lief ein Film mit Marika Röck. Ich sah nicht viel, weil Leute, die vor mir standen, alles verdeckten, den Text verstand ich auch nicht. Die leichte Musik wirkte auf mich irgendwie aufregend, besonders weil es mir immerfort schien, als ob ich von draussen das Brummen der Flugzeuge hörte. In den Momenten, in denen Marika Röck auf der Leinwand beim Tanzen ihre gutgebauten Oberschenkel zeigte, steigerte sich im Saal ein anerkennendes Flüstern, schweres Seufzen und Schnalzen mit der Zunge. Eine Reaktion, die man vor dem Kriege in einem zweitklassigen Kino gehört hätte. Hier war sie vielleicht noch auffallender, so dass einer der aufgeregten Blockführer laut «Ruhe da!» nach hinten schrie. Das aufgeregte Gemurmel verstummte gehorsam. Von der Leinwand her ertönte wieder ein reines und durch nichts gestörtes sentimentales Liedchen, das leicht in die Ohren ging. Die Füsse taten mir schon ordentlich weh, weil ich mich in dem Bemühen, etwas zu sehen, ständig auf die Zehen stellen musste. Der bonbonartige Film hatte einen deprimierenden Eindruck auf mich gemacht. Mit Ungeduld wartete ich auf das Ende der Vorführung, die voll von schönen Frauen, vornehmen Herren und wundervollen Berglandschaften war.

Schliesslich kam das Ende. Draussen wurde es bereits dämmrig. Im Effektenlager gingen die Häftlinge hin und her, vorbei an den riesigen Bergen von verschiedenartigen Ausrüstungen und Kleidungsstücken, die hier angesammelt waren und über die Dächer der eingeschossigen Baracken hervorragten. Schweigend stellten wir uns zu fünf auf. Vor dem Eingangstor, auf dem Gelände des Krematoriums, stand der Lagerführer Schwarz mit dem Chef der Krematorien, Mohl. «Mützen ab! Augen rechts!» Wir marschierten an ihnen in strammer Haltung vorbei. «Los, los! Schneller!» trieb uns Mohl an. «Im Laufschritt, Marsch!» Am Krematorium IV passierte uns die Kolonne des Sonderkommandos. Die Nachtschicht. Tief im Hof stand ein Wagen des Roten Kreuzes. Als wir im rechten Winkel auf die in unser Lager führende Strasse eingebogen waren, drehte ich mich um. Weit hinter der Sauna, im kleinen Wäldchen, das das Krematorium III von IV trennte, stand eine Menschenmenge mit Bündeln in den Händen, Kinder, Frauen und Männer. Es waren so viele, dass sie irgendwo in der Dichte des Waldes und in der heranfallenden Dunkelheit verschwanden. Man befahl ihnen zu warten, bis wir das Gelände verlassen hatten,

das ausschliesslich ihnen zgedacht war. Sie kamen ohne Zeugen um. Das Sonderkommando zählte ja nicht.

Am Abend drang der uns so gut bekannte, süssliche, übelriechende Rauch durch die Ritzen in die Baracke, in der ich lag.

Die im Kino gehörte aufdringliche Melodie liess mich nicht einschlafen. Ich lag in meinen Kleidern. Die Stiefel hatte ich unter der Hand. Ich erwartete etwas, was vielleicht heute noch in der Nacht passieren könnte. Ein Blockführer lief um den Block herum; er piffte die bekannte Melodie. Wahrscheinlich war er mit uns im Kino gewesen. Die Nacht verlief aber ruhig. Am Morgen rückte ich wie immer mit dem Kommando zur Planierung aus.

Kapitel XCIII

An diesem Tage gelang es mir nicht, in das Frauenlager zu kommen. Da ich Elzunia wenigstens von Weitem sehen wollte, lief ich in der Nähe der Zäune hin und her. Ein Teil unseres Kommandos arbeitete jetzt auf der Rampe und brachte auf Loren aus der nicht weit entfernt liegenden Grube Kies. Der Nachmittag war ziemlich schläfrig, windlos und sehr warm für Anfang Oktober. Plötzlich hörten wir eine dumpfe Detonation. Wir schauten in Richtung des Wäldchens, von wo weitere Detonationen und Karabinerschüsse zu hören waren. Eine Rauchsäule stieg über den Wald, die gar nicht aus dem Schornstein des Krematoriums stammen konnte. Im ersten Augenblick dachte ich, dass es ein unerwarteter Fliegerangriff wäre. Die Kugeln flogen pfeifend über die Rampe. Die unkoordinierte Schiesserei steigerte sich mit jeder Minute. Bewaffnete SS-Männer rasten auf Motorrädern und Fahrrädern auf der Hauptstrasse die Rampe entlang. Aus der benachbarten Wache sprang der hinkende Perschel, rief uns etwas zu, bestieg sein Fahrrad und fuhr, so schnell er nur konnte, in Richtung der Krematorien. Wieder summt eine verrirte Kugel über meinen Kopf. Ich sprang in die nächste leere Lore. Andere taten das gleiche. Mit Herzklopfen erwartete ich, was weiter geschehen würde, und beobachtete heimlich das Gelände. Sollte eine Partisanenabteilung, von der zuletzt immer lauter gesprochen wurde, direkt in das Lager gekommen sein?

Wie gut, dass ich mir so bequeme Stiefel, hohe geschnürte Stiefel mit doppelter Sohle, Breeches und eine Ziviljacke mit dünnen und leicht abwaschbaren roten Streifen besorgt hatte. Ich fühlte, dass «dies» kommen musste. Ich war «darauf» vorbereitet, jetzt musste man nur diese Schiesserei unter dem Schutz der eisernen Loren abwarten, bis sie das Lager stürmten.

Ach, dass Edek diesen wundervollen Augenblick nicht miterleben konnte! Allmählich verstummte die Schiesserei und entfernte sich deutlich in Richtung Harmensee. Von Auschwitz kam die Lagerfeuerwache. Das vierte Krematorium brannte. Man hörte keine Schüsse mehr. Anscheinend rückten die Partisanen, die ihre Aufgabe durchgeführt hatten, wieder ab. Es war also noch nicht «das», worauf ich tagtäglich wartete.

Enttäuscht stolperte ich mühsam und ungeschickt aus meinem Versteck heraus. Der Kapo rief seine Leute zusammen. Der Kommandoführer befahl einen Appell. Es fehlte niemand. Als wir in das Lager zurückkehrten, wussten wir schon ungefähr, was der Grund der Schiesserei war. Aufstand in den Krematorien IV und II. Karol aus «Kanada» hatte recht, als er mir einmal sagte, dass das Sonderkommando eine Aktion vorbereitete. Sie rechneten damit, dass die SS sie eines Tages alle liquidieren wollte.

Ich fand Karol. Er war äusserst niedergeschlagen. Er behauptete, dies alles sei durch einen Verrat so gekommen. Irgendjemand von der Besatzung des IV. Krematoriums hatte die Vorbereitungen des Sonderkommandos bereitwillig denunziert. Daher war ihnen nichts anderes übriggeblieben, als den Aufstand ohne Verständigung mit den anderen Besatzungen der Krematorien anzufangen. Die Folgen waren tragisch. Wer nicht auf der Flucht umkam, der starb im Hofe des IV. Krematoriums, erschossen sofort nach der Niederschlagung des Aufstandes. Die Bedienung der Krematorien III und V, die an dem Aufstand nicht teilgenommen hatte, verbrannte sie gerade jetzt in den Öfen.

Einige blieben für die bekannten Zwecke der Politischen Abteilung am Leben. Wenn sie zu «singen» anfangen, würden noch viele Häftlinge umkommen. «Lass uns flüchten», flüsterte Karol fast flehend.

Ich dachte nicht mehr an Flucht. Ich zweifelte jetzt auch an einer Befreiung des Lagers durch die Partisanen. Ich hatte mich mit dem Gedanken an den Abtransport in ein anderes Lager abgefunden. Fast täglich gingen jetzt die Transporte ab. Auch ich konnte jeden Tag dabei sein. Ich beschloss, von Elzunia Abschied zu nehmen. Ich schenkte ihr eine kleine goldene Uhr und eine Tafel Schokolade, die mir Karol gebracht hatte. Zum Abschied küsste sie mich «schwesterlich» auf die Backe.

Elzunia erwartete auch, bald mit einem Transport weggebracht zu werden. Werde ich sie jemals wiedersehen? denke ich, als ich aus dem Frauenlager zurückkehre.

Am nächsten Tag rücke ich nicht mehr zur Arbeit aus. Ich war auf der Transportliste wie viele andere. Edek Ferenc, Jozek Wasko, Jurek Baran. Zbyszek Beranowski gelang es, sich noch einmal reklamieren zu lassen. Ich bemühte mich nicht mehr darum, umso weniger, als aus Auschwitz Hunderte von alten Häftlingen, unter ihnen Marian M., Julek K., Jedrek W., Ludwik K., meine guten und mir nahestehenden Kameraden auf das frühere Zigeunerlager überstellt worden waren. Aus meinem Versteck zog ich meine Schätze heraus: das Porträt Malas, das Bild meiner Schwester, ihren letzten Brief, den zusammengelegten Zettel mit den Haaren Edeks und Malas, die Glückwunschkarten von Halina und die Kassiber Elzunias sowie einen der Kassiber Edeks, den er mir aus dem Bunker geschickt hatte und den ich durch ein Versehen bis dahin noch nicht vernichtet hatte.

Sämtliche Kassiber und Glückwunschkarten verbrannte ich, Julek K. bot an, den Rest in seiner Tasche zu verwahren. An Wertgegenständen besass ich lediglich meine eigene Uhr, für die ich seinerzeit, als ich noch Blockschreiber war, die Genehmigung erhielt. Marian und Julek hatten sich etwas besser für die Reise vorbereitet. Sie besaßen einen ziemlich grossen Margarinekarton, gefüllt mit Lebensmitteln, Margarine, Zucker und SS-Wurst. Dieser Karton hat-

te einen doppelten Boden. Dort wurden ein paar Kleinigkeiten aus Gold und die Tasche Juleks versteckt, in die Marian noch ein Bild Sonjas legte, das sie ihm irgendwann nach ihrer erneuten Rückkehr aus Wien ins Lager geschenkt hatte. Während des Bades und der Desinfektion in der Sauna hätte ich beinahe meine wunderbaren Stiefel verloren, die mir in meinen Träumen bei den Partisanenkämpfen dienen sollten.

Dank dem David aus «Kanada», der, ich weiss nicht woher, plötzlich da war, bekam ich meine Stiefel zurück, die Breeches aber gingen verloren. Um mich für diesen Verlust zu entschädigen, besorgte er mir einen wunderbaren Wollmantel, warme Wäsche und einen ganz ordentlichen Anzug. Die Küche gab uns je einen Laib Brot, ein Stück Margarine und Wurst. Schliesslich mussten wir uns in Gruppen zu jeweils 100 Personen auf der Hauptstrasse aufstellen. Ein bereits vorbereiteter Güterzug stand schon an der Rampe. Die Verladung dauerte lange. Schliesslich kamen wir in den Waggon und waren so eng zusammengedrängt, dass man sich kaum umdrehen konnte. Nach einiger Zeit kamen noch zwei Posten dazu. Jetzt drängte man uns noch mehr zusammen, weil die Mitte des Waggons für die Konvoiangehörigen frei bleiben musste. Bevor sich der Zug in Bewegung setzte, gelang es mir, ein kleines Loch durch die Wand zu bohren. Unser Waggon stand direkt gegenüber dem Frauenkrankenbau. Einige Frauen in weissen Kitteln, die an einem der Blocks standen, warteten geduldig auf die Abfahrt des Zuges. Ich versuchte, die kleine Gestalt Elzunias zu finden, es war aber schwer, in der schnell anbrechenden Dämmerung etwas zu unterscheiden. Ein Scharführer betrat den Waggon, zählte uns nochmals genau ab und befahl danach den Posten, die Türe zuzuschieben. Langsam, meterweise, verliessen wir die Rampe. Durch die Öffnung in den Brettern konnte man nichts mehr sehen. Draussen war es bereits dunkel. Der Zug nahm an Geschwindigkeit zu. An einer Kurve quietschten die Räder unbarmherzig. Wie vor viereinhalb Jahren, als ich hierhergekommen war.

Lebwohl Auschwitz! Ich habe dich überlebt! Was wird aber aus uns! Die Räder des Waggons rattern gleichmässig. Alle schweigen. Sicher denken sie das gleiche, was ich eben gedacht hatte: Was wird aus uns werden?

Kapitel XCIV

Einer der Posten, der nachlässig hingestreckt den ganzen Mittelteil des Waggons einnahm, schlief wunderbar. Der andere, der auf dem Hocker sass, kämpfte mit dem Schlaf, war aber wach. Eine kleine Eisenbahnlampe bewegte sich an der Decke hin und her und warf schwaches Licht auf die zu beiden Seiten des Waggons stehenden Häftlinge. Der provisorische Drahtzaun, der uns von dem Raum der Konvoiangehörigen trennen sollte, schenkte keinen Halt. Die Füße taten unbarmherzig weh. In das ausgebohrte Loch steckte ich ein Taschenmesser. Ich hielt mich daran mit einer Hand fest und hatte die Illusion, dass ich mich darauf stützte. Der Durst quälte immer mehr. Die Lider waren schwer wie Blei. Das gleiche war mit dem Mantel, der zwar warm war, aber jetzt eine Tonne zu wiegen schien. Die Schultern schmerzten, und unter dem Schulterblatt stach es. Ich erinnerte mich an den Stehbunker, aber sogar dort war ich irgendwie zurechtgekommen. Dort hatte es wenigstens Nachttöpfe gegeben, auf die ich mich setzen konnte. Der zweifelhafte Halt am Taschenmesser brachte keine Erleichterung. Der Zug fuhr durch verschiedene Siedlungen und Städte, nur gelang es uns leider niemals, die Namen zu erkennen. Wir verstanden nur, dass wir in Deutschland waren, aber wohin wir fuhren, wussten wir nicht. Die Posten schwiegen. Bei manchen begann der Bauch den Gehorsam zu verweigern. Man versuchte auf verschiedene Weise, damit fertig zu werden. Der Gestank, der dadurch entstand, brachte die Posten in schlechte Laune. Sie wurden jetzt aufsässig, boshaft und schlugen uns bei jeder Gelegenheit mit ihren Karabinerkolben. Sie erlaubten uns jetzt nicht mehr, die schmalen Ritzen an der Tür des Waggons zu benutzen. So verliefen die 24 Stunden nach meiner Abreise von Auschwitz. Draussen war es wieder Nacht. Die Räder des vorwärtsdrängenden Zuges ratterten rhythmisch auf den Fugen der Schienen. Seit längerer Zeit standen wir bereits auf einer Station. Durch das Loch, das ich gebohrt hatte, sah ich hin- und herlaufende Menschengestalten oder nur hin- und herhuschende kleine Lichter verdunkelter Taschenlampen. Von Weitem war das Heulen einer Alarmsirene zu hören. Bald schon erzitterte die Luft vom Heulen einiger hundert Sirenen, die einen Fliegerangriff ankündigten. Die Posten sprangen an die Tür, schoben sie weit auseinander und schauten mit Ungeduld und Angst in die schwarze Nacht. Am Himmel kreuzten sich die Lichter der Scheinwerfer. Irgendwo in der Ferne wütete bereits das Feuer der Flak. In das Bellen der Flak mischte sich von Zeit zu Zeit das dumpfe Geräusch detonierender Bomben. Es wurde hell wie am Tage. Am Himmel erschienen langsam fallende Christbäume, die blendendes Licht versprühten; vor diesem Licht verblassten sogar die hellen Strahlen der suchenden Scheinwerfer. Jetzt hörte

man deutlich ein machtvolles Brummen von Hunderten über uns fliegender Bomber, so mächtig, dass das Feuer der Fliegerabwehrartillerie, die jetzt in nächster Nähe schoss, lediglich ein wütendes, aber ungefährliches Bellen zu sein schien. Auf das Blechdach unseres Waggon prasselten unablässig Schrapnellstücke. Riesige Detonationen erschütterten die Luft. Einmal, zweimal, dreimal. Alle in gleichmäßigem Abstand. Der Luftdruck warf die Posten von der Tür bis an die Drähte unserer primitiven Absperrung. Der Waggon sprang auf den Schienen hoch, man glaubte, er zerberste. Plötzlich wurde es vollkommen still. Das weisse grelle Licht machte langsam einer flimmernden Röte Platz. Der Feuerschein der bombardierten Stadt umgab uns von allen Seiten. Die Posten flüsterten etwas untereinander. Es fiel das Wort Berlin. Also waren wir in Berlin! In der Hauptstadt des «unbesiegbaren» Hitlerdeutschlands. Beim Anblick der um uns herum brennenden Gebäude platzten wir fast vor Freude, und die Hoffnung wuchs. Wir vergassen sogar die unheimliche Müdigkeit, die wir bis zu diesem Augenblick verspürt hatten.

Wir spitzten die Ohren, weil die Posten jetzt von dem Lager sprachen, in das wir fuhren. Oranienburg! Wir waren also fast am Ziel unserer Reise. Einer der Häftlinge begann ein Gespräch mit den Posten und – o Wunder – erhielt eine ganz höfliche Antwort. Spätestens in einer Stunde werden wir ankommen. Es verging jedoch viel Zeit, bevor wir uns wieder in Bewegung setzten. Der Zug bummelte schrecklich. Alle paar Minuten blieb er stehen, einige Male fuhren wir ganz deutlich rückwärts. Wir glaubten, dass bereits einige Stunden vergangen waren. Wir waren todmüde. Oranienburg hatte zwar einen schlechten Namen, wir sehnten uns aber danach, dorthin zu kommen. Endlich hielten wir auf einem Nebengleis. Wir sahen jetzt gar nichts, weil die Posten die Waggontür ganz dicht zusammenschoben, als sie den Wagen verliessen. Irgendwo, am Anfang des Zuges, erreichten uns wütende Schreie des Kommandos und Hundegebell. Dort oben also wurde ausgeladen. Wir fuhren wieder einige dutzend Meter, jetzt waren sicher wir an der Reihe.

Jemand riss von draussen heftig an der Tür, die sich plötzlich nach beiden Seiten auseinandersob. Das scharfe Licht der Scheinwerfer blendete uns vollkommen. Wir standen zusammengedrängt an der Tür des Waggon, hielten unsere Bündel und waren un schlüssig, was wir tun sollten. Plötzlich brüllte jemand dicht am Waggon: «Los! Aussteigen!» Ein Häftling, anscheinend ein Funktionshäftling – man konnte es an dem riesigen Stock feststellen, dessen er sich sehr geschickt bediente – sprang in den Waggon und brüllte: «Alle Pakete bleiben hier!» Ein schreckliches Durcheinander entstand, weil ein Teil der Häftlinge gehorsam zurückging, um im Waggon die Pakete abzulegen, die anderen aber von einem SS-Mann getrieben, schnell aus dessen Reichweite zu verschwinden trachteten und auf die Köpfe der Zurückdrängenden sprangen. Ich

hielt mein Paket mit den Auschwitzer Lebensmitteln fest und wartete auf einen geeigneten Moment, um aus dem Waggon zu springen, ohne von dem SS-Mann geschlagen zu werden. Gleichzeitig aber wollte ich das bisschen Essen, das ich in meinem Bündel hatte, nicht verlieren. Ich war ein zu alter Häftling, um mich durch den Befehl eines Kapos überlisten zu lassen. Ähnlich verhielten sich auch meine Freunde Julek, Marian, Ludwik und Andrzej. Ich sprang in dem Augenblick, der mir am günstigsten erschien, aus dem Waggon. Der Kapo war damit beschäftigt, jemandem das Paket zu entreissen und konnte sich nicht mehr mit mir abgeben. Ich lief etwa ein Dutzend Meter durch ein Spalier von SS-Männern, die nach uns traten, uns Beine stellten und mit den Stöcken fuchtelten. Ich wurde erneut durch diesen teuflischen Scheinwerfer geblendet, aber wie von einem tierischen Instinkt geleitet, wich ich den Schlägen aus. Ich sprang wie ein Hase, bückte mich immer wieder vor den Stöcken und kam schliesslich aus dem Bereich des Scheinwerfers heraus. Vor mir erschien ein weit geöffnetes riesiges Tor einer Halle. Noch ein paar Meter ... und in diesem Augenblick erhielt ich einen teuflischen Schlag mit etwas Hartem direkt ins Gesicht. Die Kraft des Schlages warf mich zurück. Ich verlor das Gleichgewicht und wäre hingefallen, wenn nicht das erneute starke Schlagen, diesmal in den Rücken, mich wieder nach vorn geworfen hätte. Aber bereits nach einem Schritt stolperte ich über ein mir gestelltes Bein. Ich fiel nach vorne. Der hinter mir laufende Häftling sprang im letzten Augenblick über mich hinweg, bevor sich der von einem SS-Mann gehetzte Hund auf mich warf. Er knurrte drohend und zog an meinem Mantel. Dicht über meinem Kopf hörte ich wieder das Pfeifen einer Peitsche. Mit einer fast unmenschlichen Anstrengung sprang ich auf und machte einen Sprung nach vorne. Hinter mir jaulte der Hund. Anscheinend hatte ich ihm bei meinem plötzlichen Hinwerfen die scharfen Schuhnägel ins Genick gestossen.

Ich hörte noch weitere Verwünschungen und das erneute Pfeifen der Peitsche, war aber bereits ausserhalb ihrer Reichweite an der Tür einer grossen Fabrikhalle. Ein Kapo, der mich in die Reihe hineinstiess, schaute mich merkwürdig an. Unter dem Einfluss dieses Blickes drückte ich noch fester mein Bündel an mich, das ich trotz allem nicht losgelassen hatte. Mit der anderen Hand versuchte ich, mir die Nase zu putzen. Blut? Jetzt erst vergegenwärtigte ich mir, dass ich vor einer Weile mit dem Stock einen Schlag auf den Mund bekommen hatte. Plötzlich spürte ich einen dumpfen, unerträglichen Schmerz. Ich tastete mit der Hand über den Mund. Die Lippen und die Nase waren ohne Zweifel geschwollen und ich spürte, dass sie weiterhin anschwellen. Die Hand war blutig, der Handrücken hatte einen deutlichen blauen Streifen. Ich bewegte die Finger. Heil! Nur beim Krümmen taten sie weh. Anscheinend habe ich im letzten Augenblick verstanden, mich vor dem Schlag zu schützen. Die Hand hatte

den Schlag gemildert. Vielleicht hatte ich deshalb meine Zähne nicht verloren. Mit der Zunge spürte ich deutlich, dass sie alle da waren, nur wackelten sie, besonders die oberen Zähne ganz vorne. Ich spuckte Blut. Donnerwetter! Ich wandte mich an einen, der neben mir stand. «Du, wie sehe ich aus?» Er sah mich verwundert an, weil er anstelle von Worten nur ein unverständliches Lallen hörte. Er erriet es aber. «Sie haben dich aber zugerichtet!» sagte er voller Mitleid. Ich zog aus der Tasche des Mantels ein Taschentuch und suchte mit den Augen meine Leute. Sie standen in der zweiten Reihe, ein paar Schritte von mir. «Was ist mit dir?» fragte der immer fürsorgliche Ludwik, als er sah, dass ich das Taschentuch an den Mund gepresst hielt. Ich konnte nicht sprechen, nahm also das Taschentuch fort. «Oh, die haben dich aber zugerichtet!» Aus Mitleid mit mir selbst schnüffelte ich mit der Nase und schluckte dabei ein Stück geronnenen Blutes. Mir wurde schlecht. Ludwik, der Deutsch konnte, fragte den Kapo, ob ich nicht in den Waschraum gehen könnte, um mich zu waschen. Das war derselbe Kapo, der mich vorher so aufmerksam angeschaut hatte. Ich dachte damals, er wollte mir mein Paket mit den Lebensmitteln wegnehmen.

«Ja, ja, geh!» sagte er sogar ziemlich milde und zeigte auf einen Waschraum, der sich uns gegenüber befand. Das eiskalte Wasser erfrischte mich etwas. Einer gab mir ein Stück Spiegel. Schwarzblaue Lippen waren ganz aufgestülpt, besonders die Oberlippe, so sehr, dass sie fast die Nase berührte, die ebenfalls geschwollen war. Von den Augen blieben nur schmale Schlitze. Ich sah wie eine Vogelscheuche aus. Die Schwellung breitete sich auf das ganze Gesicht aus. Der Kopf platzte buchstäblich vor Schmerz. Ich hatte zwar noch meine Zähne, fürchtete aber, dass sie mir beim Bewegen der Zunge herausfallen könnten, so schwach hielten sie sich im Zahnfleisch. Schweinerei! Die hatten mich zugerichtet! Meine erste Taufe in Oranienburg...

Kapitel XCV

Appell. Trotz der äusseren Anzeichen verlief der Appell schnell und schmerzlos. Wir erfuhren schliesslich, wo wir uns befanden. Bevor wir in das Lager Oranienburg gehen sollten, das nur ein paar hundert Meter entfernt lag, mussten wir hier, in dieser Halle, eine Quarantäne durchmachen. Es war eine der Flugzeughallen der Heinkelwerke, die provisorisch für unsere Ankunft vorbereitet war. Die Hälfte der Halle nahmen einige hundert dreistöckige Betten ein. Auf jedem Bett lagen ein Strohsack und zwei Decken. Wir waren etwa 2'000 Häftlinge, das bedeutete: ein Bett für zwei Personen. Infolge der in der Halle herrschenden Kälte und der geringen Anzahl von Decken war das Schlafen zu zweit nicht einmal das Schlimmste.

Viel schlimmer war es mit mir. Das schmerzende Gesicht schwoll immer noch an, ich bekam Schüttelfrost und hatte gewiss Fieber. Trotz dem Schmerz siegte die Müdigkeit. Ich schlief ein. Morgens fühlte ich mich bereits etwas besser, nach weiteren zwei Tagen war das Gesicht abgeschwollen, die Lippen begannen zu heilen und sogar die Zähne schienen jetzt etwas weniger zu wackeln. Ich genas, und damit kehrte mein Appetit zurück. Wir gingen überhaupt nicht zur Arbeit und lagen daher stundenlang in den Pausen zwischen den Fliegerangriffen auf unseren Säcken, klatschten miteinander und assen unsere kümmerlichen Vorräte auf. Das widerliche Essen, das wir erhielten, genügte nicht, um den Hunger zu stillen. Manche begannen also, mit den aus Auschwitz durchgeschmuggelten Kleinigkeiten aus Gold zu handeln, das die Funktionshäftlinge gern erwarben, die uns sowieso um unsere minimalen Portionen unbarmherzig betrogen. Die Kapos kamen jedoch schnell zu der Überzeugung, dass sich der Handel nicht lohnte. Deswegen ordneten sie einen Appell an, bei dem jeder von uns genau durchsucht wurde. Sie bereicherten sich dabei tüchtig, wir aber begannen zu hungern. Vor ihren gierigen Argusaugen liess sich Marians und Juleks Margarinekarton mit dem doppelten Boden, in dem unsere Auschwitzer Erinnerungsstücke und einige Goldgegenstände für den Notfall lagen, nicht verstecken. Man gab uns lediglich unsere persönlichen Sachen zurück, darunter auch Uhren, meine und Juleks, für die wir die Genehmigung von den Behörden des Lagers Auschwitz hatten. Julek verkaufte seine Uhr bald. Er bekam dafür ein Stück Brot, ein paar Zigaretten und einige Schüsseln Suppe. Er teilte das alles kameradschaftlich mit uns. Der Kapo, derselbe, der mich ziemlich freundlich behandelt hatte, als ich die Schmerzen im Gesicht hatte, wurde auf meine Uhr aufmerksam. Die Uhr Marke Lanco war nicht viel wert, stellte aber hier «bei Heinkel» doch einen gewissen Wert dar. Deswegen feilschte ich lange, um soviel Essen wie möglich dafür zu bekommen.

Ich erhielt erst einmal einen halben Laib Brot und etwas groben Tabak, sollte aber bis zum Ende unserer Quarantäne zusätzlich eine Schüssel Schnecken-
suppe bekommen. In Wirklichkeit erhielt ich ein paar mal einen Zuschlag und
vielleicht drei Schüsseln der widerlichen, stinkenden und furchtbar gesalzenen
Schnecken. Wenn man gleichzeitig reichlich Kräutertee oder einfach Wasser
trank, konnte man den Hunger ein wenig besänftigen, indem man mit dieser
Schweineerei den Magen füllte.

Obwohl wir «bei Heinkel» nicht arbeiteten, war das Leben hier sehr abwechs-
lungsreich. Tag für Tag gab es ein paar Fliegerangriffe. In der Nacht auch.

Wenn die Sirene ertönte, die einen Angriff verkündete, liefen wir aus der Halle
in ein Fichtenwäldchen, das sich in der Nähe befand. Wir wussten bereits, dass
es in nächster Nähe einen Flugplatz gab. Daher waren wir in Gefahr, ausge-
bombt zu werden, worauf wir mit Sehnsucht warteten. So sehr war uns diese
grosse, zugige und kalte Halle zuwider. Die alliierten Flugzeuge flogen aber
irgendwie «an Heinkel» vorbei. Manchmal kam es vor, dass Bomben irgendwo
in der Nähe fielen, unsere Halle jedoch stand immer noch unberührt.

Während der nächtlichen Angriffe beobachteten wir den Feuerschein über Ber-
lin. Je grösser er war, desto stärker wuchs unsere Freude und Hoffnung auf das
baldige Ende des Krieges. Eines Tages zerschmetterte während des Tagesan-
griffs ein Stück fallenden Schrapnells jemandem den Kopf. Seitdem liefen wir
immer in das Wäldchen mit Schüsseln auf den Köpfen, die wir zusätzlich mit
zusammengelegten Decken bedeckten, um uns vor den oft in das Wäldchen fal-
lenden Geschossstücken der Fliegerabwehrartillerie zu schützen. Die in der Nä-
he dicht aufgestellten Artilleriegeschütze machten einen furchtbaren Krach und
die von oben fallenden scharfen Stahlstücke erzeugten einen durchdringenden
Ton, wie Tausende von spielenden Geigen.

An sonnigen Tagen sassen wir stundenlang im Wäldchen. Die Fliegerangriffe
waren so häufig, dass manchmal schon der nächste Angriff angekündigt wurde,
wenn kaum Entwarnung ertönt war. Nachmittags war es gewöhnlich ruhig.
Dann zeigten sich am Himmel die deutschen Flugzeuge. Besonders ein Flug-
zeug, das von dem nahegelegenen Flugplatz startete, zog unsere Aufmerksam-
keit auf sich. Nachdem es eine bedeutende Höhe erreicht hatte, löste es plötzlich
unter den Flügeln ein zweites, viel kleineres Flugzeug ab, mit kurzen, sehr brei-
ten Flügeln. Dieses kleine Flugzeug, ungeheuer wendig und schnell, hielt sich
einige Minuten in der Luft und führte eine Reihe von Manövern durch, wonach
es scharf in Richtung des Flugplatzes zur Landung ansetzte. Das Interessanteste
dabei war, dass dieses Flugzeug beim Fliegen kein Geräusch von sich gab. Es
hatte also anscheinend keinen Motor.

Der allwissende Ludwik stellte fest, dass es sich um eine neue Art der V-Ge-
schosse handelte, die durch Radiowellen gesteuert wurden. Sogar hier im La-

ger hörte man immer wieder etwas von einer neuen phantastischen Waffe, die bald das Schicksal dieses Krieges entscheiden sollte. Eines Tages fielen einige schwere Bomben nur wenige hundert Meter entfernt, gerade dorthin, wo der Flugplatz war. Eine riesige schwarze Rauchsäule hing lange in der Luft. Bereits nachmittags starteten jedoch von demselben Flugplatz erneut die deutschen Jäger. Der phlegmatische und immer sachliche Jedrek, der wohl am stärksten von uns allen unter dem Hunger litt, sagte, wobei er langsam die Spucke herunterschluckte: «Sie hätten uns wirklich ein paar Würste anstelle dieser ständigen Bomben herunterwerfen können ... Bevor uns die alliierten Bomben zerschlagen, verrecken wir hier vor Hunger...», fügte er hinzu und zog vielsagend die ihm immer wieder herunterrutschende Hose hoch, die nicht mehr sass, weil die rundlichen Formen, die er von Auschwitz mitgebracht hatte, bereits längst verschwunden waren.

«Also wer reizt jetzt?» meldete sich Ludwik, ein leidenschaftlicher Bridge-Spieler, der kleine Patiencekarten in der Hand hielt, die wie durch ein Wunder durch die letzte Durchsuchung gerettet worden waren. Während des Angriffs spielten wir, an zarte Fichtenbäumchen gelehnt, Karten und nutzten die Gelegenheit, während die Deutschen in den Luftschutzkellern sassen. «Pass», lachte Julek, weil die Sirene eben die Entwarnung gab. «Wir spielen beim nächsten Angriff zu Ende. Gehen wir! Vielleicht werden wir endlich diese Schnecken aufessen können ...» Der Angriff hatte nämlich die Verteilung des Mittagessens unterbrochen.

Kapitel XCVI

Die «Kaufleute», die Menschenhändler, wie wir die Vertreter der deutschen Firmen nannten, die Fachleute zur Arbeit in verschiedenen, bei den Fabriken und Gruben errichteten Filialen der Konzentrationslager anwarben, waren angekommen.

Wir drängten uns nicht. Man wusste nie, wo ein Mensch landen konnte. Unsere Lagerdevise war: niemals der erste, aber auch niemals der letzte sein. Einige Gruppen, die aus ein paar Dutzend Häftlingen zusammengesetzt waren, fuhren bereits mit ihren «Mäzenen» ab. Man musste sich schliesslich entscheiden, für welchen Fachmann man sich am besten ausgeben sollte. «Ach, wenn man doch Brunnenbohrer gebraucht hätte», stöhnte Edek F., der in Birkenau ein Brunnenbohrerkommando hatte, das aus sieben Personen bestand. Ein gutes Kommando! ... Und das Wunder geschah. Ein Zivilist, der vorher mit unserem Lagerführer, einem SS-Mann im Rang eines Oberscharführers, beratschlagt hatte, rief ganz deutlich, die Brunnenbohrer sollten vortreten. «Wer ist Brunnenbohrer? Heraustreten. Los!» Edek, der seinen eigenen Ohren nicht traute, trat als erster heraus und drehte sich unsicher um, zu der Reihe, in der wir standen.

«Wer noch? Ist niemand da?» Ohne viel nachzudenken, warfen wir uns nach vorne wie ein Mann und gesellten uns dem einsam stehenden Edek zu. Man schrieb unsere Nummern auf. Hier in Oranienburg waren wir Millionäre. Über 113'000. In einer Woche sollten wir fortfahren! Wir waren überzeugt, dass Brunnenbohrer ein guter Beruf war. Wir würden sicher entweder irgendwo auf Landgütern arbeiten, wo selbstverständlich leicht etwas Essen zu beschaffen war, oder im schlimmsten Fall in den ausgebombten Städten, was uns auch nicht das Schlimmste zu sein schien. Voll schönster Hoffnungen schliefen wir an diesem Abend ruhig ein. Am nächsten Tag bekam Edek furchtbare Schmerzen. Man brachte ihn auf den Krankenbau in Oranienburg, wo man ihm den Blinddarm herausnahm, der bereits stark vereitert war. Was für ein Pech! Angst überfiel uns, weil ausser Edek keiner von uns etwas vom Brunnenbohren verstand.

Nachmittags standen wir wie gewöhnlich beim Appell. Ein grosser, schlanker «Kaufmann», mit nettem Gesicht, einem Tirolerhütchen auf dem Kopf und Parteiabzeichen am Revers, suchte Elektriker. Er brauchte 60 davon. Die Anfrage war eilig, heute noch musste die Abfahrt erfolgen. Als erster meldete sich ein echter Mechaniker, ein Ingenieur, ein alter Auschwitz Häftling. Nach einem kurzen Gespräch mit dem Zivilisten begann er selbst die Elektriker auszusuchen. Er holte die ganze alte Garde. Wir meldeten uns auch. Marian, Jedrek, Ludwik, Czesiek und Wojtek. Gescheiterte Brunnenbohrer, dafür aber ausgezeichnete «Elektriker».

Und wieder wurden unsere Nummern aufgeschrieben und man befahl, wir sollten uns vor den Stufen aufstellen, die in das Kontor führten, in dem sich unser «Kaufmann» niederliess. Wir mussten der Reihe nach vor ihm erscheinen. Es waren zu viele Meldungen, daher beschloss er zu selektieren. Er prüfte jeden nach seinen fachlichen Kenntnissen. Bevor die Reihe an uns kam, gelang es uns zu erfahren, wer er war und woher er kam. Er war Ingenieur. Er hiess Siemers. Ein Nazi, der uns für die Philipswerke anwarb. Die Reihe kam an uns. Die Prüfung erfolgte zum Glück in Gegenwart unseres Ingenieurs, was mir gewisse Chancen gab, weil wir uns gut kannten. «Beruf?» «Elektriker.» «Wie alt sind Sie?» «23.» «Beruf vor dem Kriege?» «Schüler.» «Wieder Schüler?» schüttelte Siemers den Kopf und hatte anscheinend bereits gewisse Zweifel bezüglich unserer Qualifikationen. Er stellte mir noch ein paar Fragen, notierte irgendetwas und befahl mir abzutreten. In der Tür ging ich bereits am nächsten Kandidaten vorbei.

Unsere ganze Gruppe qualifizierte sich für die Abfahrt. Wir waren zwar genauso gute Elektriker wie Brunnenbohrer, der Instinkt sagte uns aber, dass es besser war, auf dem Gebiet der Elektrizität Fachmann zu sein, besonders weil Ingenieur Siemers uns gegenüber eigentlich freundlich war und uns menschlich behandelte. Aus seinem Verhalten war deutlich zu ersehen, dass er uns für eine konkrete Arbeit und nicht zur Liquidierung brauchte. Wir wollten so schnell wie möglich fortfahren, damit nicht zufällig herauskäme, dass wir uns auch als gute Fachleute für das Brunnenbohren gemeldet hatten. Am nächsten Morgen verliessen wir die grosse und ungemütliche Halle bei «Heinkel», verabschiedet von den eifersüchtigen Blicken derer, die in der Prüfung durchgefallen waren. Der genaue Julek notierte in seinem Notizbüchlein: 14. November 1944 – Abmarsch nach Sachsenhausen.

Es war ganz warm für Mitte November. Wir marschierten zügig in Fünferreihen durch die Strassen eines hübschen Städtchens. Die Vorbeigehenden wandten sich mit Abscheu von uns ab und hielten sich demonstrativ die Nase zu. Sicher rochen wir nicht nach Kölnisch Wasser.

Zwischen dem Spalier der Bäume an beiden Strassenseiten spielten Kinder, die die von den Bäumen gefallenen Blätter sammelten. Bei unserem Anblick holten sie die besorgten Mütter panikartig zu sich. Die Älteren warfen Kastanien auf uns. Etwas weiter machten einige Heranwachsende mit Hitlerjugendarmbinden Exerzierübungen. Als sich unsere Kolonne ihnen näherte, unterbrachen sie ihre Beschäftigung. Sie begleiteten uns jetzt, liefen um unsere Kolonne herum wie Jagdhunde, drohten und beschimpften uns.

Die Mutigsten kamen näher heran, um zu spucken oder bewarfen uns mit Steinen, Stöckchen, Kastanien und mit allem, was sie nur finden konnten, wobei sie hasserfüllte Grimassen schnitten. Die Posten erlaubten der Jugend mit nachsichtigem Lächeln diese Spielchen. Der allwissende Ludwik flüsterte: «Wir

marschieren durch das olympische Dorf. Das ist nach den schönen Spielen übriggeblieben», setzte er hinzu und duckte sich hastig vor einem Stein, der von einem der jungen Männer geworfen wurde.

«Ruhe da!» schrie der Posten. Wir marschierten weiter, schweigend, durch die sauberen Strassen des schönen Städtchens. Kurz danach durchschritten wir das grosse Tor des Lagers Sachsenhausen. Nach Bad und Entlausung schickte man uns in eine Baracke, wo wir auf die Reise zu den Philipswerken warten sollten. Den ersten Quarantänetag verbrachten wir auf unserem Block, ohne eigentlich etwas zu tun. Die Holzbaracke hatte Fenster, war sauber und warm, erinnerte überhaupt nicht an die schreckliche Baracke in Birkenau. Aus unserem Block, der zusammen mit anderen in einem Halbkreis aufgestellt war, sah man deutlich einen runden Appellplatz, um den herum eine Strasse verlief. Durch diese Strasse marschierte ständig in scharfem Tempo eine Strafkompagnie. Sie sangen und marschierten kilometerlang, immer im Kreise herum, hundertmal, tausendmal, mit nagelneuen Stiefeln, die angeblich täglich gewechselt wurden. Die Strafkompagnie arbeitete nämlich für die Wehrmacht. Sie trugen einfach die neuen und harten Lederstiefel ein, damit die tapferen Soldaten keine Hühneraugen oder Blasen holten, während sie sich an allen Fronten zurückzogen. Am nächsten Tag hatte ich Gelegenheit, mir mit eigenen Augen die Gewissheit über die Folgen der ständigen Bombardierungen der Reichshauptstadt Berlin zu verschaffen.

Der Tag war scheusslich, typisch für Spätherbst. Es regnete und schneite gleichzeitig. Der feuchte starke Wind drang durch uns hindurch. Vom frühen Morgen an arbeitete ich an einem Kanal oder einem Arm der Spree bei dem Abladen von Schutt aus den dort festgemachten Flusskähnen. Die Arbeit war schwer und gefährlich, durchgeführt im Laufschrift unter der Begleitung des Geschreis der Kapos und des Gebells der SS-Hunde. Vom Flusskahn aus war ein nicht allzu breites Brett ans Ufer gelegt und darüber musste man die Handkarren fahren, die tüchtig mit Schutt gefüllt waren. Die einzige Genugtuung bei dieser Arbeit war die Tatsache, dass wir die Überreste des zerbombten Berlins transportierten. Nach der Zahl der Angriffe auf diese Stadt hätte man damit bis zum Ende des Krieges genug zu tun gehabt. Zum Glück war ich «Elektriker» und unsere Quarantäne sollte in zwei Tagen enden, tröstete ich mich, weil ich bei dieser Art von Arbeit und unter solchen Umständen schnell erledigt wäre. In das Lager kehrte ich total durchnässt und vor Kälte zitternd zurück. Für die Nacht musste man die nasse Kleidung neben dem Bett schön Zusammenlegen. Selbstverständlich wurde sie bis zum nächsten Morgen nicht trocken, und ich ging in nassen Klamotten zur Arbeit.

Es gab einen leichten Frost. Die Kleidung wurde steif, die vom Schutt zerschundenen Hände waren von Kälte klamm, die eisernen Griffe der überladenen Kar-

ren glitten daraus ständig ab. Beim Übergang über das schmale Brett drohte man jederzeit auszurutschen und ein Bad im Kanal zu riskieren, das den sicheren Tod bedeutet hätte.

Nur noch bis zum Feierabend aushalten! Morgen werden wir aus diesem verfluchten Lager fortfahren, wo man einen zwar nicht schlug, wie es in Auschwitz gang und gäbe war, dafür aber mit einer die Kräfte übersteigenden Arbeit fertigmachte. Jedoch nicht alle von unserer Gruppe verliessen Sachsenhausen. Wojtek, unser jüngster Kamerad aus Jaroslaw, wurde hier aus unbekanntem Gründen zurückgehalten.

Er war verzweifelt und unser Trost half ihm nicht. Er verabschiedete sich weinend von uns, als ob wir ihn nie wiedersehen sollten. Er erwartete seine Liquidierung.

Kapitel XCVII

In Richtung Westen fuhren wir luxuriös mit einem Personenwagen, der uns die Illusion gab, bereits keine Häftlinge mehr zu sein. Die Konvoisoldaten behandelten uns gut, sie erlaubten uns sogar zu rauchen. Leider hatten wir gar nichts, was man hätte rauchen können. Einer der Posten, der bereits älter war, beendete seine Zigarre. Er liess den Stummel auf den Boden fallen und zerdrückte ihn ausnahmsweise nicht mit dem Stiefel, wie es die Sitte der boshaften SS-Männer war. Er gab vor, die hinter dem Fenster vorbeihuschenden Gebäude der Vorstadtbezirke der grossen Stadt Hannover mit Interesse zu beobachten, durch die wir bereits seit längerer Zeit fuhren. Bevor ich mich aber bücken konnte, schnappte bereits eine andere Hand nach diesem verlockenden Stück. Ich musste mich mit einem von Marian gegebenen Zigarettenstummel begnügen. Ich inhalierte stark und gab ihn Jurek, der ihn wiederum nach einem Zug Jedrek gab, der den Stummel maximal auszunutzen suchte und sich dabei die Lippen verbrannte. Damals beschloss ich, Zigarettenspitzen zu machen, weil es sogar zu schade um so ein bespucktes Stückchen war. Der Zug raste durch eine dichtbesiedelte Ebene. Unterwegs fuhren wir an einigen Transporten mit schweren Waffen und Militär vorbei, die nach Osten fuhren.

Am Horizont zeigten sich Berge. Bevor wir aber an diese herankamen, hielten wir im malerischen Minden, dessen Panorama mit seinen zahlreichen Kirchtürmen an unser Krakau erinnerte. Nachdem wir Minden passiert hatten, fuhren wir einige Kilometer weiter und hielten nicht weit vom Fusse der steilen und bewaldeten Berge. Man lud uns auf dem Güterbahnhof eines kleinen Städtchens mit dem merkwürdigen Namen «Porta Westfalica» aus. Unser Erstaunen wurde noch grösser, als wir dieses stille Städtchen sahen, das sich an beiden Ufern des Flusses an Gebirgshängen mit typischen Ferienhäusern ohne jegliche Spuren von Industrieobjekten hinzog. Wo waren denn hier die Philipswerke, in denen wir arbeiten sollten?

Nachdem wir eine schöne Hängebrücke, die beide Teile des Städtchens, das durch den breiten und befahrenen Fluss Weser geteilt war, passiert hatten, stiegen wir nach oben auf eine Strasse, die mit alten Bäumen bepflanzt war, bogen in eine schmale Gasse ein und standen dann vor einem grossen Holzgebäude, dessen Aussehen an eine alte Synagoge erinnerte, nur mit dem Unterschied, dass es mit Stacheldraht umzäunt war und Wachttürme an den Ecken hatte. Sollte das unser Konzentrationslager sein? Wie zur Bestätigung dieser Vermutungen quoll aus dem Tor des Gebäudes eine Gruppe von Funktionshäftlingen mit Armbinden heraus. Unter ihnen fiel besonders ein schreiender Häftling mit rötlichem, fast feuerrotem Haar und der Binde des Lagerältesten auf der blauen

Jacke auf. Es dunkelte bereits, man zählte also schnell ab und trieb uns in das Innere des merkwürdigen Gebäudes. Hier wurden wir wieder zu fünf aufgestellt, und man belehrte uns, wie es in solchen Fällen üblich war, über die Lagerordnung. Neugierig schaute ich mich in dem weiträumigen Theatersaal um, den man ohne jeglichen Zweifel in ein kleines Konzentrationslager umgebaut hatte. Die Decke dieses hohen Saals mit den Spuren von Bemalungen stützte sich auf ein Ornamentgebälk, das durch schwere Pfeiler, die griechische Säulen imitieren sollten, gestützt war. Die Reihe dieser Säulen trennte die Mitte des Saals oder den Appellplatz von den Reihen der vierstöckigen Betten, die auf beiden Seiten entlang den Wänden, die einige Meter grosse Fenster hatte, aufgestellt waren; die Fenster waren mit Blechläden versehen und stark vergittert, was einen zweifelhaften Schutz gegen eine eventuelle Flucht bieten sollte. Auf den Betten sass oder lagen Häftlinge mit merkwürdig geschorenen Köpfen, die uns mit Neugierde, aber auch ohne eine Spur von Freundlichkeit anschauten. Auf einer Erhöhung, um die eine Balustrade herumlief – sicher die frühere Bühne des Theaters –, befand sich ein aus Brettern zusammengebastelter Anbau, der wie eine jüdische Laubhütte aussah und mit einer Fensteröffnung versehen war, die jetzt mit einem hölzernen Fensterladen geschlossen wurde. Ganz oben hing eine grosse Uhr, die jetzt achtzehn Uhr zeigte. Auf der gegenüberliegenden Seite des Saals lagen zwei grosse Anbauten, die durch einen Notausgang in den rückwärtigen Teil des Gebäudes, wahrscheinlich zu den Aborten und dem Waschraum, voneinander getrennt waren. In der Bude rechts befanden sich die Küche und das Lebensmittelmagazin, was nicht schwer zu erraten war, wegen der zahlreichen Kisten und Fässer, die herumstanden, und des Dampfes, der herausquoll, sobald die Tür dieses Raumes geöffnet wurde. Die in der Nähe der Küche stehenden Betten waren besser zugedeckt, man durfte also annehmen, dass die Prominenten dort schliefen, weil es in dieser Ecke am wärmsten war. Der Saal war nicht geheizt, darum war es drinnen so kalt wie draussen. Man brachte uns an der Nordwand unter, gerade dort, wo es am kältesten war. Vorher aber wurden unsere Köpfe auf merkwürdige Weise geschoren, das heisst, man fuhr mit der Schermaschine durch die Mitte des Kopfes von der Stirn bis zum Genick, wodurch ein Pfad entstand, den jemand humorvoll Läusestrasse nannte; wie wir bald danach festgestellt hatten, war es durchaus berechtigt, es fehlte nämlich hier nicht an Insekten wie Läusen, Flöhen und Wanzen. Wir legten uns auf die oberen Betten im vierten Stock, zu zweit auf einen Sack. Wir rechneten damit, dass es hier oben etwas wärmer sein würde und etwas weniger Flöhe gäbe. Ausserdem war es von oben leichter, eine eventuelle Gefahr zu bemerken, vor der man sich rechtzeitig in Sicherheit bringen könnte. Das Schlafen ganz oben hatte, wie sich später herausstellte, auch seine schlechten Seiten, weil nämlich die Blase infolge der ständigen Verköhlung des Orga-

nismus nicht mehr gehorchen wollte und zum Besuch des Aborts, der sich im Hof befand, buchstäblich alle halbe Stunde zwang. Damit das Glück vollkommen war, durfte man während der Nacht nicht in Kleidung und Schuhwerk zum Abort gehen; die musste man im Saal lassen, was eine Sicherheitsvorschrift war, damit keiner Lust verspürte, aus dem Lager zu flüchten.

Noch am selben Abend hätte ich fast meine wertvollen Schuhe verloren, die ich bis jetzt mit Erfolg vor den gierigen Augen der Kapos geschützt hatte. Als ich barfuss vom Abort zurückkam, stellte ich fest, dass die Schuhe verschwunden waren. Ich stand da, verzweifelt und wütend, und schaute mich ratlos um. Ein abgezehrter Häftling, der auf dem Nachbarbett lag, zeigte mit seiner Hand auf den Anbau, der sich gegenüber der Küche befand. Ich schaute durch das Fenster und sah, dass es eine Schuhwerkstatt war. In der Mitte sass auf einem Hocker der Kapo und probierte seelenruhig meine Schuhe an. Neben ihm stand ein zweiter Kapo, der mich hinter der Scheibe bemerkte und mir ein Zeichen gab hereinzukommen. Der sitzende Kapo mit einem durchtriebenen Fuchsgesicht fragte mich einschmeichelnd:

«Sind das deine Schuhe? Prima!» Er lobte und demonstrierte sie an seinen mageren Beinen. «Ab heute sind das meine Schuhe, nicht wahr?» wandte er sich an mich mit einem falschen Lächeln und mit einem drohenden Ton in der Stimme. Da er keine Antwort hörte, griff er auf ein Regal, wo sehr viele Holz pantinen lagen, gab mir ein Paar davon und sagte: «Nimm das, diese Holzschuhe sind die besten hier.» Er stiess aber auf meinen entschiedenen Widerstand. Daraufhin änderte er die Taktik. «Ach, du dummer Mensch. Ich will sie kaufen. Viel Zigaretten, viel Brot und was zum Essen.»

«Mach keinen Spass!» unterbrach ihn der andere. «Lass das!» fügte er hinzu und nahm meine Schuhe in die Hand, die der Schuster schnell wieder ausgezogen hatte. «Nehmen sie das, und gehen Sie ruhig schlafen!»

Ich verduftete so schnell wie möglich, erstaunt über die Grossmut des Kapos. Wenn man sich in Auschwitz in ähnlichen Situationen befand, hätte man dafür mit dem Leben bezahlen können. Ich hatte wirklich kein Glück bei den Kapos, die Schuster waren. Vor einigen Jahren waren es Schwierigkeiten mit dem Kapo Grönke, jetzt mit diesem Dieb. Meine Kameraden schliefen bereits. Bevor mich aber der Schlaf übermannte, spürte ich erneut einen starken Druck auf der Blase. Diesmal lief ich barfuss und liess meine wertvollen Schuhe im Bett.

Meine Schuhe waren erst der Beginn von Schwierigkeiten, wie sich herausstellte. Bereits am nächsten Tag schlug mir derselbe Kapo, der sich gestern für mich bei dem Schuster so eingesetzt hatte, den Kauf der attraktiven Schuhe vor; er wäre ehrlich und würde mich gut bezahlen, der Schuster aber wäre ein alter Betrüger und Dieb. Ich widerstand auch diesmal. Um ihn aber nicht zu sehr ab-

zustossen, sagte ich ihm, dass ich es mir überlegen wollte. Auf alle Fälle schmierte ich meine schönen gelben Schnürstiefel mit einer schwarzen Paste ein, die ich bei der Arbeit fand, damit sie nicht so in die Augen stachen. Es war sogar gut für die Schuhe, weil sie danach kein Wasser mehr durchliessen. Mit Wasser, Schnee und Dreck hatte ich nämlich ständig zu tun, weil ich einer Transportkolonne zugeteilt wurde, deren Haupttagesarbeit sich unter dem Himmel im herbstlich-winterlichen Grauwetter abspielte. Damit verschwanden meine Illusionen über die saubere leichte Arbeit bei den Philipswerken.

Das Lager in Porta Westfalica war eine Filiale des Lagers Neuengamme, darum wurde unsere Numerierung geändert, diesmal in fünf Ziffern über 66260. Als Zugang wurden wir auch von der Lagerbehörde entsprechend behandelt. Ähnlich war das Verhältnis der Mithäftlinge zu uns, die verschiedene Nationalitäten hatten. Die Mehrheit bildeten Ukrainer, irgendwo aus der Gegend am Don, die entweder zwangsweise oder freiwillig zur Arbeit nach Deutschland gekommen waren. Wegen verschiedener Vergehen wie Sabotage, Diebstahls, Faulenzerei oder Flucht von der Arbeitsstätte waren sie mit einem befristeten Aufenthalt im Konzentrationslager bestraft worden. Sie waren keine politischen Häftlinge, im Gegensatz zu der Minderheit, welche sich aus Polen, Dänen, Holländern, Franzosen, Norwegern, einigen Russen und einem Schweizer zusammensetzte. Infolge ihrer zahlenmässigen Überlegenheit sowie durch ihr rücksichtsloses und brutales Verhalten den Schwächeren, vor allem den Dänen gegenüber, denen sie die vom Roten Kreuz erhaltenen Pakete stahlen, wurden sie von der Gruppe der deutschen Funktionshäftlinge favorisiert, die genausowenig wie sie Besitzrechte respektierten. Die wenigen Russen, die mit uns zusammen aus Auschwitz gebracht wurden, wollten mit dieser undisziplinierten Bande, die die schwachen und abgeehrten, aber kultivierten Dänen terrorisierte, nichts zu tun haben.

Der verrückte Lagerälteste, der grossen Sinn für einen Humor besonderer Art hatte, schaute gnädig auf die Karambolagen dieser undisziplinierten Horde. Er ging nicht gerne aus seiner Bude auf der Bühne.

Am Abend lud er Gäste zu sich und trank Schnaps mit ihnen; man wusste nicht woher und wie er ihn organisierte. Wenn es im Saal zu laut war, besonders dann, wenn die Massenangriffe auf die lebensmittelreichen Dänen erfolgten, wurde der Fensterladen mit Krach geöffnet und im Rechteck des Fensters erschien dann die groteske Gestalt unseres Lagerältesten, im geöffneten Hemd, mit einer Pudelmütze auf dem Kopf, die mit einer Bommel versehen war, mit einem greisenhaften und ungeheuer zerknitterten Gesicht, auf dem unrasierte rötliche Stoppeln wuchsen und in deren Mitte eine ungeheuer lange hakenartige

Nase thronte, die bis an den zahnlosen Mund reichte. Der gab unartikulierte Laute von sich, die den im Saal herrschenden Krach beenden sollten.

«Ruhe da!» Nur dieser Ruf schien verstanden zu werden, war jedoch häufig erfolglos. Er sprang daraufhin im Fenster wie eine Marionette, die von einem betrunkenen Spieler bewegt wurde. Er schlug mit dem Stock an die Wände der Holzbude und wenn das nicht half, schloss er plötzlich den Fensterladen, um nach einer Weile wieder zu erscheinen, diesmal mit einer Glocke in der Hand, mit der er heftig klingelte. In solchen Momenten erinnerte seine komische Gestalt an einen Zirkusclown. Wenn jedoch auch die Glocke nicht half, schickte er seine Gäste, die mit Stöcken in den Saal rasten und eine gewisse Ordnung schafften. Gewöhnlich blieben dann auf dem Schlachtfeld die Reste eines zerrissenen Paketes und unter diesem Abfall ein halbtot geschlagener Däne. Der «Rote» drohte dann noch eine Weile, rief aber die Kumpane zurück und schloss mit Krach die hölzernen Fensterläden. Die Vorstellung war zu Ende. Im Verlauf eines Abends spielte sich eine solche Szene mehrmals ab. Da die «Vorstellungen» im Gebäude des Städtischen Theaters stattfanden, gaben wir unserem verrückten Lager den Spitznamen «Zirkus». Während der darauffolgenden Wochen verstanden wir, uns dem Leben in diesem «Zirkus» anzupassen.

Kapitel XCVIII

Als das durchdringende Jaulen der Alarmsirene die Entwarnung nach dem Überfliegen der alliierten Geschwader verkündete, ertönte die unangenehme Stimme der Glocke, die die Zeit zum Aufstehen meldete. Gleichzeitig wurde ein Ventilator, der sich in der Mitte des Gewölbes des «Zirkus» befand, in Gang gesetzt und er half mit seinem lauten Brummen, die verschlafenen Häftlinge zu wecken.

Die vierstöckigen Betten belebten sich mit den sich eilig anziehenden Häftlingen. Halb angezogen, rasten wir zum Waschraum. Aus der auf den Hof geöffneten Tür quoll Dampf. Draussen herrschte starker Frost. Im Waschraum gab es wie gewöhnlich ausser den Auschwitzern niemanden.

Die Lagerbehörden duldeten den Schmutz und das Verkommensein. Kaum waren wir zurückgekehrt und hatten die Betten gemacht, als die Stubendienste bereits alle auf den Hof hinausjagten, von wo man einzeln in den Saal zurückgehen durfte und wo man das Frühstück erhielt, das aus einer Schüssel mit zum Glück heissem Kräutersud oder mit Roggenkaffee bestand. So gestärkt, stellten wir uns, nach einstündigem Warten in der Kälte, zum Appell auf. Nachdem der Oberscharführer den Appell entgegengenommen hatte, wurde das Arbeitskommando eingeteilt, und man öffnete den Hauptausgang, hinter dem uns die Konvoisoldaten erwarteten.

Wir gingen zu fünft, untergehakt – so lautete der Befehl – auf eine kleine Gasse vor das Theater, die sehr steil auf die Hauptstrasse hinunterlief. In der vollkommenen Dunkelheit war es schwer, sich auf den Beinen zu halten, besonders weil die Erde mit einer Schicht von vereistem Schnee bedeckt war. Auf ein uns gegebenes Zeichen hin setzten wir uns dann nach unten in Bewegung und schleppten uns schweigend, einer neben dem anderen. Die schwarzen Silhouetten der Häuser zeichneten sich vor dem leicht rosafarbenen Himmel im Osten ab, von wo ein durchdringender scharfer Wind wehte, der direkt in unsere Gesichter blies. Nachdem wir rechts abgebogen waren, befanden wir uns auf dem schlimmsten Abschnitt der Strasse, wo der Wind vollkommen frei mit doppelter Kraft blies, auf dem offenen Gelände des schmalen, nicht mehr als ein Kilometer breiten Tals der Weser. Am Ufer blieben wir wie gewöhnlich stehen, um in kleine Grüppchen aufgeteilt zu werden und die Brücke zu überqueren. Es dauerte sehr lange, bis alle auf das gegenüberliegende Ufer gelangt waren. Gebückt, bis an die Knochen durchgefroren, bildeten wir eine kleine dicht nebeneinanderstehende Herde, um uns auf diese Weise wenigstens ein wenig durch die eigenen Körper zu wärmen und vor dem durchdringenden Wind zu schützen. Es wurde schnell hell. Die violetten Berge, die sich auf dem gegenüberliegenden Ufer ausbreiteten, schienen auf dem Hintergrund des immer mehr

rosa werdenden Himmels zusehends eine tiefere Farbe zu bekommen, bis sie in dunkle Bläue übergingen. Die Lichter der Lampen spiegelten sich mit einem flackernden Schein auf dem von Wind mit Falten durchzogenen Wasser. Sie erstrahlten auf dem Abhang eines felsigen und steilen Berges entlang den Schienen einer Bergbahn, eines Liftes, der bis zur Hälfte der Höhe dieses Riesen reichte. In dessen Innern waren neun Stockwerke der Philipsfabrik untergebracht. Dort leisteten wir Montagearbeiten. Dem Bremsberg gegenüber, auf einem kegelförmigen Berg, der mit einer riesigen steinernen Statue auf der Spitze gekrönt war, zündeten die von oben noch sichtbaren Strahlen der aufgehenden Sonne den Stein grellrot. Das rote Licht glitt schnell nach unten, kroch über den alten Buchenwald hin, um plötzlich mit Dutzenden von grellen Pünktchen in den Fensterscheiben der schlafenden Villenhäuser, die unten gelegen waren, aufzuleuchten. Der Blick war so zauberhaft, dass man eine Weile den Hunger und die Kälte vergessen konnte.

«Los! Weiter!» Wir betraten eine sich rhythmisch unter uns biegende Brücke. Der feuchte und gleichzeitig eisige Wind drang bis ins Mark und piffte unheilverkündend in dem Tauwerk der Brücke. Unten rauschte dunkles Wasser. Die darauf schwimmenden Eisstücke zersplitterten an den Wänden der am Ufer festgemachten Flusskähne, die mit dem Nebel der vom Wind verwehten Schwaden des dampfenden Eises zugedeckt waren. Unter dem Viadukt bewegte sich langsam die lange Schlange eines Güterzuges, der mit schweren Waffen allerlei Kalibers beladen war. Der Zug fuhr nach Westen. «Die Offensive kommt», flüsterte aufgeregt Ludwik. In der Tat gingen seit einigen Tagen ähnliche Züge nach Westen und das deutete auf eine grössere Konzentration der Truppen in diesem Bereich hin. Noch einige Dutzend Meter, und wir waren bereits am Fusse des Bremsberges. Hier herrschte eine unbeschreibliche Bewegung. Die schmalspurigen Züge fuhren durch einen Tunnel in das Innere des Berges, von wo sich andere, mit den Felsbrocken beladene, in den Dampfschwaden zeigten. Einige Dutzende Arbeiter mühten sich, hausgrosse Behälter in den Tunnel zu ziehen. Andere montierten einen riesigen Kompressor, der bald heisse Luft in den Stollen pumpen sollte.

Die Arbeit dauerte ununterbrochen Tag und Nacht. Man konnte hier die Vertreter aller Nationalitäten finden, der Unterjochten und jener, die zu den Achsenmächten gehörten. Die grösste Zahl bildeten jedoch Deutsche, hauptsächlich Soldaten, die von der Front zum Bau der zerfallenen Industrie des Reiches herangezogen und zur Arbeit eingesetzt wurden. Die demobilisierten Soldaten arbeiteten hier gern, oft über ihre Kräfte hinaus, um sich so lange wie möglich vor der Rückkehr auf das Schlachtfeld zu schützen. Vor dem Eingang in den Stollen übernahmen die Kapos ihre Kommandos und begaben sich dann zu ih-

ren Arbeitsstellen. Ein grosser Teil blieb draussen beim Verladen des Baumaterials, bei den Erdarbeiten oder beim Strassenbau, der andere Teil aber ging tiefer in die zahlreichen und unendlich langen Korridore der im Bau befindlichen Fabrik für synthetisches Benzin, wo sie Schulter an Schulter mit den Zivilisten aller Nationen arbeiteten.

Währenddessen begaben wir uns, die Fachleute von Philips, in unseren Stollen, der sich auf der Höhe von etwa 150 bis 200 Meter befand, ungefähr in der halben Höhe des Berges. Da es bereits fast vollständig hell war, befahl man uns, um die Wartezeit auf die Rückkehr des Liftes nicht zu verlieren (es war eine Art Plattform auf Rädern, die auf Schienen gesetzt und mit Hilfe eines Stahlseils gezogen wurde – wenn eine Plattform nach unten fuhr, wurde die andere nach oben gezogen), auf den sehr glatten und steilen Abhang hinaufzusteigen. Diese Gymnastik übten wir oft, daher hatten wir bereits Übung darin und waren auch dementsprechend vorbereitet. Ich hatte um meine Schuhe eigens angefertigte Riemchen gebunden, die dicht mit Nägeln beschlagen waren und dadurch ein Abgleiten unmöglich machten.

Trotz dem Frost war uns bereits in der Mitte der Strecke so heiss, dass das Hemd vor Schweiss am Körper klebte, wenn wir endlich ganz oben waren. Es war eine Art weitläufiger Terrasse, von der man durch die in den Felsen gehauene einige Meter grosse Öffnung in den Stollen ging. Von der Terrasse aus hatte man einen wunderbaren Blick auf den Durchbruch der Weser, die jetzt wie ein silbernes Band in der Sonne glänzte und sich zwischen den Bergen zum flachen Tal hinunterschlingelte, in dem einige Kilometer nur von uns entfernt die alte Stadt Minden lag, die mit zahlreichen Kirchtürmen gekrönt war. Irgendwo weit auf der Linie des Horizonts, wo das Blau des freundlichen Himmels mit der gleichmässigen schneebedeckten Fläche und ihren dicht nebeneinanderliegenden dunklen Flecken von Städtchen und Siedlungen zusammenfloss, lag, von der geraden Linie eines Kanals durchschnitten, die Stadt Hannover.

Es war jetzt nicht an der Zeit, die schönen Landschaften zu bewundern, weil der Kapo mit dem Meister im Fahrstuhl ankam. Wir gingen in den ersten Korridor des Stollens. Hier wurden wir nach der Abzählung der Arbeit zugeteilt. Mit einem Fahrstuhl, der sämtliche Stöcke der Fabrik bediente, fuhren wir in den vierten Stock zur Abteilung für Anfertigung von Radiolampen, wo wir schwere, mehrere Tonnen wiegende Maschinen aufstellen mussten, die wir gestern mit grosser Anstrengung von dem entfernten Güterbahnhof hertransportiert hatten. Die Transportkolonne, zu der auch ich gehörte, bestand aus zehn Menschen, einschliesslich eines Kapos, eines jungen Holländers mit äusserlich nettem und intelligentem Gesicht, der aber im Grunde genommen ein Dummkopf, boshaft, stur und feige war. Sein Gehilfe war Zygmunt, in Auschwitz ein ordentlicher Junge, der sich hier seinem Chef ähnlich zeigte.

Der zweite Vorarbeiter war Kazik, ein Warschauer, ungeheuer mager und gross, mit einer fidelen Nase, die so lang wie ein Elefantenrüssel war, sehr kameradschaftlich, fröhlich, tapfer und schlau, mit einem Wort ein feiner Kerl im vollen Sinne des Wortes. Mit der Arbeit wurden wir schnell fertig. Wir hatten bereits Erfahrung. Übrigens mussten wir in Gegenwart vom Meister ordentlich arbeiten. Im Stollen herrschte eine Kellerkälte, so dass es besser war, trotz des Frostes draussen zu arbeiten, besonders weil der Tag schön zu werden versprach und wir einen Angriff erwarteten, der uns die Möglichkeit gab, etwas zum Essen und Rauchen zu organisieren. Es ging nur noch darum, den Holländer abzuschieben. Es ging verhältnismässig leicht, weil er es vorzog, in den Korridoren des Stollens herumzulungem oder sich einfach in einer Ecke zu wärmen, wo ein elektrischer Ofen installiert war.

Vom Bremsberg fuhren wir mit der Schmalspurbahn nach unten, und dann hatten wir etwa einen Kilometer bis zum Güterbahnhof. Wir mussten schwere Maschinen aus den Waggonen ausladen, die in der letzten Zeit in immer grösseren Mengen aus der demontierten Fabrik von Philips in Holland ankamen. Die Deutschen fürchteten, dass Holland bald Kampfgebiet werden könnte, sie beilieten sich also.

Ingenieur Siemens war bereits an Ort und Stelle. Es waren Präzisionsmaschinen, und er befahl uns, sehr vorsichtig mit ihnen umzugehen. In der letzten Zeit hatte er bemerkt, dass sie beschädigt ankamen. Die Eisenbahner schoben die Schuld auf uns, wir behaupteten, die Maschinen seien bereits beschädigt angekommen. Die Wahrheit lag in der Mitte. Wir wussten, dass die Eisenbahner manche Teile, besonders Nickelinstockschiene, klauten, auf die wir auch scharf waren. Der Abnehmer des Nickelins war unser Oberkapo, ein alter und durchtriebener Dieb. Da er Verbindungen zur Bevölkerung des Städtchens hatte, schob er nach einem kleinen Umbau das Nickelin in Form von Heizapparaten ab, wofür er Schnaps erhielt, wir aber von ihm je eine Zigarette bekamen.

Gegen Mittag verluden wir eine grosse Plattform, vor die sich die Italiener spannten, um sie zum Bremsberg zu ziehen. Die Italiener, ehemalige Soldaten der Achse Rom – Berlin, arbeiteten jetzt zusammen mit uns Häftlingen in einer Transportkolonne. Wenn schon die Deutschen keinen grossen Nutzen an der Front von ihnen hatten, so war er hier gleich Null. Sie verfluchten Mussolini und Hitler und sabotierten die Zwangsarbeit ganz offen. Das gemeinsame Unglück brachte uns näher. Wir verstanden uns. Wir wussten, dass sie einige Stunden brauchten, bis sie mit den Maschinen zum Fuss des Bremsbergs, zum Fahrstuhl, kamen, wo wir sie ablösten, nachdem wir uns in dieser Zeit ordentlich ausgeruht hatten.

Kapitel XCIX

Die Sirenen verkündeten den Angriff pünktlich wie gewöhnlich. Wir rasten daraufhin zu einer der Höhlen am Fusse des Felsenmassivs, wo sich während des Angriffs die verängstigte Bevölkerung des Städtchens versteckte, beladen mit Koffern, Decken, Lebensmittelkörben und schreienden Kindern. Zitternd vor Angst um die in der Stadt zurückgelassenen Häuser und ihr Hab und Gut, das zum Ziele der alliierten Flieger werden konnte, drängten sie so tief wie möglich in das dunkle Labyrinth der Felsenklüfte und duckten sich bei jeder etwas lautereren Bombendetonation. Bei der Gelegenheit wandte Kazio seine erprobte psychologische Methode an. Er blieb tapfer am Eingang zur Grotte stehen und berichtete stark übertrieben über die Folgen eines Angriffs, während wir uns unter die Menge mischten und mit leidenden Mienen zu erkennen gaben, dass wir arme, ausgehungerte Häftlinge wären. Man musste zugeben, dass die Frauen im Allgemeinen in solchen Momenten unser Leid bemerkten, deswegen bekam mancher von uns etwas zum Essen. Zuweilen gelang es uns sogar, einige Zigaretten zu sammeln, die uns heimlich von den alten Deutschen zugesteckt wurden. Aber nicht immer gelang es uns, ihre Herzen zu erweichen. Es kam vor, dass sich unter den Deutschen irgendein junger und tapferer «Held» befand, der uns die ganze Arbeit kaputt machte. Wir spürten dann unter den Flüchtlingen eine gewisse Feindschaft und mussten uns absetzen.

Wir handelten damals skrupellos und radikal, wir hatten überhaupt keine Gewissensbisse, wenn wir einfach stahlen. Sobald es uns gelang, irgendjemandem etwas zum Essen abzuluxsen, verdufteten wir auf ein gegebenes Zeichen wie Kämpfer.

Aus der Grotte führte ein schmaler und gewundener Gang heraus, der, anscheinend von der Natur im Felsen geschaffen, einige hundert Meter lang war und in einem der grossen Korridore der im Bau befindlichen Fabrik für synthetisches Benzin endete. Von dort begaben wir uns durch einen ähnlichen Durchgang, der nur noch länger war und stetig nach oben führte, in den untersten Stock der Philipswerke.

Den so erworbenen Proviant teilten wir ehrlich untereinander und fuhren dann mit dem Fahrstuhl ins höchste Stockwerk, von wo wir dann auf die Terrasse vor dem Eingang in die Fabrik gelangten. Wenn es bereits nach dem Angriff war – und so war es meistens –, fuhren wir, als ob gar nichts gewesen wäre, nach unten, wo uns bereits die mit Maschinen beladene Plattform erwartete. Der den Fahrstuhl am Hang vom Bremsberg bedienende Deutsche war ein ausnehmend boshafter Mensch.

Auf eine ausdrückliche Weisung des Ingenieurs Siemers, der aus unserer Arbeit

den grösstmöglichen Nutzen für das Unternehmen, dem er diente, pressen wollte, war der Fahrstuhlführer verpflichtet, unabhängig vom Gerät auch uns zu fahren, damit wir unsere Kräfte, die für die schwere Arbeit zum Wohle des Reiches so notwendig waren, nicht durch die Bergkletterei verloren. Daraufhin machte uns der untröstliche Fahrstuhlführer, der seine Stellung oben hatte und von dort aus wunderbar sah, wer die Plattform der Schmalspurbahn betrat, die Fahrt nach oben dermassen angenehm, dass er die Geschwindigkeit manchmal beschleunigte und dann plötzlich bremste und man dadurch bei einer solchen Fahrt das Gleichgewicht verlor und von der Plattform auf den steilen Hang, der mit Steinen besät und mit Eis bedeckt war, stürzte, was absolut nicht zu den Annehmlichkeiten gehörte. Die leere Plattform fuhr dann nach oben, und wir waren gezwungen, unsere eigenen Beine und die Bergsteigerkenntnisse zu benutzen.

Wir beschlossen, diesen Witzbold zu bestrafen. Eines Tages herrschte dichter Nebel, der alles rundherum mit einer feuchten Wolke bedeckte. Das war eine ausgezeichnete Gelegenheit für die Rache. Für eine doppelte Rache, weil wir auch unseren Kapo dabei in Betracht zogen, der uns im Anfall übergrossen Eifers antrieb und uns befahl, die Plattform des Fahrstuhls mit einer zu hohen Zahl – diesmal von Holzregalen – zu beladen.

Wir stapelten davon eine grosse, einige Meter hohe Pyramide. Der Holländer, stolz auf sein Werk, hielt sich an der überladenen Plattform fest und gab dem Arbeiter, der den Signalmelder bediente, ein Zeichen, oben zu melden, dass man sich in Bewegung setzen konnte. Ungefähr in der halben Höhe des Aufzuges war eine Stahlleine gezogen mit einer Leitung, die die Strecke ziemlich nah berührte, genügend, um sich der zu hoch mit Regalen beladenen Plattform als Hindernis entgegenzustellen. Darauf rechneten wir. Der dumme Kapo war zu sehr damit beschäftigt, die wippende Pyramide zu halten, um sich über die Gefahr der Berührung mit dem Hindernis klarzuwerden. Der Fahrstuhl setzte sich in Bewegung und verschwand bereits nach einer Sekunde mit seiner Ladung im Nebel, wir aber warteten, äusserlich völlig gleichgültig, jedoch voll einer inneren Spannung, auf die Folgen unserer Rache. Zuerst fielen kleine Steine, später eine ganze Lawine von Felsbrocken. Wir sprangen hinter die massiven Betonwände des Kompressors. Der Deutsche am Signalmelder sprang aus seiner Holzbude und warnte die Arbeiter, welche nicht weit davon die Schienen der Schmalspurbahn schweissten, mit einem lauten «Achtung». Hinter den Felsbrocken kam mit Krachen das zerbrochene Holz der Regale herunter. Schliesslich waren die letzten jämmerlichen Reste der solide gebauten Regale heruntergekommen und blieben im Dreck am Fusse des Bremsberges stecken. Das Summen des Alarmgebers ertönte ununterbrochen. Der aufgeregte Fahrstuhlführer fragte anscheinend, was geschehen war, als er oben die leere Plattform zu sehen bekam.

Der zweite ernste Vorfall, ein paar Tage später, war zum grössten Teil Zufall und ein wenig das Verschulden des Fahrstuhlführers, der uns wie gewöhnlich zusetzen wollte. Wir verladen einige Flaschen mit verdichtetem Sauerstoff. Wir legten die Flaschen übereinander und befestigten sie mit den Pfählen, damit sie sich während des Transportes nicht auseinanderschoben. Da auf der Plattform noch ziemlich viel Platz blieb, erlaubte uns der bereits etwas milder gewordene Holländer, freie Plätze darauf einzunehmen. Auf ein Signal hin setzte sich der Fahrstuhl wie immer, wenn darauf eine Ladung war, langsam in Bewegung. In der Mitte war die Ausweichstelle. Es war die Stelle, wo der nach oben fahrende Fahrstuhl an der nach unten fahrenden Plattform vorbeifuhr. Das Pech wollte es, dass eine der Flaschen mit ihrer Spitze die nach unten fahrende Plattform streifte, wodurch die exakt gelegten Flaschen so herunterrutschten, dass sie fast nur noch von unseren Beinen gehalten wurden. Indessen sah der Fahrstuhlführer die flach auf der Plattform liegenden Flaschen nicht und meinte, er würde hereingelegt, da er nur uns im Fahrstuhl stehen sah und beschloss, uns nach alter Sitte herunterzustossen, indem er immer wieder erbarmungslos zog. Mit Genugtuung schaute er, wie wir einer nach dem anderen das Gleichgewicht verloren und von der Plattform fielen. Jetzt geschah aber das, was man eigentlich voraussehen konnte. Die angeknickten Pfähle hielten die Last nicht und infolgedessen purzelten alle Flaschen, eine nach der anderen, herunter. Mit einem lauten Schrei warnten wir die Arbeiter, welche am Fusse des Bremsberges arbeiteten. Die Flaschen rasten wie Torpedos in Eis- und Schneespritzern nach unten. Wir waren überzeugt, dass sie dort wie Bomben explodieren würden, sie landeten aber weich, da sie einige Meter vom Platz am Eingang zum Stollen bremsen, wo der Dreck von Hunderten von Beinen der Arbeiter zertreten und daher sogar bei starkem Frost niemals gefroren war.

Von diesem Vorfall erfuhr selbstverständlich Ingenieur Siemens. Der Fahrstuhlführer bekam Ärger. Sogar der Holländer stellte sich auf unsere Seite. Seitdem fuhren wir mit dem Fahrstuhl, soviel wir nur wollten. Sogar einzeln, um den boshafte Deutschen zu ärgern.

Kapitel C

Tage und Wochen vergingen. Wir hatten uns bereits an den «Zirkus» und an die schwere Arbeit beim Transport gewöhnt. Der Mangel an Nahrung und das ständige Frieren während der Arbeit, die über die Kräfte ging und bei Frost, im Schnee oder Regen geleistet werden musste, verursachten einen langsamen, doch ständigen Kräfteverfall. Obwohl wir uns äusserlich von dem Rest der Bewohner des «Zirkus» unterschieden, verdeckte unsere Kleidung, abgenutzt aber sauber, nur noch Haut und Knochen, so mager waren wir. Wir hielten uns aber noch gerade und versuchten, dem bösen Schicksal zu trotzen. Während eines der grösseren Angriffe erkältete ich mich sehr. Das Pech wollte, dass ich gerade damals ohne Schuhe war, weil ich sie zur Reparatur gegeben hatte. Der Frost war stark, und man trieb uns aus dem «Zirkus» hinaus in das Buchenwäldchen, wo wir den Angriff ruhig abwarten sollten. Es wäre gar nicht so schlimm gewesen, wenn ich nicht nur in Socken gewesen wäre, weil der Kapo, Schuster, mir die Schuhe nicht zurückgegeben hatte. Ich fror so fürchterlich, dass ich die Beine nicht mehr spürte. Der barmherzige Marian setzte sich auf einen Felsbrocken, von denen es hier viele gab und bot mir mit grosser Selbstopferung die wärmste Stelle, die er besass. Er öffnete einfach seine Hose und versteckte dort meine verfrorenen Füsse, wodurch er sie vor dem Erfrieren rettete. Nach der Entwarnung gab mir der Schuster unter dem Druck meiner Freunde schliesslich die Schuhe zurück, befahl mir aber, die Reparatur mit Zigaretten zu bezahlen. Zum Glück hatte ich ein paar in Reserve; ich verdiente sie durch die Zigarettenspitzen, von denen ich einige verkaufen konnte. Den Rest legten die Kameraden dazu.

In der Nacht bekam ich Schüttelfrost, ich fühlte, dass ich starkes Fieber hatte. Ein quälender Husten zerriss mir buchstäblich die Lungen. Mit Entsetzen stellte ich fest, dass ich Blut spuckte. Morgens meldete ich mich als Kranker. Ich wurde aber nicht auf den Krankenbau aufgenommen, weil ich zu niedrige Temperatur, kaum 38,5 hatte. Vielleicht war es gut so. Der Raum, den man grossartig Revier nannte und der an den Abort grenzte, war eine typische Liquidierungsstätte. Hier starben langsam die armen Dänen und Holländer, die Durchfall hatten. Sie bekamen Pakete. Da sie gewöhnlich während der Nacht verlorengingen, assen sie sie mit Gewalt auf einmal auf, was den Tod bedeutete. Der vom Fett entwöhnte Organismus hielt diese Belastung nicht durch. Am Leben blieben solche, deren Pakete verlorengingen. Das war die Tücke des Schicksals!

Ich ging zur Arbeit. Ich versteckte mich im Stollen, der bereits seit einigen Tagen beheizt war. Der Holländer aber hatte daran etwas auszusetzen, Zygmut sekundierte ihm dabei. Sie glaubten nicht, dass ich wirklich krank war und

zwangen mich zur Arbeit. Das Schicksal rächte sich an dem Kapo. In einem der schwach beleuchteten Korridore bekam er von jemandem so einen an den Kiefer verpasst, dass er die Zähne verlor. Ich hatte Julek im Verdacht. Es war übrigens gleichgültig, wer es getan hatte. Dies öffnete dem Holländer schliesslich die Augen.

Er änderte sich radikal und schaute uns jetzt bei unserer Arbeit nicht mehr auf die Finger.

Nach einigen Tagen der Erholung im Stollen kam ich wieder einigermaßen zu mir. Ich arbeitete jetzt beim Aufstellen der Maschinen, an den Plätzen, die von einem Ingenieur, Einwohner dieses Städtchens, einem älteren Rentner, der wegen Personalmangels zu seinem Fach zurückberufen worden war, bestimmt wurden. Er war ein komischer Kauz. Zuerst behandelte er uns rücksichtslos, mit der Zeit aber wurde er weicher und meckerte nur, wobei er sich bei jeder Kleinigkeit aufregte. Er war so voll von Politik, dass er unbedingt jemanden haben musste, mit dem er sprechen konnte. Kazek, der gut Deutsch konnte, war sein Gesprächspartner. Während der Diskussion vergass er, dass er mit einem Häftling sprach. Jeden Tag brachte er frische Nachrichten, die er im deutschen Radio hörte oder in den Zeitungen las. Er prahlte damit, dass die Deutschen bald siegen würden. Als Antwort darauf gab ihm Kazek die neuesten Nachrichten der BBC. Unser Informant war ein Zivilist, ein Pole aus Warschau, der hier bei der Montage der Maschinen beschäftigt war. Der Alte wurde dann wütend, drohte, dass er den Behörden alles zutragen werde, tat es aber niemals. Nach einiger Zeit gewöhnte er sich so an uns, dass er, wenn irgendeiner fehlte, fragte, was mit ihm los sei, ob er auch nicht krank wäre. Seine Naivität und sein im Grunde genommen gutes Herz nutzten wir entsprechend aus. Einer von uns versteckte sich einfach irgendwo, und der Opa merkte sofort, dass er nicht da war. «Was ist ihm passiert?» fragte er beunruhigt. Wir sagten dann, dass der Betreffende krank oder vor Hunger zu schwach wäre oder etwas Ähnliches. Daraufhin vergass er auf der Platte das Päckchen mit seinem zweiten Frühstück. Seine geliebten Zigarren rauchte er niemals ganz. Sie gehörten uns. Er gab aber nie etwas einem von uns in die Hände. Vielleicht hatte er Angst, oder er hielt sich doch für etwas Besseres. Im vierten Stock arbeiteten einige Dutzend deutsche Mädchen beim Spulenwickeln. Die fertigen Spulen wurden in grosse Kisten gelegt, die sehr schwer waren, und sie mussten sie bis zum Fahrstuhl bringen, von wo wir sie weiterzutransportieren hatten. Zum vierten Stock hatten wir Häftlinge keinen Zutritt. Unser Opa engagierte uns trotz des strengen Verbots insgeheim für diese Arbeit. Die Mädchen revanchierten sich und liessen uns eine zehn Liter fassende Thermoskanne voll Suppe zurück. Wir nahmen sie mit in den Fahrstuhl, und der einarmige Fahrstuhlführer – gebürtiger Kroat, ehemaliger Soldat der Wehrmacht, der seinen Arm an der Ostfront verloren hatte und uns auch

wohlwollend zugeneigt war – hielt den Fahrstuhl zwischen den Stockwerken an, so dass wir unseren Hunger ungefährdet stillen konnten.

Eines Tages im März gab es ausnehmend viel Suppe. Die Ursache dafür war ein Angriff, der am Tag vorher stattgefunden hatte. Die Sirenen verkündeten wie gewöhnlich den Flugzeugangriff um die bestimmte Zeit, genau zu Mittag. Ein aussergewöhnlich warmer und sonniger Tag lockte, und unter beliebigem Vorwand gingen wir hinaus aus den düsteren Stollen auf die Terrasse am Fabrikeingang. Gerade hier wurden wir vom Angriff überrascht. Der einsame Posten, der in seinem Storchennest direkt über dem Abgrund steckte, verliess vorsorglich seine Stellung, als er von Weitem das Brummen der Flugzeugmotoren hörte. Die Maschinen kamen von Westen in grosser Höhe angeflogen. Man sah sie fast gar nicht, sie zeichneten am Himmel nur weisse Streifen. Die Flugabwehrartillerie schwiug lauierend, um nicht ihre Stellungen zu verraten. Der Überflug dauerte einige Minuten. Der Himmel wurde von Tausenden silbernen Linien kreuz und quer bemalt. Die von dem Dröhnen der Motoren zitternde Frühlingsluft schlug Wellen an die Felsendächer über uns und warf immer wieder eine Lawine von Steinen herunter, die lautlos, so schien es, auf die Terrasse fielen und uns jeden Augenblick zu zermalmen drohten. Wir beachteten es gar nicht, vollkommen versunken in den herrlichen Anblick der Luftmacht der Alliierten. Ein deutsches Flugzeug glitt niedrig über dem Band der Weser, so niedrig, dass wir es von oben sahen. Die silbrigen alliierten Jäger, schnell und wendig, drehten jetzt Runden über Minden. Nach einer Weile verschwanden sie und hinterliessen einen ovalen, grellweissen Kreis, der sich über der auf beiden Seiten des Flusses flachgedrückten Stadt emporhob. Dann begann plötzlich die Hölle.

Hunderte, Tausende von weissen Rauchfeuern der Schrapnelle bedeckten im Nu die regelmässig bemalte blaue Kuppel. Ein Feuersturm von Flugzeugabwehr begann gleichzeitig loszubrechen. Die Bomber schienen auf diesen Augenblick gewartet zu haben. Ein Teil der schweren Maschinen, die bis jetzt ruhig flogen, tauchte jetzt durch den über der Stadt hängenden bewegungslosen Kreis und warf ihre todbringende Ladung auf die Fabriken, Häuser, Kirchen, alles, was sich in der Stadt befand, herunter.

Schwerer, schwarzer Rauch verhängte vollständig die in Schutt und Asche zerfallene alte Stadt. Hier und da zeigten sich rote Feuerzungen. Schwere und laute Bombenexplosionen, deren Detonationen von den Bergketten, die sie als Echo wiedergaben, vielfach verstärkt wurden, verursachten Abrisse von den Felsen, die wie ein Hagel auf unser Städtchen herunterfielen, als ob die Natur selbst den Fliegern, die rundherum die Vernichtung säten, zur Hilfe kam. Hinter dem Berg, auf dessen Spitze die mächtige Statue ragte, tauchten plötzlich die Jäger auf, die aus Bordwaffen den Güterbahnhof und den verrammelten Eingang zum Stollen am Fusse des Bremsberges beschossen. Es dauerte nur den Bruchteil einer Se-

kunde, weil direkt über uns ein getroffenes Flugzeug flog und hinter sich einen Schwanz von Rauch und Feuer herzog. Nach einer Weile zeigten sich am Himmel zwei weisse Fallschirme, die unregelmässig im Winde des Bergpasses hin- und herschwankten. Einer fiel schnell in einer geringen Entfernung von uns direkt in die Weser. Man sah, wie der Springer die Leinen des Fallschirms regulierte, um das Zwangsbad im Fluss zu vermeiden. Seine Bemühungen waren umsonst. Irgendwo sehr nah begann ein Maschinengewehr zu rattern. Die weisse Mütze des Fallschirms verschwand aus dem Sichtfeld und versteckte sich hinter den Bäumen, die auf dem an dieser Stelle sanften Abhang wuchsen. Plötzlich hörte das Schiessen auf. Von oben fielen nur noch kleine Steine, die krachend an der Fläche der Terrasse, wo wir standen, zerbrachen. Wenn es kein brennendes, in Rauch gehülltes Minden gegeben hätte, würde nichts auf die Tragödie, die vor einer Weile hier in dieser stillen Bergecke stattfand, hindeuten.

Wir hatten am nächsten Tag einen Überfluss an Suppe. Einige Mädchen der zweiten Schicht, die aus dem nahen Minden zur Arbeit kamen, waren während der Bombardierung ums Leben gekommen. Fast jedes der Mädchen hatte irgendjemanden verloren, und wenn nicht, dann hatten sie doch kein Dach mehr über dem Kopf. Es war also nicht verwunderlich, dass sie keinen Appetit hatten. Auf dem vierten Stock herrschte jetzt Trauer. Die verweinten Mädchen hatten sicher genug vom Krieg. Wir hatten Mitleid mit ihnen, weil sie sich uns gegenüber herzlich gezeigt hatten. Ganz tief im Herzen glimmte jedoch ein Funken der Genugtuung. Sie sollten doch erfahren, wie der Krieg schmeckte, wenn ... das eigene Blut floss.

Kapitel CI

Unter uns, den Ausschwitzern, herrschte eine grosse Verbitterung. Nicht genug, dass wir jeden Sonntag arbeiteten, man sagte uns, dass wir morgen, das heisst zu Ostern, auch arbeiten gehen müssten. Morgens, wie immer, wurden wir von dem Summen des Ventilators und der durchdringenden Glocke geweckt. Zu unserer Freude rückten wir, o Wunder, nicht zur Arbeit aus, man hat auch kein Arbeitskommando angeordnet.

Der Scharführer lief aufgeregt hin und her, schliesslich konferierte er lange mit dem «Roten», der irgendwie ernst wurde und plötzlich eine strenge Betruhe verordnete. Wir kletterten also auf unsere Betten und kommentierten das erstaunliche Betragen unserer Behörde. So waren vielleicht zwei Stunden vergangen. Plötzlich hörten wir einen nicht alltäglichen Krach von draussen, etwas wie ein zur höchsten Lautstärke gesteigerter Strassenlärm. Was könnte es sein? Wir spitzten die Ohren. Ganz deutlich hörte man die Motoren Dutzender von Autos. Später schlugen die Räder von Pferdefuhrwerken laut gegen die Strassensteine und schliesslich liess sich ein deutliches Brummen Hunderter von Menschen hören, die durch die Strasse in der Nähe des «Zirkus» marschierten. Der «Rote» ging zusammen mit dem Scharführer hinaus und kam lange nicht wieder. Die Kapos lehnten das Haupttor etwas an und schauten mit Interesse hinaus. Ludwik, der der Versuchung nicht widerstehen konnte, schloss sich den Kapos an. Er kehrte nach einer Weile äusserst aufgeregt mit fiebrigen roten Flecken im Gesicht zurück. Eine Weile war er nicht im Stande, ein Wort auszusprechen, schliesslich stiess er in einem Atemzug heraus: «Das sind Flüchtlinge! Ganze Mengen deutscher Flüchtlinge! ... Greise, Frauen, Kinder ... Beladen mit ihrem Hab und Gut... Zu Fuss, mit Fuhrwerken, mit Lieferwagen, mit allem, was man nur kann, rennen sie auf der ganzen Breite der Strasse... Sie fliehen!... Hört ihr? ... Sie fliehen, so wie wir 1939!... Die Amerikaner haben Bielefeld besetzt!... In zwei, drei Stunden sind sie hier! ... Meine Lieben! Wir sind frei!»

Die Tränen liefen mir über die eingefallenen und brennenden Wangen. Man vermochte es nicht zu glauben. Einfach so, ohne jegliche Ankündigung, plötzlich. Die Amerikaner waren kaum 50 Kilometer von unserem Lager entfernt. Das war doch unmöglich? Der «Rote» kehrte mit dem Scharführer zurück. Appell!

«Das Lager wird evakuiert!» verkündete der Lagerführer ruhig. «Die Küche gibt Trockenproviand aus. Jetzt alle auf die Betten und niemand darf sich bewegen. Beim Appell nimmt jeder seine Decke und die Schüssel. Ruhig auf weitere Befehle warten. Disziplinlosigkeit wird mit dem Tode bestraft.» Als er wegging, begab sich der «Rote», nachdem er seine Kapos versammelt hatte, in seine Bu-

de. Von der Höhe unserer vierstöckigen Betten beobachteten wir, wie sie nach einer Weile in die Küche gingen und von dort leise den Proviant hochzutragen begannen, wobei sie ihn unter den Jacken versteckten. So sah also die Ausgabe des Trockenproviantes an uns aus! Sofort ertönte auf den Betten auf der gegenüberliegenden Seite das Stöhnen der Dänen, die man der Pakete beraubte. Der Kampf war ungleich. Die anderen waren zehnmal mehr. Aber das, was sie erbeuteten, war ein Tropfen im Meer für die verwilderte, rücksichtslose und ewig hungrige Menge. Sie lauerten jetzt, weil die Bedienung der Küche die Fässer und Kisten mit dem Proviant auszurollen begann. Sie warfen sich darauf wie die Heuschrecken. Im Nu waren die Fässer zerschlagen und ihr Inhalt weggerissen und an Ort und Stelle aufgefressen. Es blieben lediglich Spuren von Rüben auf dem Boden und die hier und da liegenden Fetzen von verfaultem Kohl und von Steckrüben, die von den ausgehungerten Häftlingen auch sorgfältig abgeleckt wurden.

Aus dem Küchenmagazin wurden weitere Fässer angerollt. Eines von ihnen, anscheinend solide gebaut, widersetzte sich, bis auch dieses Fass schliesslich auseinanderfiel. Schnecken! Julek hielt es nicht mehr aus. Mit einem Sprung war er schon unten und machte sich mit der Schüssel in der Hand den Weg unter den ineinander verschlungenen Körpern zu dem aufgerissenen Fass frei. Hinter ihm sprang Jendrek. Sie kehrten mit vollen Schüsseln zurück, unmöglich beschmutzt, zerrissen und geschlagen, aber triumphierend.

Bevor sich noch einer von uns bewegen konnte, animiert durch den Erfolg der beiden, sprangen einige Kapos in den Saal hinein, wobei sie fürchterlich mit den Stangen und mit allem, was jeder von ihnen gerade in der Hand hatte, auf die Räuber eindroschen. Es hätte nicht viel geholfen, wenn die SS-Männer nicht dazugekommen wären. Einige Schüsse in die Luft, die von dem wütenden Scharführer abgefeuert wurden, stellten die Ordnung wieder her. Jetzt erst rollte man den Rest der geretteten Vorräte durch den «Zirkus» und stellte sie ausserhalb der Baracke auf. Mit der Ausgabe der Wäsche und Kleidung gab es keine Schwierigkeiten. Es war keine attraktive Ware, besonders deswegen, weil sie sich von dem, was wir besaßen, in nichts unterschied. Sie war genauso zerrissen, schmutzig und verlaust. Beim Aufklauben der gesalzenen Schnecken warteten wir auf weitere Ereignisse.

Mit diesem Warten verging der ganze Tag und danach eine nervöse, schlaflose Nacht. Morgens führte man uns zu fünf auf die leere und ausgestorbene Strasse. Ausser uns gab es dort niemanden. Erst vor der Brücke sahen wir irgendwelche Militärs. Auf beiden Seiten der Brücke, dort wo die Übergänge für die Fussgänger waren, standen alle paar Meter Kisten, die untereinander mit Draht verbunden waren. Dynamit! Also mussten die Amerikaner ganz nah, ganz nah sein. Unter dem Bremsberg herrschte Stille. Jegliche Arbeit hatte aufgehört. Man sah dort auch niemanden. Auf dem Bahnhof stand ein langer Güterzug, in den man

uns verlud. Wir spitzten die Ohren, ob wir hinter uns den Krach der gesprengten Brücke hören konnten, aber ausser dem Rattern der Räder des Zuges war nichts zu hören.

Und... wir waren doch dem Glück so nahe. An der Kurve sahen wir zum letztenmal die sich schnell entfernenden Berge, die im Nebel des Frühlingsmorgens bläulich schimmerten. Auf einer der Spitzen erkannten wir die Statue, die jetzt wieder sichtbar wurde.

Dort unten war unser verhasstes Lager. Und wo wird das nächste sein? Und wird es nicht noch schlimmer sein? fragte ich mich im Stillen. Jetzt nicht mehr lange ... Aber werde ich bis zum Ende aushalten können? ... Wie immer in solchen Augenblicken verliess ich mich auf die Vorsehung. Ich begann innig zu beten.

Kapitel CII

Wir waren bereits den fünften Tag unterwegs. Wir hatten keine Ahnung, wohin man uns fuhr. Manche Ortschaften passierten wir einige Male, und wir vermuteten, dass wir uns einfach im Kreise drehten. Die Orientierung wurde dadurch erschwert, dass wir hauptsächlich nachts reisten, wenn es etwas sicherer war. Mit dem Schlafen kamen wir irgendwie zurecht. Aus den Decken hatten wir so etwas wie Hängematten angefertigt und ihre Enden an den aus den Wänden des Waggons herausragenden Haken befestigt, an denen Ringe zur Befestigung des Viehs vorhanden waren. Dank einigen solcher Betten, die im engen Waggon aufgehängt worden waren, wurde es auf dem Boden etwas freier, wodurch diejenigen, die keine Haken mehr vorfanden und nicht wie wir zurechtkamen, wenigstens sitzen oder gar liegen konnten. Die Konvoisoldaten beachtetten uns nicht; sie waren mit ihren Gedanken beschäftigt und kauten immer wieder die letzten Stückchen Brot aus den zur Neige gehenden Vorräten. Seit fünf Tagen hatten wir fast gar nichts gegessen. Am Tage bekamen wir etwas Kaffee – wenn der Aufenthalt länger war und man die Möglichkeit hatte, den Kaffee irgendwo zu kochen – und je eine Scheibe Brot. Es waren höchstens 50 Gramm gewesen. Es war also nicht verwunderlich, dass allein der Anblick der das Brot kauenden SS-Männer uns Übelkeit verursachte.

Wir hielten in einem kleinen Ort in der Nähe von Braunschweig. Nach einer schrecklichen Übernachtung in einem halbzerfallenen Gebäude, wo wegen der Insekten, die uns sofort überfielen, von Schlafen keine Rede war, marschierten wir in der Frühe eines schönen warmen Frühlingstages in einer langen Kolonne einen Feldweg entlang, zwischen den bereits grünen Feldern und Wiesen. Am Vormittag kamen wir auf eine weitläufige Wiese, wo eine Kuhherde weidete, in der Nähe eines Vorwerks. Etwas weiter zeichneten sich Fabrikgebäude ab, was man wegen des hohen Schornsteins, der über die flachen Gebäude herausragte, vermuten konnte. Plötzlich blieb die Spitze der Kolonne stehen. Die SS-Männer schauten beunruhigt nach oben und horchten aufmerksam.

Sie flogen wie gewöhnlich hoch, in Dreierreihen, und liessen hinter sich die charakteristischen weissen Streifen zurück, die lange in der Luft hängenblieben. Der Befehl ertönte, uns sofort auf der ganzen Wiese zu zerstreuen und unbeweglich auf die Erde zu werfen. Eingebettet in das junge zarte Grün des Grases, wo hier und da bereits aufgeblühte Gänseblümchen bunte Flecken bildeten, gab ich mich mit Freude der zufälligen Rast hin. Über unsere Köpfe hinweg heulten die schräg fallenden Bomben. Sie fielen nicht weit von uns, gerade dort, wo die Fabrik war. Dicker Rauch verdeckte sie vollständig. Die durch die Detonation

der explodierenden Bomben erschreckten Kühe liefen auf der Wiese herum und stampften mit hochgehobenen Schwänzen direkt auf uns zu. So viel Fleisch! Konnten sie denn nicht in die Herde eine Bombe werfen, statt in diese dumme Fabrik? dachte ich, und es wurde mir mit meinem leeren Magen direkt schlecht vor Hunger.

Längst war alles in der Luft ruhig geworden, und wir blieben immer noch liegen. Die ausgebombte Fabrik brannte vor unseren Augen nieder. Wir marschierten weiter. Auf dem leeren Feld stand eine schmalspurige Bahn. Einige Diesellokomotiven und einige Dutzend grosser Loren. Hineingepresst in diese tiefen eisernen kleinen Waggons sahen wir nichts ausser dem gewölbten Himmel. Es war uns übrigens vollkommen egal, wohin wir jetzt fahren. Sie sollten uns bloss etwas Warmes zum Trinken und zum Essen geben. Es begann zu regnen. Man trieb uns jetzt durch den Morast, schwer wie Blei, zu einem kleinen, etwa aus einem Dutzend Baracken bestehenden Lager, das mit einem provisorischen Zaun umgeben war. An den Ecken standen gespreizt die Wachttürme. Auf dem Tor die Aufschrift: «Arbeitslager Schandelach». In kleiner Entfernung von dem Lager befand sich eine Fabrik. Im Lager war es dreckig und düster. Ich schnüffelte wie ein Jagdhund, weil aus der Küche der Geruch einer gekochten Mahlzeit zu riechen war. Appell! Der Regen fiel jetzt ganz stark. Sie gaben uns endlich ein Stück Brot und ein ganz klein wenig von einer dünnen, nach verfaulten Steckrüben stinkenden Suppe. Aber sogar das gab Kraft. Schliesslich liess man uns auf den Block. Jetzt hätte man gern geraucht. Ich hatte die Zigarettenspitze aus Holz auseinandergebrochen. Mit einem Stück Glas kratzte ich zart die durch Nikotin durchtränkte Oberfläche ab. Julek hatte Zigarettenpapier. Jeder zog einige Male. Es war stark, so dass es einem schwindlig im Kopf wurde.

Wir hatten unsere nassen Kleider aufgehängt. Vielleicht würden sie bis zum Morgen ein wenig trocknen. Es war schwer zu schlafen. Hier gab es Wanzen, die uns zur Abwechslung stachen.

Trotz der Bezeichnung Arbeitslager ging niemand zur Arbeit, und niemand zwang uns dazu. Manche arbeiteten zwar, aber nur einige Glückliche, die in der Küche beschäftigt waren. Man brauchte manchmal Menschen, um auf Tragen Steckrüben oder gelbe Rüben aus den Mieten, die sich ausserhalb des Lagers und in der nächsten Nähe der Fabrik befanden, zu holen; diese Fabrik war eine jetzt ausser Betrieb stehende Stein- oder Erdölgrube.

Um zu so einem Kommando zu gelangen, musste man einigermaßen aussehen, musste man ein wenig Kraft haben, um die schweren Tragen heben zu können, na ... und viel Glück musste man haben, um die strenge Selektion, die von den Kapos vorgenommen wurde, durchzustehen. Marian und Julek schafften es irgendwie. Ich fiel sofort ab. Ich resignierte nicht, und als das Kommando bereits zum Abmarsch aufgestellt war, schloss ich mich unbemerkt – wie es mir schien

– den vom Schicksal Erwählten an. Der Kapo erkannte mich sofort. Ich war lange nicht mehr so geschlagen worden. Ich fiel in den Dreck und versuchte mühsam aufzustehen. Und dann wandte sich der Kapo erstaunt zu mir und sagte: «Ach, das bist du! Und du hast noch die Stiefel?» Jetzt erkannte ich ihn auch. Das war derselbe, der in Porta Westfalica von mir die Schuhe kaufen wollte, während der Schuster sie mir zu stehlen versuchte. «Komm zu mir nach dem Appell», warf er vielversprechend hin und marschierte dann mit seinem Kommando ab.

Nachdem ich die Schuhe elegant geputzt und lediglich provisorisch geschnürt hatte, ging ich zu dem Block, in dem die Kapos wohnten. Das Fenster war offen, und von dort aus kamen zahlreiche Stimmen der im Zimmer versammelten Kapos. Ich zog die Schuhe aus und näherte mich schüchtern dem Fenster. Im Inneren des Zimmers war es dunkel und grau vom Zigarettenrauch. Der rosig angehauchte Kapo schaute lange die Schuhe an und schüttelte unzufrieden den Kopf. Nach einer Weile gab er mir ein halbes Päckchen Tabak und ein Stück Brot. Auf meinem Gesicht malte sich anscheinend Erstaunen, er gab mir also noch zwei Zigarettenstummel, die nach Pflaumen rochen. Wenn man sie ganz klein schneiden und gut trocknen würde, könnte man sie auch rauchen. Der Kapo versprach mir noch, jeden Tag eine Schüssel Suppe zu geben, und entfernte sich in das Innere des dunklen Zimmers. Als er sich aber erinnerte, dass er mir noch die Gummistiefel geben sollte, während ich Brot in der Armhöhle versteckte, rief er mir zu, mich dem Fenster zu nähern. Ich wandte den Kopf dorthin, woher ich die Stimme hörte und ... erhielt in diesem Moment einen starken Schlag zwischen die Augen. Ich sprang vom Fenster fort und hinter mir flogen zwei Gummistiefel. Noch ziemlich benommen von dem plötzlichen Schlag, schnappte ich nach den Gummistiefeln und lief schnell davon, um nicht mehr abzukriegen. Erst in meiner Baracke bemerkte ich, dass die beiden Gummistiefel vom linken Fuss waren. Zum Glück waren sie gross, so dass ich in ihnen laufen konnte.

Kapitel CIII

Am 10. April nutzten wir den wirklich frühlingshaften Tag und legten uns vor dem Block auf den von der Sonne getrockneten kleinen Platz. Vor uns waren die Zäune, in der Ecke das Storchennest und auf dem Storchennest der alte Posten mit dem Maschinengewehr. Er verstand Polnisch, denn er hörte, worüber wir sprachen, und brachte von Zeit zu Zeit seine Bemerkungen an. «Donnerwetter! Ihr habt aber viel Ungeziefer!» Die Sonne schien ziemlich stark, wir zogen uns also bis zur Mitte aus und zeigten die unheimlich abgemagerten Oberkörper, überzogen mit einer blassen, von den Insektenstichen verpickelten Haut. Julek und Marian, die am vergangenen Tag – ähnlich wie in Porta Westfalica und unter den gleichen Umständen – ein wenig gesalzenen Fisch erbeutet hatten, waren mit dessen Säuberung beschäftigt. Da es kein Wasser gab, wurde das grobe Salz zuerst von den Fischen geschüttelt, danach rieb man sie an den Hosen, und schon waren sie, einschliesslich der Köpfe, essbar. Es machte nichts, dass das Salz zwischen den Zähnen knirschte. Dafür spürte man im Mund einen konkreten Geschmack, und der leere Magen liess sich wenigstens ein wenig beruhigen. Der klitzeklein geschnittene Zigarettenstummel war trocken, man konnte rauchen.

Ein Schmetterling, der untrügliche Vorbote des Frühlings, kreiste bereits seit längerer Zeit dicht über unseren Köpfen. Schliesslich verlor er die Lust wegen unseres sich vom Geruch der Blumen unterscheidenden Gestanks und flog durch die Zäune auf der Suche nach Nektar.

Der Lagerälteste wurde gesucht. «Lagerältester nach vorne!» ertönte es zwischen den Baracken. Auf dem Feldweg, dicht hinter den Drähten, zeigte sich ein merkwürdiger Zug. Als er sich näherte, konnte man die Lastwagen sehen, die mit Hab und Gut beladen waren. Es sah wie ein Umzug aus. Nach ein paar Minuten aber zeigten sich erneut die beladenen Lastwagen, einer nach dem anderen, eine ganze Kavalkade. Auf einem der Wagen sass ein Soldat mit bandagiertem Kopf. Unser Posten rutschte unruhig in seinem Türmchen hin und her. Jemand, der etwas mutiger war, fragte, was das bedeutete, warum sie so schnell davon rannten. Die Antwort, die wir bekamen, ging über unsere wagemutigsten Erwartungen hinaus. Die Amerikaner waren nur fünfzehn Kilometer von hier entfernt. Jeden Augenblick konnten wir frei sein.

Währenddessen wurde im Lager ein Appell angeordnet. Wir sollten evakuiert werden, wir warteten nur auf den Befehl zum Abmarsch. Man sah keine SS-Männer, sogar die Storchennester waren jetzt leer. Aber niemand flüchtete aus dem Lager. Wozu, wenn die Amerikaner so nahe waren. Ein Teil der Häftlinge stürmte in die Küche. Aber in der Küche gab es nichts. Aus dem Magazin zog man einige Fässer heraus. Sie wurden im Nu geöffnet. Fischchen! Julek gesell-

te sich wie immer zu der Aktion. Beinahe wäre es sein tragisches Ende gewesen.

Der Kapo, mit meinen elegant geputzten Stiefeln an den Füßen, rief leise unser Kommando zusammen. Durch das nicht bewachte Tor gingen wir aus dem Lager. Unser Ziel war die Fabrik oder, besser gesagt, die Mohrrüben und Steckrüben, die dort in den Mieten gesammelt waren. Man durfte nehmen, wieviel man nur wollte. Der Kapo zog demonstrativ seine Armbinde ab, zeigte auf seinen roten Winkel und rief zur Inbesitznahme der Fabrik und Übergabe der Fabrik im Namen der Häftlinge an die Alliierten, die jeden Moment hier sein könnten.

Es sah komisch aus, wie dieser vollgefressene Kapo jetzt die ausgemergelten Häftlinge agitierte, die er noch gestern geschlagen hatte; bester Beweis davon waren die blutigen Striemen auf meinem Rücken. Der Kapo sprach, und ich stopfte seelenruhig die Hose und das Hemd mit grossen Futterrüben, wobei ich lediglich an die Beseitigung des Hungers und an nichts anderes dachte. Nach einer Weile hatte der Kapo niemanden mehr, zu dem er hätte sprechen können. Alle nämlich, nachdem sie mit Mohrrüben vollgestopft waren, kehrten wieder in das nicht bewachte Lager zurück. Unterwegs traf ich eine Abteilung deutscher Wehrmachtssoldaten. Verschwitzt, schmutzig, mit Hemden, die sie an den Karabinern hängenliessen, manche sogar ohne Waffen, marschierten sie ziemlich schnell nach Südwesten hinter den Flüchtlingen her, ohne uns die geringste Aufmerksamkeit zu schenken. Das Lager bereitete sich inzwischen zum Abmarsch vor. Plötzlich, man wusste nicht woher, kamen wieder SS-Männer, die uns umstellten, milde, aber bestimmt aus dem Lager herausführten und uns in die Richtung leiteten, in die fast alle bis jetzt geflüchtet waren. Als wir einen kleinen Hügel erreichten, befanden wir uns in der Nähe des Waldes, zu dem unser Weg führte. Hinter uns hörten wir das dumpfe Brummen der Artillerie. Durch den Wald führte eine eingleisige Eisenbahnlinie. Auf einem kleinen Damm stand der mit Fichtenzweigen laienhaft geschmückte Zug, und auf der Lichtung picknickten einige hundert Häftlinge, die aus der Salz- oder Salpetergrube hierhergetrieben worden waren, wie wir nach einer Weile erfuhren. Es waren grösstenteils dieselben, die mit uns zusammen Porta Westfalica verlassen hatten.

Kurz danach, als es dunkel wurde, verlud man uns in die Waggons, und der Zug fuhr ab. Bereits zum zweitenmal liefen wir den Alliierten davon. Am nächsten Tag waren wir auf dem Bahnhof in Magdeburg. Dort herrschte ein unheimliches Durcheinander. Die verängstigte Bevölkerung der bombardierten Stadt verliess ihre Häuser und versuchte, bei ununterbrochenen Fliegerangriffen irgendeinen Zug zu erreichen, der sie in Sicherheit bringen würde. Wir schauten dem gleichgültig zu und kauten unsere Mohrrüben, die einzigen Lebensmittel, die wir besaßen. An diesem Tag bekamen wir überhaupt nichts zu essen. Wie

gut, dass es uns gelungen war, einen Vorrat Mohrrüben zu beschaffen, von denen bereits die Kiefer wehtaten, die aber den Durst löschten und ein wenig das Gefühl des Hungers eindämmten.

Mit jedem Tag verliessen uns die Kräfte mehr. Wir bekamen fast überhaupt nichts zum Essen; was bedeutete schon ein kleines Stückchen Brot für 24 Stunden? Die Mohrrüben gingen auch zu Ende. Bei einem Aufenthalt im Wald gelang es schliesslich Marian, etwas von den gesalzenen Fischchen zu ergattern. Da fast in jedem Waggon jemand starb und in unserem Waggon auch Leichen lagen, erlaubte man, sie an eine Stelle zu bringen, wo man sie vergraben sollte. In einem der letzten Waggons war das Lebensmittelmagazin. Die Leichenträger warfen sich plötzlich, als sie an diesem Waggon vorbeigingen, darüber her. Weder Schiessen noch Schläge hielten sie davon ab. Marian schleppte sich zwar halbtot zu uns zurück, von dem Schlachtfeld unter den Waggons, war aber dafür mit Beute beladen. Er war so zusammengeschlagen, dass die mit dicker Salzkristallschicht bedeckten Fischchen unter dem Einfluss der Stock- und Kolbenschläge tief in seinen Körper hineinschnitten. Ein wenig gestärkt, legten wir uns auf unsere Hängematten nieder und gaben uns von Mund zu Mund eine gedrehte Zigarette, wie eine Friedenspfeife.

In der Nacht fuhren wir weiter. Wohin? ... Das interessierte uns nicht mehr. Wir warteten lediglich auf den Morgen, um irgendwo beim Aufenthalt eine Schüssel von dem Roggenkaffee zu bekommen, der diesen schrecklichen Durst ein wenig löschen könnte und dessen dichter Satz von dem Boden des Kessels die sich vor Hunger verkrampfenden Gedärme zur Ruhe brächte. Wir standen auf einem Bahnhof in Stendal. Die vielen Gleise waren mit Güterzügen vollkommen verammelt. Neben uns stand ein Zug, auf dessen Plattform Gewehre verschiedenen Kalibers, mit Netzen und gelbgrünen Planen getarnt, emporrugten. Die Nachbarschaft war eigentlich unangenehm wegen der ständigen Angriffe. Zum Glück fuhr dieser Zug bald ab, und seine Stelle nahm ein neuer ein, diesmal mit Viehwaggons, die mit Häftlingen gefüllt waren. Ein Transport aus Oranienburg. Genau wie wir wussten sie nicht, wohin sie gebracht wurden. Sie hatten eine viel bessere Stimmung. Sie sahen auch besser aus. Im Vergleich zu ihnen waren wir Muselmänner. Sie hatten mehr Glück als wir. Auf einer Station war während des Fliegerangriffs ein in der Nähe stehender Zug zerstört worden, der mit Tabak, Zigaretten, Zigarren und Schnaps gefüllt war. Es fehlte nur das Brot. Sie hatten reiche Beute gemacht. Jetzt schlugen sie uns einen Tauschhandel vor. Wir besaßen aber nichts ausser einigen Mohrrüben, die nur deswegen übriggeblieben waren, weil unsere Kiefer bluteten. Zu unserer Freude erwiesen sich die Mohrrüben als eine gute Tauschware. Wir hatten jetzt wenigstens etwas zum Rauchen.

Von Stendal aus fuhren wir während einer heftigen Schiesserei weg. Es war die Fliegerabwehrartillerie, die so einen Krach machte.

Nachmittags erreichten wir die Vorstadt von Wittenberge, das nach einem Fliegerangriff in schwarzen Feuerrauch gehüllt war. In der Luft summten die Jäger, welche mit Bordwaffen die Stellungen der Artillerie beschossen. Hinter dem Fluss donnerten schwere Geschütze. Langsam überquerten wir eine lange eiserne Brücke, die die Vorstadt mit der Stadtmitte verband und über die breite Elbe gespannt war. Die Stadt brannte. Die Schiesserei wurde immer intensiver. In der Nähe der noch sichtbaren Brücke begannen jetzt die Maschinenpistolen zu rattern.

Von Zeit zu Zeit hörte man sogar einzelne Schüsse. Plötzlich erschütterte eine riesige Detonation die Luft. Die Posten, die bis jetzt äusserst erregt waren, schienen aufzuatmen. Aus ihrem Flüstern konnte man entnehmen, dass die Brücke gesprengt wurde. Der Fluss bildete die natürliche Sperre vor den angreifenden Truppen der Alliierten. Zum drittenmal war es uns im letzten Augenblick gelungen, den Amerikanern zu entkommen.

Kapitel CIV

An einem kalten, nebligen Morgen befanden wir uns in einem Fichtenwald. Man befahl uns, alles, was wir besaßen, aus den Waggons mitzunehmen. Alles, das heisst die Decken, die bereits zu Lumpen wurden, und die Schüsseln, sofern noch jemand welche besass. Wir wurden zu fünf aufgestellt und zusammen mit den Toten, die man mitnehmen musste, abgezählt. Umstellt von den Posten, die Hunde an den Leinen führten, wurden wir auf eine offene Fläche geführt, die am Rande des Waldes sichtbar war. Also das war das Ende der fünftägigen Reise. Gott sei Dank!

Es gab doch nichts Besseres als ein Lager! Wenigstens werden sie uns etwas zum Essen geben! Nach ein paar hundert Metern standen wir vor dem mit Draht umzäunten rechteckigen Lager. Das Lager erinnerte in seinem Aussehen an die Anfänge von Birkenau aus den Jahren 1941/1942, mit dem Unterschied, dass anstatt des Drecks hier ein sumpfiger Sand war. Einige niedrige und flache gemauerte Baracken waren von Tausenden schrecklich abgezehrten Häftlingen verschiedener Nationalität bewohnt. Die Russen überwogen. Niemand arbeitete hier, wie wir bald feststellten, fast niemand ass etwas. Die Küche arbeitete zwar bestens und gab einmal täglich Essen aus, das spielte sich aber auf solche Weise ab, dass nur diejenigen assen, die noch genug Kraft und Geschick besaßen, um zum Kessel zu gelangen, während die Mahlzeit verteilt wurde.

Die Kranken und die Schwachen verfielen, sie waren zum Hungertode verurteilt. Leichen gab es viele, und an einer der Baracken, wo man sie lagerte, sah man den immer mehr wachsenden, bis zum Dach hinreichenden Haufen von Skeletten, in dem die Ratten hausten. Die Behörden interessierten sich überhaupt nicht dafür, was im Lager geschah. Sie überliessen uns uns selbst. Sie bewachten uns nur, damit niemand aus dem Lager flüchten konnte. An den Ecken des mit Draht umzäunten Lagers standen Wachtürme, auf denen die mit Maschinenpistolen bewaffneten SS-Männer hockten.

Nach einigen Tagen unseres Aufenthaltes hier im Lager wurden wir zu Muselmännern und ähnelten dem Rest seiner Bewohner. Ludwik war von Fieber geschüttelt. Er lag auf der Pritsche mit blutigen Flecken auf den eingefallenen Wangen und flüsterte mit seiner schwachen Stimme, dass das Ende des Krieges nah wäre und dass er zu seiner geliebten Frau zurückkommen werde. Jedrek, abgerissen und vernachlässigt bis zum Rande des Unmöglichen, träumte laut vom Essen und kratzte ständig den mit Geschwüren bedeckten Körper. Ich näherte leidenschaftlich auf der inneren Seite der gestreiften Kleidung grosse Flicker, die ich von der Decke abgerissen hatte, und imitierte dadurch tiefe Taschen. In meinem Phantasiewahn füllte ich sie mit dem auf eine unbekannt Weise erbeu-

teten Brot. Julek und Marian begaben sich zur Küche, um auf einen günstigen Augenblick zu lauern, in dem sie etwas zum Essen stehlen konnten. Es gelang ihnen nicht. Sie kehrten angeschlagen zurück, ohne etwas erbeutet zu haben.

Sie erfuhren aber, dass die Kapos starke Männer für den Rollwagen suchten, um von ausserhalb des Lagers Mohrrüben, Steckrüben und sogar Kartoffeln für den Küchenbedarf zu holen. Man musste sich irgendwie so in Ordnung bringen, dass man einen guten Eindruck bei den Kapos machte. Mühsam aufgeputzt, schleppten wir uns auf den Sammelplatz. Durch einen glücklichen Zufall kamen Marian und ich zu dem Rollwagen. Wir verabredeten, dass wir auf dem Rückweg mit dem vollen Rollwagen so nahe wie möglich an die Blocks fahren werden, damit dort die wartenden Jendrek, Ludwik, Czesiek und Julek die Kartoffeln, die wir uns bemühen werden vom Wagen herunterzuwerfen, schnell auflesen konnten. Wir schoben den Rollwagen mit Kartoffeln, selbst mit Mohrrüben bepackt, und fuhren so durch das Lager auf dem Wege zur Küche. Vor uns gingen einige Kapos, die mit Stangen den Weg zwischen Hunderten von ausgehungerten Häftlingen frei machten, die versuchten, wenigstens eine Kartoffel von dem hochbepackten Rollwagen zu ergattern.

Hinter der Ecke des letzten Blocks, nicht mehr weit von der Küche, standen bereits die Kameraden auf der Lauer. Auf ein gegebenes Zeichen begannen Marian und ich ganze Hände voll mit Kartoffeln vom Wagen herunterzuwerfen. Die Kapos bemerkten es und schlugen uns mit Stangen. Ohne die Schläge zu beachten, warfen wir weiterhin. Unsere Kameraden sammelten sie schnell auf, packten sie hinter das Hemd, füllten die Hosen und die Taschen damit aus. Jetzt taten auch wir das gleiche und benutzten den allgemeinen Tumult. Die «Russkis», die uns bis jetzt aus einer gewissen Entfernung beobachteten, warfen sich sofort mit Geschrei über den Rollwagen her.

Bevor die Kapos mit Hilfe der Küche Herren der Lage wurden, flüchteten wir bepackt davon. Wir schlugen Haken zwischen den Baracken und erreichten schliesslich unsere Baracke.

Die Kartoffeln legten wir auf unsere Pritsche und hüteten sie wie unseren Augapfel. Ein Hungertod drohte uns nicht mehr. Noch am selben Abend gelang es uns, einen Eimer voll Wasser zu beschaffen. Julek stahl ihn aus der Lagerküche. Auf dem Feuer, das wir beim Block in der ausgebuddelten kleinen Grube entfacht hatten, kochten wir die geschälten Kartoffeln. Zum erstenmal seit vielen Tagen waren wir satt. Mit den Schalen aber füllte ich die Taschen meiner gestreiften Kleidung. Sie wurden bald gebraucht. Was bedeuteten nämlich zwölf, dreizehn Kilogramm Kartoffeln für fünf bis zur Grenze des Möglichen ausgehungerte Häftlinge!

Als ich die Schalen in den Wassereimer schüttete, der unter solchen Schwierig-

keiten erbeutet worden war, bemerkte ich nicht, dass auch ein Stückchen Seife, das ich in den Ecken der gestreiften Kleidung versteckt hatte, hineinfiel. Die Kameraden wunderten sich, dass die kochende Suppe so viel Schaum hatte. Ich schöpfte ihn sorgfältig ab und erriet schliesslich, dass dieser Schaum meine zerkochte Seife war. Zum Glück war es ein ganz kleines Stückchen, mit dem ich sehr sorgfältig umging. Natürlich verriet ich diese Tatsache den Kameraden nicht. Die «Suppe» stank nach Seifenschaum, wir assen aber trotzdem die Hälfte des Eimers auf. Den Rest gaben wir grosszügig an die Muselmänner weiter, deren Augen fast aus den Höhlen traten, als sie uns – essend – beobachteten. Damit waren aber unsere Vorräte erschöpft. Vor uns stand erneut der Schrecken des Hungers.

Während eines Appells suchte man erneut Arbeitswillige und Arbeitsfähige aus. Wir hatten Angst, dass man uns als Kartoffeldiebe erkennen könnte, meldeten uns aber mit diesem Angstgefühl doch alle fünf. Wir dachten, dass wir gleich zur Arbeit gehen werden. Stattdessen wurden wir in ein anderes Lager, von dessen Existenz wir wussten, es jedoch immer für SS-Kasernen gehalten hatten, einige hundert Meter von diesem Lager entfernt, versetzt. Auf dem Eingangstor stand die Aufschrift «Arbeitslager Webeling». Das Lager war klein, nur einige Baracken, ganz anständig mit Fenstern und Betten ausgestattet. Im Vergleich mit dem vorhergehenden schien dieses Lager geradezu komfortabel zu sein. Es gab sogar einen Waschraum mit Wasserhähnen, aus denen sauberes Wasser floss. Vielleicht war diese Fülle des Wassers der Grund für meinen Durchfall. Der Organismus lechzte nach Wasser, ich trank es daher, ohne zu überlegen, immer wieder und löschte damit meinen ständigen Durst. Wir hungerten aber hier nicht so wie in dem vorhergehenden Lager.

Zur Arbeit gingen wir nicht weit, gerade dorthin, wo wir vor zwei oder drei Tagen die Kartoffeln, dank denen wir nicht Hungers gestorben waren, auf den Rollwagen geladen hatten. Jetzt räumten wir die Mieten mit Steckrüben, Mohrrüben und Kartoffeln aus und verladen sie auf bereitgestellte Güterwaggons. Unsere Betten waren mit Kartoffeln gefüllt. Nach der Arbeit bereiteten wir sie auf verschiedene Art und Weise zu. Da ich Durchfall hatte, briet ich sie auf Kohlen. Es half mir nicht viel. Der Durchfall quälte mich schrecklich. Ich verlor schnell an Kräften und bemerkte ausserdem, dass meine Beine stark geschwollen waren, so sehr, dass ich mit einem Messer die Schäfte der Gummistiefel aufschneiden musste, weil die geschwollenen Unterschenkel nicht mehr hineinkommen konnten. Am nächsten Tag sah ich mit Entsetzen, dass der normale Durchfall in Ruhr überging. Jetzt war also endgültig Schluss! Ich konnte höchstens noch drei, vier Tage am Leben bleiben, das wusste ich aus Erfahrung, seit ich die Durchfallkranken in Auschwitz beobachtet hatte. Die einzige Rettung hätte noch ein strenges Hungern und Kohle bringen können, da unter diesen

Umständen nicht an irgendwelche Medikamente zu denken war. Zwei Tage Fasten und grosse Mengen Brot, das zu Kohle verbrannt war, taten das ihrige. Die Ruhr ging zurück, die Beine waren aber weiterhin so geschwollen wie grosse bauchige Töpfe. Ich bewegte sie mühsam, so geschwächt war ich. Ich ging nicht zur Arbeit, ich versteckte mich unter dem Bett, weil ich wusste, was mir drohte, wenn ich entdeckt würde. Es gelang. Während des Tages verspürte ich eine deutliche Besserung. Am Abend ass ich sogar einige Kartoffeln, die ich auf dem Blech des eisernen Öfchens gebraten hatte.

Diese Nacht konnten wir irgendwie nicht einschlafen. Von Weitem donnerte die Artillerie. Über den dunklen Horizont wanderten die Lichter der Scheinwerfer.

Morgens gingen wir nicht mehr zur Arbeit. Um die Mittagszeit stellte man uns zum Abmarsch aus dem Lager auf. Die eiserne Kartoffelreserve teilten wir untereinander. Für ein paar Tage musste sie reichen. Wir gingen aber nicht weit. Im Fichtenwald stand ein langer Güterzug. Das war dieselbe Stelle, auf der man uns vor zwei Wochen nach der fünftägigen Reise ausgeladen hatte. Einige Dutzend Viehwagen waren bereits mit den Häftlingen aus dem vorherigen Lager gefüllt: Man stopfte uns in einen der grossen Waggons in der Nähe der Lokomotive. Gleich richteten wir uns ein und hängten die Hängematten quer durch den Waggon. Die Mitte war wie immer von SS-Männern besetzt. Es waren zwei. Der ältere war dick, mit dem gutmütigen Gesicht eines bayerischen Bauern, der zweite, jüngere, düster und boshaft. Man sah, dass sich diese beiden nicht mochten. Sie sassen auf einer langen Bank, die die offene Tür des Waggons versperrte. Unter der Bank lag ein Hund, zu dem der Jüngere zärtlich sprach und dem er rohes Fleisch vor die Nase hielt. Er hatte davon einen ganzen Eimer voll. Auf die Bitte eines Kameraden, uns ein Stück von diesem Abfall zu geben, knurrte er wie ein böser Hund und hörte nicht auf, seinen verfressenen Liebling zu füttern, der mit Abscheu seinen Kopf von dem ihm zugesteckten Fleisch abwandte.

Schliesslich begann der Hund aufzustossen, danach erbrach er sich. Wir mussten saubermachen. Der Bayer schaute seinen Kameraden und den überfressenen Hund mit Widerwillen und unverhülltem Hass an. Sobald es dunkel wurde, setzte sich der Zug in Bewegung. Müde von der vorher durchwachten Nacht, schliefen wir schnell ein.

Kapitel CV

Die Kühle des Morgens weckte uns. Zu unserem grossen Erstaunen bemerkten wir, dass wir in demselben Wald standen, in dem man uns am Vorabend verladen hatte. Diesmal befahl man uns auszusteigen. Nach einer Weile waren wir zurück im grossen Lager, das uns an Birkenau erinnerte. Das Lager war überfüllt. Seit der Zeit, als man uns in das Arbeitslager überstellt hatte, waren Tausende von Häftlingen aus verschiedenen Himmelsrichtungen hierhergetrieben worden. Die Mehrheit kampierte auf dem weiten Feld, das sich von den Baracken bis zu der Strasse hinzog, die von dem Lager mit einem Drahtzaun getrennt war. Manche versammelten sich um das Feuer, das man anzünden durfte, andere wieder gingen in grossen Gruppen hin und her und lauerten auf die wenigen Häftlinge, die in dieser Nacht aus einem Lager gebracht worden waren, wo man sie mit Rote-Kreuz-Paketen – leider, zu ihrem Unglück – beschenkt hatte. Wenn jemand das Paket nicht freiwillig weggab, nahm man ihm es mit Gewalt. Diejenigen, die sie bereits verspeist hatten, fanden eine stille, so schien es, Ecke in den Latrinen, von Durchfall gequält, was sie übrigens nicht daran störte, weiterhin die Reste der Fettigkeiten, die in den Paketen waren, zu konsumieren. Die vor Hunger wahnsinnig gewordene Bande stürmte die Latrinen, wo sie nach einem kurzen gnadenlosen Kampf die nicht aufgegessenen Reste erbeutete und die Unglückseligen in den Kloakengruben ertränkte. Es gab auch solche, die sich mit menschlichen Kadavern begnügten, die überall fast auf Schritt und Tritt herumlagen. Gerade in diesem Augenblick führten die Kapos einen «Kannibalen» zu dem Leichenhaufen, wo eine Leiche ohne Gesässhälften, lag. Opfer des Menschenfressers. Nach einer Weile lag seine Leiche neben der Leiche mit den herausgeschnittenen Gesässhälften. Einer der Häftlinge zog ihm seine noch guten Stiefel aus. Im Lager herrschte völlige Anarchie. Die Kapos, nachdem sie den Menschenfresser erledigt hatten, verschwanden irgendwo, den SS-Männern aber, die auf ihren Türmen standen, war es vollkommen gleich, was im Lager geschah.

Immer mehr Feuer brannten, es war leicht zu erraten, woher die Häftlinge das Brennholz nahmen. Wir gingen ihren Spuren nach. Im Nu zerlegten wir eine der Kojen auf dem verlassenen Block. Wir suchten uns einen abseits liegenden Platz auf dem entferntesten Abschnitt des Lagers und zündeten ein Feuer an. Der Geruch von Bratkartoffeln zog sofort die Menge an, die uns jetzt in engem Kreis umstellte. Sie wanderten umher wie die ausgehungerten Schakale und warteten auf einen günstigen Augenblick, um sich auf uns zu werfen. Mit riesigen Holzkeilen aus den abgerissenen Brettern bewaffnet, verteidigten wir tapfer den Zugang zu unseren Vorräten. Die Stangen, mit denen wir rücksichtslos zu-

schlugen, verschafften uns Respekt. Einige der Tapfersten zogen sich mit zer Schlagenen Köpfen aus dem Kreis zurück. Plötzlich stürzten sie sich erneut mit Geschrei auf uns. Mit brennenden Fackeln warfen wir diese Attacke siegreich zurück. Geschlagen und verbrannt, resignierten sie schliesslich. Sie gingen in kleinen Gruppen zurück, um woanders nach einer leichteren Beute zu suchen. Einige der Häftlinge mit Paketen, die am Leben geblieben waren, fanden eine sichere Bleibe an unserem Feuer. Sie sahen, dass wir im Eimer Wasser kochten und schlugen uns einen Tausch vor. Da sie von den fetten Sachen übersättigt waren, hatten sie jetzt einen schrecklichen Durst. Für die Schüssel gekochten heissen Wassers konnte man alles bekommen, was man sich nur wünschen konnte. Nach einer kurzen Weile besaßen wir, nachdem wir uns nur mit Wasser versorgt hatten – was keine leichte oder ungefährliche Sache war-, Butter, Schmalz, Fleisch- und Fischkonserven sowie Dutzende von amerikanischen Zigaretten. Es begann eine Feier. Ohne meinen immer noch unruhigen Magen zu beachten, probierte ich ein wenig von allem. Ich hörte erst mit dem Essen auf, als ich einen Brechreiz verspürte.

Schliesslich «passten» auch die anderen Kameraden.

Wir legten uns dann um das langsam verlöschende Feuer, satt wie niemals zuvor, und rauchten starke echte Zigaretten, von denen es sich im Kopfe drehte. Die Sonne schien angenehm auf den Rücken, von der Asche des Feuers schlug mir warme Luft in Wellen entgegen. Ich nickte ein. Eine merkwürdige Unruhe im Lager weckte mich. «Sie kommen! Sie kommen! Die Häftlinge werden gebracht!»

Auf der Strasse hinter den Drähten des Lagers marschierte eine Abteilung in gestreiften Kleidern. Als sie sich uns auf einige hundert Meter genähert hatten, stellten wir nicht ohne Erstaunen fest, dass es Frauen waren. Man sah, wie sie in das Arbeitslager geführt wurden. Kurz danach erschienen im Lager die Kapos und riefen die Häftlinge zum Appell neben dem Lagerausgang. Am Tor stand der Scharführer in Begleitung einer grösseren Gruppe von SS-Männern. Er verkündete, dass jeder, der gewillt wäre und sich kräftig genug fühlte, in ein anderes, ein paar Kilometer entferntes Lager abtransportiert werden könnte, wo bessere Verhältnisse als hier herrschten, da sein Lager unter der Obhut des Internationalen Roten Kreuzes stände. Vor allem die Gesunden und Starken sollten sich dazu melden, weil man dorthin nur zu Fuss gelangen könnte.

Etwa viertausend Menschen hatten sich gemeldet. Wir beschlossen zu bleiben. Das befahl uns unsere Intuition und die alte Lagererfahrung. Wenn ein paar Kilometer entfernt das Rote Kreuz wäre, dann würde es auch bald hier sein, dachten wir. Wozu also zu Fuss durch die Wälder gehen, noch dazu unter Bewachung der bewaffneten SS-Männer. Wir blieben.

Es war Mittag. Es wurde vollkommen warm. Rundherum herrschte eine durch nichts gestörte schläfrige Stille. Plötzlich zerriss eine starke Detonation die Luft. Am Rande des Waldes, an der Stelle, wo die Strasse herauskam, stiegen eine Feuersäule und Rauch hoch. Geduckte Gestalten liefen den Wald entlang davon. Zwischen den Bäumen, dort, wo sich der Strassenfaden zeigte, erschienen mit Motorengeräusch zwei grosse Fahrzeuge! Lieber Gott! Panzer! Versteckt hinter der kleinen Anhöhung des Bodens, dicht an unserer Feuerstätte, am ganzen Körper zitternd, beobachteten wir, wie sie sich schnell näherten und wie sie jetzt entlang den Drähten unseres Lagers fuhren. Aus den beweglichen Türmchen ragten Geschützläufe, die in unsere Richtung zielten. Aber was war denn das? Das nächste Storchennest war leer? Der Posten stieg eilig die Leiter herunter. Er war ohne Waffe. Er rannte jetzt zu dem nächstliegenden Gestrüpp, so schnell er nur konnte. Die Fahrzeuge verlangsamten ihre Fahrt. Das waren ja keine Panzer! Das waren riesige Panzerwagen. Die Klappen der Türmchen öffneten sich. In den Öffnungen zeigten sich bis zur Mitte herausgebeugte Soldaten und winkten mit den von Köpfen genommenen Helmen. An der Seite der Stahlpanzer waren grosse weisse Sterne gemalt. Amerikaner!! Wir liefen so schnell wir nur konnten zu den Drähten. Die Ergriffenheit schnürte den Atem in der Kehle ab. Aus dem Mund der Tausende von hhlbtoten Menschen stieg ein Schrei des Glücks empor. Hurra! Hurra! Vivat! Vivat! Freiheit! Jemand zerrte mit blossen Händen an dem Stacheldraht der Umzäunung. Auf der Strasse rasten kleine Geländewagen mit den Zeichen des Roten Kreuzes. Sie bogen in den Feldweg ein und fuhren jetzt in das Tor des Lagers, das nicht mehr existierte. Die Autos blieben vor der ersten Baracke stehen, vor der ein Haufen Leichen und ganz oben das letzte Opfer des Lagers und des Hungers, der «Kannibale», der Menschenfresser, lag.

An die Jeeps konnte man nicht heran. Einer der Offiziere, der auf die Motorhaube stieg, versuchte zu sprechen. Nicht möglich. Die schreiende Menge der von Glück wahnsinnig gewordenen Häftlinge drückte nach vorne, drohte die in den Autos sitzenden Soldaten zu erwürgen. Sie halfen sich auf besondere weise. Sie warfen weit von sich Orangen, Schokolade, Zigaretten, Dosen mit Essen. Im Staub der von tausend Füssen zertretenen Erde und im Sand wurde jetzt um die Geschenke gekämpft, daher löste sich der Kreis um die Autos ein wenig. Einer der Häftlinge, der Englisch sprach, übersetzte, was der Offizier mitteilte: «Ihr seid frei! Der Krieg dauert aber noch an. Hier ist die Grenze der Front. Bleibt hier im Lager, bis die reguläre Armee kommt. So wird es sicherer sein. Rundherum in den Wäldern ist es voll von Deutschen. Die Armee befindet sich bereits fünf Kilometer von hier in Ludwigslust. Das Rote Kreuz wird für euch sorgen ... Wo ist hier ein Krankenhaus? Wo liegen die Kranken?» fragte er zum Schluss. Der als Dolmetscher fungierende Häftling zeigte auf die Baracke und

auf den Haufen von Leichen, der bis ans Dach reichte. Der Offizier drehte sich in die gezeigte Richtung um. «Good Heaven!» griff er sich an den Kopf. «This is terrible», fügte er leise hinzu. Die anderen schossen mit ihren Fotoapparaten. Kurz danach fuhren sie alle fort. Auf der Strasse erschien die Kolonne der motorisierten Armee, gesichert durch die schnellen und wendigen Motorräder. Das Geknatter der Maschinenpistolen tönte mit mehrfachem Echo aus den uns umgebenden Wäldern wider.

Inzwischen warfen sich die Häftlinge auf die Lebensmittelmagazine, die sich in den Waggons befanden, die auf dem Nebengleis zwischen den beiden Lagern standen. Sie kehrten zurück, beladen mit Brot, Zucker, Mehl, Konserven. Wir mussten uns auch Vorräte besorgen. Man wusste doch nie, was noch kommen könnte. Wir waren zwar frei, konnten aber die Tragweite dessen, was das bedeutete, nicht begreifen. Der Krieg dauerte an, der beste Beweis dafür war die Schiesserei in der nächsten Umgebung. Unser Schicksal war noch nicht sicher. Und wenn die Deutschen wiederkommen? Es blieb uns nichts anderes übrig, als Lebensmittel zu besorgen, viel Lebensmittel, und am Abend, sobald es ruhiger würde, Ludwigslust zu erreichen, wo die Amerikaner wären. Dort würden wir sicher sein.

Beinahe wurde ich zertreten. Um jeden Preis wollte ich Zucker erbeuten. In einem der Waggons war genug davon. Wir hatten bereits alles ausser Zucker. Mitergriffen von der in die Waggons drängenden Lawine der Häftlinge, gelangte ich gegen meinen Willen in den Waggon mit Mehl. In den Wolken des weissen Staubs war nichts zu sehen. Halb zerdrückt kam ich wie durch ein Wunder aus dieser Mühle heraus, ganz nass von Schweiß. Um wenigstens etwas mitzubringen, hob ich ein paar auf der Erde liegende Brotlaibe auf. Unterwegs traf ich einen Häftling, der in seinem Hemd, das als Sack diente, eine grössere Menge von Sandzucker schleppte. Er wollte überhaupt nichts von einem Tausch hören. Ich war stärker als er. Er verteidigte seinen Zucker verbissen, es gelang mir aber, meine Mütze damit zu füllen, weil ich nichts anderes dafür hatte. Während des Kampfes zerriss sein Hemd und der Zucker lief aus. Der Häftling setzte sich auf die Erde und sammelte mit seinen dürren Händen den ausgelaufenen Zucker auf ein Häufchen. Ich legte daneben die Brotlaibe, weil ich sie nicht mehr brauchte. Wir waren quitt! Der Häftling schaute mich mit hasserfüllten Augen an und schob das Brot geringschätzig weg. Er schien überhaupt nicht meiner Meinung zu sein. Bevor ich das Tor des Lagers erreichte, hatte ich bereits einen Teil des Zuckers aufgegessen, den Rest schüttete mir der Geschädigte aus, indem er mich unbemerkt von hinten überfiel.

Die Kameraden warteten bereits auf mich. Sie erinnerten sich an die Frauen, die am Morgen hierhergebracht worden waren, und beschlossen, sie im Arbeitsla-

ger aufzusuchen. Vielleicht waren darunter Bekannte aus Auschwitz? In den SS-Baracken, die an das Arbeitslager grenzten, fanden wir frische Wäsche und viel Seife. Das brachte uns auf den Gedanken, unser Äusseres wenigstens ein wenig in Ordnung zu bringen. Ich entledigte mich endlich der unbequemen Gummistiefel. Unser ehemaliger Block war jetzt von den Frauen bewohnt. Wir fanden keine Bekannten darunter. Es waren Auschwitzer Häftlinge, die zuletzt in Ravensbrück waren, hauptsächlich unbeholfene alte Frauen. Wir beschenkten sie mit unseren Vorräten, wofür sie sich mit heissem Wasser, das wir zum Baden brauchten, revanchierten. Gewaschen, rasiert, satt, fühlten wir uns plötzlich, nachdem wir die verlauste Wäsche gewechselt hatten, zum erstenmal seit unendlicher Zeit wie Menschen.

Kapitel CVI

Auf der Strasse, die hinter den Drähten vorbeilief und seit längerer Zeit leer war, zeigte sich eine amerikanische Patrouille. Der Jeep fuhr sehr langsam. Daneben gingen Soldaten, die sich aufmerksam umsahen und schussbereite Pistolen in den Händen trugen. Plötzlich hielten sie an, versteckten sich hinter den am Wege wachsenden Bäumen und gaben eine Serie von Schüssen aus den Maschinenpistolen ab. Sie richteten das Feuer auf den Hain zwischen zwei Waldabschnitten. Als Antwort summten pfeifend einige Geschosse über unseren Köpfen hinweg; danach wurde es still. Die Stille unterbrachen von Zeit zu Zeit die entfernten Schüsse der Maschinenpistolen. Angelehnt an die Baumstämme, bewegten die Soldaten ununterbrochen ihre Kiefer und kauten Gummi, was uns irgendwie komisch und wenig ernst in so einem gefährlichen Augenblick erschien. Krachend rasten einige Panzer mit Soldatentrauben darauf an uns vorbei. Sie grüssten uns, winkten mit Pistolen und warfen Zigarettenpäckchen, Kaugummi und Schokolade. Erst jetzt bemerkten uns die an den Bäumen stehenden Soldaten. Der am Steuer des Willys sitzende Soldat rief uns lustig zu: «Hallo, boys!», wonach er etwas fragte, das sogar Czesiek nicht verstand, obwohl er etwas Englisch konnte. Das ermutigte uns. Wir stürzten zu den Zäunen. Julek kam als erster heraus. Er schlug mit einem von irgendwoher gebrachten Beil ein Loch in die Umzäunung und sprang zu den Willys. Weinend umarmte er und küsste den durch diesen Ausbruch der Freude überraschten Fahrer ab. «Es lebe Amerika! Es lebe Freiheit!» riefen wir und weinten vor grenzenloser Freude.

«Seid Ihr Polen?» fragte in reinem Polnisch der amerikanische Soldat und befreite sich aus der Umarmung von Julek. «Ich bin auch Pole. Hallo!» wandte er sich an einen grossen Mischling, der uns beim Lachen weisse Zähne zeigte. «Polish», sagte er und deutete auf uns. «Concentration». Der Schwarze nahm den kleinen Czesiek, ohne mit dem Lächeln aufzuhören, und hob ihn wie eine Feder hoch. «Polish! Concentration!» sprach er ernst. «German kaputt. Hitler kaputt.» Wir wollten nicht glauben. Der Pole erklärte uns alles. Ja! Hitler lebte seit zwei Tagen nicht mehr... Berlin war von den sowjetischen Truppen besetzt... Jetzt waren die Russen ein paar Kilometer von hier. Auf diesem Frontabschnitt legte die Wehrmacht die Waffen nieder. Die SS versteckte sich in den Wäldern. Es gäbe hier viele davon ... Wie zur Bestätigung dieser Worte bemerkte einer der Soldaten, der die ganze Zeit das Gelände beobachtete, eine Bewegung im Wald, zielte augenblicklich und gab eine lange Serie aus der Maschinenpistole hinter den in die Tiefe des Waldes verschwindenden Deutschen ab.

Auf der Strasse, die aus dem sich auf der östlichen Seite des Horizonts hinzie-

henden Wald herauskam, zeigten sich einige Personenwagen, die mit weissen Planen gekennzeichnet waren. Zwei Motorräder mit MP-Abzeichen auf den Helmen stellten sich schräg über die Strasse und versperrten ihnen den Weg. Die Autos blieben gehorsam stehen. Hinter der Scheibe des schwarzen BMW, der sich an der Spitze der Kolonne befand, sassen einige Offiziere der Wehrmacht.

Der Motorradfahrer machte eine deutliche Bewegung mit der Pistole in der Hand und befahl ihnen auszusteigen. Die Offiziere stiegen gehorsam aus und rückten ihre eleganten und untadlig sauberen Uniformen zurecht. Sie schlugen die Hacken zusammen, stellten sich in Achtungstellung, salutierten. Der Amerikaner zuckte geringschätzig mit den Schultern, und ohne sein Kauen zu unterbrechen, befahl er ihnen, die Koppel abzulegen, an denen die Seitenwaffe hing. Sie suchten offensichtlich nach Pistolen. Durch unseren Polen animiert, begannen wir die Durchsuchung. Einer der Offiziere, rot vor Wut, bellte durch die Zähne, als ich mich ihm näherte: «Weg mit den schmutzigen Händen! Ich bin deutscher Offizier!» Er zerrte sich los und suchte mit seinem Blick Rettung bei dem amerikanischen Soldaten. Der Amerikaner kaute ruhig Gummi und steckte sich die zweite, den Deutschen abgenommene Pistole hinter den Gürtel. Einer der Offiziere hatte an der Seite einen schön verzierten Dolch. Als ich versuchte, ihm diesen Dolch abzuknöpfen, wurde ich brutal weggeschoben. Bevor der Amerikaner zu ihm springen konnte, schlug bereits einer der Unseren den Offizier in seine rote Fresse, so dass sein vornehmer Zwicker herunterfiel. Die Frauenhäftlinge, die bis jetzt ruhig abseits standen und diese Szene beobachteten, schienen auf diesen Augenblick gewartet zu haben. Mit einem hysterischen Geschrei und Gequietsche warfen sie sich auf die Offiziere, rissen ihnen die Rangabzeichen herunter, kratzten, spuckten und traten. «Wenn ihr jemanden von der SS erkennt, gebt ihn hier in den Graben!» sagte lachend der Soldat, amüsiert durch den Anblick der vor Hass irregewordenen Frauen.

Wenn die Soldaten der MP nicht dagewesen wären und nicht in die Luft geschossen hätten, hätten die Frauen diese Offiziere in Stücke gerissen. Wir durchsuchten jetzt das Innere der Wagen. Hinten auf den Gepäckträgern waren grosse Kisten und mit Staub bedeckte Koffer befestigt. Durch einen Schnitt mit dem soeben erbeuteten Dolch trennte ich die dicke Schnur durch. Die Koffer waren abgeschlossen. Mit den misshandelten Offizieren konnte man nicht sprechen, sie ignorierten uns ostentativ. Ich ging also von Koffer zu Koffer, und mit dem scharfen Dolch zerschnitt ich die ledernen Deckel. Nur in einem Koffer war eine kleine Pistole versteckt, der Inhalt der übrigen Koffer bestand lediglich aus den zusammengerollten grossen Blättern der Stabskarten. Das waren also Stabsoffiziere, die sich in die Gefangenschaft begaben. Wahrscheinlich waren

sie rangmässig ganz grosse Fische, denen man schliesslich befahl, sich in die Autos zu setzen und in Richtung Ludwigslust zu fahren, unter Bewachung der MP auf Motorrädern. Auf der Strasse blieben nur Dutzende im Staub liegender deutscher Landkarten und einige Koffer, in denen jetzt die Frauen herumwühlten.

Von Ludwigslust her ging ein einsamer Fussgänger die Strasse entlang. An dem über die Schulter gelegten Stock wippte ein kleines Päckchen. Wir standen unter dem Baum und sprachen mit dem polnischen Amerikaner. Er riet uns, so schnell wie möglich nach Ludwigslust zu gehen, weil wir von dort vielleicht die Gelegenheit bekommen könnten, mit einem alliierten Wagen aus dem Kampfgebiet, das heisst auf die andere Seite der Elbe, die übrigens einige Dutzend Kilometer von hier entfernt war, zu gelangen. Der Fussgänger grüsste uns im Vorbeigehen höflich: «Guten Tag!» Bescheiden angezogen machte er den Eindruck eines hiesigen Einwohners, der nach Hause ging. Gefragt, woher er käme und wohin er ginge, antwortete er ruhig, dass er nicht weit von hier wohne und in sein Dorf zurückkehre. Das schien uns ein wenig merkwürdig, wir begannen ihn also zu durchsuchen. Währenddessen umringten uns die neugierigen Frauen und beobachteten aufmerksam das düstere Gesicht des breitschultrigen und grossen Ankömmlings. Plötzlich rief eine der Frauen mit piepsiger Stimme: «Das ist doch unser Lagerführer.» Wie auf Kommando warfen sich die Frauen auf den Deutschen. Der, blass geworden, versuchte sich ihnen zu entwinden, es war bereits zu spät. Der von uns gerufene Amerikaner befahl ihm, die Hände hochzuheben, bohrte ihm die Pistole zwischen die Schulterblätter und führte ihn zu den nicht weit stehenden Willys. Sofort wurde er nach Ludwigslust gebracht.

Vom Osten her kamen jetzt einige Fuhrwerke, von Pferden gezogen, mit Planen bedeckt, die den Anblick einer Zigeunergruppe vermittelten. Die Amerikaner, jetzt einen halben Kilometer von uns entfernt, liessen die Fuhrwerke durch, die, als sie sich uns näherten, das Tempo steigerten und uns im vollen Galopp passierten, ohne auf unseren Ruf hin zu halten. Es gelang mir, mich an den letzten Wagen zu hängen, der, wie es sich herausstellte, mit Militärbrot beladen war. Ich lief hinter dem Wagen her, hielt mich an ihm mit einer Hand fest und warf mit der anderen das Brot herunter. Der Fuhrmann schlug mit seiner Peitsche wütend auf mich, sein Riemen erreichte mich von Zeit zu Zeit und verursachte einen empfindlichen, brennenden Schmerz. Die geschwollenen und ermüdeten Beine gehorchten mir nicht mehr, ich hatte aber Angst, mich von dem Fuhrwerk loszulassen, das jetzt mit einer atemberaubenden Geschwindigkeit, auf Teufelkomm-raus, vorwärts raste. Der Fuhrmann schlug verbissen mit der Peitsche einmal die Pferde, einmal mich. Er beugte sich stark aus dem Wagen und erreichte mit dem Stock meine an dem Wagen festhaltende Hand. Im Nu fiel ich von dem Fuhrwerk ab und purzelte in den nächsten Graben. Der Fuhrmann

schlug mit der Peitsche in die Luft und verabschiedete mich mit einem boshaf-
ten Lachen. Hinkend und sowohl den Deutschen als auch meine eigene Dumm-
heit verfluchend, kehrte ich zurück. Auf der Strasse gab es kein Brot mehr. Die
Frauen hatten es schnell und sorgfältig aufgelesen.

Marian, Julek und Czesiek erwarteten mich vor dem gemauerten Häuschen, das
uns immer neugierig gemacht hatte, als wir vor noch nicht allzu langer Zeit in
seiner Nähe arbeiteten. Irgendjemand war bereits vor uns dort, da die Räume
einen mitleiderregenden Anblick boten. Es waren lediglich die an den Wänden
hängenden zahlreichen Hirschgeweihe geblieben, die erstaunlicherweise von
den unbekanntem Vandalen nicht berührt worden waren. Mit der Leiter stiegen
wir auf den Boden. In den Fässern lagen noch riesige Fleischstücke in der Beize.
Wir nahmen nichts davon, weil wir in der Ecke einige Militärtonnister, die mit
Konserven vollgepackt waren, gefunden hatten. Als wir heruntergingen, sties-
sen wir zufällig auf den Eingang in den Keller. Mit Hilfe der oben gefundenen
Kerze fanden wir einige grosse Kisten, die mit Kristall, Porzellan und Silberbe-
stecken gefüllt waren. Wir nahmen so viel wir konnten. Wir trugen alles zu den
Frauen, die in der Baracke wohnten. Sie waren sehr erfreut über die schönen
Tischbestecke und versprachen, uns als Revanche ein herrliches Abendessen zu
richten. Der Vorschlag war verlockend, wir dachten aber an die Ratschläge des
amerikanischen Soldaten, noch vor dem Abend die Stadt zu erreichen, so ver-
dufteten wir unter dem Vorwand, noch weitere Kleinigkeiten besorgen zu wol-
len, die sich angeblich in dem geheimnisvollen Haus befanden. Als wir an dem
grossen Lager vorbeikamen, sahen wir, dass die Küche voll im Einsatz war und
im Lager mit Karabinern bewaffnete und mit weissen Armbinden versehene
Häftlinge herumgingen. Sie hatten sich also organisiert und warteten jetzt auf
die Ankunft des Roten Kreuzes. Wir beschleunigten unsere Schritte, um so
schnell wie möglich die nun verlassene Postenkette und die langen Spaliere des
Stacheldrahtes unseres letzten Konzentrationslagers hinter uns zu lassen. Wir
waren frei. Wir durften dorthin gehen, wohin wir unsere Augen richteten. Was
für ein herrliches Gefühl! Die Freude drohte unsere Herzen zu zersprengen. Vor
unseren Augen breitete sich die in ihrer bunten Schönheit verlockende Welt aus,
bis jetzt unerreicht und unsichtbar. Die schrägen Strahlen der untergehenden
Sonne hauchten die Reihen der blühenden Kronen der am Strassenrand stehen-
den Apfelbäumchen rosig an. Sie bildeten über unseren Köpfen einen nach
Frühling duftenden zarten, aus Blütenblättern gewobenen Schleier. Die Lieder-
worte kamen von selbst auf die Lippen: Sei gegrüsst, Maienmorgen!... Der un-
vergessliche Tag unserer Freiheit. Der zweite Mai.

Die sich über unseren Anblick freuenden amerikanischen Patrouillen, die uns
alle paar Minuten passierten, grüssten freundschaftlich und lustig und bewarfen
uns mit Süssigkeiten und Zigaretten. «Hallo, boys! Hallo, concentration!» Es

dämmerte bereits, als wir das Villenviertel der Vorstadt von Ludwigslust erreichten.

Stille. Keine Menschenseele. Und plötzlich erschien vor uns ganz unerwartet die merkwürdige Gestalt eines grossen Mannes. Er war ganz schwarz angezogen und hatte einen Zylinder auf dem Kopf. Die tiefliegenden Augen, die eingefallenen Wangen mit breiten Backenknochen, im zahnlosen Mund eine riesige Zigarre, in der Hand ein Stöckchen und an den nackten streichholzähnlichen Füssen viel zu enge Lackschuhe. Man hätte sagen können, ein eleganter Mann, wenn nicht die zu weiten und zu kurzen Hosen, die knapp über die mit Krampfadern durchzogenen Oberschenkel reichten, und die Ärmel der viel zu weiten Jacke gewesen wären, aus der riesige Pranken wie Spaten herausragten. Er ging breitbeinig und schwankte über die ganze Breite der Fahrbahn. Er versuchte uns mit Gesten aufzuhalten. Dann nahm er schliesslich die bereits ausgegangene Zigarre aus dem Mund und schrie in russisch: «Wartet! Wartet!» Mit einer vornehmen Geste schwenkte er seinen Zylinder und zeigte einen geschorenen Kopf mit einer riesigen Beule und einem dunklen Striemen über dem Schädel. «Seid gegrüsst, Jungens! Einen guten Tag wünsche ich euch!»

Das war doch einer von diesen Häftlingen, die noch am Morgen so verbissen auf die Pakete und auf uns lauerten, die wir den für uns grössten Schatz, die Kartoffeln, hüteten. Der zerschlagene Kopf gab Zeugnis von unserer kämpferischen Haltung zur eigenen Verteidigung und zur Verteidigung des schwer erbeuteten Fressens. Er hatte uns wohl nicht erkannt, weil er uns herzlich in seine Villa zum Essen einlud, die er seit Mittag, seit er das Lager verlassen hatte, besetzt hielt. Übrigens, war das jetzt noch wesentlich? Er hatte alles, was die geflohenen Deutschen zurückliessen, samt der Villa, in die er uns so herzlich zum Feiern einlud, aber uns fehlte auch nichts mehr. Unser Ziel war jedoch, so schnell wie möglich die Elbe zu erreichen, wo uns die ganze Welt offenstand. Deswegen umarmten wir uns wie die besten Freunde, bedankten uns für den guten Willen und marschierten schnellen Schrittes in die Stadtmitte, da die Sonne schon längst untergegangen war und eine undurchdringliche Dunkelheit hereinbrach. In das Zentrum kamen wir nur tastend, lediglich nach dem Gehör, denn von dort erreichte uns das gleichmässige Summen der Motoren und die Bewegung einer mehrtausendfachen Menge.

Kapitel CVII

«Halt! Hände hoch!» Wir blieben wie angewurzelt stehen, vom Schrecken erstarrt. Deutsche! Das grelle Licht des Scheinwerfers glitt langsam über unsere vor Angst zitternde Gestalt. «Ah! Concentration!» Wir atmeten mit unsagbarer Erleichterung auf und verstanden, dass es Amerikaner waren. Die Sprachkenntnisse von Czesiek erwiesen sich wiederum als Rettung. Schwer war es, aber irgendwie wurde er mit der MP einig. Sie rieten uns, in das Lager zurückzukehren, weil wir hier in der Menge der sich in die Gefangenschaft begebenden Deutschen verschwinden könnten. Der Anblick war in der Tat faszinierend. Zwischen dem Spalier von Deutschen, die an beiden Seiten der breiten Strassen aufgestellt waren, standen amerikanische Soldaten, die von Zeit zu Zeit irgendwelche unverständlichen Rufe von sich gaben. Auf der von Scheinwerfern hell beleuchteten Fahrbahn floss der nicht enden wollende Strom von Fahrzeugen aller Art, angefangen von den stolzen Stahlpanzern, Panzerwagen, riesigen Kanonen, von der grössten bis zur kleinsten, die aneinander gekoppelt waren. An allen diesen Kraftfahrzeugen hingen Trauben deutscher Soldaten verschiedener Waffengattungen. Unter dem Lärm der Hunderte von Raupen und dem Geklirre der Scheiben in den verlassenen Häusern zitterte die Erde, und mit ihr der von steinernen Platten bedeckte kleine Marktplatz, auf dem wir auf einen günstigen Augenblick warteten, um uns dem Strom der sich in die Gefangenschaft begebenden Deutschen anzuschliessen. Wir hatten keine andere Möglichkeit. Nur auf dieser Strasse, auf der die besiegte Armee hinzog, konnten wir an die Elbe kommen, die etwas über 50 Kilometer südwestlich von hier lag. Noch ein paarmal von den MP-Patrouillen angehalten, verliessen wir schliesslich die Stadt und schlossen uns in der Dunkelheit dem Strom der deutschen Soldaten an, die zu Fuss oder motorisiert vorwärts gingen. Das war weder vernünftig noch sicher. Zum Glück waren die Deutschen zu sehr mit ihrem Schicksal beschäftigt, und sie kamen nicht auf den Gedanken, dass neben ihnen vier Häftlinge in den gestreiften Lagerkleidern mitmarschierten. Vorsorglich verständigten wir uns flüsternd oder sprachen überhaupt nicht. Die Augen gewöhnten sich langsam an die herrschende Dunkelheit. Auf beiden Seiten der mit Militärausrüstung und mit Menschen überfüllten Strasse zog sich ein unendlicher Wald hin. Über den Wipfeln der hohen Bäume blinkten mit schwachem Licht wenig Sterne, und unter ihnen zeichnete von Norden nach Süden die Milchstrasse den Himmel, deren Glanz eine schwache Beleuchtung auf die Erde warf und in dieser undurchsichtigen Schwärze zu sehen erlaubte. Es wurde kalt, die mit Lebensmitteln beladenen Tornister schnitten mit den Riemen in die schmerzende

Schulter, die von dem Marsch ermüdeten Beine begannen uns nicht mehr zu gehorchen. Und dicht neben uns Tausende von Deutschen auf ihren Panzern, Panzerwagen, Personenwagen, Motorrädern und Kleinkraftwagen.

Sie führen in die Gefangenschaft. Wir mühten uns zu Fuss der Freiheit entgegen. Sogar jetzt waren sie uns überlegen. Wir waren ganz wütend, besonders weil wir ihnen alle paar Minuten den Weg frei machen mussten, um von den Fahrzeugen nicht überfahren zu werden.

Als wir schliesslich aus dem Walde heraustraten, umging uns der feuchte, kalte und durchdringende Nebel. Es war aber leichter zu gehen, weil die Strasse plötzlich leer wurde. Um Mitternacht erreichten wir eine kleine Försterei am Rande des wieder beginnenden Waldes. Sollen wir vielleicht hier übernachten? Nichts zu machen! In den Scheunen war es voll von Flüchtlingen, man konnte keinen Finger hineinstecken. Das gleiche in der Försterei. Es gab gar nichts, um den Durst zu stillen. Der Brunnen hatte keinen Tropfen Wasser.

Der heruntergelassene Eimer stiess an den trockenen Boden. Julek begann zu toben. Wir bekamen einen Topf ungekochte Milch und setzten uns weiter in Bewegung. Die Milch stillte zwar den Durst, die Folgen aber liessen sich bald spüren. Der Magen, den wir durch das tägliche Vollfressen über alle Massen überlastet hatten, wollte nicht mehr gehorchen. Bei mir war es am schlimmsten. Erst vor Kurzem hatte ich einen schweren Durchfall überstanden, und jetzt machte mich diese verfluchte Milch ganz fertig. Ich blieb mehr in den Gräben am Strassenrand sitzen, als dass ich marschieren konnte. Meine Kameraden waren wütend auf mich, weil wir mit diesem Tempo nicht weit gehen konnten. Schliesslich waren wir fürchterlich müde. Wenn die Feuchtigkeit und Kälte nicht gewesen wären, hätten wir uns in die Büsche geschlagen und dort bis zum Morgen geschlafen.

Langsam, Schritt für Schritt, kamen wir erneut aus dem Walde heraus. Hier war es etwas heller. Vor uns zeichneten sich undeutlich Gebäude ab. Am schwachen, kaum brennenden Feuer bewegten sich schattenhaft Gestalten.

Deutsche? Amerikaner? Die verschlafenen, ermüdeten Augen sahen nicht mehr viel. Es war uns alles gleich. Im Graben stand ein Personenwagen. Im Wagen war niemand. Er war ganz, nicht kaputt. Anscheinend fehlte es am Benzin, man hatte ihn von der Strasse heruntergeworfen, damit er nicht im Wege stünde. Wir setzten uns auf die weichen Sitze. Ach, wie angenehm war es, sich auszuruhen! Die Scheiben waren bald beschlagen. Es wurde sogar warm. Der Schlaf überfiel uns. Ein unruhiger, ein quälender Schlaf, da die warmgewordenen Körper teuflisch juckten und die Unmengen von Läusen eine plötzliche Attacke an die Stellen wagten, die sich am wenigsten mit der Hand kratzen liessen. Zum Teufel

noch mal! Vom Schlafen war keine Rede mehr. Und nicht nur das! Es wurde eng, weil jeder von uns sich zu kratzen und unruhig zu drehen begann. Ein böser Dämon stieg in uns auf, dass wir zum erstenmal seit undenklichen Zeiten untereinander zu streiten begannen, ohne eigentlich zu wissen, aus welchem Grunde. Jeder störte den anderen, jeder war dem anderen im Wege, jeder schubste und wollte soviel wie möglich Platz für sich erkämpfen; ich war wohl von allen der Widerlichste, der Unleidlichste.

Unterdessen liess die Nacht langsam dem blauen Morgen den Vorrang. Durch die abgewischten Scheiben des Autos sah man deutlich eine Person mit der zum Schiessen angelegten Pistole heranpirschen. Amerikaner. Czesiek kurbelte die Scheibe herunter, steckte seinen geschorenen Kopf hinaus und piepste mit einem schwachen, erschrockenen Stimmchen: «We are here boys from concentration camp ... Polish ...» fügte er bereits sicherer hinzu, als er das Lächeln auf dem Gesicht des Soldaten sah, der zwei weitere zu sich rief, die ihn aus einer gewissen Entfernung sicherten. Wir hatten aussergewöhnliches Glück. Sie alle waren polnischer Herkunft. Sie setzten uns ans Feuer, deckten uns mit warmen Decken zu, gaben uns einen heissen, starken Kaffee.

Später gab es ein wundervolles Frühstück. Gleich danach lief ich zum Graben. Beide Gräben auf der einen und auf der anderen Seite der jetzt leeren Strasse waren, wie weit das Auge nur reichen konnte, voll mit verschiedenen Waffen, vor allem Granaten und Panzerfäusten. Lieber Himmel! Ich hätte in der Nacht zwanzigmal in die Luft fliegen können, als ich mich der Strassengräben wie jeder anständige Fussgänger bediente. Im Wald war es sicherer. Als ich zurückkehrte, bekam ich von den schnell kaperenden Soldaten Pillen, die, wie es sich später herausstellte, meine Rettung waren. Man gab uns auch warme Wäsche und bestreute uns nach dem tüchtigen Waschen mit einem Pulver, DDT, einem angeblich radikalen Mittel gegen die Insekten.

So begann der zweite Tag unserer Freiheit, der unvergessliche dritte Mai. Auf der Strasse tauchten die ersten Deutschen auf. An diesem Tag überwogen die Fussgänger, es gab aber auch einige Fahrzeuge, Fuhrwerke und Radfahrer.

Wir standen mit den Soldaten quer zur Strasse und suchten unter den Wehrmacht-Soldaten nach SS-Männern. Der riesige Neger neben mir wartete ungeduldig, bis wir irgendeinen fanden, er schwor nämlich, sofort jeden zu erschiessen, nachdem er unsere Erzählungen gehört hatte, die ihm von seinen Waffenbrüdern übersetzt worden waren. Von Zeit zu Zeit schaute er zärtlich auf meine magere Gestalt und schlug mit dem Pistolenkolben jeden etwas besser aussehenden Deutschen, der ihm unter die Hände kam, ohne das Gummikauen zu un-

terbrechen. Er zischte dann und schob seine hervortretenden, massiven Kinnladen vor: «Concentration camp!» Und krachte ihn noch mal auf den Rücken!

Wir liessen keine Fahrzeuge durch, ausser den Fuhrwerken. In die Gefangenschaft konnte man zu Fuss gehen. Daneben auf der Wiese wuchs jetzt ein Haufen von Fahrrädern für uns. Jetzt änderten sich die Rollen. Wir brauchten noch anständige grosse Rucksäcke, weil die Tornister diese Lebensmittel, mit denen man uns beschenkte, nicht mehr fassen konnten. Wir nahmen also den Deutschen die Rucksäcke ab und beschlagnahmten bei dieser Gelegenheit die Lebensmittel, ich weiss übrigens gar nicht, wozu. Es gab keine SS, wir nahmen also wenigstens auf diese Weise Rache an der Wehrmacht.

Er ging direkt auf mich zu, hinkend, abgerissen und barfuss. An dem Stock hing ein kleines Bündelchen und Militärstiefel. In der Hand hielt er ein Stück Brot, das er im Gehen abbiss. Im Anflug von Wut stiess ich ihm das Brot aus der Hand und riss den Stock mit den Stiefeln und dem Bündel los. «Du Scheisskerl, du!» ... Er war sehr jung, er dürfte höchstens sechzehn Jahre alt gewesen sein. Er schaute mich mit seinen wässrigen, blassblauen Augen an, abgemagert und verschüchtert, wie ein geschlagener, herrenloser Hund.

Plötzlich begann sein Kinn mit dem spärlichen, noch nicht rasierten Haarwuchs zu zittern und über die mit Staub bedeckten Wangen flossen kindliche Tränen. Schluchzend tapste er weiter, gebeugt, mit herunterhängendem Kopf und liess auf dem Asphalt nasse Spuren seiner nackten und blutenden Füsse zurück. Ich schaute eine Weile auf diese geschwollenen, blutigen Füsse, auf die gebeugten, schwachen, von Weinen geschüttelten Schultern dieses minderjährigen Wehrmachtsangehörigen und plötzlich brach etwas in mir. Das Gefühl der Wut verschwand, ein Gefühl der Scham trat hervor. «Eh, du!» stiess ich aus der zusammengeschnürten Kehle in plötzlichem Anflug des Mitleids. Er duckte sich noch mehr zusammen, als ob er Schläge erwartete, hielt aber nicht an. Ich nahm schnell einen der beschlagnahmten, gefüllten Rucksäcke aus dem Graben, hob das Bündelchen mit den Stiefeln, das am Wege lag, auf, und mit dem Ruf «Du! Du!» holte ich den hinkenden Jungen ein. Es fiel mir nicht leicht zu laufen, ich hatte immer noch geschwollene Beine. Er schaute mich mit solchem Ausdruck in den Augen an, dass auch ich fast in Tränen ausbrach.

Ich habe doch richtig gehandelt? dachte ich auf dem Rückwege. Der Neger guckte mich aufmerksam an und rollte mit dem Weiss der kohlschwarzen Augen. Was dachte er in diesem Augenblick über mich? Wahrscheinlich, dass ich verrückt wäre! Vor allem, weil ich im nächsten Augenblick einen Deutschen ohne Pardon vom Fahrrad herunterzog. Es war ein Damenfahrrad. Der Deutsche hatte es bestimmt auch von jemandem beschlagnahmt, vielleicht sogar un-

ter den dramatischeren Umständen ... Dieses Fahrrad behielt ich für mich und legte darauf die weitere, einige Tage dauernde Reise zurück, die wir bald zu viert begannen.

Den jungen Wehrmachtsangehörigen sah ich nicht mehr. Vielleicht nahm ihn jemand auf einem Fuhrwerk mit. Wir überholten dafür einige Deutsche, denen wir die Fahrräder abgenommen hatten. Ihre Drohungen und Flüche verfolgten uns.

Lustig und beherzt radelten wir weiter.

Kapitel CVIII

«He! Wohin wollt ihr denn so eilig?» rief jemand, als wir ein grosses Fuhrwerk überholten, das mit einer Plane bedeckt war und von schweren mecklenburgischen Pferden gezogen wurde. Ludwik! ... Und aus der Zigeunerbude beugte sich bereits der verschlafene Jedrek. Wir hatten sie aus den Augen verloren, als man uns aus dem Zug in das grosse Lager überführte. Es stellte sich heraus, dass sie durch die Zäune geflüchtet waren, als sie bemerkt hatten, dass die SS-Männer ihre Storchennester verliessen. Sie beschlagnahmten ein Pferdefuhrwerk und begaben sich jetzt ohne Eile zur Milchkur nach Dänemark, wie sie mit grossem Ernst behaupteten. Allein der Gedanke an Milch verursachte mir Magenkrämpfe. Wir verabschiedeten uns in der Annahme, dass wir sie bald auf dem Sammelpunkt an der Elbe wiedertreffen. Einige Kilometer weiter gabelte sich die Strasse. Wir sollten nach Süden abbiegen, aber dort stand die MP und leitete uns nach Westen, wogegen die Deutschen nach Süden gehen mussten.

Am Abend erreichten wir ein grosses Dorf. Ein Bauer liess uns in seiner Mühle übernachten. Er flehte uns an, nicht zu rauchen, weil ihm die Mühle zusammen mit den Dutzenden von Mehlsäcken, die uns jetzt als Lagerstätte dienten, niederbrennen könnte. Als er uns «Gute Nacht» sagte, schloss er uns in der Mühle ein, ohne zu ahnen, dass wir vielleicht in der Nacht hinausgehen müssten. Seine Schuld! Wir verwischten sämtliche Spuren. Irgendwann wird er sie finden und sagen: Die polnischen Schweine ...

Die Elbe konnten wir nicht erreichen, weder an diesem Tag noch am nächsten. Zum Glück war es Anfang Mai, schön sonnig und warm. Die Kräfte kehrten uns mit jedem Tag, mit jeder Stunde zurück. Wir beeilten uns nicht und betrachteten

die Fahrt mit den Fahrrädern als einen wunderbaren, interessanten Ausflug. Mit anderen Worten: wir irrten ein wenig umher, ohne den richtigen Weg zu finden. Wir machten uns nicht viel daraus. Die Umgebung war schön, schwach besiedelt, also ruhig. Wenn man den fernen Artilleriedonner nicht hörte, könnte man zum Trugschluss kommen, es gäbe keinen Krieg.

Am dritten Tag erreichten wir schliesslich die richtige Strasse. Der Tag war nicht besonders, es regnete. Tausende von Menschen, Fahrzeuge aller Art, Waffen verschiedener Kaliber bedeckten die Hauptstrasse, die mit grossen Bäumen gesäumt war, auf denen junge grüne Blätter sprossen. Der Weg führte geradezu auf eine kleine Erhöhung, wo er sich dann in drei Richtungen gabelte.

Auf beiden Seiten des Hügels zogen sich auf einer grossen Fläche Felder oder Wiesen hin, die jetzt von dem gesammelten Militärmaterial des besiegten Feindes bedeckt waren. Der grösste Andrang herrschte neben dem direkt an der Strasse liegenden Lager der französischen Kriegsgefangenen, die unter den Deutschen, die in Gefangenschaft gingen, hin- und herliefen. Ihre Beute waren hauptsächlich die Personenwagen der deutschen Offiziere, denen man die Rangabzeichen herunterriss. Sie suchten SS-Männer, und wehe dem, den sie entdeckten.

Mit Mühe drängten wir uns durch diese Menge und suchten wenigstens kleine Lücken zwischen den eng nebeneinander fahrenden Fahrzeugen, zwischen denen wir geschickt manövierten, unter der Gefahr, jeden Augenblick von den Raupen der Panzer oder von anderem schweren Militärgerät zerdrückt zu werden.

An dieser am wenigsten dazu geeigneten Stelle rutschte mir die Kette ab. Da ich mich als letzter auf meinem Fahrrad hindurchzwängte, bemerkten meine Kameraden, die vorne fuhren, überhaupt nicht, dass ich zurückgeblieben war. Ich versuchte sie einzuholen, die unglückselige Kette glitt aber immer wieder ab und verlangsamte schliesslich die Verfolgung meiner Freunde, weil ich das Fahrrad schieben musste. Ich gab mich der Hoffnung hin, dass sie wohl an der Stelle, wo sich die Strasse gabelte, auf mich warten würden. Dort war es aber nicht möglich anzuhalten.

Die den Verkehr an der Kreuzung der Strasse regelnden Amerikaner teilten schnell und geschickt den nicht enden wollenden Zug. Die deutschen Kriegsgefangenen begaben sich nach rechts, die Zivilbevölkerung und die Flüchtlinge nach links, die ehemaligen Häftlinge der Konzentrations- und Kriegsgefangenenlager wurden dagegen geradeaus auf den Weg, der in das kleine Städtchen führte, geleitet. Dort war der Sammelpunkt eingerichtet. Auf dem Marktplatz waren Mengen von Häftlingen aus verschiedenen Lagern. Es waren auch Auschwitzer dabei, als ich sie aber fragte, ob sie meine Kameraden gesehen

hatten, konnten sie mir keine genaue Antwort geben. Sie rieten mir, im Städtchen zu bleiben, da meine Freunde ganz gewiss auftauchen würden. Das kleine Städtchen mit den Mengen von Gestreiften auf seinen Strassen erinnerte mich zu sehr an das Lager, als dass ich von meinen Kameraden annehmen konnte, dass sie hierbleiben würden. Meine Meinung teilte auch ein sympathischer Auschwitzer, mit dem ich eine Zeitlang sprach. Tadek erinnerte sich sogar an drei mit Rucksäcken beladene Radfahrer, die eine Weile auf dem Marktplatz geblieben, dann aber in unbekannte Richtung fortgefahren waren. Als er von den Einheimischen den kürzesten Weg, der zur Elbe führte, erfuhr, schlug er vor, mich bei der Suche nach meinen Freunden zu begleiten, womit ich gerne einverstanden war. Wir fuhren auf leeren Seitenwegen durch die Wälder, Haine und Siedlungen. Ohne Zweifel näherten wir uns der Elbe, leider mussten wir aber an die Übernachtung denken, weil der Abend an jenem düsteren und regnerischen Tag schnell begann.

Wir übernachteten in einer Schule unter vielen nebeneinander auf dem Boden liegenden Menschen.

Am nächsten Morgen, wenig ausgeschlafen und diesmal von Flöhen gestochen, fuhren wir weiter. Es wurde schön. In der Maisonnette nahm die Welt an Farbe zu und schillerte mit ihren blühenden Wiesen und Sträuchern. Wir waren ausgezeichnete Laune, weil wir die Nähe des grossen Flusses, des Ziels unserer Reise, spürten. Mittags stiessen wir auf einen verlassen und vernichteten Tross der deutschen Truppen am Rande eines Dorfes auf dem rechten Ufer der Elbe. So weit das Auge reichte, kampierten hier unter dem freien Himmel Tausende von Menschen, die auf die Überfahrt auf das andere Ufer warteten. Infolge der Kriegshandlungen war die Brücke zerstört worden. Die Alliierten bauten eine provisorische Pontonbrücke, sie liessen aber leider niemanden durch. Julek, Marian und Czesiek waren bestimmt hier, nur wie sollte ich sie in dieser Menge finden? Der Tag ging vorbei, und ich fand nicht die geringste Spur von ihnen.

In der Nacht schloss ich kein Auge. Die Scheune, in der wir eine Unterkunft fanden, war ein Platz, den sich die Pärchen aussuchten, um sich dort hemmungslos der Liebe hinzugeben. Das waren keine Häftlinge. Wir waren körperlich zu entkräftet, um an solche Sachen zu denken. Erst gegen Morgen wurde es etwas ruhiger. Als die Morgenröte kam, wurden wir von der Musik geweckt. Der «Campingplatz» war mit Radio versehen, in den Pausen zwischen der Musik wurden Nachrichten durchgegeben. Man sagte, niemand dürfe auf das andere Ufer der Elbe, aber die alliierten Behörden richteten eine Reihe von Sammelpunkten auf dieser Seite des Flusses ein, die äusserste Fürsorge gewährten, und man müsse sich dorthin begeben. Ein Transport wurde zusammengestellt, um schnell und leicht an diese Punkte zu gelangen. Also zurück dorthin, von wo wir unter solcher Mühe gekommen waren.

Resigniert, wollten wir bereits auf einen der bereitgestellten grossen Lastwagen steigen, als ich unerwartet Marian sah. Julek, Marian und Czesiek hatten sich in einem halbzerfallenen Bauernhaus niedergelassen. Sie nahmen uns feierlich nach einem vorhergehenden Bad im warmen Wasser, nach dem Wäschewechsel und gründlicher Entlausung in ihren Kreis auf. Wir nahmen uns vor, so lange an der Elbe zu bleiben, bis sich die Amerikaner entschlossen, uns auf die andere Seite gehen zu lassen. Aus den Planen, die wir den verlassenen deutschen Trossen abgenommen hatten, bauten wir ein herrliches Zelt, an dessen Spitze eine weissrote Fahne wehte und über dessen Eingang eine Tafel aus Pappkarton mit folgender Aufschrift in polnischer Sprache prangte:

«Hier wohnen fünf Jungens aus Auschwitz» und dazu in Englisch «Here are living five boys from KL Auschwitz», was von unserem Polyglotten Czesiek aufgesetzt wurde.

Vor dem Zelt brannte ein Feuer. Aus dem Topf duftete das Huhn, das ich briet. Niemand wollte es anrühren, so ungeniessbar war es.

Früh legten wir uns auf unsere bequemen Liegen im grossen Zelt. Das Geräusch des seit längerer Zeit fallenden Nieselregens wirkte einschläfernd. Es wurde Nacht.

Am Morgen sprangen wir hoch, plötzlich aus dem tiefen gesunden Schlaf gerissen. Die schwache Morgensonne schlug sich durch die über die Wiesen schleichenden Nebel hindurch. Über dem unsichtbaren Fluss herrschte eine Schiesserei. Ein unheimlicher Schrei aus Tausenden von Kehlen übertönte die durch den Lautsprecher verkündete Nachricht in englischer Sprache. Über unseren Köpfen zerfielen zischend Raketen.

Wir liefen vor das Zelt, um zu erfahren, was geschehen war. Czesiek verstand als erster: «Jungens!» schrie er enthusiastisch. Die Deutschen hatten die bedingungslose Kapitulation unterschrieben! Der Krieg ist beendet!... Hurra! ... Es lebe die Freiheit!... Es lebe der Friede! Weinend warfen wir uns in die Arme.